Zeitgenossen.

Biographien und Charakteristiken.

Vierter Band.

(XIII — XVI.)

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1819.

Zeitgenossen.

Vierter Band.

Zeitgenossen.

Vierten Bandes

Erste Abtheilung.

Rudolph Ackermann.

Von

J. C. Hüttner.

Rudolph Ackermann

wurde den 20. April 1764 zu Stolberg im sächsischen Erzgebirge geboren, wo sein Vater ein Sattler und Wagenbauer in gemächlichen Umständen war. Bei einem schweren Verhängnisse nahm dieser Gelegenheit, das Gefühl für Leidende in dem neunjährigen Knaben zu wecken. Viele erinnern sich nicht ohne Schaudern der schrecklichen Theurung, die in den Jahren 1772 und 1773 einen großen Strich von Europa betraf. Diese Heimsuchung wurde vornehmlich in dem kornarmen Erzgebirge stark empfunden. Unter andern litt Stolberg viel, und der Vater, welcher seine milde Hand reichlich aufthat, ließ alle Tage viele Stunden lang durch den kleinen Rudolph am Fenster Brod und Geld an die Dürftigen austheilen. Der Anblick des damaligen Elendes sank ihm, wie Ackermann seinen Freunden mehrmals versichert hat, so sehr in's Herz, daß er es niemals vergessen konnte, und von der Zeit an sich besonders geneigt fühlte, Unglücklichen zu helfen. Um das Jahr 1775 zog sein Vater nach Schneeberg, wo Rudolph auf der dortigen Stadtschule bis in das funfzehnte Jahr seine Bildung erhielt. Sehr wider seinen Willen mußte er sie dann verlassen. Er wünschte sehnlich, auch studiren zu dürfen, wie einer seiner ältern Brüder, aber dazu reichte des Vaters Vermögen nicht hin. Rudolph mußte sich nun gefallen lassen, bei seinem ältesten Bruder Friedrich das Sattler-Handwerk zu erlernen. Friedrich besaß einige Fertigkeit im Zeichnen, und wandte die Mußestunden dazu an, seinen Bruder Rudolph darin zu unterrichten. Letzterer beschäfftigte sich weit lieber mit der Reißfeder, als in der Werkstatt, wo er nur aus Zwang arbeitete, und er sog ohne Zweifel damals die warme Liebe für die zeichnenden Künste ein, in welchen er sich nachher so bedeutende Kenntnisse erwarb.

Die weite Welt zu sehen, war lange insgeheim der innigste Wunsch des jungen Rudolph gewesen. Kaum waren daher im Januar 1782 seine Lehrjahre verflossen, als er noch in demselben rauhen Monate, mitten in einem gewaltig kalten Winter und da die Landstraßen tief mit Schnee bedeckt wären, sich aus dem Hause seines Bruders aufmachte und nach der Hauptstadt Dresden ging. Der Hof-Wagenbauer Vogler erzeigte ihm dort große Gefälligkeiten und gab ihm ferneren Unterricht im Zeichnen. Aber sich frei fühlend, und den leisen Zuflüsterungen seines Genius gehorchend, der ihm sein Glück in fernen Landen zu zeigen schien, verließ er das schöne Dresden und dessen herzgewinnende Sitten schon nach drei Monaten. Er begrüßte zuvörderst das reizende, weltberühmte Leipzig, wo sich damals zwei seiner Brüder und eine Schwester aufhielten. Als er bei diesen Lieben eine kurze Zeit zugebracht hatte, reiste er gerade nach Basel. Nach einem kleinen Aufenthalte wurde er in dem nahen Hüningen mit dem damals sehr großen Wagenbauer Marter bekannt, der so viele Talente und Kenntnisse in dem jungen Manne entdeckte, daß er in ihn drang, bei ihm in Dienste zu treten. Ackermann konnte Anfangs den Gedanken nicht ertragen, daß er in eine Festung eingeengt leben sollte, schlug das Anerbieten aus, und ging nach Zürich; aber sein Freund Marter schrieb ihm so dringende Briefe, daß er endlich dessen Einladung annahm, und zu ihm nach Hüningen zog. Wirklich hat er die zwei Jahre, welche er dort zubrachte, nie bereut, weil sie zu den glücklichsten seines Lebens gehörten. Er bekam hier Gelegenheit, seine Kunstfertigkeiten auszubilden, und im Zeichnen und Ausmalen der Einfassungen und Wappenschilde an den Wagen Fortschritte zu machen. Hier lernte er auch lackiren, vergolden, und manche andre in sein Fach einschlagende Dinge, die ihm nachher von besonderem Nutzen waren. Desgleichen fing er hier zuerst an, französisch zu sprechen, denn Marter war ein geborner Franzose, der jedoch sehr gut Deutsch verstand. Ackermann, welcher die Schweiz nicht eher verlassen mochte, als bis er ihre berühmtesten Städte gesehen hätte, blieb noch ungefähr ein halbes Jahr in Lausanne und Genf.

Da er sich nun fertig auf Französisch ausdrücken konnte, und längst den Wunsch genährt hatte, die ge-

bildetste und merkwürdigste Stadt des festen Landes zu sehen, so eilte er zu Ende des Jahres 1784 nach Paris. Er übte hier seine Profession ungefähr noch ein Jahr, fand aber gleich nach seiner Ankunft, daß seine Fortschritte im Zeichnen und Malen für die Bedürfnisse einer so glänzenden Stadt nicht mehr hinreichten, und daß er noch sehr viel zu lernen hätte. Um dieß thun zu können, machte er es sich zum Gesetz, äußerst sparsam zu leben, und zur Erlangung seines Zweckes etwas Geld zurück zu legen. Es lebte damals in Paris ein gewisser Anton Carrossi, der wegen seiner vorzüglichen Geschicklichkeit in der Zeichnung von Equipagen-Mustern eines großen Rufs genoß. Damit nun Ackermann dessen Unterricht benutzen könnte, zeichnete er acht Monate für ihn unentgeltlich, und erhielt sich während der Zeit von seinen vorigen Ersparnissen. Auf diese Weise vervollkommnete er sich in seiner Lieblingsbeschäfftigung und machte sich gewissermaaßen von einer Profession unabhängig, die er bloß als Broderwerb und nothgedrungen getrieben hatte.

Carrossi war sein Freund geworden, und er konnte es nicht über das Herz bringen, ihm in's Licht zu treten; daher beschloß Ackermann, sich nach London zu begeben. Unterdessen hatte er eine Einladung nach Brüssel erhalten. Im Fache des Wagenbaues gab es damals, wie bekannt, auf dem ganzen festen Lande keinen berühmteren Mann, als Simons in Brüssel. Es arbeiteten in seiner Manufactur nicht weniger als 150 Leute. Der Sohn dieses reichen Mannes hatte Ackermanns Bekanntschaft gemacht, und seine Talente schätzen lernen, welche für eine Anstalt von solchem Umfange ein großer Gewinn waren, weswegen Simons unsern A. nicht nur auf das freigebigste belohnte, sondern ihm auch eigene Zimmer einräumte, wo er an seinen Zeichnungen und Malereien ungestört arbeiten konnte. Auch machte er A. zum Aufseher eines besondern Zweigs der Manufactur. Er blieb hier zwei Jahre, und so geachtet, so ganz in seinem Lieblingsfache, so betrauet, so gut bezahlt, würde er seinen Aufenthalt verlängert haben, wenn nicht die Revolution in den Niederlanden ausgebrochen wäre. Als er nun nach England abzureisen entschlossen war, äußerte Simons der Vater den Wunsch, daß Ackermann an der Wagenfabrik, die er für seinen Sohn,

Peter Simons, in Paris so eben anlegen wollte, Antheil nehmen möchte, und daß dann sein Sohn, der damals in Paris lebte, auch nach London kommen sollte, um dort den Wagenbau und so manches Andre noch gründlicher zu studiren.

Die Revolution in Frankreich, welche kurz nachher ausbrach, vereitelte diesen wohlangelegten Plan. Mittlerweile wurde Ackermann mit den ersten Wagenbauern in London bekannt. Wer hätte denken können, daß in einem Lande, wo diese Manufactur höher als irgendwo getrieben war, Ackermanns Talente selten und gesucht seyn würden! Aber es verhielt sich wirklich so. Mit Befremden und zu seiner Freude fand er, daß man seine Risse und Zeichnungen außerordentlich schätzte, vortrefflich bezahlte, und sie allen andern vorzog. So war gleich sein Anfang in England voll guter Vorbedeutung. Ueberdieß fand sein gerader, kraftvoller Charakter so viele Berührungspuncte mit dem offnen, unverstellten Wesen der Engländer; die Sitten der Insel glichen denen des biedern, zutraulichen Deutschen so sehr; die ganze englische Lebensart hatte für seinen schlichten, unverschrobenen Sinn so viele Vorzüge vor der französischen; und ein gewisses Etwas, das man empfindet, aber sich nicht erklären kann, schien ihn in der Themsen-Stadt, wo es ihm so wohlgehen, wo er dereinst reich und geehrt werden sollte, so herzlich zu bewillkommen, daß er mit Einem Male schlüssig wurde, sich auf dieser Insel, welche so vielen Hundert und Tausend Deutschen zum zweiten Vaterlande geworden ist, niederzulassen. Die Zerschlagung jenes Plans keineswegs bereuend, war er nun sogar froh, ihn vereitelt zu sehen.

Jetzt erhielt er sich damit, daß er für die Londner Wagenbauer Zeichnungen und Modelle entwarf. Zu gleicher Zeit legte er eine Zeichenschule an. In der damaligen Periode verfertigte er eine Zeichnung und ein Modell von einem Staatswagen, wofür ihm der große Kutschenmacher Goodall zwei Hundert Guineen bezahlte; und beide gefielen so sehr, daß Lord Fitzgibbon, der eben zum Statthalter in Irland ernannt war, sich einen Wagen darnach bauen ließ.

Bei solchen Einnahmen wurde es ihm leicht, etwas Geld zu sammeln, und daran zu denken, wie er festeren Fuß auf der Insel fassen könnte. Er miethete ein Haus in London und heirathete Miß Massey aus Cambridge, ein liebenswürdiges Mädchen voll häuslicher Tugenden. Ihre Räthlichkeit, ihre Ordnung und ihr Fleiß übertrafen selbst die seinigen. Beide Gatten lebten nur für einander, und sie beschenkte ihn in der Folge mit sieben gesunden, wohlgebildeten Kindern.

Um diese Zeit kam der österreichische Fürst Philipp von Lichtenstein nach London, wurde mit Ackermann bekannt, und faßte für ihn die herzlichste Freundschaft. A. konnte gleichsam über des Fürsten Börse gebieten, und dessen Marstall von zwanzig Pferden stand ihm jederzeit offen. Ein Lieblingspferd, worauf er oft in Gesellschaft des Fürsten ausritt, wurde von diesem, bei seiner Abreise, Ackermanns Aufsicht mit der Bitte anvertraut, daß A. es brauchen und dafür Sorge tragen möchte, bis er selbst wieder nach London zurückkehren könnte. Der Fürst bezahlte unausgesetzt für den Unterhalt des Pferdes, und auf seinem Sterbebette trug er seinem Bruder, dem Prinzen Ludwig von Lichtenstein, auf, A. einige rückständige Schulden zu bezahlen, und ihm, in seinem Namen, das gedachte Pferd zu schenken. Dieses Auftrags entledigte sich der Prinz Ludwig in einem Briefe voller Herablassung und Herzlichkeit.

Bis 1795 fuhr Ackermann fort, sich mit Rissen und Modellen für Kutschen, wofür ihn die Londner Wagenbauer reichlich bezahlten, sein Brod zu verdienen. Dieser Erwerbzweig würde auch während seines Lebens hinreichend gewesen sein; aber da A. voraus sah, daß er keinesweges nach seinem Tode zum Unterhalt seiner Familie hinreichen könnte, so gab er ihn ganz auf, und begann eine Kupferstichhandlung anzulegen, weil er sich von dieser, wenn sie einmal im Gange war, auch Nahrung für die Seinigen versprechen durfte, im Fall er ihnen entrissen werden sollte. Er miethete zu dem Ende ein Haus im Strand, einer von London's Hauptstraßen, und ob er gleich mit einem sehr mäßigen Capital anfing, so ging doch sein Handel im Großen und Kleinen so gut, daß er in kurzer Zeit nicht mehr hinlänglichen

Gelaß fand, und das Haus seines Nachbars Thelwall dazu kaufen mußte, welcher damals mit mehreren Demokraten der Staatsverrätherei angeklagt worden war, so daß nun in demselben Saale, wo bisher politische Klopffechtereien und Vorträge über Freiheit und Gleichheit waren gehalten worden, Ackermann, die vorhergedachte Anstalt erweiternd, eine viel größere Zeichenschule für achtzig junge Leute, unter Leitung der geschicktesten Lehrer, die im Lande aufzutreiben waren, stiftete.

Da dieß Alles über seine Erwartung glückte, so war es kein Wunder, daß auf einer Insel, wo auswärtiger Handel und innerer Verkehr eine in keinem andern europäischen Lande erreichte Höhe erstiegen haben, seine Plane sich mit seinem Gelingen erweiterten. Unter den englischen Kaufleuten ist es etwas Ausgemachtes, daß der inländische Handel den Vorzug verdient, weil er keinen Zufällen ausgesetzt ist, und das Meiste abwirft. Ackermanns Handel ist hauptsächlich von dieser Art; Kriege und auswärtige Sperrungen schaden ihm zwar, so wie andern Gewerbzweigen, aber stürzen können sie ihn nie, weil die meiste Nachfrage aus den drei brittischen Reichen und deren Colonien zu ihm kommt. Bei der Aussicht auf einen so festen Zustand seines Verkehrs ließ er also die mühsame Zeichenschule eingehen, und miethete im J. 1797 ein größeres und geräumigeres Haus, welches er jetzt noch bewohnt, und wofür er jährlich, an Zins und Abgaben, nicht weniger als vier Hundert Pf. St. bezahlt, wobei ihm noch alle Reparaturen zur Last fallen.

Von jetzt an gingen seine Geschäfte in's Große. Seine Handelsverbindungen dehnten sich täglich aus, seine Familie wuchs, seine Dienerschaft vermehrte sich, und die Anzahl der Leute, welche er für so verschiedenartige Arbeiten anzustellen hatte, nahm täglich zu; er mußte gleichsam offene Tafel für seine vielen Handelsfreunde halten, und überhaupt aus Nothwendigkeit Aufwand und ein Haus machen. Sein Kopf, seine erworbenen Kenntnisse und seine Erfahrungen erhielten nun freien Spielraum. Er versah sein großes Gewölbe mit hunderterlei Dingen, deren Namen, Nützlichkeit und

Schönheit man am besten in der vortrefflichen englischen Waaren-Encyclopädie des gelehrten Nemnich angezeigt und meisterhaft erklärt findet. Ackermann fing auch an, sehr geschmackvolle Rahmen für Gemälde und Kupferstiche machen zu lassen. Vornehmlich aber legte er eine Manufactur von Farben für Landschafts- und Miniatur-Maler an, welche so vorzüglich sind, daß sein Haus die besten in England liefert, ja die Nachfrage ist in diesem Zweige so stark, daß, ob er gleich alle Monate an zwölf Tausend Stück Farbentäfelchen (cakes of colours) macht, diese Zahl doch öfters nur die Hälfte der häufigen Bestellungen befriedigen kann.

Außerdem hat er für Zeichner und Maler ein dickes Kartenpapier erfunden (Ivory paper for miniatures), welches nicht nur ganz die Stelle elfenbeinerner Täfelchen vertritt, sondern sogar viele Vortheile über sie besitzt, indem man es weit wohlfeiler und in jeder beliebigen Größe haben kann. Das Korn desselben gleicht dem des Elfenbeins, und die Weiße ist reiner und ebenförmiger. Sodann sind alle seine Zeichenpapiere von besondrer Güte, eben so wie die farbigen und Goldpapiere. Sein Catalog von Kupferstichen, Zeichenbüchern, Aussichten, Medaillons, Jagdstücken, Bildnissen, Transparents und Caricaturen ist einer der reichhaltigsten in London. Von den großen Prachtwerken, die er veranstaltet hat, wird am Ende die Rede seyn.

Aber kein Handel läßt sich ohne Verlust führen. Auch Ackermann hat ihrer mehrere erlitten. Einer der empfindlichsten war die Fehlschlagung folgender Speculation. Im Jahr 1801 hatte er eine Methode erfunden, Tuch und alle andre Stoffe wasserdicht zu machen. Dafür ließ er sich ein Patent ertheilen, und verband sich mit zwei Associés in dieser Unternehmung. Der Eine, Namens Couteau, welcher Kaufmann in Amsterdam gewesen, aber durch die Revolution zu Grunde gerichtet worden war, sollte als ein Mann von Thätigkeit die Aufsicht über diese Manufactur führen. Von dem Zweiten, mit Namen Suardy, hatte man Ackermann eingebildet, daß er Freunde bei Hofe besäße und der Sache forthelfen könnte. Aber er irrte sich in Beiden. Die Unterstützung, welche Letzterer versprochen hatte, be-

stand in lauter Worten, und der Erstere wurde zum Schelm, machte einen falschen Wechsel von 500 Pf. St. auf Ackermann, und würde an den Galgen gekommen seyn, wenn A. nicht aus Großmuth den Wechsel bezahlt hätte. Er trennte sich nun von Beiden und gab diese ihm so verdrießliche Sache auf, wobei er an die drei Tausend Pf. St. einbüßte, dahingegen er ein großes Vermögen dadurch erworben haben würde, wenn er, bloß auf seine eigenen Bemühungen trauend, sie ganz allein betrieben hätte.

Als im J. 1805 die brittische Nation den Tod Nelsons, eines ihrer größten Helden, betrauerte und eine sehr feierliche Bestattung seiner Leiche veranstaltete, gereichte es A. zu nicht geringer Ehre, daß man ihn nicht nur die Zeichnungen, nach welchen der Sarg verziert werden sollte, machen, sondern auch diese Sache unter seiner Aufsicht ausführen ließ. Bei dieser Gelegenheit erhielt er Veranlassung, seinen Geschmack zu zeigen, und erntete viel Lob.

Wichtige Geschäffte riefen ihn im August 1806 nach Wien. Lord Moira, damals als General-Feldzeugmeister im Ministerium, jetzt zum Marquis v. Hastings erhoben und General-Gouverneur von Ostindien, ein besonderer Gönner von Ackermann, hörte davon und ersuchte ihn, die polnische Gräfinn Potoky unter seinem Schutze auf's feste Land mitzunehmen. Er ließ die Gräfinn in Zelle, besuchte seine Familie und Freunde in Sachsen, und begab sich dann nach Wien. In dieser gastfreien Kaiserstadt, welche kein Fremder betritt, ohne von den gutmüthigen Einwohnern Beweise herzlicher Freundschaft zu erhalten, wurde A. vortrefflich aufgenommen, besonders vom Fürsten Ludwig v. Lichtenstein, von dem edlen Menschenfreunde Grafen von Harrach, und von vielen andern würdigen Männern. Am Tage vor seiner Abreise speiste er beim sächsischen Gesandten, dem Grafen von Schönfeld. Es verbreitete sich eben ein Gerücht, daß die vereinigten Heere Sachsens und Preußens einen wichtigen Sieg über die Franzosen erfochten hätten. Hocherfreut wünschte ihm der Graf Glück dazu, und der Tag wurde in großem Jubel zugebracht. Müller, ein angesehener Wiener Kaufmann,

der nach der Türkei handelte, und sein alter lieber Freund war, begleitete A. bis nach Prag. Während sie unterwegs einander ihre Gedanken über die vermuthlichen Folgen des erwähnten großen Sieges mittheilten, hörten sie zu ihrem unaussprechlichen Erstaunen und Schmerz, daß der Ruf den Erfolg falsch vorgestellt habe, und daß die Franzosen, nach Gewinnung eines vollkommenen Sieges bei Jena, nach Sachsen vorrückten. Für Ackermann war diese Nachricht ein wahrer Donnerschlag, denn er war in Frankreich ein Augenzeuge von dem übermüthigen Betragen der Franzosen gewesen, denen seine Landsleute nun in die Hände fallen mußten. Er haßte dieses Volk, und hatte Ursache für seine eigene Sicherheit besorgt zu seyn, da in seinem Verlage manche harte, anzügliche Sachen wider Bonaparte erschienen waren, wegen deren auch Ack. unversöhnliche Rache von ihm zu erwarten hatte. Um die Zeit, da Bonaparte mit einer Landung in England umging, schrieb daher ein vertrauter Freund aus Paris an Ack., daß, im Fall diese Absicht ausgeführt und London eingenommen würde, er ja sogleich mit seiner Familie und aller seiner Habe flüchten sollte, weil sein Name unter denen der zu Aechtenden stände, und er selbst zur Hinrichtung bestimmt sey, so wie sein Haus dann sicher in einen Aschenhaufen verwandelt werden würde.

Der Graf Wrbna in Wien hatte ihm einen dringenden Empfehlungsbrief an den Grafen von Wallis, damaligen Vicekönig von Böhmen, mitgegeben, durch dessen Güte es Ack. leicht wurde, seinen Paß und Namen zu ändern. Er hielt sich eine Woche in Töplitz auf, welches voll von sächsischen Emigranten war, und reiste dann nach Dresden, wo er gerade zum französischen Commandanten ging, um seinen Paß unterzeichnen zu lassen. Da A. aus Oesterreich kam, von dessen Lage, Kriegsmacht und Meinungen dieser Franzose unterrichtet zu seyn wünschte, so gab er Ack. eine Privataudienz, war über die Maaßen artig gegen ihn, that eine Menge Fragen über jenes Land, und erhielt, wie er wähnte, sehr zuverlässigen Bescheid. A. nutzte die Stimmung des Mannes, um von ihm zu erfahren, welches der sicherste Reiselauf nach Hamburg sey, wenn man den damals in allen Richtungen marschirenden französischen

Heeren nicht begegnen wollte. Der Commandant gab ihm alle Auskunft, die er wünschen konnte, und seine Reise würde wenig Schwierigkeiten unterworfen gewesen seyn, wenn er hätte Postpferde bekommen können. Diese aber waren nun fast gar nicht zu haben, und wenn es ihm auch damit glückte, so stieß er doch hier und da auf französische Streifparteien. Dieß war unter andern der Fall auf der Straße von Nordhausen nach Magdeburg, wo sechs Mann von einer französischen Cavallerie-Colonne mit bloßen Säbeln auf seinen Wagen zugesprengt kamen. Er hatte einen alten, auf Pension gesetzten preußischen Major aus Töplitz, auf das Vorbitten von dessen Freunden, mitgenommen, weil dieser Offizier wegen der damaligen unglücklichen Umstände die Nichtbezahlung seines Jahrgehalts fürchtete, und in Hamburg bei einigen Verwandten Unterstützung zu finden hoffte. Beim Anblick der französischen Cavalleristen vergaß sich der preußische Major, zog eine der in der Kutsche befindlichen Pistolen hervor, und würde gefeuert haben, wenn ihn Ack. nicht daran gehindert und vorgegeben hätte, der alte Mann sey wahnsinnig und unter seiner Aufsicht. In Zelle fand Ack. die Gräfinn Potoky immer noch, mitten im Kriegsgewühl. Sie vermochte ihn, sie nach Pyrmont zu bringen, welches er auch versuchte, obwohl vergeblich. In und um Hamburg war es bisher sehr unruhig zugegangen, weil der brave Blücher dort mit den unendlich überlegenen Feinden gestritten hatte. Noch jetzt stand die französische Armee nur eine Stunde davon, und kam vor der Hand nicht in die Stadt, weil der commandirende Offizier sich gegen eine bedeutende Erkenntlichkeit anheischig gemacht hatte, ihr nicht beschwerlich zu fallen. Die französischen Offiziere ritten jedoch täglich nach Hamburg, wo Ack. vor seiner Heimreise nach England noch Geschäffte abzuthun hatte, und speisten im schwarzen Adler an der Wirthstafel. Dort wurde A. unter andern mit einem französischen Obersten N. bekannt, welcher ihm im Vertrauen den freundschaftlichen Rath gab, daß er Hamburg am folgenden Morgen verlassen möchte, weil die Franzosen ganz unerwartet in die Stadt kommen, und nicht nur alle Engländer aufheben, sondern auch alles englische Eigenthum, besonders alle englische Waaren, wegnehmen würden. Ack. machte unverzüglich Anstalten zur Abreise, miethete ein Schiff nach

Cuxhaven, und entdeckte sein Geheimniß zwei Engländern, den Herren Colquhoun und Hellinger, in seinem Wirthshause. Diese wollten Anfangs kein Wort davon glauben; aber, sich eines Bessern besinnend, packten sie bald ihre Coffer, und kamen am folgenden Morgen früh um fünf Uhr zu ihm. Am Tage nach ihrer Ankunft in Cuxhaven vernahmen sie, daß die Franzosen wirklich an dem Nachmittage desselben Tages, an welchem unsre drei Reisenden Hamburg früh verlassen, in diese Stadt eingerückt, und daß alles englische Eigenthum eingezogen und alle englische Unterthanen arretirt worden wären, ohne selbst die dort Ansässigen auszunehmen. Unter andern traf das harte Schicksal einen Herrn Humphrey, welcher Ack. genauer Freund war. Von dieser Zeit an sind Colquhoun (der Schwiegervater des reichen Oekonomen Coke in Norfolk) und Hellinger, welche er auf diese Art aus einem französischen Gefängnisse rettete, immer Ackermanns dankbare Freunde gewesen.

Fünf Packetboote, die der widrige Wind zurückhielt, harreten in Cuxhaven, und waren bis zur Ungebühr mit englischen Passagieren besetzt. Die Lage der Letzteren war desto mißlicher, weil sie stündlich die Ankunft der Franzosen aus Hamburg fürchteten. Ackermann befand sich auf dem fünften. Die kleine Reiseflotte hatte, als Fahrwind eintrat, eine ungewöhnlich stürmische Ueberfahrt von neun Tagen, wo sie endlich Harwich erreichte. Ack. Familie war seinetwegen in der peinlichsten Besorgniß gewesen, weil sie des widrigen Windes halber lange Zeit keine Briefe von ihm erhalten hatte.

Einer seiner ersten Gänge war zu Lord Moira. Da Ack. Gelegenheit gehabt, in Deutschland Manches von dem Thun und Treiben der französischen Heere zu sehen, so war er im Stande, diesem Minister eine Menge interessante Nachrichten zu geben, die sich nur von einem Augenzeugen erwarten ließen. Unter andern Triebrädern des Corsen war auch dieß, daß er durch Verbannung aller Rede- und Preß-Freiheit die Völker in beständiger Unwissenheit über die ihm nachtheiligen politischen Vorfälle zu erhalten suchte. Ackermann bauete auf dieses Uebel einen Plan, der seine Erfindsamkeit beweißt, und der, wenn er in's Werk gerichtet worden wäre,

der gemeinen Sache, ohne Gefahr und mit geringen Kosten, großen Vortheil, dem Tyrannen nicht wenig Unruhe, und dem Erfinder verdienten Gewinn zu Wege gebracht haben würde. Er verfertigte nämlich drei kleine Ballons von Goldschlägerhäutchen, jeden etwa drei Fuß im Durchmesser. Jeder derselben enthielt ungefähr drei Tausend gedruckte Zettel, die nur sechs Zoll in's Gevierte maßen. Mittelst einer besondern Vorrichtung ließ jeder Ballon alle Minuten dreißig solcher Zettel fallen. Lord Moira trug die Sache seinen Collegen vor; die Regierung gab die Kosten zum Versuche her, und im Sommer 1807 ließ Ack., in Gegenwart von 24 dazu ernannten Generalen und Kennern, die Ballons in Woolwich aufsteigen. Sie flogen südwärts über London, Salisbury und Exeter nach der See, und es wurden Ack. mehrere der herabgefallenen Zettel vom Lande zugeschickt. Der glücklich ausgeführte Gedanke erhielt den völligen Beifall der gedachten Commission, deren Bericht an das Feldzeugmeister-Amt höchst günstig lautete. Aber weil kurz zuvor im März das Oppositions-Ministerium, zu welchem Lord Moira gehörte, gestürzt, und ein anderes aus Pitt's Freunden bestehendes ernannt wurde, welches noch jetzt am Ruder ist, so unterblieb vermuthlich deswegen die Anwendung des Plans im Großen.

Im J. 1811 hatte A. das Unglück, seine treue Gattin zu verlieren, die ihm nicht nur als die Mutter von sieben hoffnungsvollen Kindern,*) sondern auch als Gehülfin in seinen großen und weitläuftigen Geschäfften ein wahrer Schatz war.

Bald nach der unvergeßlichen Völkerschlacht bei Leipzig im October 1813 erhielt er von dem vorher erwähnten und wahrhaft verehrungswürdigen Grafen von Schönfeld einen äußerst rührenden Brief, worin er ihm die Folgen der großen Treffen vom 16. bis 19. October, die auf und zwischen seinen beiden Gütern Störmthal und Liebertwolkwitz geliefert wurden, beschrieb, Folgen,

---

*) Von diesen starb ihm ein dreizehnjähriger Sohn, Johann, zu Frankfurt am Main, im März 1818.

die für die Bewohner der Schlachtgegend, und besonders für den Grafen und seine Unterthanen, entsetzlich waren. Die Franzosen hatten alle Häuser niedergebrannt, alles Vieh weggenommen; wer sein Leben und die Kleider auf dem Leibe retten konnte, der achtete sich glücklich. Es gieng auch in England ein förmliches Memorial aus Leipzig an die brittische Nation ein, unterzeichnet von den Herren Banquiers Frege und Comp., Reichenbach u. Comp., und Joh. Heinr. Küstner u. Comp., und bescheinigt von dem damals regierenden Bürgemeister Hrn. D. Singemann. Diese Documente, so wie die dort gedruckte Nachricht von der Völkerschlacht, ließ Ack. schnell in's Englische übersetzen und drucken; und da er die Anstalt traf, daß die Lettern stehen blieben, so erschienen mehrere Ausgaben nach einander, und in Zeit von zwei Monaten wurden an zehn Tausend Exemplare theils verkauft, theils weggeschenkt. Der Empfang milder Beiträge für die Leidenden begann von Stund an.

Die weitläuftige Correspondenz, welcher sich Ack. von diesem Augenblicke an unterzog, und die übrigen rastlosen Anstrengungen, die er mit Hintansetzung seiner eigenen mannigfaltigen Geschäffte, und sogar mit Vernachlässigung seiner Gesundheit machte, kann man sich nicht wohl vorstellen, ohne sie gesehen zu haben. Sich selbst als Nebensache ansehen, und den Beistand der Nothleidenden zur Hauptangelegenheit machen, vermögen nur die Edelsten: aber wer diese Höhe von Selbstverleugnung erreicht, der erhält den höchsten menschlichen Lohn, *) einen Platz unter den Howards.

Viele wohldenkende Engländer, und vornehmlich die Deutschen in London, unter denen es reiche, wohlhabende und geachtete Männer gibt, beklagten zwar das große Elend der Leidenden in Deutschland, und waren willig selbst zu helfen, aber Keiner hatte den Muth zu hoffen, daß in England etwas von Bedeutung zur Linderung der deutschen Noth gethan werden könnte. Der Winter

*) Quid homini potest dari majus, quam gloria, et laus, et aeternitas? Plin. Epp. III. 21.

war durch ganz Europa einer der kältesten; selbst in England, wo man den Krieg bereits für geendigt ansah, brach große Noth aus; Manufacturisten und Fabricanten dankten ganze Schaaren ihrer Arbeiter ab, welche brodlos wurden; und Collecten, Aufforderungen und Subscriptionen füllten einen großen Raum in jedem Zeitungs-Blatte. Bei so bewandten Umständen schien es verwegen und ungereimt, eine neue Subscription, besonders für Ausländer, erwarten zu wollen. Ackermann allein wußte eine so schwere Aufgabe zu lösen, und verzweifelte allein nicht. Er erbat sich zuvörderst die Mithülfe des würdigen Dr. Steinkopf, Predigers in der Savoy in London, eines Mannes, auf den sein Vaterland, Würtemberg, stolz seyn kann. Sodann versammelte Ack. in seinem Hause etwa zehn Männer, deren Wohlwollen, Erfahrung und Einfluß er längst kannte. Mit diesen ging er zu Rathe, wie man es anzufangen habe, um eine allgemeine Geldunterzeichnung nicht nur für Sachsen, sondern für ganz Deutschland und die Länder deutscher Zunge zu bewerkstelligen. Ein Haupthinderniß bestand darin, daß schon eine sogenannte patriotische Gesellschaft in London existirte, welche den deutschen patriotischen Vereinen Unterstützung zufließen ließ, nun aber aufhören mußte, wenn Ackermanns größerer Plan gelingen sollte. Etliche Mitglieder setzten sich wider die Auflösung der Gesellschaft, ja sogar Männer, von denen man es nicht hätte erwarten sollen: aber Ack. ging zum Präsidenten der patriotischen Gesellschaft, dem Herzoge von Sussex, und bat ihn, dieselbe aufzuheben, und dafür den Vorsitz bei der neuen Societät zu übernehmen. Der Herzog ließ sich gleich willig dazu finden und trug in der patriotischen Gesellschaft auf Dissolution derselben an, welche durch eine Stimmenmehrheit beschlossen wurde. Unmittelbar darauf lud Se. K. Hoh. die Mitglieder ein, dem neuen Vereine beizutreten, welches die Meisten thaten, so daß nun ein sehr ansehnlicher Ausschuß erwuchs, welcher einen Aufruf an die sämmtliche brittische Nation ergehen ließ, und eine öffentliche Versammlung nach einer der größten Tavernen der Altstadt London beschied. Er nannte sich the City Committee. Ack. hatte über ein so unerwartetes Gelingen eine viel größere Freude, als wenn ihm ein reichbeladenes Schiff eingelaufen wäre, weil er auf diese Art viele

der

der wichtigsten Männer in sein Interesse gezogen und die Hauptschwierigkeit überwunden hatte.

Er bildete sofort in seinem Hause einen Ausschuß für Westmünster, in derselben Absicht. In diesem hatte er das Vergnügen, mehrere königliche Prinzen, beide Erzbischöffe des Reichs, viele Bischöffe, Lords und angesehene Männer, unter dem Namen the Westminster-Association, zusammen zu bringen. Diese Gesellschaft machte ihn zu ihrem Secretair, und er bekam H. Watson, einen sehr achtungswerthen Mann, zu seinem Gehülfen.

Zwei Committeen, die sich durch Rang, Vermögen, Verdienste und Einfluß so sehr auszeichneten, baten, wie sich denken läßt, nicht vergeblich für Deutschland. Ein Tausend Pfund nach dem andern wurde voll, und man weiß, wie schnell und pünctlich die Rimessen in Deutschland eintrafen. Aber der glücklichste Vorfall war, daß der Erzbischoff von Canterbury es bei dem ersten Minister dahin brachte, dem Prinzen Regenten eine Botschaft an das Parliament anzurathen, welches hundert Tausend Pf. Sterling für die bedrängten Deutschen bewilligte. Ackermann und sein College legten diese Summe in Schatzkammer-Scheinen in die englische Bank, und gewannen dadurch mehr als tausend Pfund Zinsen, ehe alle die Wechsel, welche sie drei Tage nach Sicht auf die Bank zogen, bezahlt waren. Diese Zinsen wurden, auf Ackermanns Vorstellung, den Waisenhäusern zu Halle und Pirna übermacht.

Könnten wir hier die Dankbriefe mittheilen, welche Ackermann während dieser ganzen, unglaublich mühsamen, und zum Theil angstvollen Zeit aus allen Gegenden von Deutschland erhielt, so würde man erst recht deutlich sehen, wie viel Gutes er damals stiftete. Aber es wird hinreichend seyn, nur das Hauptsächlichste auszuheben.

Am 1. Mai 1816 hatte sich der Ausschuß von Westminster in dem Palaste des Erzbischofs von Canterbury zu Lambeth versammelt, um Ackermanns Rechenschaft über die Verwendung der Hülfsgelder zu empfangen.

Der Erzbischof und die übrigen Mitglieder gaben ihm bei dieser Gelegenheit in den wärmsten Ausdrücken zu erkennen, wie hoch sie seine Verdienste um die leidenden Deutschen schätzten; besonders dankte man ihm dafür, daß er die Parlamentsgelder mit so wenigen Unkosten zu versenden gewußt hätte. Der nun verstorbene Minister, George Rose, und der berühmte Wilberforce, welche auch zur Committee gehörten, trugen darauf an, daß der Verein ihm ein silbernes Gefäß, als Zeichen der Erkenntlichkeit, mittelst Stimmenmehrheit verehren sollte. Ackermann lehnte dieß ab, denn er mochte nicht, daß die Herren des Ausschusses, nachdem sie schon so freigebig zur Subscription beigetragen, und so viel Zeit aufgeopfert hatten, neue Unkosten seinetwegen haben sollten. Er mußte also wenigstens ein Dank-Votum annehmen, und Lord Kenyon schlug vor, daß es mit goldnen Buchstaben auf feines Pergament geschrieben werden sollte. Ack. aber wollte von keinen solchen Ausgaben hören, und bat bloß, daß ihm der Erzbischof von Canterbury die Ehre erzeigen möchte, das Dank-Votum eigenhändig zu schreiben, welches der Primas des brittischen Reichs auch that. Das Votum lautete so:

(Uebersetz.)

In einer Zusammenkunft des allgemeinen Ausschusses der Association von Westminster zur ferneren Unterstützung der Deutschen, die durch den Krieg gelitten haben, am 1. Mai 1816, im Palaste zu Lambeth gehalten, wurde einmüthig beschlossen, dem Hrn. Ackermann, im Namen des allgemeinen Ausschusses, Dank abzustatten, daß er die Mühe eines der Secretaire desselben unentgeltlich übernommen, und besonders, daß er die Rechnungen über die sowohl vom Parlamente bewilligten, als die durch milde Beiträge zusammengebrachten Gelder zur Hülfe der durch den Krieg in Noth gerathenen Deutschen mit außerordentlicher Geschicklichkeit geführt, und dabei die unverdrossenste Sorgfalt angewendet hat. Desgleichen wurde beschlossen,

„daß der Erzbischoff von Canterbury ersucht werden „sollte, dieß dem Herrn Ackermann zu eröffnen."

(Uebersetz.)

Palast in Lambeth,
den 3. Mai 1816.

Mein Herr,

Es gewährt mir besondres Vergnügen, daß ich beauftragt bin, Ihnen den einstimmigen Dank des allgemeinen Ausschusses, von dessen Verrichtungen beikommender Aufsatz das Mehrere besagt, für die unentgeltlichen Dienste bekannt zu machen, welche Sie durch die geschickte Verwaltung einer Secretariatsstelle in demselben geleistet haben. Dieser Auftrag ist mir um so erfreulicher, weil ich mehrmalige Gelegenheit gehabt habe zu sehen, wie sehr sowohl ihre örtliche Kenntniß der Noth-Auftritte in Deutschland, als Ihr Eifer und Ihre unermüdliche Beharrlichkeit in Beförderung der wohlwollenden Absichten des brittischen Volks, welche die Committee in's Werk zu richten suchte, derselben von Nutzen gewesen sind.

Ich habe die Ehre zu seyn,

mein Herr,

Ihr treuer und ergebener Diener

C. Cantuar.

(d. i. Carl, Erzbischof von Canterbury.)

Seine Majestät, der König von Sachsen, geruhete, ihn mit dem sächsischen Verdienstorden zu beehren, und ließ ihm solches durch höchstseinen Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Herrn Grafen Detlev v. Einsiedel, in den gnädigsten Ausdrücken anzeigen. Der Dresdner Hülfsverein überschickte ihm zum Andenken eine Vase und zwei Gruppen aus Meißner Porzelan, von unübertrefflicher Schönheit. Die Leipziger ökonomische Gesellschaft wählte ihn im October 1815 zum Mitgliede, und übersandte ihm ihr Diplom in den schmeichelhaftesten Ausdrücken. Die Hamburger Gesellschaft zur Beförderung der Künste und nützlichen Gewerbe ernannte ihn schon im December 1814 zu ihrem Mitgliede, und übersandte ihm ein Diploma, nebst einer sehr geschmackvollen goldnen Medaille. Die Züricher Hülfs-Gesellschaft übermachte ihm folgendes Diplom:

„Große Thaten werden durch Kronen und Diademe belohnt; aber je wohlthätiger sie sind, je lieblicher lohnt sie auch nur ein Eichenkranz, oft gar nur ein freundlich gereichtes Vergißmeinnicht. Ein solches Blümchen nur bietet dem in London unter den edlen Britten lebenden edeln Deutschen, Herrn R. Ackermann, aus dem Voigtlande, berühmt durch die beispiellose Anwendung seines Glücks und seines Einflusses für Erhaltung und Labung seiner zu Boden gedrückten deutschen Brüder und ihrer Waisen, ohne Rücksicht auf nähere leibliche oder geistige Bande, die Hülfsgesellschaft in Zürich an, durch Uebersendung dieses Diploms, das Ihme die Ernennung zum Ehrenmitgliede ihres Vereins mit Ehrfurcht anzeigt, durch ihren Präsidenten

Zürich,
23. November 1815.
(L. S.)

Hans Caspar Hirzel,
M. D. u. s. w.“

Mehrere Ehrenbezeigungen, die Ack. erhielt, zu erwähnen, wäre vielleicht hier nicht am rechten Orte. Doch würde es unverzeihlich seyn, nicht zu erwähnen, wie sehr die würdigen Häupter und Honoratioren seiner Vaterstadt, Stolberg im sächsischen Erzgebirge, sich beeifert haben, ihm ihre Achtung und ihren Dank an den Tag zu legen. Bei einer Feierlichkeit, an welcher die ganze Stadt Theil nahm, wurde sein Name von den Schülern gekrönt, seine Verdienste in eindringlichen Reden gelobt und in Gedichten besungen, und seine jungen Landsleute, durch das Beispiel seines musterhaften Benehmens von früher Jugend an, zur Nachahmung aufgemuntert. Ja, als Ackermanns ältester Sohn vor einem Jahre in Deutschland war, und mit seinem Vetter aus Auerbach einige Zeit nachher die Stadt besuchte, wiederholten die wackern Stolberger das Fest, so gut es in der Geschwindigkeit möglich war.

Im Jahr 1812 fing Ackermann an, sich der Gasbeleuchtung im Innern seines Hauses zu bedienen, und er war der erste in London, welcher praktisch bewies, daß dieß mit Vortheil geschehen konnte, und so diese ökonomische Erleuchtung durch sein Beispiel einführte.

Im Jahr 1817 fing er an, Versuche mit dem Steindrucke zu machen, welche so sehr gelangen, daß er hofft, ihn endlich zu derselben Vollkommenheit zu bringen, welche er in Deutschland erreicht hat. Die Reise, welche er in dem laufenden Jahre dorthin unternahm, hatte hauptsächlich diesen Zweck.

In diesem Jahre führte er ebenfalls die große Wagenverbesserung ein, welche H. Lankensperger in München erfunden hat, und aller Wahrscheinlichkeit nach wird auch dieser Versuch in England Eingang finden.

Er hat seit einigen Jahren in seinem Hause einen großen Saal eingerichtet, wo erlesene englische und auswärtige Pracht- und Kunstwerke, Mappen mit Kupferstichen, Holzschnitten und lithographischen Blättern, Gemälde, Zeichnungen, Journale u. d. gl. beständig zur Ansicht da liegen. Hier hält er im Winter wöchentlich *einmal* sogenannte Conversationen, zu denen er die vorzüglichsten Künstler und Autoren in London und viele vornehme Kunstfreunde einladet; auch findet man dort Reisende, die an ihn empfohlen, oder von seinen Freunden vorgestellt werden.

Ackermann ist in dem ganzen kunstliebenden Europa als der Verleger mehrerer Prachtwerke bekannt, welche seinen Namen gewiß auf die späte Nachwelt bringen werden. Die vorzüglichsten darunter sind die Geschichte der Westminster-Abtei, die Geschichte der Universitäten Oxford und Cambridge, und die Geschichte der großen öffentlichen Schulen in England. Für Liebhaber der Historie, des Alterthums und der Kunst in England werden diese herrlichen Werke immer von unschätzbarem Werthe bleiben. Ihr Preis steigt mit jedem Jahre, da nur eine kleine Anzahl von Exemplaren gedruckt worden ist, und in kurzer Zeit werden sie gar nicht mehr zu haben seyn. Sein Microcosm of London, ebenfalls ein Prachtwerk, ist ein überaus nützliches und angenehmes Buch, woraus man London's Merkwürdigkeiten gut kann kennen lernen. Vor etlichen Jahren erschien bei *ihm*: The picturesque Tour of Dr. Syntax, ein komisches Gedicht von *Combe*, nach Zeichnungen von *Rawlinson*. Dieß Werk fand außerordentlichen Beifall, in-

dem sieben Ausgaben, oder an zwölf Tausend Exemplare verkauft wurden; und es geht noch immer gut. Ein zwar kleines, aber für ernsthafte Leser, welche Kunstliebhaber sind, ungemein schätzbares, von ihm verlegtes Werk sind die Religious emblems, being a series of engravings on wood; by *Nesbit*, *Branston*, *Clennel* and *Hole.* 2te Ausgabe, 1810. Es enthält eine Reihe glücklich erfundener und wohlausgeführter Holzschnitte über religiöse Gegenstände, mit Erklärungen. Dieß ist eins von seinen Lieblingswerken, welches auch in Frankreich großen Beifall erhalten hat.

Gerhard und Karl v. Kügelgen.

Von

H. Z.

Gerhard und Karl von Kügelgen.

Die Kunst ist der Natur geliebtestes Kind. Sie geht unmittelbar aus ihrem Schooße hervor, und ruht kindlich fromm an ihrem Busen, so lange sie lebt. Darum macht die Kunst den Künstler einfach, wahr, bescheiden und kräftig; denn in seinem Herzen schlägt der volle, lebensfrische Puls der Natur. Sein Blick nach außen ist hell und frei, erhaben über das Beschränkte, und klar in der Ferne; in sich gekehrt aber ist er deutungsvoll, innig und tief. Sein Spiegel ist die Einbildungskraft des Gemüths; sein Gegenstand, das Göttliche in der Natur.

Es gibt Künstler, denen die Natur den Stempel ihrer Weihe sichtbar aufgedrückt hat; doch ragt in Einigen mehr das Kindliche, in Andern mehr das Kräftige hervor. Beides gestaltet sich vielfach verschieden, nicht selten sogar in üppiger, oder mißfälliger Form, je nachdem das Reine und Wahre in dem Herzen des Künstlers sich freier und lebendiger erhalten hat, oder nicht. Denn auch der Künstler lebt in und mit der Welt, und diese, die im Argen liegt, übet oft mit der Zeit feindliche Gewalt aus auf das Gemüth und den Willen des unverdorbenen Zöglings der Natur.

Zu den wenigen Künstlern, in denen eine glückliche Mischung des Einfachen, des Wahren und des Kräftigen, auch über die äußere Körperform, über Haltung und Ton im Leben, jenen milden Ernst, jene bedeutungsvolle Anmuth, und jenes heilige Feuer des innern Na=

turdienstes, welche durch den Zauber der Bescheidenheit — der wahren Pasithea, der Grazie des Homeros — in eine Form verschmolzen, die Physiognomie des ächten Künstlers bezeichnen, sichtbar ausgegossen hat, ohne daß die Zeit und die Welt das reine Gebilde der Natur verwischen konnten, gehören die beiden Kügelgen. Es ist merkwürdig, daß dieselbe Stunde der Geburt beiden eine täuschend ähnliche Körperform gab; daß in beiden derselbe Sinn für die bildende Kunst erwachte, doch in jedem einen andern Gegenstand, in dem Einen die Zeit und den Menschen, in dem Andern den Raum und die Natur, sich erwählte; daß endlich, wer die Brüder sah, eben so in ihrem Aeußern die Weihe zum Künstler, als in ihren Werken das Eigenthümliche ihres höheren Gemüths und ihrer unverfälschten Naturbildung erblickte.

Die folgende Darstellung ihres einfach schönen Künstlerlebens ist von einem Manne verfaßt, der beiden Brüdern nahe stand, von ihrer Jugend an bis in ihre spätern Verhältnisse. Sein Bericht ist treu, und die Nachwelt wird ihn aufbewahren.

H.

Gerhard von Kügelgen,	Karl von Kügelgen,
Historien- und Porträtmaler, Mitglied der Akademien von St. Petersburg und Berlin, Professor an der Akad. zu Dresden.	Landschaftsmaler, Mitglied der Akademien von St. Petersburg und Berlin.

Die Zwillingsbrüder, Gerhard und Karl von Kügelgen, sind geboren zu Bacharach am Rhein, den 6. Januar 1772. Ihr Vater war daselbst churcölnischer Hofkammerrath. In Rense, bei Coblenz, lebte der Großvater. Die Kinder erhielten von ihren Aeltern, die in sehr glücklicher Ehe mehr in Behaglichkeit, als in bedeu-

tenden Glücksumständen lebten, eine sorgfältige Erziehung, besonders in der Furcht des Herrn.

Die Lehren sehr ehrwürdiger Kapuziner, denen die innere Geistes-Entwickelung vorzüglich überlassen war, wurzelten tief in den zarten Gemüthern. Sowohl Frömmigkeit als sittliches Streben, wie auch kluge, nicht wörtlich erlernte Antworten bei dem Katechisiren, zeichneten die Zwillinge vor allen Mitschülern aus. Ihre Aehnlichkeit war in der zarten Kindheit so groß, daß selbst die Mutter nur durch Bezeichnung mit verschiedenfarbigen Bändern sich gegen die Namenverwechselung sichern konnte. Bei ihrem Heranwachsen und noch in den späteren Jahren fanden die sonderbarsten Verwechselungen Statt, wie man sich Aehnliches wohl bei einer doppelt herumwandelnden Person vorstellen kann.

Früh entwickelte sich bei den Brüdern die Neigung zum Bilden, und schon im 10ten Jahr fing der Aeltere an, Porträte nach der Natur zu zeichnen, ohne eine andere Vorübung gehabt zu haben, als man so häufig in den spielenden Zeichenbeschäfftigungen der Knaben gewahr wird.

Mit leisem Federumriß und schwacher, mit dem Pinsel aufgetragener Tuschschattirung zeichnete er sprechend ähnlich den Vater und fast alle Verwandte und Hausfreunde, unter denen sich mancher venerabilis barba capucinorum gar stattlich ausnahm. Sein späterhin bewundertes Talent, Individualitäten aufzufassen, war in diesem Spiel der Jugend schon deutlich zu erkennen. Der jüngere Bruder verrieth eben so früh seine Neigung zu landschaftlichen Gegenständen, und er fing eben so früh an, nicht nur große Blätter nach den Merian'schen Abbildungen der Rheingegenden mühsam mit der Feder nachzubilden, sondern übte sich auch zeitig nach der Natur an einzelnen Bruchstücken, wozu die vielen Ruinen seiner Vaterstadt und die ganze Umgebung hinreichenden Stoff darboten. Was nicht wenig zur Erregung ihres Kunsttriebes beitrug, war, daß zwischen ihrem 6ten und 12ten Jahre die Aeltern erst sämmtliche Kinder in Pastell und später sich selbst hatten in Oel malen lassen, wodurch die auf Farben weit mehr als auf Confect begie-

rigen Kinder in ihrem stillen Treiben immer eifriger wurden. Aber am Ende nahm die bunte Sudelwuth dergestalt überhand, daß die Spielgelder zum Farben-Ankauf nicht mehr ausreichen wollten; und nun wurde die Entdeckung gemacht, daß der Bach gar mancherlei farbige Steinchen auswürfe, welche zerrieben eine unversiegbare Farbenquelle eröffneten. An Kreide und Kohlen war auch nie Mangel, und das weitläufige Wohnhaus bot so viele Wandflächen dar, daß bald in allen Winkeln und Gängen die fratzenhaftesten Gestalten zum Vorschein kamen. Ermahnungen vermochten dem eingerissenen Unwesen nicht mehr zu steuern; es ergingen also von den Aeltern die geschärftesten Befehle, wodurch man die verrückt gewordenen Kinder von ihrem Wahnsinn plötzlich zu heilen gedachte. Man besorgte überdem nicht ohne Grund, daß diese Liebhaberei die Knaben gänzlich von ihrem Schulunterrichte abhalten möchte, der wirklich bei dem ohnehin langweiligen Vortrage etwas vernachlässigt wurde. Die armen Knaben konnten aber ihr farbiges und unfarbiges Machwesen eben so wenig lassen, wie die Vögelein im Walde das Zwitschern. Es wurde verstohlen gekünstlert, sogar in der tiefen Nacht, beim schwachen Lichte einer Lampe, ja sogar beim lieben Mondschein. Als man ihnen das Licht nahm, verbargen sie Oel und Docht in einem Fingerhut.

So hatten die Zwillinge ihr 14tes Jahr vollendet. Es mußten nun zu ihrer Bildung ernstere Anstalten getroffen werden. Das Gymnasium in Bonn, noch nach jesuitischem Zuschnitt, nahm die Jünglinge auf, die bei vernachlässigten Vorkenntnissen, dennoch zum Fleiß gewöhnt, bald zur Zufriedenheit aller Lehrer die bedeutendsten Fortschritte machten: denn zu ihrem weiteren Fortkommen in der Welt war dieß der einzige, ihnen vom Vater bezeichnete Weg. Diesem frommen Manne erschien die Kunst selbst weniger verächtlich als gehässig; glaubte er doch, bei so mancher ihm bekannt gewordenen lockern, ja liederlichen Persönlichkeit der Künstler, etwas Sündhaftes in ihrem eitelen Treiben entdeckt zu haben!

Die jungen Leute waren noch nicht 17 Jahr alt, als der Vater starb. Die weichere Mutter gab jetzt den Bitten ihrer Lieblinge in so weit nach, daß sie dem

Aelteren, der ihr der verrückteste schien, endlich bewilligte, sich ganz der Kunst zu widmen. Der verdienstvolle Historienmaler Januarius Zick in Coblenz übernahm seinen Unterricht. Der jüngere Bruder, den man auf dem Gymnasium für den ausgezeichnetsten Schüler hielt, sollte fortstudiren, und es stand ihm bei den vornehmen, viel vermögenden Freunden seines verstorbenen Vaters eine glänzende Laufbahn bevor, die er nach vollbrachten Studien in Wien im Collegium der auswärtigen Angelegenheiten beginnen sollte. Doch im Buche der Vorsehung stand es anders. Nach einem halben Jahr nämlich trat der junge Mensch plötzlich vor die Mutter hin, die, diesen keineswegs erwartend, ihn für den älteren Zwilling hielt, und erst nach langem Hin- und Herreden sich von der komischen Verwirrung erholen konnte. — „Lieber ein armer Maler, als Minister," das war nun die Losung! Eine Henne, die Enten ausgebrütet und zum ersten Male ihre Jugend in das Wasser stürzen sieht, ist nicht betretener, als es hier die Mutter war bei so gänzlich verkehrter Gemüthsart ihrer Kinder.

Was war anders zu machen, als nachzugeben? Der sehr talentvolle Landschaftsmaler Schütz in Frankfurt am Main sollte nun des Jünglings Bildung übernehmen; allein er war ein abgelebter 70jähriger Mann, und der junge Kügelgen merkte bald, daß von eigentlichem Unterrichte gar nichts vorkam. Er schrieb also schon nach drei Monaten der Mutter, daß der Meister oft in mehreren Tagen seine Arbeiten nicht ansehe, und auch dann ihm nur immer zurufe: recht brav! nur weiter! Und daß, wenn er bei dem Großvater wohnen dürfte, wo ihm die ganz nahe Stadt Coblenz Originale vollauf darböte, der alte Großvater ihm eben so gut: recht brav! nur weiter! werde zurufen können, und zwar unentgeltlich.

Dieß war der Mutter sehr willkommen; denn nach des Vaters Tod, welcher im Dienste des Churfürsten von Cöln seine Wohlhabenheit meist nur seinem guten Gehalte zu verdanken gehabt hatte, befand sich die Mutter mit zwei Töchtern und drei Söhnen, deren ältester schon auf der Universität war, in sehr beschränkten Vermögensumständen.

Die Zwillinge wohnten nun wieder beisammen; denn der Aeltere, der schon bedeutend schnelle Fortschritte gemacht hatte, war indessen auch zum Großvater gekommen.

Es wurde jetzt mit neuer Lust und mit rastlosem Fleiß gearbeitet. Doch behielt der Maler Zick, welcher in der nur zwei Stunden von da entlegenen Stadt Coblenz wohnte, die Leitung ihrer Studien, und machte bei den ihm von Zeit zu Zeit vorgelegten Arbeiten seine Bemerkungen.

So war wieder ein Jahr verflossen, als die Begierde, die herrlichen Kunstschätze der Stadt Mainz zu sehen, die beiden Brüder zu einer Lustreise nach jener Stadt veranlaßte. Der Aeltere fand daselbst durch sein schon nebenbei entwickeltes Talent, Miniatur zu malen, sehr lohnende Beschäfftigung. Zufällig wurde hier von ihnen die Bekanntschaft des Historien- und Porträt-Malers Fesel aus Würzburg gemacht. Dieser Mann, — ein strenger Schüler von Mengs und enthusiastischer Verehrer der Kunst, — gewann die jungen Talente lieb, und nahm die beiden Brüder unter sehr geringen Bedingungen für die Beköstigung in sein Haus. Für den Unterricht, den er äußerst gewissenhaft ertheilte, nahm der edle Mann keine Bezahlung. Nach einem halben Jahre schon munterte der brave Meister seine Zöglinge auf, Beweise ihrer Talente ihrem Landesherrn zur kräftigeren Unterstützung vorzulegen, damit vielleicht in Dresden oder gar in Rom eine höhere Schule besucht werden könnte. Bald wurde nun vom Aelteren sein eignes Porträt als Kniestück in Lebensgröße, und von dem Jüngeren die ganze Stadt Würzburg auf einer großen Leinwand dargestellt.*) Damit geleitete des guten Meisters Segen die frommen Schüler nach Bonn.

Maximilian Franz, Erzherzog von Oesterreich und Churfürst von Kölln, ein Fürst, dem seine heitere, stets frohlaunige Gemüthsart noch allgemeinere Liebe

*) Diese beiden Bilder sind jetzt in Bonn, in dem Saale der dortigen Lesegesellschaft auf dem Rathhause, noch zu sehen.

erwarb, als seine Freigebigkeit, stutzte, als er die wunderbar sich gleichenden Zwillinge mit ihren großen Bildern vor sich stehen sah. Da er sich um Alles bekümmerte, so waren sie ihm durch ihre Auszeichnung auf der Schule schon bekannt geworden; deswegen äußerte er sein Bedauern, daß sie nicht fortgefahren, sich zum Staatsdienste auszubilden, denn Maler könne er gar nicht brauchen. Indeß sah er bald die kecken Jünglinge an, bald die großen Bilder, und sagte endlich: „Ich verstehe zwar nichts von Malerei, aber das sehe ich doch, daß ihr ein Paar ganze Kerls seyd." Also wurde, besonders durch die Mitwirkung eines liberalen, alles höhere Streben gern befördernden Mannes, des Kammerpräsidenten Freiherrn von Spiegel zum Diesenberg, der schon als Vorsteher des Gymnasiums die jungen Leute wegen ihres Schulfleißes liebgewonnen hatte, und der des Fürsten erster Liebling war, den angehenden Malern ein Jahrgehalt von 200 Ducaten auf drei Jahre bewilligt, womit sie versuchen sollten, in der, allen Kunstverwandten heiligen Roma ihre schöne Naturgabe ferner auszubilden. Auch ließ der Fürst sein Bildniß von dem älteren Bruder malen, welches ganz vorzüglich wohl gerieth. Bei den Sitzungen trugen Se. königl. Hoheit kein Bedenken, sich dem jungen Menschen, zu dessen nicht geringer Verwunderung, ganz in Ihrem so komischen, als gutherzig lustigen und witzsprudelnden Humor zu zeigen. Alles, selbst der Papst, ja der eigene Bruder Kaiser mußte dem erlauchten Witzbolde zur Zielscheibe dienen. Doch daß er die Arbeit mit 24 Carolin zu würdigen geruhte, dünkte dem jungen Maler das Witzigste.

So sehen wir nun unser junges Künstlerpaar mit herrlichen Empfehlungen von hoher Hand an Cardinäle und Prälaten, und mit allem Nöthigen versehen, auf ihrer Wanderschaft nach Rom begriffen, und zwar, nach Pilgerart, zu Fuß. Es war der 4te Mai 1791, als sie von der weinenden Mutter und den Geschwistern Abschied nahmen. — Wie mag ein Ungeweihter sich einen Begriff machen von der Seligkeit eines jungen, von der ersten Liebe zur Kunst ergriffenen, Gemüthes, das nun ganz nach seinen Wünschen dem selbstgewählten, hartnäckig erkämpften Berufe, mit Fähigkeit und Mitteln

wohl ausgerüstet, froh entgegen zog? — Mit jedem Schritte glaubten die muthigen Malerhelden eine Eroberung gemacht zu haben, die näher zum Ziele führte. Schon lag hinter ihnen das schöne Tyrol; doch minder freundlich begrüßte die der Sprache fast ganz Unkundigen das herrliche Italien. Nach dortigem Brauch verhandelten sie sich contractmäßig einem Hauderer oder Vetturino, der sie für eine bedungene Summe nach dem Orte ihrer Bestimmung bringen mußte. So kamen sie der Siebenhügelstadt immer näher, und — wie schlug ihr Herz, als sie endlich in der Tagesfrühe, wie die Nebel sanken, mit einem Male die hohen Zinnen von St. Peter in der Morgensonne vor sich glänzen sahen! Doch als sie eintraten in die heiß ersehnte Stadt, wie sonderbar, daß die alte Königin der Welt die phantastischen Jugendvorstellungen eben so wenig befriedigte, als die gespannte Einbildungskraft der unerfahrnen Pilgrimme Künstler und Kunstwerke, die sie noch nicht beurtheilen konnten, weit unter der Erwartung fand!

Es ließe sich ein anziehendes Seelengemälde entwerfen von dem Zustande eines kräftigen, nach hohem Ziele trachtenden Genius, der urplötzlich mitten in einem Meere von Kunstbildern auf und nieder taucht, und Werke betrachtet, die als Ausbeute vieler Jahrhunderte, so verschieden an Bedeutung, Inhalt und Sinnen=Anmuth, dennoch alle gepriesen werden, obgleich sie unter einander im vollkommensten Widerspruch zu stehen scheinen. Welche Verschiedenheit, und dennoch alles Meisterwerke! Was ist nachzuahmen, was zu vermeiden? Auch die lebenden Künstler so vieler Nationen, die das Schöne hier vereinigt, stehen in demselben Widerspruch befangen. Je mehr man fragt, je widersprechendere Urtheile werden vernommen. — Nun denke sich jeder selbst den Kampf und die Zerrissenheit unserer jungen Kunstgesellen! Doch wen kein äußeres, gewichtiges Wort überzeugt, den läßt wenigstens die innere Stimme nicht verloren gehn, und was so individuell sich aus dem Innern gestaltet, wird sicher den Stempel der Originalität an sich tragen. Also begaben sich beide Brüder weder in die Schule eines einzigen Meisters, noch wollten sie die Führung ihrer Studien dem Rathe einer fremden Stimme unterwerfen.

Gerhard, der Aeltere, fand nur in den Antiken jene Harmonie, die sich in nichts widerspricht, und was ihm diese in der Schönheit menschlicher Form darstellten, das zeigten ihm Raphaels Werke in der Schönheit menschlichen Ausdrucks. Dieser große Künstler verstand die Alten mehr in dem Geiste als in der Form nachzuahmen; und reicher und kräftiger in dem Gebiet der Farben, als jene in der beschränkten Plastik, entfalten uns seine Werke die reichste Anthropologie veredelter Menschheit. Gerhard hatte nun seinen Angelstern gefunden.

Karl, der jüngere Bruder, betrat einen ungebahnteren Weg. Zwar sagte ihm am meisten der große Lothringer zu, durch die inhaltsvolle, in das Gemüth dringende Zusammensetzung seiner Naturscenen; aber in der reichen und lieblichen italiänischen Natur leuchtete das Grün der Wiesen und Bäume doch ganz anders in dem krystallnen Sonnenlichte. Zudem wollten die klumpigen Bäume, ungeachtet ihrer schönen Zusammenstellung, und die dunklen Massen seiner Gründe, so wenig als die etwas nachlässige Behandlung im Darstellen jeder einzelnen Form, am wenigsten aber die Gestalten, welche seine Landschaften beleben, ihm Gegenstände dünken, der Nachahmung würdig. Poussins große, mehr in Massen gehaltene Compositionen gefielen ihm ebenfalls wohl, wie auch Salvator Rosa und Swanevelt; aber sie waren ihm zu manierirt in der Ausführung. Von Niederländern hat Rom keine bedeutende Vorbilder aufzuzeigen. Unser junge Mann beschloß also, sich kühnlich und getrost an die liebe Natur selbst zu halten; indeß fand er aber doch gerathen, seine Nachahmungsfähigkeit erst durch einiges Copiren auszubilden. Auch in dieser Hinsicht hätte er sich am liebsten dem herrlichen Gelée nachgemodelt, allein es war ihm zu solchen Nachstümperungen — der Ultramarin zu theuer. Nun wurden nach verschiedenen andern Meistern bei weitem mehr Copien angefangen, als vollendet; doch bald ging es in Tivoli ganze lange Sommer hinter einander mit wahrem Eigensinn an das Zeichnen nach der Natur. Zur Meisterschaft gelangt man nicht mit einem Sprunge, aber ein so mühsamer Weg, wie der hier bezeichnete, ist dem Kriechen einer Raupe zu vergleichen.

In dieser Zeit durchstürmte der französische Revolutionskrieg immer wilder das ganze Europa, und von dem Sturze großer Ländermassen wurden auch die Quellen mit verschüttet, aus denen sich bisher erquickt hatte, wer stolz und frei und froh den Musen diente. Kein Geld mehr vom Hofe, kein Geld mehr von der Mutter! — und die armen Brüder sahen sich verlassen in dem fernen Rom und verschuldet.

Da ward ein junger Livländer, Namens Johann Schwarz, ein so gemüthlich als genialischer Mensch, der Freund der beiden Zwillinge; und aus dieser Freundschaft entwickelte sich der Faden ihrer ganzen folgenden Geschichte. Schwarz erbot sich, auf seiner schon beschlossenen Rückreise nach Deutschland den älteren Bruder mitzunehmen, wo sein Talent im Portraitmalen ihm bald eine reiche Erwerbsquelle öffnen würde. „Wenn sie zu Fuß reisten, reiche das Reisegeld für beide hin.“ —

Der Vorschlag wurde angenommen, und mit blutendem Herzen trennte sich das Zwillingspaar den 15. Febr 1795. Der Landschaftsmaler hatte in Rom einige klein Bestellungen auf Bilder erhalten, und machte bald dar auf die Bekanntschaft des berufenen reichen Lords Bristol, der nicht nur mehrere fertige Arbeiten kaufte, son dern auch den jungen Künstler mit Bestellungen über häufte.

Unterdessen hatte des Aelteren Talent in Münche eine sehr erwünschte Aufnahme gefunden. Eines Mor gens, als er sich im Beschauen der herrlichen Meister werke jener Gallerie vergnügte, sah er auf einmal eine wunderlichen kleinen, schwarz gekleideten Mann auf sic zugehen. Es war Lord Bristol, der den mit Aufträge in Rom zurückgelassenen jüngeren Kügelgen leibhafti vor sich zu sehen glaubte. Er fand es unbegreiflich, wi ein armer Maler ihm, dem reichen Lord, der mit Extr post, durch Tag und Nacht, über Hals und Kopf vo Rom gekommen, habe den Vorsprung abgewinnen kön nen! Das Außerordentliche solch' eines doppelten Mer schen entzückte den, nichts so sehr als das Ordentlich hassenden Engländer über alle Maaße. Nun wurde diesem Bruder, eben so wie dem jüngeren, reichliche B

stellungen angetragen; ja es wurde ihm sogar, wenn er nach Rom zurückkehren wolle, auf unbestimmte Zeit ein Jahrgehalt von 100 Ducaten angeboten, damit er ruhig seine Studien fortsetzen möge.

Der junge Künstler schwankte. Dorthin winkten ihm Italien und die Kunst, allein die Unsicherheit jedes Planes und jeder Hoffnung in einer so verhängnißvollen Zeit, auch das Unzuverlässige in den Versicherungen eines grillenhaften Engländers: dieß und Mehreres machte ihn bedenklich. Endlich bestimmte seinen Entschluß die Ankunft seines Freundes Schwarz, der von Lausanne kam. Dieser drang in ihn voll Liebe, er möchte ihm nach Riga folgen, in das väterliche Haus, wo er wie ein Kind würde aufgehoben seyn.

Unmöglich konnte der gute Gerhard den Bitten eines Freundes widerstehen, der im Augenblicke der Noth mit ihm sein Reisegeld brüderlich getheilt hatte, und da er die beschwerliche Reise von Rom nach München mit der vollen Summe bequem im Wagen machen konnte, dem Freunde zu Liebe, mit ihm den ganzen Weg zu Fuß gegangen war. Durch solchen Edelmuth hatte sich der brave Livländer ein Recht an seine Dankbarkeit erworben. Mit wundem Herzen entfernte sich nun der liebende Bruder immer weiter von seiner in Rom zurückgelassenen anderen Hälfte; mit wundem Herzen mußte er seitwärts der Heimath vorbei ziehen, wo ihm der Krieg das Wiedersehn der Seinigen verwehrte. Im September 1795 kamen beide Freunde in Riga an, wo Kügelgens Persönlichkeit sowohl, als sein Talent, die erfreulichste Aufnahme fand.

Unterdessen war der Andere sehr beschäfftigt in Rom zurückgeblieben. Da kam das verhängnißvolle Jahr 1796. Wie ein Damm aus seinen Ufern tritt, so brachen die französischen Revolutionsheere von allen Seiten über die Grenze. Mantua wurde belagert, und nicht lange mehr war man sicher in dem friedlichen Rom, wo schon täglich unglückweissagende Wunder vom geängsteten Volksaberglauben ausgebrütet wurden. Die Madonnenbilder schlugen die Augen auf, und hoben die Arme gen Himmel. Jetzt zogen die Fremden nach allen Seiten

hinweg, und unter ihnen auch Lord Bristol. Zwei J
gendfreunde, die rühmlichst bekannten Gebrüder Ro
berg, trafen mit Kügelgen in gleicher Verlegenheit
Rom zusammen. Man berathete nicht lange, und m
frischem Jugendsinn ging es wohlgemuth über die bla
Berge dem Vaterlande zu, und zwar zu Fuß nach fro
mer Pilgerart. Es war eine beschwerliche, abenteu
liche Reise. Die beiden Romberg gingen nach Wi
und waren bei ihrem Freund Beethoven wie zu Hau
Kügelgen ging nach Berlin, wo er von seinem römisch
Freunde, dem Architecten Gentz, wie ein Bruder a
genommen wurde. Obschon es seinen Arbeiten hier ni
an günstiger Aufnahme fehlte, so zog ihn doch das H
dem Bruder nach. Im Jahre 1797 umarmten sich
Zwillinge in Riga. Ihre Aehnlichkeit war noch so gr
daß der Neuangekommene allgemein mit dem Aelte
verwechselt wurde; ja einige irrten sich sogar, we
beide im vollen Lichte neben einander standen.

Die politischen Verhältnisse wurden jetzt immer v
wickelter. In solcher Zeit mochte das Vaterland d
jungen Künstlerpaare an keinem Orte einen bequem
Weg zu ihrem Fortkommen zeigen; allein, da einm
das Talent dem Glück Gelegenheit geben muß, so
schlossen die Brüder, sich in der großen Kaiserstadt St. P
tersburg zu versuchen. Nach einem kurzen Aufenth
in Reval wurden die zarten Südländer in der pra
vollen Residenz, bei einer Kälte von 32 Grad Reaum
sehr unfreundlich empfangen. Es war in dem har
Winter von 1798 zu 99. Doch so unsanft und r
diese Höhe des Nordens den fern her kommenden Pi
auch anfallen mag; so gefällig und zuvorkommend w
er von dessen Bewohnern aufgenommen. Vorzüg
wird ein junger Mann von Talent wohl schwerlich
irgend einem andern Orte sich eines so schmeichelha
Empfanges zu erfreuen haben, als in St. Petersb
Der Portraitmaler wurde mit äußerst einträglichen
beiten vom Hofe und vom Publicum überhäuft, und
Landschaftsmaler erhielt vom Kaiser Paul eine Anstell
als Hofmaler mit 3000 Rubel Gehalt.

Der ältere Kügelgen sah sich nun bald in der L
um die Hand einer Fräulein Zöge von Manteuffel

halten zu können, die wegen ihrer Talente und Liebenswürdigkeit in allgemeiner Achtung stand. Er hatte sie bei seinem Aufenthalte in Reval kennen und lieben gelernt. Ein solches Bündniß mit einer der vornehmsten Familien des ehstnischen Adels konnte nur nach einem sehr interessanten Roman überwundener Schwierigkeiten zur Reife gedeihen. Mehrere Jahre später ereignete sich zwischen dem andern Bruder und einer jüngeren Schwester dasselbe; allein erst nach einer Prüfungszeit von sechs Jahren wurde das erwünschte Ziel erreicht. Der Anstand konnte nicht weniger verlangen, als daß die Familie Kügelgen von Adel sey, welches um so leichter zu bewerkstelligen wurde, da ihre Vorfahren nur aus Mangel eines diesem Stande entsprechenden Vermögens auf diese ehmals der Familie anklebende Von-schaft Verzicht gethan hatten.

Nachdem der Portraitmaler mehrere Jahre verheirathet in Petersburg gelebt und durch ungeheuren Fleiß ein bedeutendes Vermögen erworben hatte, kehrte er in das geliebte Vaterland zurück. Dies geschah 1804. Im Sommer desselben Jahres unternahm der andere Bruder, dessen Roman noch in voller Gährung war, seine erste Reise nach der Krim. *)

Wir sehen jetzt den älteren Kügelgen in der herrlichen Rheingegend wandeln und mit Frau und Kind den Armen der würdigen, unaussprechlich geliebten Mutter entgegen eilen. Hier ließ er eine Zeit lang die Seinigen geborgen, indem er sich die süße Wehmuth nicht versagen konnte, das von dem Raube so vieler

*) Nach einer Nachricht aus Ehstland vom Januar 1817 (im Kunstblatte Nr. 10. 1817), machte der russ. kais. Cabinets-Maler, Karl von Kügelgen, diese Reise in Verbindung mit dem berühmten Alterthumsforscher, dem Etatsrath v. Köhler. Beiden ertheilte der Kaiser nicht nur die Erlaubniß dazu, sondern ließ auch jedem 1000 Rubel zustellen, und sie mit den wirksamsten Empfehlungen unterstützen. Eine Krankheit aber nöthigte den Hrn. v. Köhler, im folgenden Winter die Krim zu verlassen, und nach Petersburg zurückzukehren.
A. d. H.

Kunstschätze aufgeblähte Paris zu besuchen, um seinen Künstlergeist an dem Anblick seiner ihm in Rom innig werth gewordenen alten Heiligen zu erbauen. Wie herzlich begrüßte seine Seele die vertrauten Freunde — die ach, so viel sagten in ihrer Stummheit! — mit dem tiefen Seufzer: was hat man euch gethan! Hätte ihn doch damals eine geheime Stimme getröstet: daß es nur ein höhnender Besuch sey, den diese Kunsthelden alter besserer Zeit in der Hauptstadt des menschlichen Leichtsinns und Uebermuths abzulegen genöthigt worden wären!

Bald nach seiner Rückkehr starb ihm die geliebte Mutter. Das im Franzosenthum befangene Vaterland des alten Rheins war ihm ohnehin widerlich geworden, und verlor nun den letzten Reiz. Da beschloß er, im Mai-Monat 1805, an der Elbe sich niederzulassen, in Dresden, das ihn durch seine reichen Kunstschätze und durch seine herrliche Gegend so wonniglich anzog! Mit Schmerz und Wehmuth wandte er der fremd gewordenen Heimath den Rücken.

Der Landschaftsmaler war unterdessen nach einem Aufenthalt von 14 Monaten aus der Krim zurückgekehrt. Seine Arbeiten wurden mit Beifall gesehen; aber in seiner Liebes- und Leidensepoche nicht Ruh noch Rast findend, bat er um neuen Urlaub, der ihm, wie das erste Mal, nebst Reisegeld bewilligt wurde.*) So sehen wir ihn den dritten Sommer das durch Klima, Alter-

*) Nach der oben angeführten Nachricht erhielten die krimischen Zeichnungen des Hrn. von Kügelgen den Beifall des Kunst liebenden und kennenden Monarchen. Kügelgen war daher entschlossen, sie in Oel auszuführen. Allein beim Anfang der Arbeit glaubte er das Charakteristische mancher Gegend in seiner Zeichnung nicht tief genug aufgefaßt zu haben; er bat daher den huldvollen Monarchen, eine zweite Reise nach der Krim unternehmen zu dürfen, um seiner Arbeit die möglichste Wahrheit geben zu können. Dem Kaiser gefiel diese Unzufriedenheit des Künstlers so wohl, daß er ihm auch diese Bitte gewährte, und zur Bestreitung der Reisekosten wieder 1000 Rubel auszahlen ließ.

A. d. H.

thum und die herrlichste Natur so anziehende Taurien nach allen Richtungen durchreisen. Er zeichnete nicht nur merkwürdige und interessante Gegenden mit der größten Treue und Sorgfalt auf, sondern führte auch bei fleißigen Nachforschungen ein genaues Tagebuch. Endlich trat Kügelgen mit mehr als 200 genauen Umrissen nach der Natur, im Herbste 1806, die Rückreise an, und war so glücklich, die Erlaubniß zu erhalten, bei dem Schwiegervater seines Bruders auf dessen Landgute zu erscheinen, der im folgenden Jahre sein Schwiegervater wurde, und die Zwillinge durch noch engere Verwandtschaft verband, indem sie nun auch Schwäger wurden. Hierauf ließ sich unser Künstler, den Natur und Studium gereift hatten, mit einer über Alles geliebten zwanzigjährigen Gattin von Neuem in Petersburg nieder. Seine Arbeiten wurden gesucht, und noch gegenwärtig erfreut er sich der Achtung und der Liebe des Publicums.

Doch schon rissen die Kriegsbegebenheiten auch die entfernten nördlichen Länder nach und nach in den allgemeinen Strudel. Der Friede von Tilsit wurde von den klugen Köpfen nur als Waffenstillstand angesehen, und es war mehr zu wünschen als zu hoffen, daß die Kaiserstadt von einem Besuch des Weltstürmers verschont bleiben möchte. Was würde unter solchen Umständen aus unserem Maler geworden seyn? Die Folge einer solchen Katastrophe würde ihm höchst wahrscheinlich seinen Gehalt entzogen haben. Indem er so mit Familie, auf dem höchsten Gipfel seines Glücks, um seine Zukunft bekümmert war, stand ihm ein liebender Freund zur Seite. Es war ein sehr reicher russischer Edelmann, Namens Slobin. Dieser öffnete dem besorgten Künstler einen Zufluchtsort an dem schönen, entfernten Wolga-Ufer, wo er ihm einen ganzen Flügel seines prächtigen Hauses einräumte und ihn mit Wohlthaten überhäufte. Doch hatte Kügelgen nur mit Bewilligung seines Hofes diesen Schritt gethan, und sich mit dem Freunde auch nicht länger als auf fünf Jahre verbunden. Beide arbeiteten jetzt voll Begeisterung an schönen Entwürfen zur Bildung der Jugend, für welchen Zweck der edle Slobin eine Lehranstalt gegründet hatte.

Unterdessen näherte sich die Zeit, in welcher Bonaparte seinen Heereszug nach Rußland vorbereitete. Da-

mit bedrohte aber auch zugleich die größte Gefahr den mit Glücksgütern reich gesegneten Slobin, welcher auf seinem Landsitze, wo er mit asiatischer Pracht lebte, nicht mehr sicher war. Kügelgen hatte sein ganzes Vermögen bei dem Freunde stehen, und nahm es, zur rechten Zeit gewarnt, mit bedeutendem Verlust zurück.

Jetzt sah er sich abermals in einer traurigen Lage. In Weltgeschäfften unerfahren, wie unser Maler war, ließ er sich verleiten, eine in dasiger Gegend sehr vortheilhaft scheinende Zuckerfabrik aus Runkelrüben anzulegen. Er war froh, durch solchen Gewerbfleiß, den das Bedürfniß damals zu rechtfertigen schien, sein und seiner Familie Glück gesichert zu haben; auch führte er das Geschäfft mit unglaublichem Eifer und Thätigkeit.

Der Feind kam indeß immer näher, Moskau brannte, die Fabrik ging schlecht, und der reiche Freund Slobin starb bei gänzlich ruinirtem Vermögen. Zwar wurde endlich der Feind auf's Haupt geschlagen, und jede Brust athmete freier; aber die Fabrik hinkte und hinkte, bis sie gänzlich darnieder lag.

Nun brachte Kügelgen bei sehr geschwächter Gesundheit, nach einer Abwesenheit von beinahe sieben Jahren, im Januar 1815, sein Nest mit vier Kindern in die Arme der liebenden Schwiegereltern nach Ehstland zurück. Das Vermögen war verloren, aber nicht der Muth, und der Druck von Schulden brachte neue Kraft-Hebel in Bewegung. In seiner Einsamkeit waren, nebst andern Bildern, dreißig Ansichten von der Krim fertig geworden, nicht so bedeutend durch Größe, als durch die sorgfältigste Ausarbeitung. *) Diese überreichte der fleißige

---

*) Der Meister hatte, unter 240 der Natur getreuen Umrissen von merkwürdigen Gegenden der Krim, eine Auswahl von 50 Landschaftsbildern getroffen, welche die schönsten Gegenden zeigen sollten, die sich durch ihre Eigenthümlichkeit von denen in andern Ländern sprechend unterschieden. Aus ihnen stellte er binnen 7 Jahren eine Krimische Gallerie dar; allein wieder nicht mit jedem Bilde in gleichem Grade zufrieden, traf er unter den 50 Bildern abermals

Meister seinem Monarchen in Petersburg, welcher sie nicht nur huldreichst aufnahm, sondern auch bei dem Künstler mehrere Bilder bestellte, welche er ihm auf dem Lande in dem Schooße seiner Familie und Verwandten zu vollenden gestattete. Der 71jährige Schwiegervater war einige Monate nach Zurückkunft der geliebten Tochter, schwach und lebenssatt, in ihren Armen entschlafen. Seitdem hausete Kügelgen mit den Seinen bei der zwar schon wohl betagten, aber durch Frömmigkeit und Heiterkeit des Geistes ganz besonders liebenswürdigen Schwiegermutter und einem Schwager, Heinrich v. Mannteufel auf Kurkel, mit dem er schon lange in dem brüderlichsten Verhältniß gestanden. In diesem schönen Landleben, in einer sehr reizenden Gegend, faßte der Künstler den Entschluß, ein schon längst angekündigtes Werk über die Krim, in Form einer malerischen Reise, herauszugeben, welches dem Publicum gewiß eine freudige Erscheinung seyn wird.

---

eine Auswahl von 30, welche er dem Kaiser im J. 1816 zu überreichen das Glück hatte. Dieser nahm sie nicht nur huldreich auf, sondern ließ ihm auch ein Geschenk von 10,000 Rubeln nebst einem kostbaren Ring zum Beweise seines Wohlgefallens zustellen. Zugleich befahl er, diese schöne Bilderreihe (jedes Bild ist eine Arschine breit und ¾ Arschin. hoch,) zur Verzierung eines großen Saals im Palast auf Kammoi Ostrof, seinem Lieblingsaufenthalte, anzuwenden. Kenner versichern, daß der Künstler die Natur des Landes in ihrer vollen Wahrheit auf die Leinwand überzutragen gewußt habe. In der Sammlung des Künstlers bemerkt man Abbildungen von den Felsenwohnungen der Anachoreten zu den ersten Zeiten des Christenthums, die Ruinen genuesischer Städte und Festungen, Denkmäler alttatarischer Baukunst, die patriarchalischen Wohnungen der Tatarn und ihre anmuthigen Baumgärten, die nicht selten zwischen eingestürzten Ruinen und Felsen liegen; auch die Ansichten der neuangelegten Städte und ihrer Umgebungen haben für den unterrichteten Beschauer ein vielfaches Interesse. Die Vollständigkeit dieser Darstellungen verdankt H. v. K. theils der Bekanntschaft des damals in Achmedsched wohnenden Naturforschers, des verstorbenen Etatsraths **Pallas**, theils den Nachweisungen mehrerer in der Krim ansässigen, gebildeten Griechen, mit denen er sich italiänisch verständigen konnte. S. d. n. Kstbl. Nr. 10.

A. d. H.

So war der getäuschte Landschaftsmaler, mit aller Klugheit und Vorsicht, die er anzuwenden glaubte, um einem gefürchteten Unglück zu entfliehen, nur einem nicht geahneten in den offenen Rachen gelaufen. Doch auch dieses hatte ihn, einem Jonas ähnlich, unverletzt wieder fahren lassen. Am sonnigen, neuen Lebensstrande sammelte er frische Kraft, Gesundheit und Muth. Oft, wenn er dieser letzten Abenteuer seines Lebens scherzend gedenkt, fällt ihm der Arme ein, der aus den Klauen der bösen Charybdis in die Krallen der Scylla geräth! Nicht vergebens hatte er sich in den Tagen der Noth das Sprüchlein aus seiner Jugend wiederholt: Olim meminisse juvabit!

Seit 1816 hält sich der Landschaftsmaler wieder in Petersburg auf, von wo aus er kleine Reisen nach Livland und Finnland unternimmt, um durch den Anblick der dortigen Naturschönheiten seinen Geist mit frischen Bildern zu erquicken.

Unterdessen lebte Gerhard, der ältere Bruder, mit seiner vortrefflichen Gattin, von Allen, die ihm näher stehen, geliebt und geachtet, in dem schönen Dresden. Glückliche Verhältnisse begünstigten seinen ungestörten Fleiß, der eine große Anzahl trefflicher Werke aus seinem reichen Kunstgemüth nach und nach in's Leben rief, von denen dem Publicum oft erfreuliche Anzeigen gemacht worden sind.

Auf diese Art waren dem Historienmaler von 1805 bis 1813 eine Reihe seliger Jahre dahin geflossen, die jedoch zuweilen durch den kränklichen Zustand seiner Gattin, herber noch als durch Kriegsbegebenheiten, unterbrochen wurden. Zwei Söhne und eine Tochter wuchsen blühend heran, ihm und der Lebenssonne seines Herzens, der liebenden und geliebten Ehegenossin, zur Freude! Einfach auf die Kunst und seine Hausgötter beschränkt, hatte er sich politische Ruhe bewahrt im Sachsenlande, das in dem allgemeinen Sturm wie ein mastloses Schiff zwischen brausenden Klippen durchzusteuern wußte. Doch wo das Schicksal vom Himmel fällt, ist alle Vorsicht vergebens! Es stürzt der Sturm die Eiche, und sie zerbricht im Fallen auch das Haus der Schnecke? Wer gedenkt nicht dieser fürchterlichen Epoche mit Schrecken?

Leben war auch Leiden; doch eine genaue Erörterung der Unfälle unseres Malers würde das Gefühl von denen kränken, die in dieser schweren Zeit weit mehr gelitten haben. Was er für sein künftiges Leben als Nachweh am meisten empfindet, ist, daß sein in Rußland befindliches Vermögen, durch das Sinken der Banknoten, mehr als um zwei Drittheile zusammenschmolz.

Die Werke eines Künstlers sind sein Leben und die Geschichte desselben. Wir nennen daher der Zeitfolge nach mehrere der denkwürdigsten Bilder von Gerhard von Kügelgen.

In Bonn ist des Künstlers eignes Bild, dessen schon oben gedacht wurde, im Saale der Lesegesellschaft aufgestellt. Halbe Figur; der junge Künstler hat ein Blatt in der Hand, auf welchem ein beflügelter Genius mit Palette und Pinsel zu einer auf Wolken thronenden Minerva emporstrebt, von der Armuth aber, unter der Gestalt einer Bettlerin in Lumpen, an einer Kette zurückgehalten wird. — In Rom entstanden seine ersten historischen Bilder in den Jahren 1793 und 1794. David, als Hirte, die Harfe spielend, und als Gegenstück eine Cäcilie, die Orgel spielend, beide in halber Figur, Ovalform und nicht ganz halber Lebensgröße. Jenes erhielt der Churfürst von Cöln, Maximilian von Oesterreich; dieses Lord Bristol; ein Doppelporträt aber, die Zwillinge in halber Lebensgröße, auf Holz, ist im Besitze der Mad. Holthof in Coblenz. Ein anderes, Copie nach jenem, seit dem J. 1816, hat der Künstler, als Andenken für den Saal der Lesegesellschaft in Bonn, dahin gegeben. — In München: ein sterbender Adonis, ein Drittel Lebensgröße, auf Holz, für Lord Bristol. — In Riga: eine Pharao-Bank in halben Figuren von ein Viertel Lebensgröße, meistens Porträts, mit des Künstlers eigenem Bilde, im Besitze des Herrn Thomas Zuckerbecker. — In St. Petersburg: mehrere Brustbilder der Kaiserin Maria in Trauerflor, nach Kaiser Pauls Tode; die ganze kaiserl. Familie auf einem Bilde, in halber Lebensgröße; auch mehrere Brustbilder der Großfürstinnen, in dem Lustschlosse der Kaiserin in Paulowsky; das Bild des Kaisers Alexander, als Stifters der Universität zu Dorpat, ganze Figur in Lebensgröße,

im Universitätsgebäude zu Dorpat. — In Dresden: Apollo, der den sterbenden Hyacinth in seinen Armen hält, Figuren in Lebensgröße, gemalt im Jahre 1806. Diana und Endymion, als Gegenstück, gemalt im J. 1814, beide (ächt antike und künstlerisch schöne Darstellungen des Todes und des Schlafes) sind im Besitze des Künstlers; Michael, der den Satan bekämpft, Figuren halbe Lebensgröße; Ganymed, vom Adler in den Olymp getragen, ein Viertel Lebensgröße, und drei kleine Bilder, ein Christuskopf und zwei Pharisäer, sind im Besitze des Etatsraths von Slobin in Wolsky, und gemalt im J. 1808. David vor Saul die Harfe spielend, und Belisar mit dem Knaben, als Gegenstück, Figuren halbe Lebensgröße, gemalt 1807; der verwundete Adonis, die Figur etwa 8 Zoll lang, auf's fleißigste ausgeführt, im J. 1806; das Mädchen von Orleans, Brustbild in Oel, 5 Zoll hoch, ebenfalls sehr ausgeführt; Agnes Sorel und Karl VII. auf Pergament, in Wasserfarbe, von derselben Größe, im J. 1807; Christus, Moses und Muhammed, Brustbilder in Lebensgröße, nebst einer Sibylle und einem Johannes, Brustbilder in colossaler Größe, gemalt im J. 1808 u. folg.; zwei kleine Madonnen-Bilder mit dem Jesuskinde, 5 Zoll hoch, in Oel, nebst zwei Christusköpfen, Copien von der Dresdner Gallerie, nach Caracci und Guido, befinden sich sämmtlich im Cabinet des Herrn von Klein in Riga. Eine Wiederholung von Saul und David, nebst einem Moseskopf, vom J. 1808, sind im Besitze des Kunsthändlers Hrn. Rittner in Dresden. Eine andere Darstellung von Christus, Moses und Muhammed, drei Bilder des Jahrs 1809, besitzt Hr. D. Volkmann in Leipzig. Ein Christus, halbe Figur in Lebensgröße, als Jüngling, hinter ihm vier Pharisäer, gemalt im J. 1810, besitzt Herr Klein in Ronneburg. Eine Nemesis, halbe Figur, und Jason, ganze Figur, Cabinetsbilder, fleißig ausgeführt, sind in Halle. Maria und Gabriel, der verkündigte Jesus dämmert als Kind durch eine Wolke im Hintergrunde, Figuren in halber Lebensgröße, befinden sich im Wohnzimmer des Königs von Preußen in Berlin. Eine Andromeda am Felsen, ein Cabinetsstück, nebst einem Gegenstück, Ariadne auf Naxos, im Cabinette des Hrn. Banquier Wagner in Berlin.

Ein Cyclus von einzelnen allegorisch-symbolischen Figuren, in ein Viertel Lebensgröße, welche die verschiedenen Gemüthsbewegungen in Schmerz und Freude darstellen, verdient vorzüglich die Aufmerksamkeit des Kenners. Diese schönen Reihen der Kunst und der Lebensphilosophie führen an die Begeisterung, als schaffende Kraft, in der einen Hand die Lyra, mit der andern das Chaos ordnend; ihr folgen der Genius des Guten und der des Bösen, als die ersten Geber der Freude und des Schmerzes; dann Pandora, wie sie über das aus der Büchse über die Welt sich stürzende Unglück erschrickt; dann die vom Geliebten verlassene, klagende Ariadne, und der von den Gefährten verlassene, duldende Philoktet; hierauf der an den Felsen geschmiedete Prometheus, der selbst in Fesseln den Göttern trotzt, und die in stiller Wehmuth duldende, an den Felsen geschmiedete Andromeda. Diese acht schönen, sinnvollen Bilder, von den Jahren 1808 — 10, besitzt Herr v. Bethmann in Frankfurt. Vier andere, welche in diesen Cyclus gehören, sind in des Künstlers Werkstätte; eine Nemesis, als ausgleichende Vergelterin; Penelope um Ulysses trauernd, mit den Waffen desselben; ferner Ulysses auf der Insel der Circe, nach Ithaka sich sehnend; endlich die Geburt der Venus Anadyomene, welche in stiller Pracht des himmlischen Liebreizes aus dem dunkeln Meere nach oben aufblickt. In zwölf andern Gemälden gedenkt der Künstler die freudigern Gemüthszustände aus dem menschlichen Leben in Bildern nach der Mythen- und Fabelwelt darzustellen. Ein Christuskind auf der Weltkugel, ein Viertel Lebensgröße, gemalt 1811, ist im Besitz des Herzogs von Anhalt-Bernburg; eine ähnliche Darstellung in kleinern Verhältnissen, v. J. 1814, ist in München beim Hrn. Baron v. Freyberg. Zwei historische Gemälde, ein Drittel Lebensgröße: die Heimsuchung, Maria bei Elisabeth, und Besuch der Elisabeth bei Maria und Joseph, mit den Kindern Jesus und Johannes, zwei eben so schön componirte als kunstreich und gefällig ausgeführte Bilder von den Jahren 1813 und 1814, befinden sich in den Zimmern der Herzogin von Anhalt-Bernburg, gegenwärtig in Cassel; ebendaselbst auch ein Christuskopf in Viertel Lebensgröße. Eine Madonna als Brustbild, ist im Besitze

des Erbprinzen von Sachsen-Weimar. Eine (vortreffliche) Copie von der Madonna von Raphael (der sogenannte große Raphael, das Juwel der Dresdner Gallerie) in der Größe des Originals, gemalt 1807 und 1808, ist, nebst Copien des Christus nach Caracci und einem nach Guido aus der Dresdner Gallerie, zu Oliva bei Danzig, im Besitze des Bischofs von Ermeland, Fürsten von Hohenzollern. Moses auf dem Horeb vor dem brennenden Busche, Figuren halbe Lebensgröße, vom J. 1811. Ein Christuskopf, ein Johannes und eine Magdalena, Werke der innigsten Begeisterung, ebenfalls Brustbilder, befinden sich in Königsberg bei H. B. Schiffert, nebst drei kleinen allegorischen Bildern: Cybele mit der Aschenurne, auf welcher die Jahrzahlen 1813, 1814 und 1815, nebst einem mit Lorbeeren gekrönten Helm zu sehen sind, die Urne selbst ist mit einem Eichenkranz umgeben; — Melpomene, die tragische Muse, mit einem Dolche in der Hand, erinnert in ihren Gesichtszügen an den finstern Geist, welcher von Frankreich aus durch Europa hinzog; ihr Haupt ist mit einem Diadem von Perlen geschmückt, das Napoleons Adler mit seinen Blitzen ziert; die Farben des Gewandes sind die berüchtigten Farben der Revolution; — Klio, die Muse der Geschichte, zeichnet mit freudigem Staunen den Tag der Völkerschlacht bei Leipzig auf die Tafel der Erinnerung. Dieselben Brustbilder in Lebensgröße befinden sich in Berlin bei H. Lorck aus Königsberg; so wie die nämlichen Darstellungen mit kleinen Veränderungen bei dem Banqiuer H. Benecke, welcher auch die Madonna der Dresdner Gallerie in halber Figur, nebst den beiden Engeln aus demselben Bilde, von Kügelgen copirt, besitzt. — Eine Madonna und als Gegenstück der Engel Gabriel, Brustbilder, befinden sich in Weimar. Eine Psyche, ein kleines, sehr ausgeführtes Bild, mit einer blühenden Sensitiva, so wie zwei kleine, ebenfalls sehr ausgeführte Madonnenbilder, mit dem Christuskinde, ein Amor in einem Rosenstrauche, der mit gespanntem Bogen zielt; eine Copie in der Größe des Kupferstichs von Dorigné nach Raphaels Transsiguration im Pariser Museum, vom J. 1804, sind in Petersburg. Fünf geistvolle, sprechende Porträts von Göthe, Wieland, Schiller, Herder, Böttiger u. a., befinden sich noch im Besitze des Künst-

lers, so wie ein in Allem, auch in den kleinsten Beiwerken, sich selbst erklärendes, allegorisches Bild, der Sieg des guten Princips über das Böse, in der Scene des Engels Michael, der als Genius der verbündeten Mächte charakterisirt, und wo Satan als Napoleon auf den ersten Blick zu erkennen ist. Diesen prophetischen Tyrannensturz, der schon im März 1814 gemalt worden war, besitzt Hr. v. Klein in Riga. Mehrere der größeren Gemälde unseres Künstlers sind in dem Weimar'schen Journal für Literatur, Kunst, Luxus und Mode, seit den J. 1806 bis 1814, so wie im Morgenblatte, und in den Deutschen Blättern v. J. 1814, angezeigt und nach ihrem seelenvollen Gehalte und Kunstwerthe geprüft und gewürdigt worden.

Im Jahre 1816 veranlaßte die Ankunft der Justiniani'schen Gallerie in Berlin, und das damals noch dort befindliche, berühmte Danziger Bild, unsern Künstler zu einer Kunstreise nach Berlin, wo er in den beiden Wintern von 1816 und 1817, mit vielen Aufträgen von Porträtbildern von der königlichen Familie und dem dortigen Publicum beehrt wurde. Unter diesen Bildern zeichneten sich vorzüglich aus das des Kronprinzen und der Prinzessin Charlotte von Preußen (jetzt vermählten Großfürstin,) als halbe Figuren, nach Petersburg bestimmt; dann das Bild der nunmehrigen Großfürstin Alexandra in ganzer Figur, für Se. Maj. den König. Ferner das Bild des königlichen Prinzen Albert von Preußen und seiner Schwester, der Prinzessin Louise, in einer Gruppe, Kniestücke, und bestimmt für die Großfürstin Alexandra nach Petersburg; die Bilder des Prinzen Friedrich und der Prinzessin Friederike, als halbe Figuren; die Familie Radzivil in sechs Gruppenbildern, jedes von zwei Figuren, in halber Lebensgröße; so auch die fürstliche Familie San Guszhko, in drei Gruppenbildern. Vorzüglichen Beifall erhielten verschiedene Bilder in halber Figur vom Fürsten Blücher, wozu der Held, der dem Künstler wohlwollte, mehrere Sitzungen gegeben hatte; ferner das kräftig aufgefaßte Bild des berühmten Generals Grafen von Gneisenau u. a. m.

Der Künstler genoß während seines Aufenthalts in Berlin die Auszeichnung, daß sämmtliche Glieder der

königlichen Familie ihm in seiner Privatwohnung Sitzungen gaben, um ihm seine Zeit nicht durch das Hin- und Herfahren zu verkürzen. Ueberhaupt erfreute sich unser Meister des persönlichen Wohlwollens vieler ausgezeichneten Männer. Auch geruhte der König selbst, nebst dem damals durchreisenden Großfürsten Nicolaus, den Künstler in seiner Malerstube zu besuchen.

Um von der ideenreichen Erfindung und Composition Gerhards von Kügelgen einen Begriff zu geben, folge hier noch eine Andeutung von den beiden neuesten historischen Gemälden desselben im verjüngten Maaßstabe, welche man auf der Ausstellung in Dresden im J. 1816 gesehen hat.*) Das eine ist: Johannes der Evangelist, wie er das Gesicht hat vom Throne Gottes, aus der Offenbarung. In diesem Bilde scheint sich der Künstler den höchsten Moment des Lebens, den der religiösen Begeisterung, gedacht zu haben, wo ihm die Himmel mit ihrer Herrlichkeit sich öffnen, und die ferne Zukunft sich vergegenwärtigend offenbaret. Im Hintergrunde sieht man traumartig den Thron Gottes, umgeben von den vier symbolischen Thiergestalten, und von den vier und zwanzig Aeltesten in weißen Kleidern; man sieht das Lamm mit dem geöffneten Buche des Lebens, und Chöre von Engeln mit Posaunen. Mit freudigem Staunen schreibt der entzückte Johannes, was er erblickt. Das Gegen-

*) Zu seinen neuesten Bildungen gehört ein Johannes, der Prediger in der Wüste, mit dem von Licht umflossenen Kreuz in der Linken, auf das er mit der Rechten hindeutet, den strengen Blick, der zur Buße auffordert, vor sich hin auf das „Otterngezücht" der Welt richtend. An dem Kreuze weht ein Streifen mit den Worten: Ecce Agnus Dei, qui tollit peccata mundi. Dieses Gemälde, (in Oel, halbe Figur, Lebensgröße,) welches die Ausstellung in Dresden vom J. 1818 geschmückt hat, ist ein neuer Beweis von der idealen Charakteristik, mit welcher dieser Meister, bei kräftiger Körperform, schönem Farbenschmelz und sinnvoller Anordnung, die bedeutungsvollsten Erscheinungen in der innern Welt des Menschen darzustellen weiß. Seine Kunst ruht eigentlich in den Tiefen der Menschheit, und glänzt auf ihren Höhen.

H.

Gegenbild, die sterbende Magdalena, erscheint, jenem gegenüber, als der letzte Moment des Lebens. Alles ist beruhigt; Magdalena scheint zu schlafen, indem sie noch ein Kreuz, das Zeichen der Versöhnung, an die Brust gedrückt hält. Der Hintergrund zeigt ebenfalls den sich öffnenden Himmel, wo Engel Chöre die scheidende Seele in die ewige Harmonie aufnehmen, wo die geahnete Herrlichkeit des Himmels sich als wirklich offenbaret, wo Satan, der nun keine Macht mehr hat, vor dem Tag-Glanze des Himmels sich in die Felsenschlüchte seiner ewigen Nacht verbergen muß. Der Ton des Bildes ist feierlich, ernst und beruhigend. Auf der Ausstellung im J. 1817 sah man nur Porträtbilder Gerhards von Kügelgen; und dem mit solchen Abbildungen nur zu viel beauftragten Meister muß sich die Bemerkung aufdrängen, daß er in einem Zeitalter lebt, wo die Abspiegelung der Persönlichkeit um so wünschenswerther erscheint, als ein eigentliches Bedürfniß der bildenden Kunst, öffentliches wieder und großes Leben zu gestalten, noch nicht im Geiste der Zeit ist! —

Der Landschaftsmaler hat bisher es abgelehnt, eine Namenliste der Haupterzeugnisse seines Kunstfleißes mitzutheilen, weil er der Meinung ist, daß dieß einer spätern Epoche vorbehalten bleiben müsse.

Wir bemerken daher über die Geschichte seiner Bilder nur Folgendes. Die Landschaften, welche Karl von Kügelgen in Italien gemalt hat, befanden sich größtentheils in dem Besitze des seitdem verstorbenen Lord Bristol. Auch gibt es mehrere Gemälde und Zeichnungen in Sepia von ihm in Berlin und Riga, so wie in St. Petersburg in der Bildersammlung der Eremitage, in den Pallästen der Grafen Tolstoy, Golowkin und Narischkin, in der Düval'schen Gemäldesammlung, und vorzüglich in der Slobin'schen Sammlung in Walsky. Ein großer, noch nicht geschlossener Atlas von Zeichnungen und Bildern, welche Gegenden der Krim darstellen, ist noch im Besitze dieses Künstlers. Als er im Jahre 1816 dem Kaiser in Petersburg die krimische Gallerie von dreißig Bildern überreicht hatte, ward ihm von seinem Monarchen der Auftrag ertheilt, nach beendigtem Cyclus der Darstellungen aus der Krim, in ähnlicher Absicht die Provinz Finnland zu bereisen, ein Land, das

an malerischen Gegenden von ganz eigenthümlichem Charakter reich ist. Finnlands einsame Landseen, finstre Wälder, wilde Wasserfälle, und seine schroff gegen die Wolken hinanstarrenden Berge mit über einander gethürmten und durch einander geworfenen Granittrümmern, den sprechenden Zeugen ehemaliger Erderschütterungen, werden dem Meister Stoff genug darbieten zu einer finnischen Gallerie, die das Schauerliche der nordischen Natur in lebendigen Formen darstellt, wie die krimische Gallerie die heitre, fröhliche Größe der südlichen Natur trefflich abgebildet zeigt.

Außer jenem Entwurfe, Finnland zu bereisen, ist Karl v. Kügelgen gegenwärtig auch noch beschäfftigt, die schon erwähnte malerische Reise durch die Krim in funfzig Kupferblättern in Folioformat, mit einer Beschreibung in deutscher, russischer, englischer und französischer Sprache herauszugeben.

Es wäre nun noch darzustellen, was den Kunstgenius eines jeden Bruders insbesondere charakterisirt. Auch eine vergleichende Zusammenstellung der Verschiedenheiten dieser sich an Geist und Körper so ähnlichen Zwillinge möchte nicht uninteressant befunden werden.

In den Werken des Historienmalers bemerken wir eine besonders correcte Zeichnung und eine durch das Studium der Antiken erzeugte, schöne und kräftige Form des menschlichen Körpers. Sein sanftes, gefälliges Colorit entspricht seinem Zartsinn, obschon Einige es zuweilen schwärzlich finden wollen, wenigstens größere Wärme wünschen, die jedoch in seinen spätern Bildern wahrgenommen wird. Der Ausdruck seiner Köpfe ist groß und edel; insbesondere sind die weiblichen Gestalten anziehend durch eine ganz eigne Grazie, die sich von der allgemeiner beliebten modernen, süßlichen und manierirten gar sehr unterscheidet. Seine Lieblingsgegenstände sind aus der alten Mythologie oder Gegenstände allegorischen Inhalts. In der letzten Zeit hat er auch oft biblische Gegenstände gewählt. Gewöhnlich liebt er einzelne Figuren, oder aus wenigen Gestalten zusammengesetzte Gruppen. Man will daher schließen, daß sein Genius die in Marmor bildende Kunst mit eben so viel Beifall würde ausgeübt haben; wie er denn auch einzelne Figuren in Thon meisterhaft dargestellt hat. Un-

streitig behauptet bei ihm das Gefühl das Uebergewicht über die Phantasie, die sich mehr in Gestalten-Menge gefällt. Sein geschäfftiger Verstand dürfte wohl auch manch Mal sinnreich genug seyn, eine gar zu bestimmte Bedeutsamkeit in seine Bilder zu legen. Doch ein jeder in seiner Art. Bei seinen Porträts ist es merkwürdig, daß er nicht nur das Charakteristische einer jeden Individualität vollkommen treu wiederzugeben vermag, sondern auch seine Köpfe von solcher Seite und Beleuchtung zu nehmen weiß, daß bei ganz geringer Idealisirung des Ausdrucks, seine Abbilder fast jedes Mal dem Urbild sprechend ähnlich, und doch veredelt erscheinen.

Der Landschaftsmaler hat sich durch den eigensinnig eingeschlagenen Weg, sein Talent nur durch das Studium der Natur ausbilden zu wollen, lange zurückgesetzt. Es ist viel gewonnen, wenn man durch das Nachbilden vorzüglicher Meister sich die Leichtigkeit der Darstellung und Zusammenhaltung der Massen hat eigen zu machen gelernt, und dann die Natur nur in sofern zum Vorbilde nimmt, als es nöthig ist, die Beschauungen der aus dem Gemüth reflectirten inneren Welt in bekannten, möglichst verwirklichten Formen darzustellen; denn das höchste Ideal in dem Gegenstande wird nur dann um so größeren Eindruck machen, als der Künstler durch Wahrheit der Darstellung alles die Illusion Störende aus dem Wege zu räumen weiß. Wir bemerken daher in den früheren Arbeiten dieses Künstlers Härte und Steifheit, und in seinen Compositionen nicht selten unzusammenhängende Ueberladung. Es ist noch nicht lange, daß es ihm gelungen ist, sich von diesen Fehlern gänzlich loszuwinden. Indeß erfreuen wir uns in seinen Compositionen einer originellen Idealität, sowohl in der Erfindung des Ganzen, als in den einzelnen Formen. Die frühe, seelenvolle Betrachtung der antiken, durch ihre Schönheit so bezaubernden Marmorbilder mag wohl hierzu in seinem Gemüth den Grundton angegeben haben. In seinen Erfindungen ist er mannigfaltig, reich und sogar contrastirend. Er stellt dar die idyllische Natur und Prachtscenen. Gegenstände eines bestimmten oder Beziehung habenden Inhalts sind ihm nicht angenehm, weil sie, um begriffen zu werden, noch erklärender Worte bedürfen. Er meint, daß Kunstwerke mehr das Gemüth als den Verstand in Anspruch nehmen müssen.

Am meisten bewundert man seine Fernen und Mittel gründe. An Klarheit des Tags und Deutlichkeit de einzelnen Formen, wie auch in der Luftperspective wünsch er sich selbst mit Jedem zu messen. Seine letzten Com positionen haben einen eigenen Zauber von idyllische Lieblichkeit. Das Colorit seiner Bilder ist meisten warm, wenigstens immer durchsichtig und kräftig. Di Belebung seiner Landschaften ist angenehm; doch ver räth sie mehr Fleiß und Geschmack als Naturstudium Seine neuesten Sepia-Zeichnungen möchten vielleicht i ihrer Art einzig seyn.

Im Aeußeren sind unsere Zwillinge wohlgestaltet Sie waren in ihren früheren Jahren, durch eine auffal lend frische Farbe, ein Bild unverdorbener Jugend Des Aelteren Züge sind feiner und sanfter gebogen, di des Jüngeren gerader und eckiger. Eben so bemerk man in dem Charakter des Aelteren mehrere Zärte un Feinheit, wie auch einen kleinen Hang zur Schwermuth wogegen der andere mehr keck, heiter und lebensfro erscheint. Im genaueren Umgange wird man vielleich dem Aelteren den Vorzug geben, aber in der Gesellschaf dem Jüngeren. Beide haben sich durch ihren frommer Sinn, durch reines, sittliches Streben und bescheidenes anspruchloses Wesen die Liebe vieler ihrer Zeitgenosse zu erwerben gewußt.

Sie stehen jetzt in ihrem 47sten Lebensjahre; i der schönsten Reife ihres Kunsttalents! Zeit und Schick sal haben ihre Anlagen entwickelt, in glücklicher Vereini gung des Zufälligen mit dem Wesentlichen, ohne di schöne Grundform, durch welche die Natur beide gleic gestaltet zu Künstlern weihte, zu verunstalten. Bei sol cher Eigenthümlichkeit im Anfang und Fortgang ihre Ausbildung, haben die Zeitgenossen ein Recht, Werk von ihnen zu erwarten, die auch die Nachwelt als Er scheinungen der Kunst aus unsrer Zeit mit Achtung un Wohlgefallen betrachte! —

Geschrieben im Frühjahr 1818.

Emanuel Godoy Alvarez de Faria.

Von

R. von Bosse.

Emanuel Godoy Alvarez de Faria.

Ein Paar schmucke Guitarrenspieler, Ludwig und Emanuel, zogen auf gut Glück aus der dunkeln Wohnung in der Grenzfeste Badajoz, am verwilderten Ufer der Guadiana, hinab, zu dem Prachtgewühl in der Hauptstadt des spanischen Reichs. Hier öffneten sie durch ihren Gesang die Thüren guter Häuser, und gelangten als arme Edelkinder zu Stellen in der königlichen Leibwache 1787. Ludwig ward der Königin *) gerühmt, spielte vor ihr, erhielt Beifall und sagte mit treuherziger Bescheidenheit: Ew. Maj. würden mit meinem Bruder noch weit zufriedener seyn, wenn er das Glück hätte, von Ihnen gehört zu werden. Nun sollte auch Emanuel kommen. Dieser zweiundzwanzig-jährige Minnesänger **) hatte sich bisher kümmerlich durchgeholfen, mit seinem Solde von 6 ggl., an manchem Tage, aus Mangel an Wäsche, den Kranken gespielt, und für manches Abendessen dem Wirthe aufgespielt, auch noch auf andere Künstchen sich verstanden, doch zugleich Einiges, namentlich Französisch gelernt. Jetzt erschien er am Hofe, und dieser neigte sich vor ihm, wie vor einer aufgehenden Sonne, als vom ersten Augenblick sichtbar und immer sichtbarer ward, daß sein

*) Tochter des Herzogs Philipp von Parma, und Gemahlin Karls IV., der 1788 König von Spanien ward.

**) Geboren nach Pradt und dem Kronos 1768; nach dem diesjährigen Märzheft des New-Monthly Review 1764.

Spiel, sein Gesang, seine blühende, kräftige Gestalt, sein unbefangenes, gescheutes Wesen, entzückten. Nach der nichts weniger als hofmännischen Aeußerung eines französischen Hofmanns, des Hrn. v. Pradt, „borgte er seine Schönheit weniger von sich selbst, als von der Vergleichung mit seinen Landsleuten, bei welchen die äußern Vorzüge, besonders in den höhern Klassen, selten sind.“ Wie unwahr besonders das Letztere auch seyn mag, Thatsache ist, daß der König, in einem Alter (43 Jahr), worin plötzliche Zuneigung schon mühsamer entsteht, und bei einer schlichten, einfachen Denkart, von dem geschmeidigen, jungen Menschen eben so eingenommen ward, als die lebhafte, weltkluge Königin, fast gleichen Alters mit ihrem Gemahl; und daß der Günstling von Beiden unverzüglich (1791) als Großkreuz des Karls-Ordens, als General-Adjutant, und als Staatsrath, unter die Höflinge und die Staatsmänner und die Großen des Reichs trat. Er hielt sich unter ihnen, so stolz die Einen, so ränkevoll die Andern, und so unerfahren er selbst war; und er hielt sich an einem Hofe, der in dumpfer Klosterstille jeden Athemzug belauschte, und an dessen Heiligstes er sich wagte. Die Königin hatte Vergnügen daran, den Neuling zu unterrichten; sie erfuhr Alles, was mit dem Auslande verhandelt, und im Innern betrieben wurde, und theilte ihm Alles mit; sie kannte die Geheimnisse und Verhältnisse der mächtigen Familien, und machte ihm auch daraus kein Geheimniß; so bedurfte es von seiner Seite keines großen Verstandes (ohne welchen, bei sonst gutem Willen, nicht selten selbst Großes vollbracht), um Anstand und Benehmen auf Leute und Umstände zu berechnen, und in den Gesellschaftskreisen, wie in dem Staatsrath, das Wort zu nehmen. Ueberdem begünstigte ihn dabei sein Hang zu Anschlägen, seine geläufige Zunge, und das Gebietende seiner Gestalt. Doch, auch außerordentliche Fähigkeiten schien er zu entwickeln, als über Krieg und Frieden mit dem auftobenden Frankreich zu entscheiden war.

Am Jahrstage *) der Thronbesteigung des Königs versammlete sich der Staatsrath, Graf Aranda stimmte

---

*) 14. Dec. 1792.

gegen den Krieg, weil es an Geld, an Truppen, an Schiffen fehle, und weil die Bezwingung Frankreichs, nach der Niederlage der streitbarsten Heere, nicht mehr zu hoffen, der Abfall von Südamerika aber unter Vorschub Frankreichs und wahrscheinlich auch der vereinigten Staaten, zu fürchten sey; und seiner Meinung folgte die gewohnte Zustimmung; doch nicht so von dem jüngsten Staatsrath. Er sagte: was zum Kriegführen fehle, das werde von dem erbitterten spanischen Volke gern und schnell gegeben werden, und mehr als in Spanien fehle dazu in Frankreich; kaum habe dieses den ersten Stoß der Deutschen ausgehalten, und werde also den vereinten Angriff von Spanien und Großbritannien und Deutschland nicht zu bestehen vermögen. Es lasse aber, wie die Erfahrung lehre, nicht mit sich unterhandeln, es habe schon den Hausvertrag und das Bündniß gebrochen, und sey der That nach schon im Kriege mit Spanien. Dieses habe nicht mehr zu wählen, ob es Krieg, sondern ob es ihn gemeinschaftlich und mit Hülfe, oder allein und hülflos führen wolle. Ueber diesen Widerspruch ergrimmte der alte Staatsmann, verglich seines Lebens Arbeiten und Mühen und Beschwerden mit dem Lustwandeln, den Jugendspielen und den Liebeständeleien des kaum verwandelten Guitarresängers, und brausete gegen ihn auf. Er verlor noch an demselben Tage seine Stelle, an dem folgenden ward der Günstling Staats-Secretär, gleich darauf erster Minister, mit dem Namen: Herzog von Alcudia. War die Meinung des Günstlings über den Krieg die rechte gewesen, so versprach ihre Ausführung noch mehr die rechte zu werden. Man wirkte mit solchem Erfolge auf das Volk, daß es an freiwilligen Gaben mehr als 18 Millionen Thaler zum Kriege hingab, und daß es sich dazu mit Erbitterung erhob; leider aber würgte es auch die friedlichen Franzosen in seiner Mitte. Man schloß ferner ein Bündniß mit England, und theilte damit die Ehre von Toulon's Eroberung. Man gab zugleich der ganzen Verwaltung mehr Kraft und Einheit. Der bisherige Zwiespalt durch die Geschäfftsberathung mit den Ministern und mit den Günstlingen hörte auf; der erste Minister war zugleich der alleinige Günstling, und sein Wohlwollen das einzige Mittel zur Beförderung sowohl am Hofe, als in der Verwaltung. Doch bald genug zeigte sich, daß die

dringendsten Geschäffte liegen blieben, daß die wichtigste Aemter in die unfähigsten Hände geriethen, und daß die Franzosen auf den Pyrenäen nicht wie die Höflinge zu Madrid vor dem gefürsteten Minnesänger zitterten. Er zitterte dagegen nun vor Jenen, als sie den Ebro überschritten und Madrid bedrohten; nahm nun Aranda's Meinung an, und machte schnell Friede; *) ward aber nicht entsetzt und verwiesen, wie Aranda sondern zum Friedensfürsten erhoben. Wie er mit dem Anschlag zum Kriege, so nahm er wieder mit einem Anschlage bei dem Frieden ein. Da Frankreich über kurz oder lang seinen Thron herstellen müßte, so wollte er ihn für den zweiten Sohn des Königs zu erlangen suchen. In der That schloß er mit Frankreich ein Schutz- und Trutzbündniß, **) und war mit Niemandem freundlicher und vertrauter, als mit Franzosen. Er mochte wohl fühlen, daß der Haß von Spanien bereits auf seinem Haupte ruhe, und für das bequemste Schutzmittel gegen seine Folgen halten, wenn er die Zugänge des königlichen Hauses bewache, und Frankreich zu Willen sey, um im Nothfall von ihm Hülfe zu haben.

Er lebte mit königlichem Prachtaufwande, die kostbarsten Geräthe, ein Ueberfluß von Gold und Silber, die ausgesuchtesten Kunstwerke schmückten seine Wohnung, zahlreiche Diener vornehmer und geringer Art waren seines Winkes zu jedem Vergnügen gewärtig, und Staatsdiener, Geistliche, Große, huldigten ihm, wie es sich weder von noch an Unterthanen geziemt. Man hat den Eidam***) seines Königs, den Erbprinzen von Parma, ihm mehr Mal den Steigbügel halten sehen. Man hat die Antwort gedruckt gelesen, die er (1797) dem päpstlichen Nuntius gab, und worin er dem Papst den Bruch des Waffenstillstandes mit Frankreich vorwarf, und ihn vermahnte, sich nicht mit weltlichen, sondern bloß

---

*) 22. Jul. 1795.

**) 19. Aug. 1796.

***) vermählt am 25. Aug. 1795 mit der Infantin Marie Louise.

mit geistlichen Sachen zu befassen; und man hat den Groß-Inquisitor von ihm verspotten hören. Ganz Madrid wußte, die Königin wußte, wie gern er die Bitten schöner Mädchen bittend gewähre, und daß er mit Josephine Tudo sich heimlich vermählt habe.

Alles das sah, las, hörte, wußte man von dem Friedensfürsten, indeß man durch den Wirrwarr alter und neuer Verwaltungsweisen in Gesetzlosigkeit, und durch die Niederlagen der Seemacht, die Zerstörung des See-Handels, und die Sperrung der amerikanischen Geldzufuhr, in Schmach und Armuth gerieth. Dennoch ließ man ihm ruhig sein verhängnißvolles Wesen fortreiben. Siehe, da trat er mit einem neuen Anschlag hervor; woher dieser kam, ist nicht schwer zu errathen: er galt Portugal, Englands Verbündeten. Aber da verweigerte der König zum ersten Mal seine Einwilligung, und verweigerte sie standhaft, weil der Krieg auch seine Tochter, die jetzige Königin, getroffen hätte; und da jubelte Spanien hoch auf, weil der verhaßte Friedensfürst seinen Abschied nahm (1798). Doch nur kurz war der Jubel. Sein erster Nachfolger Saavedra wollte mit Ernst und mit Strenge der Vergeudung der Staats-Einkünfte steuren, als eine bedenkliche Krankheit ihn vom Dienst entfernte; sein zweiter Nachfolger Urquijo hatte der Königin Vorstellung über den fortdaurenden Einfluß des Friedensfürsten gemacht, als ihn dieser zur Tafel einlud, und bewog, sein Amt niederzulegen, welches Cevalhos, ein Verwandter des Friedensfürsten, erhielt. Er selbst aber war damals schon dem königlichen Hause verwandt, und hatte sich 1797 mit der funfzehnjährigen liebenswürdigen Tochter von dem Brudersohn König Karls III., Ludwig von Bourbon, Grafen von Chinchon, vermählt. Dieser Anschlag hatte zwar in dem königlichen Hause nicht das mindeste Hinderniß gefunden, doch desto größeren von Seite der Cardinäle Despuig und Lorenzana, welche wegen der geheimen Ehe mit Josephinen, die Einsegnung des Brautpaars verweigerten. Wie sich endlich der Cardinal Semanat dazu verstand, so stürzte am Vorabend der Vermählung Josephine in das Schloß, in das Zimmer des Friedensfürsten, und schrie: Er ist mein Mann, der Vater meiner Kinder, Gott und Menschen sind meine Zeugen! —

Ihre Angst, ihre Verzweiflung, ihre Schwermuth bewegte, bestürzte, erschütterte die Umstehenden. Niemand wagte die schöne Leidende anzurühren; sie blieb die Nacht dort weinend und betend: der Friedensfürst hatte sich geflüchtet. — Nachdem er mit einer Bourbon sich zu vermählen, dem König die Bekriegung seiner Tochter vorzuschlagen, und die mächtigsten spanischen Herren bei dem geringsten Widerspruch zu verbannen, sonder Gefährde gewagt, wagte es Niemand mehr, wider ihn sich zu erheben. Den Edeln, wie dem ganzen Volk, blieb nur eine Hoffnung: der Kron-Erbe. *) Ferdinand trat so eben in das Jünglings-Alter, und glich, doch minder groß, an Wuchs und Anstand dem Vater, in Gesichtszügen der Mutter, deren italiänische Abkunft sich darin verrieth. Wem das Vaterland und seine Zukunft theuer, und Einfluß geblieben war, der suchte von nah und fern auf Ferdinands Bildung zu wirken, in dessen Brust Spanien seinen Haß gegen den Friedensfürsten senkte. Desto sorgfältiger ließ ihn dieser bewachen, desto unbarmherziger riß er seine Liebe von dem Herzen der Mutter, des Vaters, und stellte sich mit finster tückischem Geist zwischen Eltern und Sohn. Auch den früheren Anschlag gegen Portugal setzte er nun durch, da Lucian Bonaparte seine Kunstliebhaberei meisterhaft zu benutzen verstand. Er rückte in Olivenza ein (1800), und sandte einen Oranienzweig voll Blüthen und Früchte, als Siegeszeichen, seiner Königin; doch sandte der schalkhafte Ritter ein Gleiches auch seiner heimlich vermählten Josephine. Blut kostete der Sieg nicht, und der Frieden ward auf Befehl des Königs, den ein Schreiben seiner Tochter gerührt, schnell wieder hergestellt; doch kostete es das Geschmeide der Tochter, der Friedensfürst erhielt außerdem eine Gehaltszulage von 100,000 Piastern, eine eigene Leibwache, und ward Generalissimus, so wie Groß-Admiral von Castilien.

Dieses geschah zehn Jahr nach seiner ersten Erhebung; und um die Zeit, als ein anderer hübscher Bursche in der Leibwache, Namens Mallo, mit der ersten

*) geboren 14. Oct. 1784.

Ursache solcher Erhebung gleichfalls bekannt zu seyn schien. Die Zeit dazu war aber vorüber. Der Bursche fuhr einst in glänzendem Wagen und Anzug vor dem Fenster durch, woran der König mit seiner Gemahlin und dem Friedensfürsten stand. „Wer ist der artige junge Mann?" fragte der König. „Ein Amerikaner," antwortete der Friedensfürst. — „Vermuthlich ein sehr reicher Mann." — „Nein, gnädigster Herr, es ist ein armer Bursche, den ein altes, närrisches Weib unterhält, und von ihrem Golde diesen Prunk treiben läßt." — „Ist sie verheirathet?" — „Ja wohl, und auch Mutter." — „So ist der Eine so schlecht, als der Andere —." Der Bursche verschwand bald darauf aus Madrid, und ward reichlich ausgestattet unter die Obhut des Bischofs von Ossuna gegeben. Auch von dieser Seite war also für den Friedensfürsten nichts mehr zu befürchten. Die Vermählung*) des Kronerben mit der Königstochter von Neapel machte gleichfalls keine Sorgen, und die letzte Furcht, wegen Volksunruhen aus Verzweiflung, vernichtete der Frieden von Amiens.

Nun bekamen die Adligen, die Geistlichen, die Kaufleute ihre reichen Einkünfte aus beiden Indien wieder; alle Stände athmeten frei; manche gute Anstalt nahm ihren Anfang, und zu noch Mehrerem gab der Friedensfürst Hoffnung, dessen Hang zu Anschlägen für Verbesserungs-Sinn gehalten, und dessen verächtliches Emporkriechen die Achtung vor seiner Verwandtschaft mit dem königlichen Hause vergessen machte. Wenn daher die redlichen und verständigen Männer auch nicht in das Lob des feilen Gesindels stimmten, das ihn von dem Kaisergeschlecht Montezuma abstammen, und den berühmten Ximenes an Einsicht übertreffen ließ; und wenn sie noch weniger durch den Zauberdunst des eben so feilen französischen Anhangs, der ihn umschloß, verblendet wurden: so urtheilten sie doch nicht ungünstig von ihm und waren ihm zu Diensten. Statt von Verhaftungen der Inquisition, hörte man von Ansiedelungen ketzerischer Landwirthe, und Handwerker und Künstler; statt aus-

*) 21. Aug. 1802.

wärts, pflanzte man in der Heimath auswärtige Gewächse; statt um Strandgüter zu beten, arbeitete man an Rettungswerkzeugen für Schiffbrüchige; statt Klöster baute man Brücken und Straßen und Schiffgraben; statt Heiligenbilder, stattete man Schulen aus; statt Ketten an die Bücher, legte man Druckereien für sie an, und man sprach und schrieb freier als seit langer Zeit. Der Friedensfürst ließ das Alles geschehen, er ward mit jedem Tage reicher und mächtiger, die Engländer und Franzosen buhlten um seine Gunst, und nie gab es mehr Anschläge als jetzt. Er belastete daher, bei dem Ausbruch des Krieges zwischen ihnen, Spanien mit den schwersten Opfern, damit es unbetheiligt bliebe; und als es doch Krieg führen mußte, machte er seinen Anschlag zur Rache im Stillen. Noch früher als dieser, ward ein anderer ruchtbar. Der Kronprinz hatte kaum seine Gemahlin verloren, *) so erhielt er die Hand der Frauenschwester des Friedensfürsten angetragen; wies gebührend einen solchen Schwager ab; gab dadurch dessen Feinden das Zeichen zu einer kleinen, und die Hoffnung zu einer größeren Siegesfeier.

Der zweite Anschlag des Friedensfürsten ward am 3. Oct. 1806 aller Welt kund gemacht, da die beispiellose Schwäche des Königs, wie Escoiquiz erzählt, der wüthenden Erbitterung des Günstlings nachgegeben. Er rief die Spanier zu den Waffen, zu Pferdelieferungen (die gegen England ohne Zweck), zu freiwilligen Gaben, die sie unter weniger bedenklichen Umständen (gegen Frankreich) geleistet. Napoleon empfing diesen Aufruf, wie Hr. v. Pradt erzählt, auf dem Schlachtfelde von Jena, und schwur, daß die Spanier dafür büßen und außer Stand gesetzt werden sollten, ihm fortan zu schaden. Er ließ nach dem Grunde der Rüstung fragen und erhielt zur Antwort, daß sie der Kaiser von Marokko veranlaßt habe. Wahrscheinlich legt diese Albernheit Hr. v. Pradt dem Friedensfürsten in den Mund, indeß der Minister der auswärtigen Angelegenheiten geantwortet haben wird: die Rüstung sey zur Stellung

*) 21. Mai 1806.

von Hülfstruppen im russischen Kriege bestimmt, und ein Beweis der Ergebenheit für kaiserliche Majestät. Wie dem sey, Thatsache ist, daß der Herzog von Frias, als außerordentlicher Gesandte, Napoleon über seinen Sieg beglückwünschte; daß spanische Hülfstruppen unter dem kühnen Romana in Dänemark, unter Offarill in Italien erschienen, und daß im größten Geheim einer der verschmitztesten Unterhändler, der Staatsrath Izquierdo, nach Paris gesandt wurde.

Der Friedensfürst vergaß, und glaubte seinen Anschlag gegen Frankreich vergessen, von dem er durch Izquierdo einen ganz andern erhielt: den Anschlag, Portugal mit Napoleon zu theilen, wovon er selbst mit völliger Staatshoheit Alentejo und Algarbien bekommen sollte, und nicht bloß den Anschlag, sondern den feierlichen Vertrag, von Napoleon zu Fontainebleau am 27. Oct. 1807 unterzeichnet, erhielt er mit der Verschreibung, daß zu dessen Ausführung 28,000 Mann französischer Truppen nach Spanien ziehen, und 40,000 Mann außerdem bei Bayonne bereit stehen sollten. Der Friedensfürst entdeckte den Vertrag erst der Königin, als er ihn abgeschlossen, und ließ ihn für die Minister auch dann noch Geheimniß bleiben, als die französischen Truppen Nachtlager und Verpflegung in Spanien foderten oder nahmen. Noch ehe er diesen Vertrag von Paris empfangen haben konnte, sandte er dahin ein Schreiben des Königs vom 29. Oct. 1807 an Napoleon, mit der Nachricht: daß der Kronerbe den Plan gemacht habe, seinen Vater vom Thron zu stoßen; daß er nach dem Leben seiner Mutter getrachtet habe; daß er bestraft und seines Erbfolgerechts verlustig erklärt werden solle. Der Friedensfürst hatte auch den Kronerben bereits verhaften, und im Escurial eine Junta von eilf Mitgliedern zum Gericht über ihn berufen lassen; als er von dem französischen Gesandten gewarnt wurde, Napoleons Namen in der Anklage nicht zu nennen: an welchen der Kronprinz heimlich, den 11. Oct. 1807, um die Hand der Tochter seines Bruders Lucian, und von der arglistigen und boshaften Umgebung seiner Eltern geschrieben hatte; als er in geheimen Briefen mit den fürchterlichsten Drohungen von dem Antasten des Kronerben abgemahnt wurde; und als er von den Richtern hören mußte, daß

sie über die Anschläge des Kronerben auf den väterlichen Thron und das mütterliche Leben nicht den mindesten Beweis fänden, und daß sie weder dem Kronerben noch seinem Freunde zum Vorwurf, vielweniger zum Verbrechen machen könnten, sich, ohne ihn, über den Zustand des Landes berathen, und gegen ihn und seine Verwaltung eine Vorstellung an den König gebracht zu haben. Er konnte nicht hindern, daß von dem Gericht die Anklage einstimmig verworfen, und daß von ganz Spanien diese Freisprechung als sein Verdammungsurtheil gefeiert wurde. Er ließ zwar ein Paar reuige Briefe des Kronerben vom 5. Nov. 1807 in die Zeitungen setzen, und dessen Hauptrathgeber Escoiquiz, so wie den Herzog von Infantado verweisen; aber jenen glaubte Niemand, und diese verbanden sich durch Boten und Briefe dem Kronerben enger als je.

Hatte der Friedensfürst durch das peinliche Gericht im Escurial den allgemeinen Unwillen gegen sich erregt, so verbreitete sein geheimnißvoller Befehl, den immer zahlreicher ankommenden französischen Schlachthaufen die Festungen zu öffnen, Bestürzung über ganz Spanien. Er selbst ward täglich verlegener, und glich einem falschen Spieler, der im Vertrauen auf seine Kunst Hab und Gut auf eine Karte gesetzt hat, und nun plötzlich die Karten wechseln, von Neuem mischen, und nicht ohne Verdacht des Betrugs abschlagen sieht. Er sah den französischen Gesandten und Anhang eifriger um den Kronprinzen, als um ihn beschäfftigt; er vernahm, daß die französischen Truppen sich in Spanien festsetzten, statt nach Portugal zu gehen; er hörte Manches von Napoleons Mißvergnügen, doch über seine Absichten nichts, selbst nicht von Izquierdo, als daß Niemand sie kenne; und er hörte endlich von diesem Geschäfftsträger gar nichts weiter. Siehe! da trat er in sein Zimmer, von Napoleon gesandt mit mündlichem Auftrag, zu mündlicher Antwort und eiligster Rückkehr. Der Friedensfürst führte ihn, wie er war, vor den König. Ihre Unterredung ist Geheimniß geblieben. Aus ihrer Niedergeschlagenheit und aus den gleich folgenden Vorkehrungen schließt man, daß Napoleons Plan zum Theil geahndet und die Flucht nach Amerika verabredet sey. Indeß Izquierdo nach Paris zurück eilte, drangen 40,000 Mann

Fran-

Franzosen unter Murat bis in die Nähe von Madrid, und traf man am Hofe zu Aranjuez Reise-Anstalten. Als nun Alles zur Abreise bereit und der Kronerbe davon benachrichtigt war, sagte er bei dem Abschiede denen, welche bei ihm den Dienst hatten: Wir sind verloren, mein Vater ist von Godoy betrogen, im Begriff, Spanien zu verlassen und uns nach Amerika zu schleppen. Der Friedensfürst hatte das Geheimniß schlecht bewahrt, und das Gerücht davon viel Volk nach Aranjuez getrieben. Des Kronerben Wort flog von Mund zu Mund, und ward das Losungswort zum Fluch über den Friedensfürsten, zum Hinströmen nach dem Schloß. Es war um die Mitternachtsstunde;*) die Wagenreihe vorgefahren, der König schon auf der Treppe; da erschallt plötzlich ein lautes, vieltöniges Halt! die Leibwache weist die vorgehende Dienerschaft zurück, und sperrt den Ausgang. Es lebe der König! Es lebe die Königin! — Verderben über Godoy! mit diesem Schrei strömen die Mengen nach des Friedensfürsten Wohnung; achten des Feuers seiner Leibwache nicht, über ihre Leichname dringen sie ein; das Gold und den Schmuck in den Zimmern berühren sie nicht, suchen nur Godoy: Verderben über ihn! Er war vermummt mit einem Bedienten über das Dach auf einen benachbarten Boden geklettert. Dort lag er drei Tage in Todesangst bei dem hörbaren Fluchgemurmel der fortdaurend Suchenden, und in der Marter brennenden Durstes. Als er halbtodt nach Wasser lechzte, schlich sich der Bediente hinunter. Aber was kein bezahlter Späher erlauscht, das merkt das Volk mit seinen tausendfältigen Augen und Ohren, wenn sie zu gebrauchen ihm vergönnt. Wohl hatte der Friedensfürst viel Hundert Bedienten, doch als von ihnen allein sein einziger Begleiter hervortrat, so war er auch schon entdeckt, gefragt, zum Geständniß gezwungen. Und hinauf zu seinem Herrn wirbelte als Todesruf das Freudengeschrei der aufjauchzenden Menge: Godoy ist gefunden! Verderben über ihn! Immer näher und schneller

*) 17/18 März 1808.

kam das Schreckengetöse der Rache, und kaum war er ihrem glühenden Blick verrathen, so war er an Haaren und Kleidern, an Armen und Füßen gepackt, gezogen, gerissen hin zur Straße. Für einen Engel hätte er den gehalten, der ihn jetzt schnell getödtet, denn um ihn ward nicht über seinen Tod, sondern über des Lebens entsetzlichste Martern berathschlagt. Plötzlich wich Alles ehrfurchtsvoll zur Seite; Ferdinand kam auf seiner Eltern Bitte, der Friedensfürst kroch zu seinen Füßen und wimmerte um Gnade. Welch' ein Anblick! die Kleidung in Lumpen zerrissen, die Glieder wund und blutrünstig, die Brust angehauen, das Gesicht geschunden, die Haare ausgerissen. Ferdinand sagte zu den Umstehenden: „Lieben Leute, geht aus einander. Godoy soll vorläufig in gute Verwahrung gebracht werden. Er weiß um mehrere Geheimnisse, die er mir erst zu entdecken hat." Die Leute gingen ruhig aus einander; nie hat der Gehorsam schrecklichere Folgen gehabt! Der Friedensfürst ward in's Gefängniß geführt; doch nur zu bald daraus von den Franzosen befreiet. Während er versteckt gewesen, hatte Karl IV. abgedankt, und während seiner Gefangenschaft der neue König Ferdinand sich nach Bayonne, *) oder, was gleichbedeutend, in französische Gefangenschaft begeben, der alte König die Abdankung widerrufen **) und sich unter Murats Schutz, der indeß Madrid besetzt hatte, gestellt. Beide Könige waren nun zwar in Napoleons Gewalt, aber der junge wollte auf Spanien nicht Verzicht leisten, und der alte nicht nach Bayonne kommen. Murat foderte unter diesen Umständen die Freigebung des Friedensfürsten von der Regierungs-Junta zu Madrid; ihr Vorstand, Infant Antonio, fühlte, daß er damit die Entthronung des jungen Königs freigebe, mußte jedoch dem Andrang weichen, und der Friedensfürst ward schnell nach Bayonne ***) entsendet,

---

*) Am 20. April.

**) Angeblich den 21. März 1808.

***) Er kam dort am 26. April 1808 an.

wohin der König Karl IV. und die Königin ihm eiligst folgten. Ehe sie kamen, *) hatte er schon mit Napoleon eine lange Unterredung und Zeit zu allen Vorkehrungen gehabt, deren Folgen sich zeigten, als sie gekommen und mit Napoleon und ihrem Sohn Ferdinand zusammen waren. Der Vater deutete dem Sohn an: daß er ihn und seinen Bruder und seine Räthe als Ausgewanderte betrachten würde, wenn von ihm nicht vor Anbruch des folgenden Tages die Krone unbedingt in feierlicher Urkunde zurückgegeben würde; und Napoleon erklarte, daß er dem unglücklichen König gegen seinen aufrührerischen Sohn Beistand versagen weder wolle noch dürfe. Als der betroffene Sohn zu antworten versuchte, gebot ihm sein Vater Schweigen, nannte ihn Kronenräuber, Vatermörder, und drohte mit geballter Faust; die Mutter verfluchte ihn und schrie nach seinem Blute zu Napoleon. Da schauderte selbst dieser zusammen, stürzte hinunter in's Freie, wollte sich fassen, vermochte es nicht, und rief: Welch' ein Weib! wie hat es mich entsetzt!

Unter solchen Missethaten ist die Frage verzeihlich: Gott! wo waren deine Blitze? Vorsehung! wo war dein Walten? Wenn man Strafen sucht, wie sie der bürgerliche Richter verhängt, wenn man eine Obhut sucht, womit die Mutter das Kind vor dem Falle bewahrt, so findet man sie nicht. Und doch füllt Jeden Entsetzen, und doch wünscht Jeder Strafe mit Strenge und mit Schnelle. Wenn der Boiquira ein Nest mit Vöglein erlauscht, so windet er sich leise hinauf und lauert mit gierigem Auge, bis die Mutter ihn erblickt, für ihre Jungen erzittert, aufflattert, nicht fliehen, nicht bleiben kann, und endlich verzweiflungsvoll zum Angriff auf ihn stürzt. Er, mit sicherem Fang, verschlingt die Mutter und dann gemächlich die Jungen. Warum solcher Liebe dieser Lohn werde, hat noch kein menschlicher Verstand ergründet; doch erkannt, daß hier ein Gesetz der Nothwendigkeit walte: die Mutter, wie der Drache

---

*) 1. Mai 1808.

handeln beide, wie sie müssen. Und nimmermehr kann die Mutter sich mit dem Drachen verbinden, um ihre Kinder mit ihm zu verderben. Unter den Menschen aber kann es, thut es die Mutter. Für die Menschen gilt also das Gesetz der Nothwendigkeit nicht; das Gesetz, das für sie gilt, und das ihr Gemüth früher verstand, als ihre Vernunft begriff, können sie nach freier Wahl achten oder verachten. Verachten sie es aber, so vernichten sie ihre Wahl, ihre Seelenfreiheit, und fallen unter das Gesetz der Nothwendigkeit, die dem Staube wiedergibt, was dem Staube gehört. Vor der Gefahr des Todes schaudert das Thier und der Mensch; aber nicht das Thier, den Menschen allein ergreift der Schauer, wenn die Seelenfreiheit Selbstvernichtung droht, vollbringt. In diesem Schauer, und nicht in einem Schicksal ohne Sinn, oder in einer Weidervergeltung der Missethat mit Missethat, oder in einem Glaubensdüster, voll Zeichen und Wunder und Erscheinungen, und am wenigsten in dem Leichenwesen liegt das Geheimniß des Dichters, wenn er die Wuth der Leidenschaften und ihre Zerstörungen darstellt. Noch mehr als die Dichtung erfüllt mit diesem Schauer die Geschichte, oder die Rechenschaft von dem Gebrauch der Willensfreiheit; wo er aufhört, da hört die Geschichte alles Fortgangs, aller Vervollkommnung auf, und endigt mit der Beschreibung einer öden, fürchterlichen Brandstätte, oder eines todten, finstern Sees, von giftigen Dünsten umlagert. Auf der Brandstätte mögen Tiger ihre muntere Brut hegen; auf dem See mögen Schlangen ihr Farbenspiel in fröhlichen Windungen spiegeln; Tiger und Schlangen, wie glücklich sie fangen und schwelgen, haben keine Geschichte; diese allein hat der Mensch unter dem Sittengesetz.

Dem Friedensfürsten machte das Sittengesetz, der Gram seines Herrn, die Verzweiflung seiner Landsleute, das Unglück seines Vaterlandes keine Sorgen. Er hatte die Todesangst zu Aranjuez verschmerzt, pflegte zu Bayonne behaglich seines Leibes, und that wohlgemuth, was ihm geheißen ward. Sprach seine Stimme aus der Königin zu ihrem Sohn, so war es nicht seine Schuld, daß der Retter seines Lebens das Blutgerüst nicht betrat, sondern nur der Krone entsagte. Es fehlte

nun noch, daß der König Karl IV. sein Reich an Napoleon abtrat, und darüber schloß der Friedensfürst den Vertrag mit Duroc an demselben Tage,*) an welchem die Nachricht zu Bayonne ankam, daß sich das spanische Volk bewaffne und zu Madrid schon Blut geflossen sey. Es war vielleicht das erste Mal, daß er ohne baare Bezahlung Dienste leistete, auf die freilich nicht geringe Hoffnung hin, seine eingezogenen Güter in Spanien wieder zu erhalten, und Fürst von Algarbien zu werden. Doch, als er die Krone seines Königs verschleudert, hatte er zu Bayonne ausgedient, und ward, wie in der Folterkammer ein zerbrochener spanischer Stiefel, zur Seite geworfen. Er begleitete den König nach Frankreich und dann nach Rom. Seine Gemahlin blieb mit ihrer Tochter in Spanien, so auch Josephine mit ihren Kindern; aber die Gräfin von Castello Fiel, womit er zwei Söhne hat, ist bei ihm in dem königl. Hause, und die Söhne werden mit großer Zärtlichkeit von der Königin behandelt. Sein Vater ist, unter dem Namen Herzog von Almadovas, Oberstallmeister; sein Bruder Ludwig 1801 als General-Capitain von Castilien gestorben; und seine Base, Gemahlin des Gesandten von König Ferdinand zu Rom, des Ritters von Vargas. Er selbst hätte gar gern die Verwaltung der Gelder erhalten, welche Spanien seinem königlichen Hause zu Rom bezahlt; aber die Weise, wie er verwaltet, ist dort zu verrufen, und den dringendsten Bitten des Königs Karl daher nicht nachgegeben, sondern vielmehr die Verrechnung der Gelder dem Herrn von St. Martin übertragen, welcher das Wohlwollen des Königs und sittliche Grundsätze hat. Auch werden die Güter des Friedensfürsten in Spanien fortdauernd in Beschlag gehalten, und sind vom 1. Jan. 1818 auf vier Jahre wieder verpachtet.**) Bei seinem Sturz gab man seine Einkünfte, angeblich nach den vorgefundenen Rechnungen, auf fünf

*) 5. Mai 1808.

**) Allg. Zeit. Nr. 317. von 1817.

Millionen Piaster an; sein baares Vermögen, und zw
namentlich:

in England belegt	40,000,000 Piaste
in Frankreich —	10,000,000,
in Genua —	20,000,000,
zu Corunna und Ferrol . .	10,000,000,
bei seiner heimlichen Frau, Josephine Tudo	500,000,
bei dem Groß-Inquisitor .	1,000,000,
bei Espinosa	800,000,
in dem Staatsschatz . . .	600,000,
überhaupt auf	82,900,000 Piaste

und das ganze Vermögen, welches er in sechszeh Jahren in und außer Spanien bekommen hatte, m Inbegriff seiner Kostbarkeiten und Kunstsammlungen, be nah auf hundert Millionen Piaster. Nach diesem Ve mögensbestande war er ein weit größerer Freund vo Baarschaften als von Grundstücken; und hatte er de größten Theil seines Reichthums klüglich im Auslande und vorzugsweise bei Wechselhäusern und in Englan untergebracht. Vielleicht ließe sich auch vermuthen, da seine Schätze zu London, Genua und Paris mit seine Staatsverhandlungen, und die zu Corunna und Ferro mit seinem portugiesischen Feldzuge in einer gewssie Verbindung gestanden haben. Gewiß ist, daß nie ei Europäer größeren Geldreichthum schneller erwarb, al er, und daß er der geldreichste Mann seiner Zeit war Selbst zu den großen Grundeigenthümern gehört er noc immer, obgleich seine Güter in Spanien für ihn spani sche Schlösser geworden; da ihm der Besitz des Fürsten thums Evora al Monte in Portugal verblieben ist. Zu Rom gehört ihm die bekannte Villa Mattei, worin e sich von Zeit zu Zeit im Genuß der schönen Künste ergetzt; das könnte er allerdings ohne Kunstgefühl nicht, doch hat dieses mit dem sittlichen Gefühl und mit dem Vernunftvermögen, also mit dem Reinmenschlichen, nichts gemein, sondern auch die Thiere haben Theil daran. Uebrigens bringt er seine Tage großentheils bei der Königin zu, und hat nach wie vor seine Freude an Anschlägen, um Mißvergnügen und Zwietracht zwischen

den Eltern und Kindern zu nähren, um Mißhelligkeiten aller Art unter den Hofleuten zu erhalten, und um das Gesinde tagtäglich zu necken, zu kränken und zu mißhandeln. Seine Schadenfreude darüber ist für ihn eine Art Kunstgenuß, wie überhaupt seine Leidenschaftlichkeit. Er haßt eigentlich nicht, und ist auch nicht stolz: Haß und Stolz sind Söhne, wenn auch unächte, des Verstandes; er ist nur neidisch und eitel. So hat er sich über die Feinde, wodurch er fiel, über Napoleon und Murat nicht ergrimmt, auch über ihren Fall nicht erfreut. So hat er auch ruhig den Anschlag, Landesherr zu werden, mit dem Wunsche vertauscht, von dem französischen König, dem Haupte des Hauses Bourbon, als dessen Anverwandter anerkannt zu werden. Dieser Wunsch ist seines Lebens höchstes Ziel. Daß dieses Leben durch die scheuslichsten Unthaten beschimpft, befleckt und besudelt ist, kümmert ihn nicht. Er tröstet sich damit, daß er kein Blut vergossen habe. Kein Blut? Doch der Ehebrecher, der Räuber, der Hochverräther vergießt das auch nicht, und auch der Giftmischer nicht! Er bedarf indeß auch dieses Trostes nicht einmal, weil seiner Künstlereiseele die Vergangenheit keine andere Erinnerung eingeprägt hat, als an den Genuß von Spiel und Gesang, von Bildner- und Malerwerk. Die Wissenschaft der denkendsten Männer, der Geist der feinsinnigsten Frauen, und die Gewalt der Weltbegebenheiten hat in ihm nichts zu beleben, zu erregen, zu ergreifen vermocht. Er hat so viele Menschen handeln, so viele Geschäffte betreiben, das Ungeheure entwickeln und vollbringen sehen, und weiß keinen der Handelnden nach seiner Eigenthümlichkeit zu schildern, über kein Geschäfft Auskunft zu geben, und von keiner Begebenheit den Gang und die Folgen zu beurtheilen. Wenn er über Staatssachen, worin er verwickelt gewesen, spricht: so geschieht es mit weibischer Schwatzhaftigkeit über das Umständliche kleinlicher Ränke und Umtriebe, oder über künstlerische Darstellungen, welche dabei vorgekommen sind.

Bei solcher ruhigen, unbefangenen Gemüthsart und bei seinem recht gemächlichen Leben kann der jetzt funfzigjährige Friedensfürst ein sehr hohes Alter erreichen; indeß der Schmerz und das Elend Viele, sehr Viele,

die für ihr Vaterland gearbeitet, gekämpft und geblutet haben, verkümmert und verzehrt. Das Erste möchte seyn, das Andere sollte, ein Jeder fühlt es, nicht so seyn; doch wird das auf Erden, ein Jeder weiß es, so bleiben, so lange der Sinnlichkeit und nicht der Sittlichkeit, der Kunst und nicht der Vernunft gehuldigt wird.

Johann Martin Miller.

Von

K. R.

Johann Martin Miller. *)

Johann Martin Miller wurde am 3. Dec. 1750 zu Ulm geboren. Sein Leben zeichnet sich, wie er in einer kleinen Selbstbiographie **) selbst sagt, „durch keine besondere Vorfälle, merkwürdige Schicksale und unerwartete Abwechselungen" aus. Sein Vater war M. Johann Michael Miller, gestorben am 14ten März 1774 als Prediger am Münster und Professor der hebräischen Sprache am Gymnasium, und seine Mutter Dorothea Sibylla, geb. Wickh. Der Vater, selbst nicht ohne einiges Dichtertalent und als gelehrter und geschmackvoller Bibelerklärer, insonderheit des alten Testaments, von denjenigen, welche seinen Unterricht genossen, sehr geschätzt, bekleidete eine Präceptorstelle am Gymnasium seiner Vaterstadt, als er 1753 vom Magistrat der Reichsstadt Ulm als Pfarrer nach Leipheim an der Donau, einem Ulmischen Landstädtchen, jetzt zum königl. baierschen Landgerichte Unter-Günzburg gehörend, versetzt wurde. Diese reizende ländliche Gegend,

*) Dieser Aufsatz stand schon zum Theil im Morgenblatt für gebildete Stände (Januar 1318); er erscheint, aber hier um Vieles vollständiger, als dort.

**) Sie ist nur vier Octavseiten stark und steht in C. W. Bocks und J. P. Mosers Sammlung von Bildnissen gelehrter Männer und Künstler. 1793, Nr. 11. (Nürnberg.)

die der schöne, blauaugige, blondgelockte, feurige Knabe in den Freistunden durchwandelte, weckte frühzeitig den Dichtergeist desselben. In dem dortigen Pfarrhause genießt man der herrlichsten Aussicht und zählt 63 Dörfer. „Zehn in aller Rücksicht glückliche und selige Jahre, wie er selbst sagt, verlebte er hier, in einer der reizendsten Gegenden, an den lieblichen Ufern der Donau, im vollen Genusse der schönen, unverkünstelten Natur, im Arme der Einfalt und Unschuld, im Schooße der rechtschaffensten und zärtlichsten Familie." In dem damals vorderösterreichischen Städtchen Günzburg, eine halbe Stunde von Leipheim, das der Vater mit dem, allem Schönen und Guten offenen Knaben manchmal besuchte, war ein Kapucinerkloster und ein Piaristen-Collegium, die nun nicht mehr sind. Diese Bilder, im empfänglichen Knabenalter aufgefaßt, gestalteten sich nachher im Jüngling zu einer warmen Lebendigkeit, die vor vierzig Jahren im Siegwart tausend Leser so lieblich ansprach. Beider frommen Häuser geschieht in dieser Geschichte mit Namen Erwähnung.

Als sein Vater nach diesen zehn „seligen" Jahren zum Prediger und Professor in Ulm befördert wurde, wandte er den gewissenhaftesten Fleiß an, diesen seinen Erstgebornen hinlänglich vorzubereiten, erst Schüler der zwei obern Klassen des Gymnasiums werden und dann die öffentlichen Vorlesungen anhören zu können. Unter den verdienten Männern, deren Unterricht er genoß, war auch sein Groß-Oheim, der berühmte Rektor Johann Peter Miller. Neben den ernsten Studien legte er sich eifrig auf die schönen Wissenschaften, gemeinschaftlich mit seinem Freund Johann Christoph Bachmaier, der nur wenige Tage vor ihm, am 19. Jun. 1814, als Pfarrer in Groß-Sießen im Königreich Würtemberg, starb. Miller hatte eine ungemeine Fertigkeit im Reimen, und überschrieb ganze Bogen mit Versen. Auch Trauerspiele, Schäferspiele rc. verfertigte er. In Gesellschaft des gedachten Freundes und anderer gleichgesinnter Jünglinge, wurden wohl gar, auf einem elenden Kornboden, Schauspiele, z. B. der Zerstreute von Regnard, aufgeführt.

Zwanzig Jahre alt, im J. 1770, hielt sein Vater ihn für tüchtig, eine Universität zu beziehen. Da der

Bruder des Vaters, der berühmte D. Johann Peter Miller, in Göttingen lebte und lehrte, so konnte die Wahl einer Universität nicht zweifelhaft seyn. Dieser sein Onkel *) und dann die verdienten Männer Feder, Leß, Michaelis, Walch, Zachariä u. A. waren seine Lehrer. Da wir hier eigentlich nur den Dichter Miller im Auge haben, so lassen wir seine theologischen und philosophischen Studien unberührt, und bemerken blos, daß es späterhin unverkennbar war, daß er diese Studien zwar nicht vernachlässigt, jedoch auch keine ausgezeichneten Fortschritte darin gemacht habe. Zu gelehrten Kenntnissen hatte er sich nicht erhoben, und seine Bescheidenheit hat ihm auch niemals gestattet, sich das Ansehen ihres Besitzes zu geben. Die im Herbste 1771 erfolgte Ankunft seines mit einem hellen Verstande, ächtem Witz und einer unerschöpflichen guten Laune begabten Vetters, Gottlob Dietrich Miller, **) eines Sohnes des oben genannten Rectors, (der noch in München als königl. baierscher Oberappellationsrath lebt, und damals nicht nur sehr ernsthaft der Themis, sondern auch heiter den Musen diente,) verschönerte, neben seinen übrigen Freunden, seine Tage um Vieles. Der nachher so berühmt gewordene Johannes von Müller war ebenfalls sein Hausgenosse, und das Band der innigsten Freundschaft umschlang diese drei Jünglinge. Unter Millers Bekanntschaften in Göttingen gehörte auch der berühmte Herr von Dohm, dem er einst während einer Krankheit mehrere Nächte wachte, und der nachher in Nordamerika so unglücklich gewordene englische Major Andre.

---

*) „Als Haus- und Tischgenosse (sagt M. in seiner Selbstbiographie) dieser ihm so über Alles theuern Verwandten, als Sohn von ihnen geliebt, und durch ihr gemeinschaftliches erhabnes Tugendbeispiel in der Liebe zu allem Guten bestärkt, durchlebte er in Göttingen vier der glücklichsten Jahre seines Lebens ꝛc.“

**) S. Johann Martin Millers Gedichte, (Ulm, 1783. 8.) S. 346, wo er in der rührenden Elegie an seine Freunde auch diesen ihm so theuern Vetter verewigte.

Aber der glücklichste Zufall, der je einem Sterblicher zu Theil werden kann, war Millers Verbindung mi seinen Göttinger Dichterfreunden. Jetzt erst entfaltet sich sein Dichtergeist in der schönsten Blüthe. „Das glücklichste Schicksal (sagt er), das ihn mit jenen edeln damals jungen Männern, die Deutschland jetzt (1793) großentheils unter seinen vorzüglichen Dichtern ode sonst guten Köpfen zählt und schätzt und liebt, mi Boie, Bürger, Cramer, Hahn, Hölty, Lei sewitz, den beiden Stolbergen und Voß in di genaueste und zärtlichste Verbindung brachte, weckte di schon von jeher in seinem Herzen genährte Liebe zu Dichtkunst zur heißen Leidenschaft auf, und machte ih kühn genug, manches deutsche Lied zu singen, wovo Boie mehrere in den Göttingenschen Musenalmanachen die er damals herausgab, abdrucken ließ. „Noch erhöh ihm die Rückerinnerung an die Stunden, die er mi jenen Edeln ganz der Freundschaft und der wärmste Gottes- und Vaterlandsliebe gelebt hatte, den Genu jeder Freude, und versüßt ihm manches Leiden, das auc zuweilen sein Loos ist." — Sein erstes Gedicht in de Sammlung seiner Gedichte ist von 1771, das letzte vo 1780, und es ist wirklich sonderbar, daß nur seine Ge dichte von 1771 bis 1775, die er in Göttingen dich tete, wahren poetischen Werth haben und auf die Nach welt zu kommen verdienen. Hier sang er die lieblichen der Religion, der Tugend, dem Vaterland und der keu schen Liebe geweihten Lieder, die, wenn die Zeit da Classische von dem Conventionellschönen wird getrenn haben, von den deutschen Jünglingen und Mädchen de Nachwelt werden gesungen werden. „O mein Miller (schrieb Graf Friedrich Leopold zu Stolberg in Nov. 1773 an ihn,) der Gedanke ist mir süß, daß Sie *) unter allen Deutschen gewiß der beste Lieder-Dichter **) sind. Kein Deutscher hat seinen Liedern den sanften

*) Später schlug der edle Graf Millern vor, sie wollten sic duzen.

**) Dieß sagte auch noch ganz kürzlich die Bibliothek de redenden und bildenden Künste.

natürlich melodischen Fall gegeben, kein Liederdichter so viel Herz in sein Lied gelegt." — „So viel Natur (schrieb ihm Graf Christian zu Stolberg), so viele feine, zarte Empfindung und so viele Leichtigkeit hat Niemand wie Sie. Wer macht solche Lieder, wie Sie? Ich erkenne in ihnen den wahren Stempel der Ewigkeit." — Hr. von Matthisson in seiner Selbstbiographie nennt Miller „den gefälligen Darsteller und sanften Sänger ländlicher Natur und frommer Liebe." Noch im Jahre 1813 nannte ihn Haug: Meister des Liedes, und rief ihm begeistert zu:

Nie geht unter dein Lied, trefflicher Bundgenoß
Jener heiligen Zahl, welche mit Jugendgluth
Kühn der Römer und Griechen
Aera wieder, die goldne, schuf.

Ohne dich nennt die Mitwelt und die Nachwelt nie
Die geweihtesten Hochpriester des Vaterlands. —

Gegen die Urtheile solcher Meister der Kunst wird sich wohl schwerlich etwas Gegründetes einwenden lassen.

So wie aber Miller Göttingen verließ, schien ihm auch sein Genius verlassen zu haben, und was er nachher dichtete, war meistens unbedeutend.

Miller sang sein erstes Lied 1764 im vierzehnten Jahre, bei dem Tode seines in diesem Jahre verstorbenen Bruders. Das Lied wurde am Grabe abgelesen. — Sein Bauernlied: Das ganze Dorf versammelt sich ꝛc. war ihm immer ganz vorzüglich lieb, da er durch dasselbe mit Boie und durch diesen mit seinen übrigen Dichterfreunden bekannt wurde. Millers Fruchtbarkeit zeigt folgende Scala:

Im	Jahre	1771	lieferte er . . .	12	Gedichte,
—	—	1772	. . . .	64	—
—	—	1773	. . . .	46	—
—	—	1774	. . . .	6	—
—	—	1775	. . . .	18	—
—	—	1776	. . . .	6	—
—	—	1780	. . . .	2	—
				154.	

Von diesen 154 in seiner Gedichtesammlung stehenden Gedichten verdienen 100 ganz gewiß auf die Nachwelt zu kommen. Wer solche Lieder singen kann, ist der Unsterblichkeit gewiß.

Miller lernte in Göttingen von Hölty Englisch, dagegen war, wie Voß sagt, Miller der Anführer zu der Sprache der Minnesinger, die er meist aus der Mundart des schwäbischen Landvolks zu deuten wußte.

Eine schöne Einrichtung hatten die obengenannten Dichterfreunde (sie selbst nannten sich der Bund, Miller nennt ihn in dem von ihm aufgesetzten Leben Hölty's: den Bund der Freundschaft, der Religion, des Vaterlandes und der Tugend,) unter sich veranstaltet. Jeder ließ sich ein großes Buch, das Bundesbuch *) genannt, einbinden, worin jeder Dichter und Bundesbruder seine Gedichte eigenhändig einschrieb. Der Verfasser dieses Aufsatzes sah dieses interessante Buch oft, durch einen unordentlichen Menschen kam Miller darum. Millers erste dichterische Versuche theilte Boie, wie gesagt, in seinen Musenalmanachen, bald unter den Buchstaben L. oder M. oder andern, bald gar unter dem Namen eines Frl. von A. mit, und sie machten bald ganz Deutschland auf den lieblichen Sänger aufmerksam. Auch in C. H. Schmids Leipziger Musenalmanach und Anthologie erschienen einige Erstlinge seiner Muse. Schmid ging die Göttinger Dichterfreunde beständig um Gedichte an, und sie konnten seiner Zudringlichkeit nicht immer ausweichen. Boie aber bekam gewöhnlich die bessern Producte, besonders da Schmid sich manchmal willkürliche Veränderungen (nach seiner Meinung Verbesserungen) erlaubte. Daher schrieb Hölty in seiner drolligen Sprache einst von ihm: „Dreien meiner Gedichte hat er den Schwanz abgeschnitten, und hat ihnen hin und wieder einen Schnitt in's Gesicht gegeben, die andern fünf hat er mit seiner Kunstrichter-Scheere, die aber ziemlich stumpf scheint, verschont. Ich habe ihm wieder sechs neue Gedichte geschickt, aber kommt er mir da

---

*) S. Millers Gedichte, S. 227.

da wieder mit seiner Scheere, gehaben Sie sich wohl, Herr Schmid! Die schlechtesten Stücke, die ich hatte, habe ich ihm geschickt, für den Leipziger Almanach ist es leicht gut genug."

Eine Grille und die Vorliebe des Rectors Miller für Leipzig, der durchaus haben wollte, daß Miller in Leipzig Magister werden sollte, was aber nicht geschah, zwang unsern Miller, sich mit blutendem Herzen aus den Armen seiner Göttinger Freunde zu reißen und an Michaelis 1774 nach Leipzig zu gehen. Hölty, die freundschaftliche Seele, begleitete ihn dahin und beschrieb Millern seine Rückreise nach Göttingen in einem höchst drolligen Briefe. Wie ungern und kummervoll er da „am öden Pleißestrande" lebte, an dem für ihn keine holden Musen wohnten, beweiset seine rührende Klage aus Leipzig an seine Freunde in Göttingen, im Januar 1775. (S. 342 seiner Gedichte.) Schon früher war ihm die Hoffnung vereitelt worden, eine Hofmeisterstelle in Kopenhagen zu erhalten und dort bei seinen Freunden Stolberg zu leben.

Er hielt es in Leipzig, wo er einige Collegien bei Dathe, Ernesti ꝛc. hörte, nur ein halbes Jahr aus, und eilte Ostern 1775 nach Göttingen zurück, „um dort noch ein Mal auf einige wenige Tage seine theuern Verwandten und das nun sehr zusammengeschmolzene Häuflein seiner Freunde zu sehen, und dann nach Ulm zurück zu kehren." Unter seine Bekannten in Leipzig gehörten der Musikdirector Hiller, der biedere Neefe, der noch lebende Prediger und Rector Sazger in Kempten u. a. m. Doch darf nicht unbemerkt bleiben, daß zu Millers Troste wenigstens Einer seiner Göttinger Freunde, Cramer, damals in Leipzig lebte und seine Tage erheiterte. — Halle hatte Miller schon früher auf einer Reise mit seinem Onkel und seiner Tante kennen gelernt und den nachher so berühmt gewordenen Kanzler Niemeyer, Ursinus, Westphal ꝛc. zu Freunden erhalten.

In Leipzig hatte Miller, wahrscheinlich auf Veranlassung des speculativen Buchhändlers Weygand, Schwagers des D. Miller in Göttingen, den Sieg-

wart angefangen und brachte davon mehrere geschriebene Bogen mit nach Ulm, wo er ihn vollendete.

Eines der glücklichsten Ereignisse in Millers Leben, und wofür er der Vorsehung stets warm dankte, war, daß um dieselbige Zeit Klopstock aus Karlsruhe über Göttingen nach Hamburg zurückreisete. Dem großen Dichter waren die verbündeten jungen Dichter schon bekannt und von ihm geschätzt. „Er war als Dichter ihr Leitstern, als Mensch der vorzüglichste Gegenstand ihrer Liebe und Verehrung." Miller wurde von ihm eingeladen, mit ihm nach Hamburg *) zu gehen, der dieses Glück mit beiden Händen ergriff. Er kam auf diese Reise nach Hannover, Braunschweig rc. und lernte die würdigen Gelehrten kennen, die damals die Zierden dieser Städte waren. Oft wurde er auf dieser Reise gefragt, ob er Miller der Nonnenliederdichter sey, die damals in den Musenalmanachen erschienen waren und vorzüglich bei dem schönern Theil des menschlichen Geschlechts tiefen Eindruck gemacht hatten. Sein Ja verschaffte ihm natürlich überall die günstigste Aufnahme. Klopstock, „groß als Mensch und als Dichter," stellt unsern M. überall als seinen Freund vor, und „gab ihm ein Vierteljahr lang die rührendsten Beweise der herzlichsten Zuneigung." Eine solche Empfehlung konnte nicht ohne den günstigsten Erfolg bleiben. In dem glücklichen Hamburg (so nannte es M. und es war's auch) fand er seine Stolberge und seinen Voß wieder. Er lernte hier auch eine Schwester der Erstern, ferner die Frau von Winthem, Klopstocks Liebling, die würdigen Männer Ehlers, Hensler, C. P. E. Bach, Resewitz, Büsch, Ebeling, Mumsen, Unzer, Reimarus, den lieben Claudius und seine gute Rebekka u. a. m. kennen. „Nur die Sehnsucht seiner im Vaterland auf ihn wartenden Verwandte

*) Seinen Aufenthalt in Hamburg beschreibt Miller im Briefwechsel dreier akademischer Freunde 2te Samml. S. 68—83, 129—151, 190—199, 20[illegible] bis 246. Nur ist Trautmanns Liebesgeschichte nicht d[illegible] seinige.

(sagt er) war stark genug, ihn aus so angenehmen Verhältnissen zu reißen." Doch mag ein Umstand dazu beigetragen haben, ihm den Abschied und die Trennung von Hamburg zu erleichtern — es war der kleine Gott mit Pfeil und Bogen. Niemand läßt er ungeneckt, wie sollte er einen fünf und zwanzigjährigen feurigen Dichter verschont haben! Schon in Ulm hatte Miller eine Geliebte, aber seine Eltern waren dagegen und die Sache zerschlug sich wieder, besonders durch seinen Aufenthalt in Göttingen. Am letztern Orte machte eine Mlle. Stock (Pütters Nichte), und in Münden Mlle. von Einem,*) Tochter des Rectors, einigen Eindruck auf ihn, die aber beide schwerlich je etwas davon erfuhren, denn er war in seinen Herzensangelegenheiten so verschwiegen, als Uz. Ernstlicher aber verliebte er sich in eine Mlle. Schmidt in Hamburg, eine Verwandte von Klopstock, wenn ich nicht irre. Klopstock begünstigte diese Liebe auf alle Art. Aber das Mädchen schauderte vor dem Gedanken, nach Schwaben zu ziehen, zurück, und Miller war bei seiner Schmidtin**) nicht glücklicher, als Klopstock bei der seinigen. Hierauf bezieht sich die Elegie der Hain, in Millers Gedichten, S. 352.

Die Rückreise von Hamburg machte Miller über Braunschweig, Hannover, Göttingen, Cassel, Marburg, Gießen, Wetzlar, Frankfurt, Darmstadt, Heidelberg und Stuttgart, und wurde auf derselben wieder mit manchen guten, auch großen Menschen bekannt, z. B. Ebert, Schmidt, Zachariä, Gärtner, Eschenburg, Fleischer, Höpfner, Göthe, Klinger,***) Wagner, Merk u. a. m. Im August 1775 kam er in Ulm

---

*) S. Millers Gedichte, S. 328.

**) Sie heirathete nachher, wie Claudius an Miller schrieb, einen Cancellisten und wurde die glückliche Mutter vieler Kinder.

***) Der jetzige Generalmajor von Klinger in St. Petersburg, der 1775 in Gießen lebte. Miller stand einige Jahre mit ihm im Briefwechsel. Im Jahre 1778 gerieth Kl. auf eine wunderbare Art als Lieutenant unter ein öster-

an, wo damals Schubart lebte, der sich sogleich inni an den jungen Dichter anschloß. *) Nach einer vo dem Ministerium mit ihm vorgenommenen Prüfung wurd er unter die Zahl der Candidaten des Predigtamts auf genommen.

Miller war in Göttingen oder Hamburg Maure geworden, da fast alle seine Freunde dieser Verbindun angehörten; aber nach seiner Zurückkunft nach Ulm nahr er an dieser Sache wenig mehr Theil.

Kaum war er ein Vierteljahr in Ulm, so reisete e nach Zürich, wohin ihn die Grafen Stolberg un Baron von Haugwitz (nachher preußischer Minister beschieden hatten. Nach einigen, hauptsächlich in Lavaters, Pfenningers, Heß und anderer brave Schweitzer Gesellschaft verlebten Tagen, kehrte er mi seinen drei Freunden nach Ulm zurück, wo sie im November 1775 ankamen. Zum letzten Male sah er hie diese seine Freunde. Auf dieser Reise oder in Ulm fan Fr. Leop. v. Stolberg das süße Liedchen: Süße heilige Natur, laß mich gehn auf deine Spur rc. Seinen Aufenthalt in Zürich und die dor genossenen Freuden beschreibt Miller in der Geschichte Karls von Burgheim, Bd. 4. S. 213 ff.

Jetzt beginnt derjenige Lebensabschnitt Millers wo er bald anfing, mit den meisten seiner entfernten Freunde, außer dem Wechsel einiger Briefe, nur noch

---

reichisches Freicorps, das ein Herr von Wolter aufrichtete. Sein Sammelplatz war Ehingen, fünf Stunden von Ulm. Kl. kam in diesem Zeitpuncte öfters nach Ulm, und setzte seine freundschaftliche Verbindung mit Miller fort. Das Freicorps zog später durch Ulm und wurde da gemustert. Miller schraubte seinen Freund Klinger nicht wenig damit, und verglich es Falstaffs Heldencorps. Als Kl. im October 1782 als Major im Gefolge des russischen Großfürsten Paul durch Ulm kam, besuchte er seinen Freund M. wieder, und zwar zum letzten Male. Von nun an war alle Verbindung unter ihnen aufgehoben.

*) S. Millers Gedichte S. 403.

in lockerer Verbindung zu leben, und oft Jahre lang weder ihnen gab, noch von ihnen empfing; nur seine rege Phantasie und seine warme Empfindung setzte mit ihnen denjenigen Verkehr fort, der im verschlossenen Herzen gepflogen wird. In Ulm glaubte er aus Pflicht dahin arbeiten zu müssen, sich wieder an die reichsstädtische Sitte zu gewöhnen, das ihm anfangs schwer fiel. Sehnsuchtsvoll sprach er oft von seinem lieben Göttingen, Hamburg, Wandsbeck rc., von den dort genossenen Freuden, und wünschte sich dahin zurück. Das viele Predigen und die Privatinformationen (wozu ihn keineswegs Vermögensumstände, sondern andere Verhältnisse nöthigten) verschleuderten ihm die Zeit, machten ihn ungeduldig und unzufrieden, und scheinen die ersten Keime des Unmuths gewesen zu seyn, aus denen sich später in einzelnen Perioden seines Lebens für ihn und für seine theilnehmenden Freunde bittere Früchte entwickelten. Er gab manchen Tag fünf, sechs bis sieben Stunden Unterricht, da der Ruf seiner Geschicklichkeit ihm mehr Schüler und Schülerinnen verschaffte, als ihm lieb war. Er war in diesem Zeitpuncte auch Vicarius der beiden obern Klassen des Gymnasiums, wozu immer einer der geschicktesten Candidaten gewählt wurde. Doch die Liebe trat in's Mittel, und söhnte ihn mit Ulm und seinen Verhältnissen aus. Im Nov. 1775 lernte er Anna Magdalena Spranger, seine nachherige Gattin, kennen. *) Sie war eine Nichte des Buchhändlers Wohler, daher kam nach dem Siegwart und Burgheim Alles, was er nun schrieb, bei Wohler heraus. Alle Zeit, die ihm die Liebe, das Predigen und die Privatinformationen übrig ließen, wendete er nun auf den Siegwart, den er (im Vorbeigehen gesagt) auf blaues Papier schrieb, weil er sich beredet hatte, dieses sey für seine Augen wohlthätig. Seine Setzer waren anderer Meinung. Den Siegwart mußte ihm ein Freund, so wie er ihn nach und nach ausarbeitete, vorlesen, während er, sein Pfeifchen rauchend, im Zimmer auf und ab ging. Er war der Meinung, wenn ein Anderer das Manuscript

*) Die Beweise seiner Zärtlichkeit kann man in seinen Gedichten S. 371—380, 383—386 finden.

vorlese, würden ihm die Fehler eher auffallen, als bei
eignen Durchlesen. Vielleicht geschah es aber auch, u
die Bemerkungen des vorlesenden Freundes zu benutze
Welches Glück Weygand mit diesem Buche gemach
hat, ist bekannt, und eben so bekannt, daß Miller mi
diesem Buche das Signal zum Anfang der empfindsame
Periode in Deutschland und vielen Nachahmungen i
diesem weinerlichen Tone das Daseyn gab. *) Wey
gand bezahlte ihm (denn Miller war sehr uneigen
nützig) für den Bogen einen Mard'or oder 7 Gulde
20 Kreuzer, für den B rgheim etwas mehr, ich glaub
9 oder 11 Gulden. Welche elende Kleinigkeit gegen di
Honorare unsrer Tage! Wer hätte nicht glauben solle
Miller hatte sich durch seine Schriftstellerei ein groß
Kapital erworben, aber ein Umstand, den der Verfass
dieses Aufsatzes mit Freude erwähnt, hinderte ihn dara
Er war sehr wohlthätig und schenkte oft bedeutend
Summen weg. So unterstützte er z. B. seinen Freun
Hölty, der dieser Unterstützung kurz vor seinem End
sehr bedürftig war. Er schrieb in seinem letzten Brie
an Miller: Ich leide gewaltigen Geldman
gel. (S. Millers Gedichte, S. 459. M. spricht a
gedachten Orte selbst von dieser Unterstützung, nannt
sich aber natürlich nicht.)

Im Januar 1777 ward Schubart bekanntermaaße
auf eine hinterlistige Art aus Ulm weggelockt und au
die würtemberg. Festung Asperg gebracht. Die teut
sche Chronik, wovon Schubart mit seiner Fra
und zwei Kindern lebte, würde plötzlich aufgehört un
diese drei Menschen in die größte Verlegenheit gebrach
haben, wenn nicht Miller sie fortgesetzt und das gan
Honorar der Familie gelassen hätte. Solche Handlun
gen sind unsers Beifalls in höherm Grade würdig, al
ein unsterbliches Lied. Was Miller hier that, hatt
einen um so größern moralischen Werth, als es ihn
von jeher schwer war, Geschäffte zu einer bestimmte

---

*) Z. B. Siegwart der zweite, eine rührend
Geschichte, drei Theile, 8. Leipzig 1780—81, ein er
bärmliches Machwerk!

Zeit zu vollbringen. Später übernahm Professor Haid die Chronik für eigene Rechnung, die Familie Schubart kam nach Stuttgart, und wurde vom Herzog Karl versorgt.

Da Miller sich fühlte, im J. 1777 noch keine Anstellung erhalten hatte und sich von seiner Obrigkeit vernachlässigt glaubte, so scheint er um diese Zeit im Badenschen bei dem damals so allgemein verehrten Markgrafen Karl Friedrich haben Dienste suchen zu wollen. War ihm dieses übel zu nehmen? Als kraftvoller, ehelustiger Jüngling sehnte er sich nach häuslichem Glück, wie er es in einem Gedichte an sein Mädchen sehr rührend ausdrückt:

O wäre doch die Zeit schon da,
Die noch so ferne scheint,
Da am Altar ein freudig Ja
Auf ewig uns vereint! *)

Im October 1777 ging er nach Tübingen, um die Feierlichkeiten des Universitäts-Jubiläums mit anzusehen. Dort lernte er den Professor Seybold aus Grünstadt kennen. Mit diesem reisete er nach Karlsruhe, wo er sich einige Wochen aufhielt und sich auch dem Markgrafen vorstellen ließ. Diese Reise war aber ohne Folgen, und er ließ sich über dieselbe gegen seine Freunde wenig heraus. Wahrscheinlich wollte der Markgraf um Anstellung gebeten seyn, wozu Miller zu stolz, und vielleicht der Meinung war, man müsse ihn suchen. Karlsruhe und seine Vorstellung beim Markgrafen beschreibt er im Burgheim, Bd. 4. S. 315 bis 318. Im April und Mai 1779 war er noch ein Mal in Karlsruhe, aber ohne besondere Absicht.

Nach seiner Zurückkunft in seine Vaterstadt theilte er nun seine Zeit wieder unter dem Predigen, Informiren, Lieben und Bücherschreiben aus. Wie fleißig er in

---

*) S. Millers Gedichte S. 386.

diesem Zeitpuncte als Schriftsteller war, erhellet daraus, daß er von 1776 — 80 eilf meistens dicke Octavbände schrieb.

In diesem Zeitpuncte kam er oft in das Schloß nach Ober-Kirchberg bei Ulm, zur gräflich Fuggerschen Familie, von der er sehr geschätzt wurde. Sie kommt im vierten Bande des Burgheim unter dem Namen Maynburg vor.

Endlich schlug die glückliche Stunde, die ihm Amt und Gattin gab. Am 18. April 1780 ernannte ihn der Magistrat von Ulm zum Pfarrer in Jungingen bei Ulm, welcher Pfarrer, da Jungingen kein Pfarrhaus hat, immer in Ulm wohnt. Und so wurde ihm denn zu gleicher Zeit einer seiner liebsten Wünsche erfüllt und vereitelt, oder wenigstens nur halb erfüllt, (wie er in seiner Selbstbiographie sagt,) „sein Leben dereinst auf „dem Lande, als Lehrer, Freund und Vater einer Dorf„gemeinde zubringen zu können.“ — Der 27ste Jun. 1780 verband ihn auf immer mit seiner Theuern, und er lebte nun „in einer, zwar nicht mit Kindern, aber „mit Eintracht, Zufriedenheit und herzlicher, wechsel„seitiger Liebe gesegneten Ehe“ beinahe 25 Jahre lang, denn seine Gattin starb am 9. März 1805 im 47sten Jahre, also nur einige Monate vor der silbernen Hochzeit.

Mit seiner Verheirathung hörte seine Schriftstellerei beinahe auf, und so schreibselig er bisher war, so bequem wurde er nun, so daß er es oft kaum über sich erhalten konnte, einen freundschaftlichen Brief zu beantworten, und es schien ihm nun beinahe schwerer zu fallen, einen Brief, als vorher ein Buch zu schreiben; die interessantesten Briefe *) blieben Jahre lang, oft gänzlich

*) Bei Millers Absterben war ein großer Schatz interessanter Briefe vorhanden, von Bodmer, Boje, Brückner, Bürger, Claudius, Ebeling, Hölty, Klopstock, Lavater, Nicolai, Niemeyer, Pfenninger, Salis, Schubart, Vater und Sohn, beiden Stolberg, Voß u. s. w.

unbeantwortet liegen. Wie nöthig ihm hierüber eine Entschuldigung schien, beweiset seine so pathetische Nachschrift zur Vorrede des vierten Bandes des Burgheim. Die Berufsgeschäffte, die er mit Genauigkeit, aber nicht ohne mühsame Anstrengung verrichtete, und Lesereien von Flug- und Tagsschriften, die ihm nach und nach zum Bedürfniß wurden, hinderten ihn, theils ein bestimmtes wissenschaftliches Ziel zu verfolgen, theils den heitern Musen zu dienen. Er war ein leidenschaftlicher Tabakraucher und sein Pfeifchen ging ihm über Alles. Daher war der zärtliche Siegwart auch wohl einmal im Stande, den Kuß der zärtlichen Gattin mit einem sehr unzärtlichen, wenn gleich in drolligem Tone ausgesprochenen: Ueber deinem ewigen Küssen wird mir noch die Pfeife auslöschen, zu erwiedern.

Sehr empfindlich wurde sein Autorstolz gekränkt und tief seine Eigenliebe verwundet, als Bernritter den Siegwart travestirte.*) Es hatte ihm Jemand Bernrittern als häßlich und sehr pockennarbig geschildert. Leider vergaß sich der sanfte Dichter so sehr und ließ sich so sehr von seiner Menschlichkeit hinreißen, daß er im Burgheim Bernrittern (unter einem andern Namen) ein pockennarbiges Ungeheuer nannte, der die rührende Geschichte der Clarissa travestirt habe. Den Siegwart mochte er denn doch nicht nennen, um seine Empfindlichkeit nicht allzusehr zu verrathen. O der schwachen Sterblichen! Da möchte man wohl mit dem Dichter ausrufen: Tantaene animis coelestibus irae!

Der 1785 herausgekommene schwerfällige Briefwechsel zwischen einem Vater und seinem Sohn war seine letzte literarische Anstrengung und erschöpfte ihn für immer. Daß er 1786 die Geschichte Gottfried Walthers, eines Tischlers, und 1781, 1784, 1790 und 1795 Predigten drucken ließ, that seiner Bequemlichkeitsliebe wenig Eintrag. Gott-

*) Siegwart oder der auf dem Grab seiner Geliebten jämmerlich erfrorne Kapuciner; eine Klostergeschichte. Mannheim 1777. 8.

fried Walther stand vorher in den von Kern von 1779 — 82 herausgegebenen Beobachtungen zur Aufklärung des Verstandes und Besserung des Herzens, und die Predigten lagen ja schon fertig da. Ungern und nur aus Rücksichten und mancher Verhältnisse wegen verfertigte er manchmal ein Hochzeit- oder Leichen-Carmen. Doch setzte der Lärm, den 1786 Ziehens Prophezeiung machte, auch ihn in Bewegung, und er ließ drei Briefe über das schreckliche Erdbeben, das noch vor Ostern dieses Jahrs erfolgen soll, drucken, welche gute Wirkungen hervorbrachten, und manches schwache und furchtsame Gemüth beruhigten.

Die Geschichte Breitenthals oder die Folgen des Zweikampfs, welche Miller in der Vorrede zum vierten Theile des Burgheim versprach, hat er nie geschrieben. Vielleicht hielt ihn Lavater davon ab, der ihm am 30. Octbr. 1779 schrieb: „Ich wünsche, Sie möchten nun doch bald Ihre Romancarriere beschließen, aus zween Gründen, Einmal, Sie müssen sich erschöpfen, und dann: Es fehlen Arbeiter in Gottes Weinberg.“ Hören wir nun auch ein gegentheiliges Urtheil! Bürger schrieb in seinem bekannten scherzhaften Tone am 10. April 1777 an Miller: „Der Herr schreibt dort immer so schöne, große, dicke Bücher, daß er das Briefschreiben an seine alten Freunde wohl darüber vergißt. Fast zu Tode habe ich mich verwundert, als ich die Siegwarts, die Briefwechsels, die rc. und die rc. erblickte, und den Namen meines lieben Millers als Verfassers austrompeten hörte. Zum Henker, Freund, wo nehmt Ihr denn allen Zeug dazu her? Ich armer Teufel kann nichts als Verse zu Markte bringen; von Euch hergegen erwarte ich nun noch leicht einen neuen dicken Herkules und Herkuliscus. — Ihr Briefwechsel hat in Göttingen unter der studirenden Jugend vorzüglich sein Glück gemacht. Ich aber vergesse ihn schier ganz über den Siegwart. Dieses Product macht Ihrem Geist und Herzen gleiche Ehre, wiewohl mir die Leutlein darin öfters ein Bissel zu viel jammern und weinen, auch, nach meinem Bedünken, die Schilderung sich zu tief in's kleine, unerhebliche Detail herabläßt. Einmal bin ich bei der Lectüre rappelköpfisch geworden,

nämlich da, wo der Junker Veit den alten Amtmann Siegwart in seinen eigenen vier Pfählen so unerhört beleidigt, und Ihr, der Herr Verfasser, dem Amtmann nicht einmal so viel die Galle überlaufen lasset, daß er den adligen Schurken bei der Gurgel packt, ihn die Treppe herunter wirft und mit Hunden von seinem Hofe hetzt. — — — Uebrigens dank' ich Ihnen, mein Lieber, für die wollüstigen Thränen, die er mir entlockt hat. Ich würde noch mehr geweint haben, wenn die handelnden Personen nicht hin und wieder zu viel mir vorgeweint hätten."

Es sey uns erlaubt, noch ein anderes Urtheil über den Siegwart hier beizufügen. Es rührt von einem dankbaren Schüler Millers, Herrn Erhardt,*) Professor der Philosophie zu Freiburg im Breisgau, her. Schade, daß der edle Miller diese Rechtfertigung seines so oft verspotteten Buches nicht mehr erlebte! Wir müssen dieses Urtheil für ganz unbefangen und unparteiisch halten, da Hr. Erhardt nach Millers Tode schrieb und sich also nicht die geringste Nebenabsicht dabei denken läßt. — „Einen Mann nenn' ich, sagt Hr. E., der wohlwollend und gut wie ein freundlicher Genius meine Jugend umgab, und bleibend auf mich eingewirkt hat; Johann Martin Miller ist es. Er war lange das Muster, das zu erreichen ich aus allen Kräften strebte. So weit mein Gedächtniß zurückreicht in meine Knabenjahre, begegnet mir freundlich seine Gestalt; zuerst als Samstag-Abendprediger. Ein junger, schöner Mann stand er auf der Kanzel in der Dämmerung, und rührte mich durch den starken, aber melodischen Klang seiner Stimme. Bedeutender tritt er in meiner Erinnerung hervor als Professor der kirchlichen Dogmatik, wo ich, ein siebzehnjähriger Jüngling, zu dieses Gamaliels Füßen saß. Früh las ich seinen Siegwart, ich las ihn unter einem herrlich blühenden Apfelbaum in einer stillen

*) S. Volkmars Bekenntnisse und Lebensgeschichte. Aus dessen Papieren gezogen und herausgegeben von Simon Erhardt, Professor zu Nürnberg (jetzt zu Freiburg i. B.). Nürnberg 1817. 8. S. 99—104.

Ecke des Walles. Seit der Zeit hat Apfelblüthenbaum und Siegwart sich in meinem Kopf so vergesellschaftet, daß ich nie den einen sehe, ohne dabei des andern zu gedenken, und daß ich den lieblichen Blüthenduft und das Gesurr der Bienen um mich her noch zu empfinden mir einbilden kann. . . Siegwart, dieses so vielfach getadelte und verspottete Buch, enthält wahre, gefühlte Empfindung; wie könnte es sonst bei seinem Erscheinen und noch lange nachher die Gemüther so allmächtig ergriffen haben. Eine Schrift, die nichts werth ist, die von keiner Seite den Leser berührt, wirkt auch nichts. Miller wollte die Wirkung, die sein Siegwart that, in seinen spätern Romanen noch verstärken, und fiel dadurch, daß er über die Gränzlinie des Wahren hinausging, nicht selten in das Uebertriebene und Abgeschmackte; dafür sind diese auch vergessen, während jener immer eine denkwürdige Erscheinung in der schönen Literatur unsers Vaterlandes bleiben wird." — „Der Briefwechsel dreier akademischer Freunde, sagt Hr. E., war für die, denen er geschrieben ist, gut berechnet, lehrreich und neu, voll Lieb' und Eifer für das Bessere. Ein anderes Buch Millers, die Geschichte Gottfried Walthers, eines Tischlers, und des Städtleins Erlenburg, zog mich ungemein an, ich las es mit meiner Mutter, die eine große Liebhaberin von dergleichen Schriften war. In dieser Geschichte ist der Volkston so gut getroffen und gehalten, wie von einer andern Seite in desselben Verfassers Predigten für das Landvolk, die noch jetzt eines meiner Lieblingsbücher sind, in welchem ich die ächte Popularität, nicht des Ausdrucks, sondern der Sache, studire." — Von Millers Gedichten sagt er: „Ich las sie so wiederholt, und eine so lange Zeit hindurch, daß ich sie auswendig weiß. Viele dieser Lieder leben im Munde des ganzen deutschen Volks;*) wer sollte nicht die zarten Gesänge: Traurig sehen wir uns an ꝛc. — Was

---

*) Miller hat dem Verfasser dieses Aufsatzes öfters gesagt, daß er sich glücklich preisen würde, wenn eines seiner Lieder des Abends von Handwerksgesellen unter seinen Fenstern gesungen würde.

frag' ich viel nach Geld und Gut rc. — Das ganze Dorf versammelt sich rc. — Es war einmal ein Gärtner rc. — kennen, und nicht wünschen, lieber einen einzigen derselben, als manches dicke, liederreiche Buch verfaßt zu haben? Die Fülle der Empfindung, die glückliche, leicht dahin fließende Verskunst, die gefälligen Sylbenmaße, die Natürlichkeit des Ausdrucks, die Einfalt der Gedanken, welches die meisten der Millerschen Gedichte auszeichnet, berührte so sehr mein Inneres und bestach so sehr mein Urtheil, daß ich lange kein Gedicht wollte als solches gelten lassen, das nicht in Millers Tonweise gedichtet war. — — — Durch Millers Gedichte wurde ich auch mit Hölty, Voß, Bürger, so wie mit dem ganzen Kreise der Dichterjünglinge bekannt, die in den Siebziger Jahren zu Göttingen studirten. Ganz Deutschland hat die Wirkung jenes freiwilligen Vereins empfunden, und so ging sie auch an mir bildend und erregend vorüber."

Millers beste Werke sind unstreitig seine Gedichte,*) sein Briefwechsel dreier akademischer Freunde und die Geschichte des Tischlers Gottfried Walther, wiewohl auch in diesem Volksromane zu viel nach dem lieben Mond geguckt und zu viel geweint wird. Gewiß werden seine Gedichte noch lange nach seinem Tode fortleben, besonders da mehrere seiner besten Lieder, z. B. Auf, ihr meine deutschen Brüder rc. Es leben die Alten rc. Bei Nectar und Ambrosia rc. Das ganze Dorf versammelt sich rc. Traurig sehen wir uns an rc. Was frag' ich viel nach Geld und Gut rc. u. a. m. in den Kreis des gesellschaftlichen

*) Der Verfasser dieses Aufsatzes besitzt ein Exemplar derselben, in welches der sel. Miller mit Bleistift sehr viele, freilich oft kaum leserliche, Aenderungen eingeschrieben hat. Er schien es also wohl auf eine zweite Auflage anzutragen, wozu es aber bei der Kälte und Gleichgültigkeit des deutschen Publicums gegen die Werke seiner besten Köpfe gewiß nie kommen wird. Wäre Miller ein englischer, französischer oder italienischer Dichter, wie oft wären seine Gedichte nicht schon aufgelegt worden. In Deutschland verkauft der Verleger noch immer an der ersten Auflage.

Nicht leicht sind die Werke eines deutschen Schriftstellers so sehr durch Uebersetzungen auch im Auslande verbreitet worden, als die Millerschen. So ist z. B. sein Hauptbuch, der Siegwart, in's Italienische, Polnische, Ungarische, Dänische, Holländische und zweimal in's Französische, der Burgheim in's Holländische, der Briefwechsel dreier akadem. Freunde ebenfalls in's Holländische, der Beitrag zur Geschichte der Zärtlichkeit in's Dänische und Holländische übersetzt worden, vielleicht auch noch andere seiner Schriften. Dem Verfasser dieses Aufsatzes sind nur die genannten bekannt geworden. In England scheinen Millers Schriften unbekannt geblieben zu seyn.

Von nun an beschränkte sich Millers literarische Thätigkeit auf kleinere Aufsätze und Beiträge in periodische Schriften, worüber uns Meusel und Gradmann belehren. Zunehmende Amtsarbeiten verboten ihm fast alle Schriftstellerei. Er war nur von 1780 bis 1783 Pfarrer in Jungingen. Am 14. August 1781 trug ihm der Magistrat die ihm ganz unangemessene Professur des Naturrechts am Gymnasium auf, die er am 18. December des nämlichen Jahrs mit der ihm angemessnern Professur der griechischen Sprache vertauschte, und statt der letztern am 17. Januar 1797 die der katechetischen Theologie erhielt. Am 19. Aug. 1783 ward er zum Prediger am Münster ernannt. „In diesen zwei Aemtern (sagt er 1793 in seiner Selbstbiographie) sucht er seinen geliebten Mitbürgern durch treue Anwendung seiner Talente so nützlich zu werden, als er kann, lebt jetzt lieber seinen Verwandten, Freunden und sich selbst, als dem größern Publicum, dem er ehedem einigermaaßen nützlich seyn zu können glaubte, oder auch vielleicht nur wähnte, streut in seinem nun verengerten Kreise des Guten so viel aus, als er geben kann, und blickt ruhig und still dem großen Tag der Ernte, so wie der frohen Wiedervereinigung mit seinen, theils ferne von ihm lebenden, theils schon entschlafenen, Geliebten entgegen."

Aber nicht so still und ruhig sollten des guten Mannes Tage enden; er wurde, ganz gegen seine Neigung, in einen ausgebreitetern, größern Wirkungskreis versetzt. Die politischen Stürme der Zeit zogen auch ihn in ihre Wirbel

Wirbel und Strudel. Die Reichsstadt Ulm verlor ihre Unmittelbarkeit und kam im Sept. 1802 unter die Herrschaft des Churfürsten von Baiern. Im März 1804 ward er Consistorialrath beim Consistorium in Ulm und nach Auflösung des letztern im Oct. 1809 Stadt- und Districtsdecan und erster Frühprediger an der Dreifaltigkeitskirche, mit Beibehaltung des Titels eines Consistorialraths. Der gute Mann (jetzt 59 Jahr alt) hatte dabei die Unannehmlichkeit, daß er nicht mehr in dem ihm so nahe liegenden Münster, sondern in einer weit von seiner Wohnung entfernten Kirche predigen mußte. Doch litt er unter dieser Unbequemlichkeit nur ungefähr ein Jahr, da Ulm im Nov. 1810 an Würtemberg, und er wieder als Prediger an's Münster kam. Der König von Würtemberg übertrug ihm am 23. Nov. 1810 das Decanat Ulm mit dem Charakter eines geistlichen Raths. Als solcher starb er am 21. Junius 1814. Es ist demnach irrig, wenn das berühmte Conversationslexicon ihn als baierschen Kirchenrath sterben läßt, was er nie war. Herr Macklot hat diese Unrichtigkeit getreulich nachgedruckt.

Doch wir müssen noch ein Mal in Millers frühere Jahre zurückgehen. Eine angenehme Unterbrechung seines so einförmigen Lebens war eine Reise nach Leipzig und Halle, die er am 23. Junius 1795 in Gesellschaft seiner Gattin, einer Verwandtin, und seiner Nichte Rosalie Mündler, Tochter seiner 1791 verstorbenen Schwester, antrat. Der Zweck dieser Reise war, gedachte Nichte an die Frau Geh. Räthin Westphal in Halle zu überbringen, die sie an Kindesstatt annahm. Sie wurde nachher die Gattin des Hrn. Prof. Gensichen in Kiel. Die Frau Geh. Räthin Westphal († 1813), in Gesellschaft ihrer lieben Rosalie und des Hrn. Consist. Rath Westphal († 1808), erwiederte ihm diesen Besuch im Jul. 1802 in Ulm, und wiederholte ihn im Jun. 1811 in Begleitung des Herrn Professor Gensichen und seiner Gattin, welche Besuche Millern große Freude machten. Unaussprechliches Vergnügen aber gewährte ihm der Besuch seines Jugendfreundes, des Hrn. Hofraths Voß und seiner Gattin, die im Herbste 1804 von Jena aus zu ihm kamen und mit denen er einige selige Tage verlebte. Er hatte seinen Voß seit 1775 nicht

mehr gesehen. Die beiden Freunde versetzten sich im Geiste zurück nach Göttingen, und durchlebten noch ein Mal in Erinnerungen die glücklichen Tage der Jugendzeit, die, ach! nie wiederkehren. Miller war immer Willens, seinen Voß, (mit welchem der Briefwechsel, obgleich öfters stockend, nie ganz aufgehört hatte,) der ihm oft deswegen anlag, in Heidelberg zu besuchen; er nahm aber diesen Vorsatz mit in's Grab.

Zu seinem bürgerlichen Leben gehört noch, daß er, wie schon oben gemeldet worden, das Unglück hatte, am 9. März 1805 seine erste, so zärtlich geliebte Gattin durch den Tod zu verlieren. Noch im nämlichen Jahre (29. Jul. 1805) trat er in die zweite Ehe. Seine Wahl erhielt nicht allgemeinen Beifall, da er sich dabei eine große licentia poetica erlaubte. Er hatte von seiner zweiten Gattin einen Sohn und eine Tochter. Der Knabe lebt in Ulm und das Mädchen bei Verwandten in — Kiel. *) Welchem wackern Holsteiner wohl einst die junge Siegwart-Millerin zufallen mag! — Am 2. April 1812 verlor Miller auch seine zweite Gattin. Er war nun 62 Jahre alt, hatte zwei unmündige Kinder, und war also einer Gattin mehr als je bedürftig. Daher heirathete er, mit allgemeinem Beifall, im Herbste des nämlichen Jahrs (27. Oct. 1812) eine allgemein geachtete Pfarrers-Wittwe, bei welcher er in allen Stücken gut berathen war, und die nun in einer andern Ehe lebt.

Was Millers Gestalt betrifft, so war er mehr als mittlerer Größe, hatte (in seiner Jugend) schöne blonde Haare, schöne blaue Augen, ein ovalrundes Gesicht, und er konnte nicht nur in jüngern Jahren, sondern bis an sein Ende, in der That für einen schönen Mann gelten. Seine Gesichtsfarbe blieb immer frisch. Göschen in der Reise von Johann (Leipzig 1793) schildert Millern S. 174 sehr treffend auf folgende Art: „Als ich eben über die Donaubrücke (bei Ulm) hinüber wollte, kam mir ein Mann von schlichtem und geradem Ansehn, mit einer Tabakspfeife im Munde,

*) Bei dem oben genannten Herrn Prof. Gensichen.

ganz gemächlich schreitend, in den Weg. Die Ruhe des Mannes und ein theilnehmender Blick, den er noch ein Mal zurück in die schöne Natur that, nahm mich für ihn ein. Wir kamen in's Gespräch, blieben auf der Brücke stehen, und nun erkannte ich in diesem treuherzigen, verständigen, natürlichen Manne Millern, den Verfasser des Siegwart."

Viele Personen, besonders Reisende, dachten sich unter dem Verfasser des Siegwart einen süßen Herrn, der von Liebe und Zärtlichkeit überfließe, und waren dann nicht wenig betroffen, als sie an ihm einen kalten, trockenen und verschlossenen Mann fanden. So erschien er wenigstens beim ersten Anblick, bis er nach und nach aufthauete. Seinen Charakter schildert er im vierten Theile des Burgheim (S. 254), wo er unter seinem eignen Namen auftritt, selbst als kalt, trocken und zurückhaltend, und doch war er damals erst 25 Jahre alt. Dessen ungeachtet konnte er doch oft recht munter und manchmal sogar jovialisch seyn, besonders wenn er auf Begebenheiten seiner Jugend, auf Göttingen, Leipzig, Hannover, Hamburg rc. zu sprechen kam. Viel Vergnügen machte ihm Naumanns Nimrod und andere Producte dieser Art, die ein Freund ihm an frohen Abenden vorlesen mußte. Er konnte über dergleichen Albernheiten recht herzlich lachen. Aber er war Mensch, und mußte, wie andere, der Menschheit seinen Tribut entrichten. So munter er sonst war, so grämlich und mürrisch machte ihn die spätere Zeit. Besonders war er über die Grundsätze und Erscheinungen der französischen Revolution ungehalten; er verlor, sobald hiervon die Rede war, nicht nur das ruhige Gleichgewicht, welches fähig macht, unbefangen und richtig zu urtheilen, sondern trat auch, wenn sich sein Urtheil in Worten aussprach, oft gänzlich aus den Schranken des Anstandes und der Billigkeit: er war seiner Gefühle und seines Ausdrucks nicht mehr Meister. Daher kam es, daß sein Umgang in dieser Unglückszeit mehr vermieden, als gesucht wurde. Der sanfte Dichter konnte zänkisch und rechthaberisch werden, und er erweckte bei denen, die nie ganz aufhörten ihn zu schätzen und zu lieben, öfters um so mehr Bedauern mit seiner Gemüthsstimmung, als dadurch auch die bessern Eigenschaften, die sein inner-

stes Gemüth verwahrte, entweder unsichtbar wurden oder nur beschattet erschienen. Neue Geschäffte, zu deren leichter, heiterer Führung es ihm an Gewandtheit fehlte, häusliche Verhältnisse, die ihm manchmal unbehaglich waren, und kleine, oft nur eingebildete Unpäßlichkeiten waren nicht geeignet, sein Inneres zur Freude und Zufriedenheit zu stimmen, und er mußte, um wahrhaft vergnügt zu seyn, mit dem Gedächtniß in Zeiten zurückkehren, die nicht mehr waren, und darum ihm, wie Millionen unsrer Brüder, die besten zu seyn schienen. Zu seiner Erholung besuchte er mehrere Jahre auf einige Wochen das Bad zu Ueberkingen, und war dieß auch 1814 Willens, als der Tod ihn absorderte und von allen Widerwärtigkeiten erlösete. Sanft, wie seine Muse, war auch sein Tod, sanft, still und ruhig schlief er ein, an gänzlicher Entkräftung. Er starb ungern, und der Kampf der Liebe zum Leben mit der Krankheit war in den frühern Tagen sehr bemerkbar. Er war nie bedeutend und auch dies Mal nicht lange krank, denn noch am 13. Mai kündigte er im Intelligenzblatte seinen Confirmanden-Unterricht an und am 21. Jun. starb er.

Man hat einige Bildnisse von Miller, z. B. von Johann Elias Haid in Augsburg nach einem Gemälde des Ulmischen Malers Kleemann, und von C. W. Bock in Nürnberg v. 1793, ich weiß nicht, nach welchem Gemälde. Beide sind ziemlich ähnlich, aber auch ziemlich steif.

Das Verzeichniß seiner Schriften findet sich in Meusels gelehrtem Deutschland und in Gradmanns gelehrtem Schwaben ziemlich vollständig. Da derselben in diesem Aufsatze öfters gedacht worden, so ist deren Aufzählung hier überflüssig. Es sey mir aber erlaubt, zur Vervollständigung seines literarischen Charakters hier anzufügen, was zwei berühmte Critiker, Kütner *) und Horn, über Millers Schriften geurtheilt haben.

*) S. Charaktere teutscher Dichter und Prosaisten (von Karl Aug. Kütner). 2r Band. (Berlin 1781. 8.) S. 554—56.

„Die Liebe, sagt Kütner, die Miller in seinen Romanen schildert, ist keine von den Gespielinnen der Erdentöchter, sondern ein Wesen von überirdischer Art, fast ohne Sinnlichkeit und Körper. In seinem Siegwart besonders hat alles einen religiösen Anstrich; Alles ist Liebe, reine, schwärmerische Liebe, mit Scenen der Andacht und Gottesverehrung unterbrochen. Die Vorzüge dieses so beliebten Romans sind die reine Moral und die guten Empfindungen und Grundsätze, die Jedem einleuchten, ferner die eigne Manier, in der der Dichter sein Sujet, das ihm ganz zugehört, bearbeitet, und die Geschicklichkeit, mit der er das Klostercostüme beobachtet hat. *) Im Ganzen ist wenig Leben und Handlung, und in den Charakteren und Beschreibungen herrscht große Einförmigkeit, mit einer gewissen matten Traurigkeit, die dem Temperamente des Dichters natürlich zu seyn scheint. Alles spricht und lehrt Empfindung, die gar oft in andächtelnde Empfindelei übergeht: das Herz wird unaufhörlich, aber der Verstand nur selten in Bewegung gesetzt. Dieses sanfte, schwärmerische Wesen kömmt, mehr oder weniger, in allen andern Schriften dieses Verfassers vor. Und es gefällt und nimmt ein. Man fühlt sich gerührt, und überläßt sich den sanften Aufwallungen gern, die er so leicht hervorzubringen vermag. Das macht, daß sein eignes gutes Herz und die natürliche Wärme, mit der er selbst die Tugend und die Menschen liebt, allenthalben durchscheint. Auch der reine, fließende Styl, voller Lieblichkeit und Ründung, reizt jeden Leser von Geschmack, und erzwingt Beifall von dem kältesten Richter."

---

*) Um Vergebung, hier irrt Hr. Kütner gewaltig. Miller ließ sich in der ersten Auflage große Verstöße gegen das Klostercostüme zu Schulden kommen, die erst in der zweiten Auflage, nach dem Rath und der Anweisung einiger würdigen katholischen Klostergeistlichen, getilgt wurden. Miller mußte nothwendig in diese Irrthümer verfallen. Nur als Knabe hatte er in Günzburg Klöster gesehen, nachher nie mehr. Seine Klöster und Klosterleute waren also nicht aus der Wirklichkeit, aus eigener Anschauung und Beobachtung genommen, sondern bloße Geschöpfe seiner warmen Phantasie.

Horn *) charakterisirt Millern folgendergestalt:

„Miller. Man darf diesen Schriftsteller und seinen allbekannten Roman „Siegwart" nur nennen, um an die Periode der Empfindsamkeit zu erinnern, die er in Deutschland hervorrief. Wenige Schriftsteller sind so sehr geliebt und so sehr verspottet worden, als er. Wir mißbilligen das Letztere, denn er darf nicht die Schuld seiner unberufenen, talentlosen Nachahmer tragen. Ihm war es in der That ein hoher Ernst um reine und zarte Empfindung, und um die Darstellung einer keuschen, tief sehnsüchtigen Liebe, die allerdings der Thränen nicht immer entbehren kann; aber er fehlte darin, daß er dieses Gefühl nicht selten in einem Meer von Worten und wohlfeilen, schwächlichen Ausrufungen ertrinken ließ. Dennoch meinen wir, man solle die Periode der Empfindsamkeit, die, seltsam genug, mit der Sturm- und Drang-Epoche Hand in Hand ging, nicht allzu vornehm belächeln, denn sie war wenigstens productiv. Gar gern räume ich ein, daß man in das Gelag hinein producirte, aber man producirte doch, und ich, meines Theils, möchte wenigstens den heut zu Tage herrschenden ästhetischen Eunuchismus für keinen angenehmeren Anblick halten, als den, welchen die damalige Zeit bot, in welcher die Deutschen noch innig theilnehmend lasen, und — liebten."

Sehr richtig wird Miller auch von Nicolai **) charakterisirt. „Herr Miller, sagt er, ist berühmt durch seinen Siegwart, Karl von Burgheim und andre Romane, welche zu ihrer Zeit überaus häufig in Deutschland gelesen wurden, und gewissermaaßen im

---

*) S. Die schöne Litteratur Deutschlands während des achtzehnten Jahrhunderts. Dargestellt von Franz Horn. I. Th. Berlin 1812. S. 186, 187.

**) S. Friedr. Nicolai Beschreibung einer Reise durch Deutschland und die Schweiz im Jahre 1781. 9ter Band, S. 107—110.

Geschmacke der Romanleser bei uns eine neue Epoche machten. Ein Mann, welcher durch seine Schriften eine Zeit lang mit solcher Macht auf das ganze deutsche Publicum wirkte, bleibt immer in der deutschen Literargeschichte ein merkwürdiger Mann; denn seine Schriften zeigen auf gewisse Weise charakteristisch den Geschmack seines Zeitalters. Ich weiß, was über den Ton und die Form der Millerschen Romane, besonders in Rücksicht auf die empfindelnde weibliche Denkungsart und auf die Wortfülle der Schreibart, zu sagen ist, und was darüber gesagt worden. Dieß nimmt aber dem Talente des Verfassers nichts, welcher ein junger Mann war, als er diese Romane schrieb, in einen engen Cirkel der Weltkenntniß eingeschlossen. Er kannte nur seine Universitätsfreunde und eine Gattung schuldloser, simpler, naiver weiblicher Seelen, wie man sie in Deutschland fast nur in Schwaben antrifft. Diesen sind sanfte, theilnehmende Gesinnungen bei ihrer einfachen Lebensart natürlich, und oft liebenswürdige Empfindsamkeit, da sie bei manchem cultivirteren Frauenzimmer, das im Geräusche der großen Welt an Prätension war gewöhnt worden, und diese sanften Empfindungen nur aus Romanen annahm, in Empfindelei ausarteten; wahrlich ohne Schuld des Verfassers! Hätte dieser die Welt von mehrern Seiten gesehen, so würde er sie mannigfaltiger und doch getreu geschildert haben. Er hat ein Talent der Ausführlichkeit, wodurch, indem er alle kleine Umstände vor unsern Augen nach einander erzählt, endlich in uns das Bild des Ganzen gleichsam von selbst entsteht; so wie Hebe beim Homer den Wagen der Juno gleichsam vor den Augen der Leser zusammensetzt; ein Talent, welches seiner Schreibart eine gewisse Art von Originalität gibt, die ihn immer unter Deutschlands Schriftstellern auch bei der Nachwelt im Andenken erhalten wird, eben so wie z. B. Gellerten, dessen Schriften, so wie in der moralischen Tendenz, auch in der Manier mit den Millerschen manches Aehnliche haben. Herr Miller hat außerdem noch an einer andern Epoche, welche in der deutschen Litteratur merkwürdig ist, Antheil gehabt. Als er in Göttingen studirte, waren eine ganze Anzahl junger Leute von dichterischen Talenten zusammen, welche durch Umgang und Freundschaft sich noch mehr ausbildeten und alle nachher als Dichter verdienten Ruhm

erlangten; nebst Millern, Voß, Hölty, Bürger, die beiden Stolberge, Boie und Leisewitz. Die Gesellschaft dieser Jünglinge auf der Universität Göttingen hatte einen ähnlichen Einfluß, der deutschen Dichtkunst einen neuen Schwung zu geben, als die ehemalige freundschaftliche Gesellschaft Cramers, Rabeners, Eberts, Schmidts, Gärtners, Kästners u. a. auf der Universität Leipzig. Nur war der Einfluß der Göttingischen Jünglinge, obgleich wohlthätig, dennoch weniger merklich; denn Deutschland war in den siebenziger Jahren schon weit mehr ausgebildet, als in den vierziger Jahren."

Was Karl Heinrich Jördens in seinem Lexikon deutscher Dichter und Prosaisten über Miller urtheilt, kann hier nicht angeführt werden, da dieses Buch dem Verfasser dieses Aufsatzes nicht zu Gebote steht.

Baron Felix Desportes.

Einer der acht und dreißig aus Frankreich Verbannten.

(Nach Original-Mittheilungen.)

Baron Felix Desportes,

Ritter der Ehrenlegion, Maire, bevollmächtigter Minister, General-Commissär der Regierung, Präfect, Mitglied der Cammer der Stellvertreter vom Jahre 1815 und einer der acht und dreißig aus Frankreich Verbannten,

ward im Jahre 1790 zum Maire der Gemeinde Montmartre bei Paris ernannt, deren Verwaltungsbezirk sich damals über die volkreichsten Vorstädte der Hauptstadt erstreckte; die Freisinnigkeit seiner Grundsätze und der edelmüthige Gebrauch, welchen er von seinem Privatvermögen machte, erwarben ihm in kurzer Zeit eine große Popularität. In früher Jugend schon entdeckte man an ihm jene unerschütterliche Festigkeit des Charakters, welche er späterhin bei mehrfacher Gelegenheit an den Tag legte. Horden von Gesindel, von einer unsichtbaren Hand fortgetrieben, strömten von allen Seiten herbei zur Hauptstadt, und die Regierung, welche die gefährlichen Folgen eines solchen Zusammenflusses nicht ahnte oder vielleicht gar im Geheim ihn nach ihrem Willen leiten zu können sich schmeichelte, beging die Unvorsichtigkeit, diesen Volkshaufen bis auf die Anzahl von achtzehn Tausend Individuen anwachsen und unter der äußern Form hülfsbedürftiger Handwerksgenossenschaften (ateliers de charité) mit einander in Verbindung treten zu lassen. Trotz ihrem natürlichen Ungestüm und den Gemüthsbewegungen, welche ein mächtiger Feind der Regierung in ihrem Busen aufregte, wußte Desportes

sie immer in Gehorsam zu erhalten; während der ganzen Dauer seiner Verwaltung, und als schon Paris der unseligsten Zwietracht zur Beute geworden, herrschten Ordnung und Ruhe in seiner Gemeinde, zeigte sich nirgends auch nur die leiseste Spur von Indisciplin, selbst in jenen Werkstätten der Dürftigkeit, und die Wütheriche, welche wenige Monate nach ihrem Abzuge von Montmartre an den verhängnißvollen Tagen des 2ten und 3ten Septembers Schrecken und Verwüstung nach Paris brachten, hatten sich ihm immer so folgsam und nachgiebig bewiesen, daß schon seine bloße Gegenwart hinreichte, um sogleich dem heftigsten Zank ein Ziel zu setzen.

Der Eifer, womit Desportes seinem Beruf als Maire oblag, hinderte ihn indessen nicht, von Zeit zu Zeit diplomatische Missionen zu übernehmen. Er bekam eine Sendung in die Schweiz, um die Mißhelligkeiten zu beseitigen, welche französische Ausgewanderte zwischen den helvetischen Cantons und Frankreich veranlaßt hatten, und um zugleich die Hindernisse aus dem Wege zu räumen, welche Einige der gedachten Cantons der freien Ausfuhr der Lebensmittel, deren Frankreich damals im höchsten Grade bedurfte, entgegen zu setzen sich erlaubt hatten. Diese mit Herrn Steiger, Bevollmächtigten von Bern, einem der heftigsten Gegner der französischen Revolutions-Grundsätze, gepflogene und schneller, als das Cabinet der Tuilerien gehofft, beendigte Unterhandlung richtete auf ihn die Blicke Ludwigs des XVI. und erwarb ihm zu Anfang des Jahrs 1792 die Stelle eines bevollmächtigten Ministers am Hofe zu Zweibrücken, nachdem der Baron Nailhac, sein Amtsvorgänger, zur Uebernahme des Portefeuilles der auswärtigen Angelegenheiten zurückberufen worden. Als Vorwand dieser Sendung diente die Entschädigung der deutschen Fürsten, welche zugleich Inhaber bedeutender Lehngüter in Lothringen und im Elsaß waren; der eigentliche, jedoch geheime, Gegenstand derselben aber war der französischen Prinzen und aller Ausgewanderten, welche ihnen bis nach Coblenz gefolgt waren, Rückkehr nach Frankreich.

Der unglückliche 20ste Junius 1792 erschwerte diese Unterhandlung, der noch verhängnißvollere 10te August machte sie vollends scheitern, und der Umsturz des Throns hatte die Zurückberufung von Desportes nach Paris zur Folge; aber nach Ludwigs XVI. Tode ließ ihn die republicanische Regierung nicht lange in Unthätigkeit. In diese Periode fiel die Belagerung von Mainz durch ein preußisches Kriegsheer. Unterrichtet von der persönlichen Bekanntschaft des Herrn Desportes mit dem preußischen Minister der auswärtigen Angelegenheiten, sandte der Wohlfahrts-Ausschuß ihn mit dem öffentlichen Charakter eines bevollmächtigten Ministers der französischen Republik beim Herzoge von Würtemberg ab, um wegen Aufhebung der Belagerung von Mainz zu unterhandeln. Die in Regierungs-Aufträgen zu Metz anwesenden Conventionellen Maribon-Montant, Soubrani und Maignet, welche die Wichtigkeit seiner Sendung nicht kannten und nicht kennen durften, beglaubigten zwar sein Ernennungs-Patent, was ihn, Frankreich zu verlassen, ermächtigte, wollten ihm aber dennoch die Ueberschreitung der französischen Grenze nicht erlauben, unter dem nichtigen Vorwande, für einen so großen Staat, wie Frankreich, sey es unschicklich, einen so kleinen Fürsten, wie der Herzog von Würtemberg, in öffentlichen Urkunden den Titel: Durchlauchtigste Hoheit (Altesse Sérénissime), beizulegen. Um dieses unbedeutenden Hindernisses willen sah sich Desportes genöthigt, in Metz zu verweilen und daselbst eine anderweite Verfügung von Seiten des Wohlfahrts-Ausschusses abzuwarten. Aber dieser Ausschuß war nicht mehr von demselben Geiste beseelt, auch waren seine Mitglieder nicht mehr die nämlichen; die Revolution vom 31. Mai 1793 hatte die Gewalt in die Hände der Berg-Partei (Montagnards) gebracht, die Zeit verstrich, Mainz ward zur Uebergabe genöthigt und Desportes erhielt vom Wohlfahrts-Ausschusse den Befehl, nach Paris zurück zu kehren und über sein Benehmen Rechenschaft abzulegen.

Die Auflösung der Gironde-Partei hatte ihn seiner Freunde beraubt; kaum von der Reise zurückgekehrt,

ward er als verdächtig verhaftet, acht Monate hindurch abwechselnd in den Gefängnissen Des petits pères und Du Plessis eingekerkert und zuletzt am 3ten Thermidor vor das Revolutions-Gericht geladen. Eine Verwechslung der Liste rettete ihn von der Gefahr, dort zu erscheinen, und der 9te Thermidor zerbrach seine Fesseln. Zwei Monate nachher bekam er eine Sendung nach Genf, um daselbst von Neuem friedliche Unterhandlungen mit Sardinien und Baiern anzuknüpfen. Als bald darauf auch Preußen sich mit der französischen Republik in Negociationen einließ, ward der Sitz der letztern nach Basel verlegt, der Vertrag mit Baiern wurde dort durch Barthelemi, der mit Sardinien zu Turin durch den General Bonaparte abgeschlossen.

Während des Ganges dieser Unterhandlungen zeichnete sich Desportes durch mehrere wohlthätige Handlungen gegen Künstler und Gelehrte, insbesondere gegen die Nachkommen des großen Corneille, aus, welchen er so lange Unterstützung gewährte, bis die Regierung sich ihres Schicksals annahm; er veranlaßte die französische Republik zu Bewilligung eines Jahrgehalts an den berühmten Genfer de Saussure, dessen Vermögen durch die Papiergeld-Operation war zu Grund gerichtet worden; auf eigene Kosten ließ er auf dem Montanvert über dem Eis-Meere im Chamouni-Thale ein Hospiz anlegen, welches er der Natur weihete, mit allen zu physikalischen und astronomischen Beobachtungen erforderlichen Werkzeugen ausrüstete, und dessen Benutzung er den Gelehrten und Reisenden von allen Nationen überließ, welche ihr Studium oder ihre Wißbegierde auf diese Höhen locken würde.

Auf der Rückkehr von seinen ersten glorreichen Feldzügen in Italien besuchte ihn der General Bonaparte und brachte einige Tage bei ihm zu; von diesem Zeitpuncte an datirt sich der Anfang ihrer gegenseitigen vertraulichen Freundschaft. Desportes, einer der feurigsten Bewunderer Bonaparte's, veranlaßte ihm zu Gefallen große Ehrenbezeugungen von Seiten der Republik Genf.

Seit langer Zeit bereits war dieser kleine Staat ein Raub der beklagenswerthesten inneren Zwiste; Aufruhr war dort beinahe einheimisch; schon am 19ten Julius 1796 war Desportes auf dringendes Bitten einer Menge in Furcht und Schrecken gesetzter Bürger genöthigt, sich in's Mittel zu legen, um theils die Ermordung der Syndiken und des Raths dieser Stadt zu verhindern, welche von einem Haufen Wüthender in ihrem Pallaste belagert wurden, theils die Factionen zur Niederlegung ihrer Waffen zu bewegen, welche an jenem Tage schon bereit standen, einander nieder zu metzeln. Die Unerschrockenheit, welche derselbe bei dieser gefährlichen Gelegenheit an den Tag legte, wo er, ganz allein stehend und nur gestützt durch seinen öffentlichen Charakter, jeden Augenblick sich der Ermordung Preis gegeben sah, setzte dem persönlichen Ansehen, worin er in Genf stand, das Siegel auf, und die Beredtsamkeit, womit er in weniger als sieben Stunden eine ausgelassene Volksmenge den Gesetzen vollkommen zu unterwerfen und zur Eintracht zurück zu führen verstand, gewann ihm die Herzen aller Genfer. Sie ließen ihm zu Ehren eine goldene Medaille schlagen mit der Devise: Durch seine Tugenden hat er uns wieder vereinigt (*Par ses vertus il nous a réunis*).

Den fast unbegrenzten Einfluß, welchen sich Desportes in Genf zu erwerben gewußt, benutzte das vollziehende Directorium, um die Genfer Bürger zur Vereinigung ihres Ländergebiets mit dem der französischen Republik zu bewegen. Groß war der Widerstand, welchen sie diesem Ansinnen entgegen setzten, aber zuletzt gelang es dennoch Desportes, sie dahin zu bringen. In der Vereinigungs-Urkunde sorgte er für gewissenhafte Erhaltung ihres gesammten Staatsvermögens und errichtete sogar eine ökonomische Gesellschaft zu dessen völlig unabhängiger Verwaltung.

Nachdem er in der Eigenschaft eines General-Commissärs der Regierung das neue Departement vom Leman, dessen Schöpfer er war, organisirt hatte, kam er

nach Paris zurück, wo die Politik des vollziehenden Directoriums, welche die Vereinigung Genfs mit Frankreich nicht veranlaßt zu haben sich den Schein geben wollte, ihn zum Privatleben zurückkehren hieß. Aber die Revolution vom 18ten Brumaire brachte ihn bald wieder auf die Bühne, und er hatte an dem Erfolge dieses berühmten Tags keinen geringen Antheil, indem er am Abende des 17ten gedachten Monats einen zahlreichen Volkshaufen zerstreute, welcher in einer Kirche der Vorstadt St. Antoine sich gebildet hatte.

Der erste Consul hatte Desportes Anfangs zum bevollmächtigten Minister am Hofe zu Kassel ernannt, wo er einen Mann zu haben wünschte, der ihm über die Gesinnungen aller benachbarten Höfe am rechten Rhein-Ufer Aufklärung gäbe; weil aber Desportes das Innere von Frankreich nur wenig kannte, so bekam er zuvor den Auftrag, mehrere Departements zu durchreisen und die öffentliche Stimme über die Personen zu vernehmen, welche zu den Stellen der Präfecten, Präsidenten und General-Procuratoren bestimmt waren. Nachdem der erste Consul seinem Bruder Lucian Bonaparte das Ministerium des Innern übertragen hatte, gab er ihm Desportes als General-Secretär bei.

Funfzehn Monate nachher sollten Unterhandlungen von höchster Wichtigkeit mit Spanien angeknüpft werden; um sie desto schneller zu beendigen und zugleich glänzender erscheinen zu lassen, ernannte der erste Consul seinen Bruder Lucian zum Gesandten in Madrid und Hrn. Desportes zu dessen erstem Gesandtschafts-Secretär. In dieser Eigenschaft nahm Letzterer an den Verträgen Theil, welche die Abtretung der Herzogthümer Parma, Piacenza und Guastalla an Frankreich, die Errichtung des Königreichs Etrurien aus dem Großherzogthum Toscana und die Abschließung des Friedens zwischen Portugal und der französischen Republik zur Folge hatten. Sein letztes Geschäfft auf dem Gesandtschaftsposten in Spanien war die Verproviantirung der französischen Armee in Egypten, welcher er aus den

Häfen

Häfen von Barcelona und Mallaga fünf und zwanzig mit Lebensmitteln und Kriegsbedürfnissen beladene Schiffe zukommen ließ.

Mit Recht erwartete Desportes, daß so viele, in weniger als Jahresfrist dem Staate geleistete, Dienste ihm das Wohlwollen und die Gunst des ersten Consuls in hohem Grade erwerben würden; aber während seiner Abwesenheit waren zwischen dem ersten Consul und zweien seiner Brüder, deren Freund Desportes war, Mißhelligkeiten entstanden, und Ersterer konnte sich überdies an des Letztern Geist der Unabhängigkeit nicht recht gewöhnen. Um ihn von seinen Brüdern zu trennen, ernannte ihn der erste Consul im Jahre 1802 zum Präfecten des Oberrhein-Departements, wo einige kirchliche Streitigkeiten die Gemüther in Gährung versetzt hatten, mit dem Versprechen, ihn von diesem Posten wieder zurück zu berufen, sobald die Ruhe hergestellt worden; nach Ablauf von vier Monaten war keine Spur von Unordnung mehr zu finden, und dennoch mußte Desportes zwölf volle Jahre in diesem ehrenvollen Exile zubringen. Es ging ihm jedoch diese lange Reihe von Jahren keineswegs ungenutzt verloren, er verschönerte sein Departement durch zahlreiche Anpflanzungen, welche zum Vorbilde dienten jenen, welche man kurz nachher auf allen Heerstraßen Frankreichs entstehen sah; ermunterte am Oberrheine zum Anbau künstlicher Wiesen, welche dort hin und wieder gänzlich unbekannt oder wenigstens höchst vernachlässigt waren, schuf eine Departemental-Baumschule, welche er der Kaiserin Josephine widmete und mit den seltensten ausländischen Pflanzen, die er dieser Prinzessin verdankte, ausschmückte; außerdem errichtete er noch landwirthschaftliche Vereine und eine Preis-Gesellschaft, deren Zweck dahin ging, nach dem Elsaß alle Künste zu verpflanzen, welche dort bisher noch unbekannt gewesen, insbesondere aber den Ackerbau zu vervollkommnen; er war der Erste, welcher am Oberrhein die Schutzpocken-Impfung einführte, was er, unterstützt vom Friedensfürsten, bereits in Spanien und im mittäglichen Amerika gethan hatte; er gründete eine Entbindungs-Schule nach dem Muster ähnlicher Anstalten in Hamburg

und Paris, und man verdankt ihm am Oberrhein die Errichtung jener Wohlthätigkeits-Anstalten, durch deren weise Verwaltung und freigebige Unterstützung allen Bedürfnissen der Noth abgeholfen und dreizehn Jahre hindurch die Bettelei verscheucht worden.

Im Jahre 1813 wurde Desportes von seinem Posten zurückberufen, auf eine geheime Denunciation, worin er fälschlicherweise beschuldigt worden, mit dem General Moreau eine Verbindung zu unterhalten. Als gemeiner Soldat nahm er nunmehr Dienste bei der Pariser Nationalgarde, als dieselbe zur Vertheidigung der Hauptstadt neu organisirt wurde; bald darauf zum Capitain und Adjutant des Chefs des General-Staabes der Pariser Armee und alsdann zum Escadron-Chef ernannt, widmete er seine ganze Muße den Verwaltungs-Geschäfften dieses General-Staabs, und bekam dabei zuletzt einen solchen Einfluß, daß er am 13. März 1815 mit Hülfe der Nationalgarde den in seinem Hotel bereits verhafteten Herzog von Otranto den Agenten des Polizei-Präfecten Bourrienne zu entreißen vermochte, welcher, wie man versicherte, vom Könige den ausdrücklichen Befehl erhalten, sich der Person des Herzogs zu versichern. Diese sonderbare persönliche Verhaftnehmung, welche in der Geschichte wird aufgezeichnet werden, war zwar mit größter Oeffentlichkeit geschehen, aber nicht in den Formen, welche das Gesetz vorschrieb; Desportes hielt es daher für einen ehrenvollen Beruf der Nationalgarde, dieselbe zu verhindern. Er war damals weit entfernt zu ahnen, was späterhin zur Kunde von ganz Paris gekommen, daß dieß nur eine verabredete List gewesen, um Napoleon irre zu führen, und ihm, wenn er den Thron von Neuem bestiegen, mehr Zutrauen zu dem Treulosen einzuflößen, welcher dessen Gunst bloß in der Absicht gewinnen sollte, um desto sicherer die Geheimnisse desselben dem Feinde verkaufen zu können. Den Tag vor seiner Verhaftnehmung war der Herzog von Otranto vom Grafen Artois im Namen des ganzen Hofs auf das dringendste ersucht worden, das Ministerium der General-Polizei zu übernehmen; er lehnte dieß ab, weil er die zu nahe Entwicklung der Katastrophe voraussahe; als

er aber vom Prinzen Abschied nahm, sagte er ihm die merkwürdigen Worte: Retten Sie den König, ich werde die Monarchie retten! —

Die Ereignisse folgten nunmehr so rasch auf einander, daß man Hrn. Desportes hinsichtlich der Dienste, welche er in Verbindung mit dem General Tourton und dem Escadron-Chef Gilbert des Voisins dem Herzoge von Otranto geleistet, außer Acht ließ, oder vielmehr damals gar nicht zu bemerken schien, aber, mit dem Resultate zufrieden, verschob der Hof nur seine Rache auf eine günstigere Periode. Mit Schrecken vernahm die Hauptstadt früh Morgens am 20. März die Nachricht, daß die königliche Familie während der Nacht das Schloß der Tuilerien verlassen habe; die National-Fahne ward auf alle öffentliche Gebäude gepflanzt, und Desportes erhielt vom commandirenden General der Pariser Armee den Befehl, unverzüglich als Parlementair Napoleon entgegen zu reisen. Wenige Tage darauf ward er vom Kaiser, der durch die Erfahrung von dem früher ihm eingeflößten Mißtrauen gegen seine Treue gänzlich zurückgekommen war und nun volles Vertrauen setzte in seine Ergebenheit und Einsicht, auserkoren, um in Basel eine Wiederannäherung des Kaisers zu den fremden Mächten anzuknüpfen. Diese Sendung, im Widerspruch mit der allgemeinen Bewegung Europa's, hatte keinen andern Erfolg, als die augenblickliche Erhaltung der Neutralität der Schweiz. Desportes verließ Basel, um dem Wahl-Collegium im Oberrhein-Departement beizuwohnen, welches ihn zu seinem Präsidenten und späterhin zu einem seiner Stellvertreter bei der Cammer von 1815 erwählte. Während der ganzen Dauer dieser Cammer legte derselbe eine tiefe Erbitterung gegen die feindlichen Regierungen an den Tag, äußerte bei jeder Gelegenheit laut die Meinung: diese Regierungen allein, nicht ihre Völker seyen es, welche Frankreich ein Joch auflegen wollten; wenige Mitglieder der Cammer zeigten gleich ihm einen so festen Willen, jede Gattung von Despotismus zu bekämpfen, und Freiheit und Gleichheit, seine Lieblings-Idole, auf dem Grund der Gesetze in Frankreich wieder herzustellen.

Bei aller Anhänglichkeit an Napoleons System war er der Erste, welcher einen seiner Minister, den Prinzen Eckmühl, darüber angriff, daß er einen Edelmann am Oberrhein hatte verhaften und vierzig Meilen von seinem Wohnorte abführen lassen, ohne die Ursache dieser willkürlichen Handlung genau angegeben zu haben. Er brachte hierauf ein Gesetz wegen Sicherstellung der persönlichen Freiheit in Vorschlag.

Nach der zweiten Abdankung des Kaisers, welche Desportes einen an der Nation begangenen Hochverrath nannte, sprach er sich stark aus zu Gunsten des jungen Napoleons, dessen Rechte auf den kaiserlichen Thron er auf den Willen des Volks gründete. In einer heftigen Rede, welche die Anhänger des Herzogs von Otranto stets zu unterbrechen sich bemühten, machte er der provisorischen Regierung darüber einen bittern Vorwurf, daß sie ihre Acten im Namen des französischen Volks ausfertigen lasse, als ob keine Constitution vorhanden und Napoleon der zweite nicht der anerkannte Souverain von Frankreich sey; mit Stolz fragte er die, welche ihm in die Rede fielen: ob sie denn wollten, daß einige Aufwiegler, einige Verräther, die Cammern dahin bringen sollten, einen neuen Wohlfahrts-Ausschuß auf den Trümmern des Kaiserreichs niederzusetzen? Den Tag nach dieser stürmischen Sitzung und auf einen noch in der Nacht erhaltenen zuverlässigen Bericht über das Benehmen des Herzogs von Otranto, damaligen Präsidenten der provisorischen Regierung, verfügte sich Desportes zu Letzterem und zählte ihm, in Gegenwart des Grafen Thibaudeau, Pairs von Frankreich, der Deputirten Regnault de St. Jean d'Angely, Arnaud, und des General-Lieutenants der Polizei, Turot, mit lauter Stimme alle Verräthereien vor, deren er sich schuldig gemacht, beschuldigte ihn, mit dem Baron Vitrolles in sträflicher Verbindung zu stehen, mit den feindlichen Generalen eine zweideutige Correspondenz zu führen, durch seine Emissäre die Energie und hochherzigen Anordnungen der Cammern zu lähmen, Muthlosigkeit erweckende Gerüchte bei der Armee in Umlauf zu bringen u. d. m. Der Herzog, zwar überrascht,

aber zugleich fruchtbar an Auskunftsmitteln, glaubte dem unerwarteten Angriffe begegnen zu können durch Vorzeigung eines halbofficiellen Schreibens, welches er in der nämlichen Nacht an den Herzog von Wellington aufgesetzt hatte; „er habe, sagte er, ein so gutes Gewissen, „daß er zu seiner Rechtfertigung verlange, dieser Brief, „welchen er das Testament der Freiheit nannte, solle „feierlich auf der Tribune abgelesen werden.“ Aber dieses Testament der Freiheit verbarg ein Codicill, was nur dem Auge des Vorurtheils und der Furcht entgehen konnte. Desportes verhehlte nicht, daß er die dunkeln Varianten desselben enthüllen würde, wenn es dem Herzoge von Otranto nicht gefiele, dasselbe mit officiellen Erklärungen und einem Commentar zu begleiten, welcher die Vertheidiger des Reichs desfalls beruhige. Der Herzog erklärte sich hierzu bereit, Hr. Dürbach übernahm es, den Brief abzulesen, und die Ablesung geschah in der That noch an demselben Tage bei Eröffnung der Sitzung und in Gegenwart aller Mitglieder. Dieses betrügerische, politische Glaubensbekenntniß, bei welchem der Herzog von Otranto es wagte, einseitig mit dem Lord Wellington über die Wünsche und das Schicksal Frankreichs zu entscheiden, und welches die Cammer über die Größe der Gefahren, worin der Staat schwebte, hätte aufklären sollen, wurde nicht allein ohne Widerrede aufgenommen, sondern sogar, Dank den geschickten Umtrieben der Mitverbrecher des Herzogs, von allen Seiten lebhaft beklatscht.

Jetzt verzweifelte Desportes an des Vaterlandes Heil, er betrachtete dasselbe wie verloren und bestieg in der vorletzten Sitzung nur noch ein Mal die Tribune, um Napoleon und seine Familie unter den Schutz der französischen Ehre zu stellen. Nachdem Paris durch die Capitulation von Versailles den Engländern und Preußen war übergeben und durch eine neuerrichtete Behörde der Palast des gesetzgebenden Körpers war geschlossen, ja sogar vor dessen Haupteingang Kanonen gepflanzt worden, war Desportes der Erste, welcher gleich nach dem Präsidenten Lanjuinais die Erklärung unterzeichnete, wodurch die bei Letzterem versammelten Stellver-

treter des Volks gegen jede Gewalt-Handlung feierlich protestirten.

Nachdem Desportes vergebens mehrere seiner Collegen aufgefordert hatte, mitzuziehen unter die Fahnen der Loire-Armee, war er nur dahin bedacht, Napoleon eine letzte Probe seiner Anhänglichkeit und tiefen Verehrung dadurch zu geben, daß er dessen Mutter vor Beleidigungen schützte, denen sie in ihrem einsamen Palaste von Seiten der Fremden ausgesetzt war; von dem Edelmuth des Fürsten Metternich wirkte er eine österreichische Escorte aus, welche sie nebst ihrem Bruder, den Cardinal Fesch, nach Italien begleitete.

Mitbegriffen in der Verordnung vom 24. Jul. 1815 wurde Desportes am 1. August zu Paris in seinem Hotel verhaftet und in die Gefängnisse der Polizei-Präfectur abgeführt, wo er einige Stunden zubringen mußte. Der Widerstand, welchen er seiner Einkerkerung entgegen setzte, nöthigte Hrn. Decazes, damaligen Polizei-Präfecten, dem neuen Minister der General-Polizei, Herzog von Otranto, davon Nachricht zu geben; dieser, beschämt, vor den Augen von ganz Paris einen Mann in Fesseln zu halten, welcher noch wenige Monate zuvor zu seiner Befreiung herbei geflogen, ließ ihn wieder in Freiheit setzen und ihm einen Paß ausfertigen, um sich auf seine Landgüter am Oberrhein zu begeben. Hier verweilte er, bald unter einfacher Aufsicht, bald von Gensd'armen bewacht, je nachdem es die Laune der Ortsbehörde für gut fand, bis zum 25. Febr. 1816, der unglücklichen Epoche, welche ein Gesetz vom 12. Januar desselben Jahrs zu seiner einstweiligen Verbannung festgesetzt hatte.

Mit einem österreichischen Paß versehen, zog sich Desportes zuerst nach Landau zurück. Als aber die Baiern am 1. Mai von dieser Festung Besitz genommen, und unaufhörlich von Seiten der königl. französischen Behörden die Beschuldigung hören mußten, daß von jenem Orte aus die Bewohner des Elsaßes zur Aufwieglung gereizt würden, verlegte er seinen Wohnort nach Mainz. Bald mußte er jedoch auch diese Stadt verlassen,

weil die preußische Militair-Polizei auf die Einflüsterungen des französischen Commissärs Hirsinger seine Entfernung verlangte. — Die tolerantere nassauische Regierung erlaubte ihm nunmehr ein Jahr lang unter einem angenommenen Namen in Wiesbaden zuzubringen. Seine Unglücksgefährten, der General Excelmans und der vormalige Präfect Hard, in Belgien verfolgt und zum Abzuge gezwungen, waren ohne Zufluchtsort; Desportes nahm Beide auf und wirkte ihnen die Erlaubniß aus, bei ihm zu bleiben; aber die französische Regierung, kaum von ihrer Vereinigung unterrichtet, äußerte darüber große Unruhe und drang officiell bei dem europäischen Congreß zu Paris auf ihre sofortige Vertreibung. Desportes flüchtete sich für den Augenblick nach Offenbach, aber das französische Ministerium verfolgte ihn auch hier, und nach Verlauf zweier Monate ward er genöthigt, sich von da zu entfernen; keinen Ort mehr kennend, wo das Haupt niederlege, hielt er sich in den letzten Tagen von 1817 zu Frankfurt am Main verborgen, wo er unter den angesehensten Bürgern und den Mitgliedern des Raths mehrere Freunde zählte. Die Rückerinnerung der Dienste, welche er im Jahr 1792 dieser Stadt geleistet, ließ ihn hoffen, er werde ruhig leben können unter dem Schutze einer Obrigkeit, deren Interesse erheischt, das Unglück zu beachten, indem ihre eigene Lage und die Schwäche ihres Staats sie den wankelmüthigen Launen des Glücks bloßstellt. Hier lebte er im strengsten Incognito, bis der französische Gesandte, sein ehemaliger College, seinen geheimen Aufenthalt erspähte und auswirkte, daß er verhaftet und Tag und Nacht von zwei Gensd'armen im Zimmer bewacht wurde. Die angesehensten Einwohner Frankfurts, empört über diese grausame Behandlung, welche die gehässige Auslieferung des Obersten von Massenbach wieder in's Andenken zurückrief, machten beim Senate dagegen so dringende Vorstellungen, daß Desportes schon nach sechstägigem Verhafte die Erlaubniß bekam, das Frankfurter Gebiet zu verlassen. Seitdem lebt derselbe ganz zurückgezogen in dem Dorfe Isenburg, wo der Großherzog von Hessen-Darmstadt, einer der leutseligsten Fürsten Deutschlands, die Augen verschließt über die gewählte Ruhestätte. —

Von Desportes sind mehrere Schriften im Druck erschienen, unter andern eine Analyse raisonnée de tous les traités passés entre la confédération helvétique et la France; ferner eine Parallèle des constitutions d'Angleterre, des Etats unis et de Genêve; ferner Considérations sur l'état politique de l'Europe en 1800, und eine Menge einzelner Abhandlungen über diplomatische und administrative Gegenstände.

Johann Nicolaus Forkel.

Von

J. L. Cr.

Johann Nicolaus Forkel.

Wenn es nicht eine, in Deutschland, leider! so oft wiederholte Erfahrung lehrte, daß dem Verdienste seine *Kronen*, so lange es noch unter uns lebt und wirkt, *vorenthalten* werden, so möchte es unerklärlich scheinen, *woher* es wohl käme, daß der Treffliche, auf dessen Grab wir hier eine kleine Blume streuen wollen, im Ganzen, und so auch gewiß vielen unsrer Leser, so wenig bekannt und genannt ist. Gerade ihnen aber möchten diese Notizen darum um so angenehmer seyn, wenn sie sie mit einem Manne bekannt machen, der in seinem Fache in der neuern Zeit eben so hoch als einzig da stand, und auf den Deutschland, wie auf seine größten Geister, stolz seyn darf. Denen aber, die schon längst Forkels großes Verdienst nach Würden zu schätzen wußten, dürfen wir um so weniger unwillkommen zu seyn glauben, da sie wahrscheinlich anderwärts vergeblich etwas Vollständigeres *) über ihn suchen werden. Wir sind durch persönliche Bekanntschaft mit dem Verstorbenen, Einsicht in seinen Nachlaß u. s. w. in den Stand gesetzt, diesem Werke eine zusammenhängendere Darstellung über ihn mittheilen zu

*) Einiges findet sich u. A. in Gerbers Lexicon der Tonkünstler, Leipz. 1790. Th. I. S. 424. Desselb. neues Lex. d. Tonk. Leipz. 1812. Th. II. S. 168.; der auch an beiden Orten ein ziemlich vollständiges Verz. von Forkels Werken gibt.

können; doch fühlen wir sehr wohl hier und da die Lücken darin, die auch ganz unvermeidlich waren, da Forkel selbst nie etwas über sein Leben aufgezeichnet hat. —

Johann Nicolaus Forkel war den 22sten Februar 1749 zu Meeder, einem bedeutenden Flecken in der Nähe Coburgs, geboren. Er war aus niederm Stande, denn sein Vater (Nicol.), den er 1777 verlor, war Schuster und Geleits-Einnehmer daselbst. So war und blieb auch Forkel der Einzige seines Stammes, der sich weit über dessen ursprünglichen Horizont erhob. Schon als Knabe äußerte sich in ihm das inwohnende Talent zur Musik, und ein altes Clavier, das in seiner Eltern Hause sich befand, und zu dem er sich später mühsam ein plumpes Pedal verfertigte, gab ihm die erste Gelegenheit, sich praktisch zu üben. Damals quälte er auch die Schulmeister der umliegenden Dörfer, ihn die Orgel spielen zu lassen, das sie ihm aber bald untersagten, da er sie alle übertraf. Als er während des Gottesdienstes ein Mal einen Choral spielte, bekam er deshalb vom erfreuten Vater eine Belohnung von — zwölf Kreuzern. Früh schon fiel ihm, da er so eifrig nach Allem, was die Musik betraf, suchte, Matthesons „vollkommner Capellmeister" in die Hände, und mit der größten Wißbegierde schöpfte er aus dem gelehrten Werke, so viel ihm nur damals schon zugänglich war. Er scheint ihm die Kenntniß verdanken gehabt zu haben, die er in jener Zeit schon auf ein Trio, das er componirte, verwandte, welches aber wahrscheinlich nicht erhalten ist.

Wir eilen über jene Perioden hinweg zu kommen, die weniger interessant sind, indem sie nicht so viel zu seiner künstlerischen Ausbildung beitrugen, um Raum für wichtigere zu gewinnen. Von der Coburger Schule ging Forkel in's Lüneburger Chor, wo er indeß auch nur wenige Jahre blieb, und dann, durch gute Empfehlungen seines musicalischen Talentes, 1766, also in seinem siebzehnten Jahre, als Präfect des Chors nach Schwerin kam. Hier machte er sich bald durch seine gute Stimme und durch die fertige Behandlung mehrerer Instrumente selbst dem Hofe bekannt, und der Herzog ließ ihm während seines dreijährigen Aufenthaltes in

Schwerin, das er, wie er selbst ein Mal sagt, „als seine zweite Vaterstadt“ ansah, die „huldreichsten Gnadenbezeugungen“ zu Theil werden. So in sein zwanzigstes Jahr gekommen, bewog ihn sein Wissenstrieb, die gnädige Unterstützung des Hofes anzunehmen, der ihn bestimmt hatte, in Göttingen die Rechte zu studiren. Er kam, begreiflicher Weise, ziemlich vernachlässiget an Schulkenntnissen, 1769 in dieser Stadt an, wurde den 17. April in's akademische Album aufgenommen, und findet sich darin, sonderbar genug, zehn Jahre lang, bis Ostern 1779, als Studios. Juris aufgeführt. Doch studirte er nur einige Zeit die Rechte, und entwand sich, da der Genius der Kunst sich nicht füglich mit dem Corpus Juris eng verbinden läßt, der finstern Themis, mit dem festen Entschluß, sich ganz der Musik zu widmen. Er erwarb sich durch Unterricht, Orgelspielen rc. seinen Hauptunterhalt, fing auch nun zu schreiben an, bis er 1779 als Musikdirector ganz in Göttingen fixirt wurde. *) Von nun an hielt er auch akademische Vorträge „über die Theorie der Musik,“ und dirigirte das akademische Winterconcert, was er bis 1815 fortsetzte, wo diese Anstalt sich bei Forkels zunehmender Alterschwäche auflöste. Bei der gefaßten Idee, die Musik gründlich und historisch zu studiren, mußte ihm indeß damals bald sein Mangel an tieferen Kenntnissen störend in den Weg treten, aber nur ein so eiserner, wahrhaft deutscher Fleiß, wie er ihn besaß, konnte dies Hinderniß besiegen. Mit rastlosem Eifer bildete er sich aus, indem er mit Mühe und Aufopferung sich Kenntniß von alten und neuern Sprachen zu verschaffen suchte, unermüdet las u. s. w. Nachdem er nun schon früher durch eine kleinere Schrift sich dem Publicum vortheilhaft bekannt gemacht hatte, trat er 1778 zuerst mit einem größern Werke, mit seiner „musicalisch-kritischen Bibliothek“ hervor, deren ersten Band (es sind später noch zwei erschienen) er seinem Gönner, dem Herzog von Mecklenburg, widmete, und die bald sehr großes Aufsehen

*) Er erhielt damals, und noch lange nachher, nur achtzig Rthlr. Gehalt: eine Summe, die später denn doch um die Hälfte vermehrt wurde.

erregte. Vorzüglich bewirkte dieß wohl eine sehr ausführliche Recension von Glucks Iphigenie,*) die die damals noch heftig entflammten Gemüther in dem fast zehnjährigen, bekannten Streite über Gluck gewaltig anregen mußte, da in Deutschland eine solche Stimme darüber noch gar nicht erschollen war. Die Gegner schrieen nun von einem Tollhäusler, Blinden, Verstockten, es erschienen sogar Pasquille;**) indeß fehlte es doch auch nicht an Kennern, die des jungen Anti-Gluckisten Partei nahmen,***) und sein Lob ertönte selbst in französischen Journalen.****) Forkel

*) Nicht der Alceste, wie kürzlich im Hamburger Corresp. vom 7. Apr. versichert ward.

**) S. Zwei neugestochne curieuse Menuetten; dem Hrn. Forkel zugeeignet. Berlin 1778.

***) Unter andern stehe hier ein merkwürdiges Urtheil über Glucks Iphigenie, das die bekannte Prinzeß Amalia von Preußen ihrem Cammercomponisten Kirnberger in einem Billet mittheilte, das wir genau hier hersetzen: „Der Hr. Gluck nach meinem Sinn, wird nimmermehr „für einen habilen Mann in der Composition passiren „können. Er hat 1. gar keine Invention. 2. eine schlechte, „elende Melodie (?!), und 3. kein Accent, keine Expres-„sion (!) es gleicht sich alles. Weit weit entfernt von „Graun und Hasse, hingegen * * * sehr ähnlich. Die „Intrade sollte eine Art von Ouverture seyn, aber der „gute Mann liebt die Imitationes nicht; er hat recht, sie „sind mühsam. Hingegen findet er mehr Vergnügen in „der Transposition. Sie ist nicht ganz zu verwerfen: „denn wenn ein Takt oft wiederholt wird, behält ihn der „Zuhörer desto leichter, es scheint aber auch, als wenn es „Mangel der Gedanken wäre. Endlich und überhaupt ist „die ganze Opera sehr miserabel; aber es ist der „neue Gusto, welcher sehr viele Anhänger hat. In-„dessen danke ich ihm, daß er sie mir geschickt hat. Durch „andrer Fehler lernt man die seinigen kennen. Sey „er doch so gut und verschaffe mir die Worte von der „ganzen Opera. Aber was die Noten anbetrifft, bin ich „noch nicht weise genug, sie schön zu finden.“

Amalia.

****) S. Journal encyclopéd. 1779. T. II. Mars. p. 541.

fuhr nun fort, seine Meinungen geltend zu machen und gründlich zu vertheidigen. 1782 erschien der erste Jahrgang eines „musical. Almanachs für Deutschland," dem noch drei Jahrgänge folgten, und dessen Hauptzweck war, „die Kenntniß musicalischer Werke und Personen in Deutschland zu verbreiten, aber auch historische und kritische Abhandlungen über Musik zu geben." Merkwürdig genug ist es wohl, daß Forkel bei seinen Arbeiten lobende Beurtheilungen von ganz entgegengesetzten Parteien, wie von Marpurg und Kirnberger, erhielt, was gewiß am ersten für ihren Werth zeugt. Um jene Zeit hatte sich nun auch sein Name schon so verbreitet, daß er Umgang und Freundschaft, wie eine ausgezeichnete Correspondenz mit vielen der berühmtesten Musiker hatte, wie mit Em. u. Friedem. Bach, Benda, Gerber, Gerbert, Hiller, Kirnberger, Kittel, Murr, Marpurg, Zelter rc. (1781 hatte er den ehelichen Bund geschlossen; doch war seine Ehe so unglücklich, daß er 1793 wieder auf Trennung dringen mußte.) — Seine Verdienste erkennend, ertheilte ihm die philosophische Facultät zu Göttingen beim Universitäts-Jubiläum am 17. Sept. 1787, zugleich mit dem herrlichen Bürger, die Doctorwürde. Und er machte nicht nur ihr, sondern seinem ganzen Vaterlande Ehre, als er im Jahr darauf, 1788, die erste größere Frucht seines unermüdeten Fleißes, den ersten Band seines unsterblichen Werkes, der „Geschichte der Musik," herausgab, die er schon 1782 angekündigt, aber des nonum prematur gedenkend, noch so lange im Pulte bewahrt hatte. Nur Forkels gründliche musicalische Gelehrsamkeit, eine Bibliothek musicalischer Werke, „wie sie gewiß selten ein Privatmann beisammen gehabt hat," *) dabei die Schätze der Göttinger Bibliothek, und eine ausgebreitete Bekanntschaft konnten ein solches Werk hervorzubringen zusammenwirken. Wir sind weit entfernt davon, über dies opus aere perennius hier urtheilen zu wollen, denn wie der Brillant nur vom Brillanten geschliffen wird, so sollten ähnliche Werke auch

*) S. Allgem. Litterat. d. Mus. v. Forkel. p. VI.

nur von, ihren Verfassern parallel stehenden Männern beurtheilt werden; Marpurg nennt die Gesch. d. Musik in einem Briefe ein Mal: „ein Werk, worauf Deutschland stolz seyn kann,“ und alle erschienenen Meinungen haben einstimmig dieser beigepflichtet. Keine Mühe, keine Kosten waren zu groß, daß er sie gescheut hätte, wenn sie seinem Zwecke förderlich waren, und schon der flüchtige Blick in dieses Werk (der zweite Theil erschien 1801,) zeigt die seltenste Belesenheit, die gründlichsten Kenntnisse, und lehrt den Verfasser achten und bewundern. Um so inniger muß es jeder Musikfreund bedauern, daß Forkel seinem Versprechen nie genügte, sein Werk durch eine Specialgeschichte der deutschen Musik zu ergänzen! Es bleibt uns unerklärlich, daß die vielfachen Aufforderungen dazu, wie die ewigen Mahnbriefe seines Verlegers nichts fruchteten, und daß, obgleich Forkel bis an sein Ende arbeitete, und sich später zu einer noch weiteren Verbreitung, an die Münchner, Wiener, Wittenberger u. a. Bibliotheken gewandt hatte, daß dennoch sein Nachlaß so wenig Hoffnung gibt, die Gesch. d. Musik ganz zu vervollständigen. — Ein neuer Zeuge seines Rufs wurde ihm seine „allgemeine Literatur der Musik,“ die 1792 erschien, und worin er über 3000 musikal. Schriften anzeigte, da andre Literatoren vor ihm kaum die Hälfte nachgewiesen hatten. — Einige Jahre später aber beschäftigte ihn wieder ein Unternehmen, zu dem er zwar nicht ursprünglich die erste Veranlassung gegeben hatte, das er aber mit Liebe hegte, da gerade er der Mann war, es glücklich auszuführen, und da es längst gepflegte Wünsche bei ihm verwirklichen sollte. 1794 nämlich hatten vornehme Beschützer und Kenner der Musik in Wien den großen Gedanken gefaßt, eine praktische Geschichte der Musik in Denkmälern von der ältesten bis auf die neueste Zeit herauszugeben, die, eine musicalische Gallerie, das Vorzüglichste aller Meister, vom ältesten Kirchengesange an, enthalten sollte. Man setzte sich dazu mit unserm Forkel in Verbindung, der, außer seinen seltenen musik-historischen Kenntnissen, das Ganze noch mit einem eben so seltenen „Vorrath praktischer „Werke, der von jedem vorzüglichen Componisten der „meisten europäischen Nationen, vom 16ten Jahrhundert „an bis auf die neuesten Zeiten, wenigstens einige Stücke „ent-

„enthält,“ wie er öffentlich gesagt hatte,*) sehr zweckmäßig befördern konnte. Allein die ungünstigen Zeitumstände, wie vielleicht das Bewußtseyn der Unternehmer, diesem großen Plane nicht gewachsen zu seyn, brachten ihn wieder in Stocken. Ganz aufgeben wollte man ihn indeß auch nicht, da zum Theil auch schon sehr bedeutende Vorbereitungen, Ankäufe rc. gemacht waren, und so übertrug, nach hergestelltem Frieden, das Wiener Kunst- und Industrie-Comtoir das ganze Unternehmen Forkeln zur alleinigen Leitung. Im Mai 1803 erschien nun ein von ihm verfaßter, vortrefflicher Prospectus des ganzen Werkes, das unter dem Titel: Denkmahle der musikal. Kunst, von der Erfindung des Contrapunctes bis auf die jetzige Zeit, gesammelt, geordnet rc. von J. N. Forkel, in 50 Foliobänden die Meisterwerke aller Art von Musik aus jener großen Epoche liefern sollte. Wir dürfen uns hier, des Raumes wegen, nicht in eine nähere Erörterung dieses ungeheuren Planes einlassen, der gewiß Alles in Erstaunen setzte; die Musikfreunde werden sich dessen nur noch zu wohl erinnern, und innig bedauern, daß dieses Werk, das den Fleiß und die Gelehrsamkeit unsrer Nation vor Allen gekrönt haben würde — schon im Keime ersticken mußte! Wir können sie indeß versichern, daß es nicht an Forkel lag, der diesen Plan mit der größten Liebe pflegte, wie wir auch im Nachlasse den Text zu fast einem Bande vollständig fanden, und der auch später sehr auf Beendigung drang, als die Wiener Verleger, sey es wegen der wieder begonnenen Kriege, oder aus Furcht, die Kosten nicht gedeckt zu erhalten, nach immer laueren Briefen ihm 1806 den Contract förmlich aufsagten, und ihn mit aller seiner Mühe und seinen großen Kosten im Bloßen ließen, so daß er sich endlich genöthigt sah, das herrliche Unternehmen liegen zu lassen, und 1808 klagbar zu werden.

Schon in Beziehung auf den ersten Plan hatte Forkel im Sommer 1801 eine große Kunstreise durch Deutschland unternommen, die seine musikalischen Kennt-

*) Allgem. Litter. d. Musik, Vorrede, p. IX.

nisse, so wie seine Sammlungen nicht wenig bereicherte. Er eilte zuerst nach Leipzig, wohin ihn unter Andern der Greis Hiller und die vortreffliche Thomasschule zog, die auch ihn, wie jeden ächten Musikfreund, mehrere Mal durch ihren wahrhaft einzigen Chorgesang entzückte. Auch war er von den Verlegern eingeladen worden, die damals unlängst erschienenen Seb. Bachischen Werke in ihren Fortsetzungen zu unterstützen; doch unzufrieden mit der Auswahl der einzelnen Stücke bei dem begonnenen Unternehmen, wobei man, nach seiner Meinung, mit nicht genug Critik verfahren war,*) bat er später, ihn dabei nun ganz aus dem Spiel zu lassen, so daß es irrig ist, wenn Gerber u. A. behaupten, Forkel hätte an der Redaction aller S. Bach'schen Werke (bei Peters) Antheil gehabt. Ueber Halle, wo er Reichard kennen lernte, und Dessau, ging er nach Berlin, wo er die Marpurg'sche Sammlung, den musikal. Nachlaß der Prinzeß Amalia rc. kennen lernte und benutzte, und die bereitwillige Unterstützung der Berliner Musikfreunde nachher nicht genug preisen konnte. Mit Righini reiste er nach Dresden, und von dort nach Wien, wo er durch seinen unübertrefflichen Vortrag der Bach'schen Claviersachen, wovon wir nachher noch ein Wort sagen müssen, Alles entzückte, und auch selbst große Kenner den Werth jener Meisterwerke durch sein Spiel erst recht empfinden lehrte. Mit den besten Empfehlungen versehen, reiste er zur Benutzung der österreichischen Klö-

---

*) Bei Forkels unbegrenzter Verehrung für J. S. Bach wird man sich nicht wundern, wenn er jene Ausgabe der Bachischen Werke nicht billigen konnte, da die meisten allerdings nicht mit, vom Meister selbst verbesserten, späteren Copieen, die er besaß, übereinstimmten. Er schrieb deshalb in seinem patriotischen Eifer und seiner kräftigen Sprache damals an die Verleger: „— Welcher Kenner von Musik muß nicht Ekel empfinden, wenn er statt gehoffter Meisterwerke, Schülerwaare zu Gesichte bekommt? Sie werden mir es daher, als einem ächten musikalischen Patrioten, nicht verargen, wenn ich diese Meinung auch öffentlich bekannt mache. Ein Meister, wie S. Bach, muß nicht durch Verhunzung seiner Werke, und durch Unterschieben seiner Schülerarbeiten zum Scandal gemacht werden!" u. s. w.

ster zuerst nach Prag. Hier traf er auf einen Mann, dem er oft ein harter Stein des Anstoßes gewesen war, auf Vogler, den er immer nur den musikalischen Charlatan *) genannt hatte, der aber, seine schwache Seite wohl fühlend, ganz unerwartet sehr zuvorkommend gegen Forkel war, so daß Beide sich einander mehr zu nähern Gelegenheit fanden. In den böhmischen Klöstern nun fand Forkel ganz besonders ein Ziel seiner Reise, und sie wurden ihm um so mehr eine wahre Fundgrube der seltensten Schätze, da gerade sie sich überall beeiferten, dem von ihnen ganz besonders geschätzten Manne mit der größten Liberalität entgegen zu kommen. Fast in allen diesen Klosterbibliotheken fand er seine Werke; man gab ihm zu Ehren Messen, Concerte ꝛc. und er konnte in seinen damaligen Briefen nicht aufhören, jenes Empfangs freudig zu erwähnen. — Noch in demselben Jahre kehrte er, in aller Hinsicht bereichert, nach Göttingen zurück, das er nachher nicht wieder verließ. Zwar bewarb er sich früher ein Mal nach seines Eman. Bachs Tode um dessen Stelle in Hamburg, die er jedoch nicht erhielt. Er hatte den Plan gefaßt, Ostern 1802 eine musikalische Reisebeschreibung herauszugeben, von der sich das Publicum gewiß hätte viel versprechen können, doch unterblieb dieß aus uns unbekannten Gründen. Forkels Name hatte sich längst schon auch im Auslande geltend gemacht, und es war daher nicht zu verwundern, daß ihn 1804 die musikal. Akademie zu Stockholm, und 1811 die zu Livorno zu ihrem Mitgliede ernannten. —

Wir haben nun versucht zu zeigen, was Forkel war, und es bleibt uns noch übrig, mit einigen Worten

---

*) Dies Urtheil wird Niemand übertrieben finden, der sich erinnert, daß Vogler in seinen öffentlichen Orgelvorträgen diese und ähnliche Dinge nachzuahmen ankündigte: Die biblische Geschichte von Saul und David; Rubens jüngstes Gericht; den Tod des Herzogs von Braunschweig; Skizzen aus dem Don-Quixote, worin sich besonders „die Ohrfeigen, die der Held empfängt," „die Gegenvorstellungen der Leute" u. s. w. auf der Orgel prächtig machten!

zu schildern, wie er war. Ein Hauptzug in seinem Wesen, ohne den es ihm nie möglich gewesen seyn würde, solche Werke zu liefern, als er uns gab, war sein eiserner, unermüdlicher Fleiß. Er theilte seine meiste Zeit zwischen Clavierspiel, Lesen und Schreiben, welche letztere er innig zu verbinden wußte, indem er nie ohne die Feder in der Hand las, mit der er excerpirte, was ihm merkenswerth oder brauchbar schien. Doch halten wir es überflüssig, seinem Fleiße hier eine Lobrede zu halten, da man nur einen Blick in seine Werke zu thun braucht, um sich davon zu überzeugen. Sein joviales Wesen, das aus seinem kleinen Auge hervorlachte, machte ihm Jeden gewogen, wenn es nicht sein gutmüthiges Herz gethan hätte. Manchmal freilich stieß er hier und da im Umgange an, da er, im Bewußtseyn seiner gründlichen Kenntnisse, es nicht hören konnte, wenn Dieser oder Jener irgend ein Kunsturtheil mit Autorität gegen ihn aussprach, dessen Blöße nur zu offenkundig war. *) Von seinen durch langes Studium erlangten Meinungen über Kunstgegenstände war er dann auch schwerlich wieder zurückzubringen, wenn man ihn eines Bessern zu belehren suchen wollte. Vor Allen huldigte er freilich der Bach'schen Familie, da er nicht nur durch tiefes Studium ihrer Werke sich ganz in ihren Schönheiten eingeweiht hatte, sondern auch mit den Söhnen des großen Sebastian bis an ihr Ende einen vertrauteren Briefwechsel und Umgang pflog. Seb. Bach hat er in dem Werkchen: J. S. B.'s Leben ꝛc. (erschien 1802) ein Denkmal der innigsten Verehrung gesetzt, das keinem Freunde Bachs unbekannt bleiben darf. In diesem Werke, das früher in Briefen ausgearbeitet war, hatte er seine Ansichten über unsern großen Meister mit der lebhaftesten Wärme niedergelegt und ihn einige Mal „den ersten Klassiker, der je war," „den ersten aller Künstler," „von dem man nur mit einer Art heiliger Anbetung reden könne," u. s. w. genannt. Man studire

---

*) So stritt er einst mit dem Hofrath L—. „Herr Doctor," fuhr dieser ein Mal auf, „Sie glauben wohl, ich verstehe davon Nichts?" — Ja, erwiederte Forkel trocken, das glaube ich auch, Herr Hofrath. —

aber auch Bach, wie er es that, und frage sich dann, ob er übertrieb? Dessen ungeachtet hatte man aber Forkeln Einseitigkeit vorgeworfen; doch daß er nicht ein blinder Enthusiast für Bachs Vollkommenheiten, wie für seine Mängel war, möge nur diese Stelle aus einem seiner Briefe beweisen, die hier, auch in mancher andern Rücksicht interessant, an ihrem Orte seyn möchte: „Bach „mußte, wie jeder andre Mensch, erst ein Stümper seyn, „eher er ein Meister werden konnte, und seine Schüler- „arbeiten, wodurch er sich erst nach und nach zu dem „großen Meister bildete, der er nachher geworden ist, „verdienen eben so wenig in eine Ausgabe seiner Werke „aufgenommen zu werden, als man die Schul-Exercitia „eines nachher groß gewordenen Gelehrten unter seine „Opera aufzunehmen pflegt." — Gleichfalls sehr hoch schätzte Forkel die Söhne dieses großen Mannes, deren Werke er ebenfalls immer tiefer studirte, je mehr er sie kennen lernte. Oft traten ihm wohl Thränen in die Augen, wenn er von Friedemann Bach sprach, der bekanntlich ein ziemlich ungünstiges Leben führen mußte. Dieselbe Richtung seines Geistes, die ihn diese Meister so hochschätzen lehrte, bewog ihn wohl auch, die Kirchenmusik überhaupt besonders zu lieben;*) doch verwahrte er sich selbst öffentlich gegen die Meinung, für einen Verächter andrer Musik gehalten zu werden. Ueber die Art seiner, im Gespräch etwas dictatorischen, lakonischen Urtheile, nennen wir hier die über einige berühmte Männer zur Probe, wobei man indeß nicht vergesse, daß über individuelle Meinungen sich nicht streiten läßt. Vor Mattheson hatte er den größten Respect, und stellte sehr bescheiden seine Gelehrsamkeit tief unter die dieses musikalischen Polyhistors. An Mozarts eminentem Talent tadelte er den Weg, den es eingeschlagen hatte; Haydn's Quartette und Symphonieen hatten seinen ganzen Beifall; nicht so dessen Gesangwerke. Reichard nannte er den musikalischen Abentheurer, der die Sucht hätte zu glänzen, Vogler den musikalischen Charlatan u. s. w. Bei alle dem dachte er von sich selbst äußerst bescheiden, und nie hat man ihn wohl von sich sprechen

*) S. d. Vorr. zum 2. Band der Gesch. d. Musik.

hören. — Wir haben schon angedeutet, daß Forkel auch praktischer Künstler war; obgleich er freilich von sich im musikal. Almanach ein Mal nur sagt: „spielt das Clavier in der Bachischen Manier," so kann man vielleicht dreist versichern, daß mit ihm jetzt der beste Bachianer untergegangen. Es ist nicht möglich, die Fülle des Tons, die er seinem alten Lemme'schen Clavier zu entlocken wußte, die Präcision, die Rundung, den Vortrag zu beschreiben, darum versichern wir nur, daß jener Ausspruch wohl schon oft auch von Andern gethan ist. Mehrere Schüler, die er gezogen, beweisen gleichfalls die Trefflichkeit ihres Meisters. Um aber ein recht evidentes Beispiel seines Fleißes und Studiums zu geben, erwähnen wir hier eines Instrumentes, dessen er sich auf seinen Spaziergängen bediente; er fand nämlich, daß sein kleiner Finger noch nicht völlig die gewünschte Biegsamkeit beim Spiel hatte, und ließ sich deshalb fünf Claves auf ein Bretchen mit Springfedern befestigen, das er über die Hand schnallen konnte. Bei seinen Spaziergängen nahm er dann dies Corrections-Mittel mit, um doch hier keine Zeit zu verlieren, und übte so den Finger! Es hielt die letzte Zeit seines Lebens indeß schwer, ihn zu hören, da Hypochondrie und ein arger Husten schon seit Jahren ihn plagten. Gerieth man in einen künstlerischen Streit mit ihm, und konnte man ihn dahin bringen, seine Meinung beweisen zu müssen, so lief er wohl an's Clavier, und dann entzückte er eine Zeit durch sein Spiel. Obgleich das Alter nun immer mehr auf ihn zu wirken anfing, so ließ er doch in seinen Beschäfftigungen nicht nach, und unterrichtete und schrieb und las bis in seine letzte Lebenszeit, wo er so alterschwach wurde, daß er zuweilen des Abends vor Mattigkeit umsank, bis ihn zuletzt eine tödtliche Brustwassersucht den Armen des kalten Freundes überlieferte, in denen er am Charfreitage, den 20. März 1818, sanft entschlummerte! — — Er ruht auf dem Gronder Kirchhof bei Göttingen; doch würde, bis jetzt wenigstens, der forschende Fremde vergeblich den Hügel suchen, der ihn deckt, wie er ja aber auch Schillers Grab nicht ohne Führer findet! Die Engländer haben ihre Westminster-Abtei, und ihre großen Geister ruhen bei ihren Königen; Wir Deutsche — —!

Forkels Portrait ist zweimal gestochen, aber auch das beßre von Bornemann und Riedel, das zu Leipzig erschien, ist nur ziemlich getroffen. Wir setzen hier kein Verzeichniß seiner gedruckten theoretischen und praktischen Werke her, weil Jeder diese bei den Literatoren finden kann,*) wohl aber glauben wir ein Wort über seinen Nachlaß, als Anhang, sagen zu müssen, der gewiß viele unsrer Leser intereßirt. Ein nächstens zu erwartender Katalog, den sein einziger Sohn, als Universalerbe, jetzt fertigen läßt, wird uns nähere Auskunft geben über Forkels seltne musikalische Bibliothek, die wir oben erwähnt haben, wie über seinen großen Schatz musicalischer, praktischer Werke, meistens Manuscripte und Kirchenmusik aus den verschiedensten Jahrhunderten, wovon wir hier zur Probe nur einige Componisten nennen wollen: Aichinger, Baudrexel, Clemens von Papa, Cesti, Cosimi, Franke, Fedeli, Grimmius, Hammerschmidt, Hanf, Jani, Kuhnau, de Kerle, Krieger, Lully, Lotti, Monari, Moser, Rauch, Ritter, Sagittarius, Scarlatti, Schollenberger, Sebastiani, Torri; dann eine große Sammlung ungedruckter und gedruckter Bach'scher Werke, die bekannteren Oratorien von Graun, Hasse, Händel, Rosenmüller, u. s. w. Außerdem besaß er eine sehr vollständige Sammlung von Tonkünstler-Bildnissen, unter denen viele Meisterwerke des Stichs sind. Aus seinen nachgelassenen Manuscripten heben wir zum Schlusse nun noch das Vorzüglichste heraus, mit dem innigen Bedauern, daß im Ganzen so wenig Vollständiges gefunden wurde. Das Vorhandne wünscht der Erbe wo möglich ungetrennt zu veräußern an einen Kenner, der noch Nutzen daraus zu ziehn wüßte.**) Man fand:

---

*) Kleinere Abhandlungen, Recensionen ꝛc. in vielen Zeitblättern sind zu zerstreut, und zu wenig hierher gehörig, um sie hier zu sammeln.

**) Viele werden mit uns wünschen, daß ein tüchtiger Kenner und ein liberaler Verleger sich vereinigen, um den so manches Treffliche enthaltenden Nachlaß Forkels dem Publicum nicht ganz verloren gehn zu lassen.

Akadem. Vorlesungen über die Theorie der Musik. 1772. 55 Bogen. Complet.

Ueber die Musik des 17ten Jahrh. von della Valle; übersetzt und mit Anm. von Forkel.

Librorum ad Musicam pertinent. qualiscunque collectio facta a J. N. F. (Enthält bibliographische Notizen über Agricola, sehr vollständige, thematische über die drei Bach, über Benda, Händel, Haydn, Reichardt ꝛc.)

Commentar über die 1777 gedr. Abhdlg. üb. d. Theorie der Musik, zum Gebrauch akad. Vorlesungen. 42 Bog. Compl.

Einiges Mscpt. zu dem oben erwähnten Werke: Denkmäler ꝛc.

Für die Geschichte der Musik: (deren 3r Theil schon seit 17 Jahren in den Meßcatalogen angezeigt war, fand sich leider nichts Vollständiges, sondern nur: Der kurze Plan über die Eintheilung des 3n Bandes, nebst Einleitung und dazu gehöriger tabellar. Uebersicht der deutschen Componisten aus dem 16ten, 17ten u. 18ten Jahrh. Ferner verschiedene Convolute mit den mannigfaltigsten Excerpten, und eigenen kleineren Abhandlungen, was Alles wohl einigermaaßen rubricirt, aber doch im Ganzen sehr roh und unverarbeitet ist.

Versuch über die Revolutionen in der französischen Musik von Marmontel. Uebers. und mit Anm. von F. 7 Bog.

Eine große Menge der verschiedenartigsten Excerpte, u. s. w. u. s. w.

So viel über Joh. Nicol. Forkel. — Wir wünschen, unsern Anfangs angedeuteten Zweck erreicht, und denjenigen, die ihn kannten, einen nicht unangenehmen Ueberblick der Entwicklung seiner künstlerischen Laufbahn gegeben zu haben, wie diejenigen unsrer Leser, die ihm vielleicht hier zum ersten Male begegneten, auf einen Mann aufmerksam gemacht zu haben, der, wie Wenige, deutscher Art und Kunst Ehre machte. Er ist heimgegangen in das Land, wo ihm die vollkommne Harmonie ertönt, die er auf Erden vergebens suchte!

Gysbert Carl
Graf von Hogendorp.

Von

Dr. J. von Arnoldi.

Gysbert Carl Graf v. Hogendorp,

königl. niederländischer Staatsminister, Mitglied der Ständeversammlung, des belgischen Löwenordens Großkreuz.

Den merkwürdigen Zeitgenossen, welche sich, nicht um ihr Vaterland allein, auch um ganz Europa, durch muthvolles, kräftiges Mitwirken bei Zerstörung der Napoleon'schen Zwangherrschaft hoch verdient gemacht, muß mit vollem Recht auch der Niederländer Hogendorp beigezählt werden. Hatte er schon in früheren Jahren, besonders auch seit dem Ausbruch des ersten Revolutionskriegs, mannigfaltige Beweise seiner echten Vaterlandsliebe gegeben; war er durch die wichtige Stelle, welche er bekleidete, mehr noch durch seine Kenntnisse, durch richtige, helle Einsichten in Alles, was zum wahren Wohl des Staats diente, durch seine hierauf gegründete Anhänglichkeit an das oranische Haus, durch Eifer und Thätigkeit in den Zeiten der Gefahr, als einer der Männer erschienen, durch welche — wäre ihnen nicht Parteigeist entgegen getreten — die Selbstständigkeit und Unabhängigkeit der Republik hätte erhalten werden können: so erwarb er sich vollends Nachruhm und die größten Ansprüche auf den Dank des Vaterlandes, als er dasselbe, nach Jahre langer Unterjochung unter fremde Gewalt dem Verderben und dem Untergang nahe gebracht, zu retten unternahm, während dem das fremde Joch noch schwer auf demselben ruhte; als er nun sein kühnes Unternehmen glücklich ausführte, sobald sich dazu günstige Gelegenheit darbot. So was vermochten freilich nur Männer, die — wie Hogendorp — durch Glauben

an die Ewigkeit des Napoleon'schen Reichs sich so wenig blenden, als Muth und Hoffnung sich rauben ließen; nur Männer, die — wie Hogendorp — der großen Schaar politischer Wetterfahnen sich nicht beigesellten. Immer blieb er seinen Grundsätzen treu, hoffte, als noch länger zu hoffen Thorheit schien, und entwarf Plane zur Herstellung des Staats in der Zeit, als dessen Loos, unglückliche Provinz des mächtigen Nachbarreichs zu seyn und zu bleiben, entschieden geglaubt, Rettung für unmöglich gehalten ward. Billig wird in den Annalen der Niederlande der Name: Hogendorp, für immer verherrlicht stehen.

G. C. von Hogendorp ward im Jahr 1762 zu Rotterdam geboren. Von älteren Zeiten her hatten seine Vorfahren an der städtischen Regierung Theil gehabt, und ehrenvolle Stellen in der Republik bekleidet. Auch sein Vater war Mitglied des Magistrats zu Rotterdam, und ward in dieser Eigenschaft Namens der Stadt im J. 1770 zu dem Collegium der deputirten Räthe (gecommitteerde Raaden) *) der Staaten der Provinz Holland in den Haag abgesendet. Ein solcher Auftrag erstreckte sich auf den Zeitraum von drei Jahren. Aber vor deren Ablauf geriethen Hogendorps Vermögensumstände in gänzliche Zerrüttung. Auswanderung nach Ostindien schien für ihn und eine zahlreiche Familie der einzige Rettungsweg. Das traurige Schicksal der letzten erregte allgemeine Theilnahme. Ihre Freunde boten Alles auf, diese wenigstens aus dem Verderben zu ziehen. Denn Hogendorps reiche Oheime waren für seine Person unerbittlich, obwohl sie ihn hätten retten können. Kaum waren sie für die Familie zu bewegen. Mit Mühe, und nur durch die wohlwollende Dazwischen-

---

*) Sie waren die Stellvertreter der souverainen Staaten der Provinz, während diese nicht versammelt waren.

kunft des Prinzen von Oranien, ward die Einrichtung zu Stande gebracht, daß Frau v. Hogendorp, eine geborene von Haren, mit ihren vier Söhnen, unter welchen Gysbert Carl der zweite war, und ihren zwei Töchtern, in Europa verbleiben konnten. Die Töchter wurden bei der Mutter gelassen. Der Erbstatthalterin gelang es, die beiden ältesten Söhne, nach Wegräumung der Schwierigkeiten, welche ihrer Aufnahme entgegenstanden, in dem königl. Cadettenhause zu Berlin unterzubringen. Die Sorge für die beiden jüngsten fiel den Oheimen zu.

Im J. 1773 ging der Vater, mit Empfehlungen des Prinzen Statthalters versehen, nach Batavia ab. Durch sie erhielt er dorten eine vortheilhafte Anstellung. Damit herstellten sich auch seine Glücksumstände. Aber ein widriges Geschick schien ihn zu verfolgen. Nach Verlauf einiger Jahre schiffte er sich mit einem Theil seines Vermögens nach Europa ein. Auf der Höhe des Vorgebirges der guten Hoffnung verschwand das Schiff. Nicht die mindeste Kunde ward von demselben vernommen. Wahrscheinlich war es im Sturm von den Wellen verschlungen worden. Der vortrefflichen, für die Erziehung ihrer Kinder musterhaft sorgenden Mutter blieb nach langem vergeblichen Harren auf tröstliche Nachrichten diese neue Prüfung beschieden. Von dem neuerworbenen Vermögen konnte sie nur die zurückgebliebenen Trümmer retten.

Im nämlichen Jahre 1773 wurden C. v. Hogendorp und sein älterer Bruder ihrer Bestimmung gemäß nach Berlin abgeschickt. Beide verriethen Geist und treffliche Naturgaben, aber auch frühe schon eine Verschiedenheit in Charakter und Gesinnungen, die sich fortwährend erhielt. Carls glückliche Anlagen entwickelten sich immer mehr mit zunehmenden Jahren. Bei dem ältern Bruder glaubte man den Charakter des Vaters zu erkennen. Sein Geschmack, seine Neigungen, waren den väterlichen gleich. Die Rollen, welche er in späteren Jahren, zum Theil auch in Deutschland spielte, sind ziemlich allgemein bekannt. Lassen sich ihm auch große

Fähigkeiten nicht absprechen, so ist nur zu bedauern, daß er davon nie besseren Gebrauch machte.

Als im J. 1778 der bayersche Erbfolgekrieg gegen Oesterreich ausbrach, trat Carl bei Eröffnung des Feldzugs in das Regiment Prinz Heinrich als Fahnenjunker ein. Mit einem jungen, schwachen Körper konnte er aber die Beschwerden des strengen Felddienstes nicht ertragen. Prinz Heinrich bemerkte es bald, und machte ihn zu seinem Pagen, was er auch noch eine Zeit lang nach Ende des Kriegs blieb. Dann rückte er wieder als Offizier bei dem nämlichen Regiment ein.

Bald nachher benachrichtigte ihn seine Mutter, daß der Prinz von Oranien ihn bei der holländischen Garde anzustellen geneigt sey, und sie dieses günstige Erbieten in der Voraussetzung angenommen habe, er werde den vaterländischen Dienst jedem andern vorziehen. So kehrte Hogendorp im J. 1782 nach Holland zurück, und erhielt eine Offiziersstelle bei der holländischen Fußgarde.

Im folgenden Jahre sollte, nach Abschluß der Friedenspräliminarien zwischen England und der Republik, eine niederländische Flotte nach Amerika segeln. Die bei einem jungen Manne sehr natürliche Begierde, ein in jener Zeit so oft und vielseitig besprochenes Land mit eigenen Augen zu sehen, dabei der Wunsch, sich Kenntnisse vom Seewesen zu erwerben, bewogen Hogendorp, auf einem zu der Flotte gehörigen Schiffe, unter Befehl des Capitains Aberson, mit Urlaub die Reise zu machen. Aber die Fahrt war unglücklich. Fünf Monate lang durch Stürme und widrige Winde herumgetrieben, scheiterte endlich das Schiff an der amerikanischen Küste. Mit Mühe nur rettete sich ein Theil der Bemannung, Hogendorp selbst entkam der augenscheinlichsten Gefahr durch seine Geistesgegenwart, die ihm auch einen Lobspruch des Befehlshabers erwarb.

Sieben Monate verweilte H. in Amerika. Zu Philadelphia wohnte er in Washington's Hause.

Franklin's Empfehlungsschreiben verdankte er die gute Aufnahme in diesem Hause, seiner Aehnlichkeit mit Lafayette — dem damaligen Abgott der Amerikaner — die Auszeichnung, die ihm allerwärts, wohin er in diesem neuen Staate kam, zu Theil ward.

1784 kam Hogendorp in sein Vaterland zurück, und trat den Dienst bei der Garde wieder an. Neben Befriedigung seiner Wißbegierde über ein Land, welches derselben so viel Neues und Merkwürdiges darbot, waren zugleich seine Urtheile und Ansichten von manchen Dingen berichtigt.

Geschmack an Wissenschaften und wissenschaftlichem Unterricht trieb ihn jetzt an, diesen jeden Augenblick zu widmen, den er ohne Dienstversäumniß entübrigen konnte. Zu nämlicher Zeit geschah es dann auch, daß er die Vorlesungen mehrerer Lehrer an der nahen Universität Leiden besuchte. Da erhielt er auch, was nie gesehen worden, in der Uniform der holländischen Garde die Doctor-Würde.

Die Unruhen, denen die Republik schon seit einigen Jahren zum Raube geworden war, nahmen um eben diese Zeit eine ernsthaftere Gestalt an. Auch Hogendorp blieb ihnen nicht entfremdet. Mit Herz und Seele seinem Vaterlande ergeben, dabei dem Hause Oranien treu verpflichtet, nicht nur durch Empfindungen der Dankbarkeit, auch aus Ueberzeugung, daß dessen Interesse mit dem des Staats enge verflochten sey, ergriff er jede Gelegenheit, dessen Sache, als zugleich Sache des Vaterlands, zu vertheidigen. Sein Eifer schien sich in dem Grade zu verdoppeln, in welchem die Kühnheit der Häupter einer Partei wuchs, die nun schon ein Uebergewicht zu erlangen anfing.

Um freier und unbeschränkter handeln zu können, verließ er 1786 den Kriegsdienst, gerade in dem Zeitpunct, als die Hoffnungen für das Haus Oranien zu schwinden schienen. In dem nämlichen und dem folgenden Jahre hatte er aber auch das Glück, diesem Hause

in den bedenklichsten Augenblicken wesentliche Dienste zu leisten.

Friedrich der Große hatte seine glorreiche Laufbahn geschlossen, als kurz zuvor die Staaten von Holland dem Prinzen von Oranien das Militärcommando im Haag entzogen und dadurch dem statthalterischen Hofe die Rückkehr in die Residenz unmöglich gemacht hatten. Eine der ersten Handlungen des Nachfolgers Friedrichs war bekanntlich die Absendung des Grafen Görtz nach dem Haag. Er sollte die Wiedereinsetzung des Prinzen Statthalters in die freie Ausübung seiner erblichen Würden, die Herstellung der Einigkeit und inneren Ruhe auf einer billigen und dauerhaften Grundlage im Wege der Unterhandlung mit beiden Parteien bewirken. Preußen bot seine Vermittelung an, lud die Höfe London und Versailles zu gleichmäßiger Mitwirkung ein. In Holland wünschte eigentlich keine Partei eine solche Vermittelung. Frankreich, welches durch sein Uebergewicht in der Republik Gesetze gab, wußte alsbald Englands Dazwischenkunft abzuwenden, und durch die Ränke seiner Agenten in Berlin und dem Haag den wohlwollenden Absichten König Friedr. Wilhelms II. zum Besten seines Schwagers, dessen Familie und der Republik selbst entgegen zu treten. Es glückte ihm sogar, eine Veränderung im Systeme des Berliner Cabinets zu bewirken. Graf Görtz erhielt neue Verhaltungs-Befehle, die, wie der Ausgang zeigte, nicht zum Ziele führen konnten. Die Unterhandlung beschränkte sich auf vorläufige Uebereinkunfts-Anträge, welche dem Grafen von den Häuptern der überwiegenden Partei durch den französischen Geschäfftsträger Rayneval zukamen, um sie dem in Nimwegen verweilenden statthalterischen Hofe vorzulegen. Sie waren aber so beschaffen, daß der Prinz von Oranien, mit dem ohnehin, nach der anmaaßenden Aeußerung der holländischen Machthaber, eine eigentliche Unterhandlung nicht sollte Statt finden können, sich unmöglich darauf einlassen konnte. Vielmehr überließ er seiner erhabenen Gemahlin, die vertraulichen Eröffnungen des Ministers ihres königlichen Bruders zu beantworten. — So endigte diese Unterhandlung, als sie kaum eingeleitet war, indem Rayneval plötzlich den Haag verließ. Die Zurückberufung des Grafen Görtz folgte

folgte schnell nach, und dieser ging nach kurzem Aufenthalt am statthalterischen Hofe zu Nimwegen unverrichteter Dinge im Januar 1787 nach Berlin wieder zurück.

Der verunglückte Ausgang einer Sendung, den Görtz vorausgesagt hatte, schien Vielen der Sache des oranischen Hauses einen tödtlichen Streich beigebracht zu haben. Denn dieses sahe sich nun von Preußen, seiner vorzüglichsten und gewissermaaßen einzigen Stütze, verlassen. England konnte, wie jetzt die Dinge standen, zum Vortheil Oraniens nichts thun. Es hatte die öffentliche Meinung des großen irregeführten Haufens in der Republik gegen sich. Ein einziger übel berechneter Schritt führte eine gänzliche Umwälzung, an welcher Frankreich mit den sogenannten Patrioten unter der Hand arbeitete, wohl nur schneller noch herbei. Dann hielt sich diese Partei Alles erlaubt und ihres Siegs gewiß.

Doch gerade das Ereigniß, welches diesen Sieg zu sichern schien, trug am meisten dazu bei, der Nation die Augen zu öffnen, und sehr Viele von ihrem ungerechten Vorurtheil gegen den Prinzen und die Prinzessin von Oranien zurück zu bringen. Aus dem durch den Druck bekannt gemachten Briefwechsel der Erbstatthalterin mit Görtz *) ergab sich, daß sie ihr Interesse nicht von dem ihres Gemahls trennte, wie die Patrioten glauben machen wollten, wenn sie in ihren Schmähschriften gegen den Prinzen die Fürstin schonten. Eben dieser Briefwechsel bewies, daß die Erbstatthalterin durch das Truggewebe der Patriotenpartei sich nicht irre führen ließ, daß sie die Ansichten ihres Gemahls über die hinterlistigen Vorschläge derselben theilte, sich darüber öffentlich zu erklären nicht scheute, wenn man gleich in Berlin anderer Meinung seyn mochte. Hierdurch wurden auch viele Freunde des oranischen Hauses erweckt,

*) Einen neuen Abdruck dess. s. in *Tollius* Staatkund. Geschriften, T. II.

mit mehr Eifer für die gute Sache zu arbeiten. Die Unmöglichkeit, mit den Patriotenhäuptern auf einigermaaßen billige Bedingungen über eine Aussöhnung sich zu vereinbaren, ward ferner dadurch in das Licht gestellt. Allgemeine Gährung verbreitete sich jetzt immer mehr durch das Land. In der Patriotenpartei selbst entstanden Spaltungen. Ihre Anführer konnten bald nicht mehr nach freiem Willen handeln. Aber an Frankreich gefesselt, durch französischen Einfluß geleitet, blieb diese Partei doch immer die stärkste, wenn gleich die oranische die zahlreichste war. Denn auch in dieser fehlten Einigkeit und Verband zu einem Ganzen. — Unter diesen Umständen war ein plötzlicher Ausbruch zu fürchten, der dem bereits am Abgrund stehenden Hause Oranien Verderben bringen konnte.

Gerade in der Zeit ward Hogendorp vielfältig gebraucht. Bald ward er nach dem Loo, bald wieder nach Nimwegen, dann nach Amersfoort verschickt. Hier befand sich im Frühjahre 1787 der Statthalter mit einer Commission der gelderschen und utrechter Staaten, während dem ein Lager bei Zeist stand, um die Provinz Geldern gegen Unternehmungen der zu Utrecht unter dem Rheingrafen Salm zusammengezogenen Patriotenmiliz zu decken. Utrecht selbst sollte durch französische Ingenieure befestigt und vertheidigt werden. Zu Amersfoort ward dagegen berathschlagt, wie sich der Stadt bemächtigt werden könne. Die Ausführung war schwieriger, als sie Anfangs schien. Zwar verließ die Mannschaft der in der Provinz Holland stehenden Regimenter schaarenweis ihre Fahnen, um sich unter die Befehle ihres Generalcapitäns zu Amersfoort zu stellen. Doch war die vorhandene Macht nicht stark genug, um Utrecht durch Ueberrumpelung zu nehmen. Zu einer förmlichen Belagerung waren noch weniger Mittel vorhanden. Auch kam in Betrachtung, daß ein jeder Versuch der Art als Erregung eines wirklichen Bürgerkriegs angesehen werden, und der Tadel ganz auf den Prinzen Statthalter fallen würde, der doch mehr als irgend Jemand ein solches Uebel zu verhüten wünschte, der — wenn ihm Wahl blieb — lieber das Land verlassen, als die Waffen gegen seine Mitbürger geführt haben würde. —

In dieser Lage der Dinge wurden dann mancherlei Plane, wie der Staat und das oranische Haus zu retten, entworfen, nach der Verschiedenheit der Ansichten mancherlei Rathschläge gegeben. Aber jeder dieser Plane hatte seine großen Schwierigkeiten, und die Zeit verstrich, während dem die Besorgniß eines plötzlichen Ausbruchs wuchs, wodurch Alles zusammenstürzen konnte. Nur in Einem Punct vereinigten sich alle Meinungen der wahren Vaterlandsfreunde, über die Nothwendigkeit der Rückkehr des Prinzen von Oranien nach dem Haag, als einziges Mittel, dem innerlichen Krieg zuvorzukommen und die Republik zu retten. Hier im Mittelpunct konnte der Prinz die Leitung der Geschäffte wieder übernehmen, und die — des Jochs ihrer Pensionäre müde — Nation werde ihn, so ward geglaubt, zu unterstützen bereit seyn.

Die Wichtigkeit des Gegenstands machte eine reifliche Erwägung nöthig. Jetzt begab sich die Prinzessin von Oranien auch nach Amersfoort, um von ihrem Gemahl selbst zu vernehmen, wozu er sich entschließen werde. Hier fand sie auch Hogendorp, und mit mehreren der angesehensten Mitglieder der Regierung aus den Provinzen Gelderland und Utrecht ward nun Berathschlagung gehalten. Eine Reise des Prinzen nach dem Haag ward unthunlich befunden, so lange ihm der Oberbefehl im Haag und die Ausübung seiner Würde eines Generalcapitäns und Admirals der Provinz Holland entzogen blieb. Sollte er incognito mit einem kleinen Gefolge reisen? Dann lieferte er sich wehrlos in die Hände seiner Todfeinde; oder an der Spitze eines Cavalleriecorps, wie einige vorschlugen? Damit war der Anfang zu einem Bürgerkrieg gemacht, zu dessen Ausführung die Mittel fehlten. Auch stand ein solches Unternehmen mit den Pflichten des Statthalters und dem Eide, den er dem Staate geleistet, in offenbarem Widerspruch. Der Prinz wollte davon nichts hören. Es schien kein Ausweg zu seyn, alle Hoffnung, das Vaterland zu retten, schien verschwunden.

Jetzt erbot sich die hochherzige Fürstin, eine Reise nach dem Haag zu unternehmen. Ihr drohten nicht

die Gefahren ihres Gemahls, der als verbannt anzusehen war. Sie allein konnte, wegen der Jugend ihrer Söhne, dessen Stelle vertreten, um die Gesinnungen in der Residenz zu vernehmen und zu beurtheilen. Persönlich schien sie bei diesem, übrigens unangenehmen Geschäffte nichts zu wagen. Vielleicht konnte sie eine Unterhandlung einleiten, wodurch der Prinz dem Sitz der Regierung wieder zugeführt und eine günstige Veränderung bewirkt würde. — Der Prinz selbst widerrieth zwar die Reise, die ihm zu gefahrvoll schien. Die übrigen Glieder des Raths stimmten dagegen der Prinzessin bei, und nach ihrem Vorschlag ward nun beschlossen, mit Hogendorp, der erst aus dem Haag zurückgekommen war, über den Vorschlag sich zu bereden, und von ihm zu vernehmen, wie dorten etwa die Erscheinung der Fürstin aufgenommen werden würde. Die Idee hatte seinen ganzen Beifall; doch fand er rathsam, erst selbst noch mit einigen Vertrauten im Haag über den Eindruck, den dieser Schritt machen, und die Folgen, welche er etwa haben könne, sich zu besprechen. Nach 24 Stunden kam er mit völlig vergnügenden Berichten zurück; der Statthalter setzte nun auch der Reise sich nicht weiter entgegen, und während dem die Prinzessin sich dazu in Nimwegen vorbereitete, ging Hogendorp einstweilen nach dem Haag voraus, um den dortigen erprobten Freunden, die im Geheimniß waren, die Kunde von dem genommenen Beschluß zu bringen.

Der Erfolg dieser in der reinsten Absicht unternommenen, zugleich den hohen männlichen Geist der Fürstin, ihren Muth und ihre Fassung beurkundenden Reise ist aus der Geschichte hinlänglich bekannt. Ein großer Theil der Leser wird sich dessen noch als einer Zeitbegebenheit erinnern. Hier also nur, was mit Hogendorps Leben in näherer Beziehung steht. — Nachdem die Prinzessin am 28. Jun. 1787 mit ihrem kleinen, zum Theil weiblichen, Gefolge, unterwegs durch die rohen Banden der Patriotenhäupter gefänglich angehalten, nach Schoonhoven geführt, mehrere Tage nachher aber nach Nimwegen zurückzukehren genöthigt worden war, machte Hogendorp neuerdings, obwohl er sich mancher Gefahr aussetzte, oftmalige Reisen zwischen dem

Haag, Amersfoort und Nimwegen, und unterhielt dadurch eine Verbindung und Mittheilung zwischen diesen Städten. Als endlich, weil die verblendeten Gewalthaber in der Provinz Holland Genugthuung und Herstellung in seine Rechte dem Hause Oranien hartnäckig verweigerten, ein preußischer Heerhaufen, den Herzog von Braunschweig an der Spitze, den Gränzen sich näherte, dessen eigentliche Bestimmung aber doch noch etwas räthselhaft schien, ging Hogendorp zu dem Herzoge nach Cleve, und machte ihm eine treue Schilderung von der wahren Lage der öffentlichen Angelegenheiten in der Republik.

Daß die Preußen bei ihrem Einrücken allenthalben mit dem Freudengeschrei: es lebe Oranien, empfangen wurden, ist bekannt. Schneller, als zu erwarten war, ging in den meisten Städten und Provinzen die Regierungsveränderung zum Vortheil des Prinzen vor sich. Nur Amsterdam that noch einigen Widerstand. Fechtend mußte unterhandelt werden. Der Herzog zeigte sich dabei als gewandter Staatsmann, und trefflicher Feldherr. Auch bei diesen Unterhandlungen ward Hogendorp mit Nutzen gebraucht.

Als der Zweck erreicht war, durch Herstellung des Prinzen in seine Rechte, in die Ausübung seiner Aemter und Würden, Ruhe und Ordnung allenthalben im Lande wiederkehrte; ward Hogendorp von dem Prinzen zum Pensionär seiner Vaterstadt Rotterdam ernannt. Ein solcher Posten war ehrenvoll und wichtig, zumal in jener Zeit, als die Pensionäre in der Provinz Holland eine große Rolle im Staate gespielt hatten. Jetzt war's am wenigsten gleichgültig, auf wen die Wahl in einer der vornehmsten Städte der Provinz fiel. Indem unserm Hogendorp die Stelle gegeben ward, bewies der Prinz seine Erkenntlichkeit für die von einem so treuen Anhänger geleisteten, oft gefahrvollen Dienste. Hogendorp seiner Seits fand sich durch dieses Merkmal des Vertrauens und der Zufriedenheit auf das angenehmste für seine früheren Aufopferungen belohnt. Die Pflichten seines Amts erfüllte er, wie zu erwarten war, auf's vollkommenste, und erwarb sich das Zutrauen und die

Achtung seiner Mitbürger, ohne je den Grundsätzen untreu zu werden, die ihn bis dahin geleitet hatten. So gründete er damals den Ruf, der ihm fortwährend geblieben ist, den er unter Unfällen und mitten in den Stürmen einer neuen gewaltsamen Umwälzung ungeschmälert zu erhalten gewußt hat.

Hogendorp verwaltete seine Stelle bis zum unglücklichen Zeitpunct im J. 1795, und diente noch am Schlusse dieses ersten Abschnitts seines öffentlichen Lebens dem Vaterlande mit Eifer und Treue. Leider ward sein Bestreben durch den Erfolg nicht belohnt. Der Wechsel des Kriegsglücks machte im J. 1794 ein allgemeines Aufgebot zur Vertheidigung des Landes nöthig. Denn die Kriegsmacht des Staats war durch die, wenn nicht verrätherische, doch feige, Uebergabe der Hauptfestungen gelähmt. Hogendorp verwandte seine ganze Thätigkeit, in der Staatenversammlung jene Maaßregel durchzusetzen und sie dem Volke angenehm zu machen, dann auch sie auszuführen und die unter der Benennung: *Landsaten*, zusammengebrachten Haufen zum Dienste zu bilden. Hätte er bei seinen Amtsgehülfen gleichen Eifer und Unterstützung gefunden, so wäre die in Zeiten zu Stande gebrachte Bewaffnung wahrscheinlich von der besten Wirkung gewesen. Die Feinde konnten vielleicht noch zurückgetrieben werden; wenigstens hätten sie den Sieg theuer erkaufen müssen. Doch der Himmel schien es anders geordnet zu haben. Hogendorp ward schlecht unterstützt. Der anhaltende Frost erleichterte den Franzosen den Uebergang über Flüsse und Ueberschwemmungen, indem zugleich ausgewanderte Patrioten des Jahrs 1787 ihre Führer waren. Bald drangen sie in das Herz des Landes. An Vertheidigung war nicht mehr zu denken, während dem die Regierung durch Friedensvorschläge französischer Agenten, womit nur Zeit gewonnen werden sollte, sich trügen und hinhalten ließ. Der Feind ließ die Unterhandlung fallen, sobald ihr Zweck erreicht war, und die Umwandlungen im Inneren erfolgten, so wie die Truppen vorrückten.

Dem statthalterlichen Hofe blieb jetzt nur Auswanderung, England als die einzige Zufluchtsstätte

übrig. Selbst dahin war nur mit großen Beschwerden und Gefahren in Fischerbooten zu gelangen. Wegen des Eises konnten größere Fahrzeuge der holländischen Küste sich nicht nähern.

Nun legte auch Hogendorp seine Stelle nieder, zog sich mit seiner Familie in den Privatstand zurück, war auch zur Uebernahme irgend eines Amts nicht zu bewegen, deren später ihm mehrere angeboten wurden.

Im J. 1789 hatte H. sich mit einer geborenen Clifford aus Amsterdam vermählt. Sie schenkte ihm eine zahlreiche Familie, wovon noch vier Söhne und eben so viele Töchter am Leben sind. Wie er von jeher ein guter Sohn und guter Bruder gewesen war, so konnte es auch nicht fehlen, daß er ein würdiger Familienvater ward.

Nach dem Frieden von Amiens (1802), welcher die Aussicht auf eine Veränderung der Dinge in Holland entfernte, faßte er den Gedanken, eine Niederlassung auf dem Cap zu gründen. Sie sollte ihm und seinen alten Freunden, die, wie er, der Verfassung und dem Hause Oranien treu geblieben und durch die verunglückte englisch-russische Landung in Nord-Holland (1799) noch in eine schlimmere Lage gerathen waren, eine sichere Unterkunft verschaffen. Vielleicht wäre der Anschlag bei längerer Fortdauer des Friedens gelungen. Wegen des schnellen Wiederausbruchs des Kriegs hatte solcher aber nur eine große Lücke in dem Vermögen der Frau von Hogendorp zur Folge, welche der Ausführung des Plans schon beträchtliche Summen aufgeopfert hatte.

Alles das schlug doch Hogendorps Muth nicht nieder. Seinen Grundsätzen immer getreu, die Hoffnung besserer Zukunft nährend, verzweifelte er nicht an der Sache des Staats und der Rückkehr des Hauses Oranien. Darum war er stets beschäfftigt, die Befreiung des Vaterlandes von Weitem vorzubereiten, setzte aber

dabei die Regeln der Klugheit und weisen Vorsicht nich
aus den Augen, um nicht sich und seine Freunde zu
Unzeit und ohne Nutzen einer Gefahr auszusetzen. Ueberal
war von jeher Vorsichtigkeit in seinem Handeln mi
einer unerschütterlichen Festigkeit verbunden, der vor
nehmste Grundzug seines Charakters.

So erwieß er denn auch, als im J. 1813 der Zeit
punct, auf seinen Lieblingszweck mit Erfolg hin zu arbei
ten, günstiger ward, was Geisteskraft, was eine groß
Seele auch in einem schwachen Körper und unter man
cherlei Hindernissen vermag. Nicht Krankheit — sei
Jahren war er vom Podagra gepeinigt und der nächt
lichen Ruhe beraubt — nicht der Gedanke, in der Gewal
eines grausamen Feindes, von einer argwöhnischen, ge
heimen Polizei bewacht zu seyn, konnte seine Strebkraf
schwächen. Er erhob sich gleichsam über sich selbst i
den gefahrvollsten Augenblicken. Die Vorsehung belohnt
ihn, indem sie seine Anstrengungen mit dem gedeihlichste
Ausgang krönte.

Hogendorp hatte, als von Bonaparte sei
Glücksstern gewichen, als er nicht mehr zu verbergend
Unfälle der Nation und der Welt im bekannten 29ste
Bulletin kund zu thun, oder vielmehr in seiner Sprach
und in seiner Weise zum verblendeten betrogenen Volk
öffentlich über sichtbares Unglück, wie es wohl nie übe
ein Heer gekommen, zu reden sich gedrungen gefunden
in geheimen Zusammenkünften mit seinen Vertrauten
einem v. d. Duyn, Stirum, Repelaar, d
Jonge, Changuion, über die Maaßregeln zur Be
freiung des Vaterlandes und Oraniens Herstellun
berathschlagt. Im Vertrauen auf das Gelingen diese
Unternehmens ward selbst schon ein Grundgesetz für der
neu zu bildenden Staat entworfen. Dem im März 181
durch die Versammlung der Nationalrepräsentanten un
den neuen Souverain angenommenen Gesetz lag diese
Entwurf zum Grund.

Auch mit auswärtigen Vertrauten ward sich einst
weilen in Verbindung gesetzt. Darunter waren van

der Hoop zu Amsterdam, J. F. v. Hogendorp*) zu Rotterdam und Baron Bentink tot Buckhorst zu Zwolle, welcher überdem mit dem Prinzen v. Oranien einen Briefwechsel unterhielt. Doch war die äußerste Behutsamkeit nöthig. Denn Bentink war schon ein Mal wegen eines aufgefangenen Briefs von der französischen Polizei gefänglich eingezogen, auch vor die hohe Polizei nach Paris geladen worden, und hatte nur durch Verbürgung einiger bei den Franzosen gut angesehener Freunde seine Freiheit wieder erlangt. Auch Repelaar hatte, als verdächtig, eine sechsjährige Gefangenschaft erlitten und war kaum einer gerichtlichen Verfolgung entgangen. — Vor weiteren Unternehmungen mußte ohnehin der Erfolg des neuen Feldzugs in Deutschland abgewartet werden. Voreilige Schritte konnten, so lange die Macht des Feindes im Lande unerschüttert stand, nur zum Verderben führen. An den Unruhen, welche hin und wieder durch das Volk erregt wurden, nahmen deswegen Hogendorp und seine Freunde auch keinen Theil, und bemüheten sich vielmehr, Ruhe zu erhalten.

Als aber die Nachricht von der folgereichen Schlacht bei Leipzig einlief, säumten sie nicht länger, ihrem Bund eine größere Ausdehnung zu geben, und sie fanden bald im Haag allein an 400 Anhänger. Auch die Nationalgarde trat auf ihre Seite, obwohl die französischen Behörden noch anwesend waren und von einer nach Verhältniß bedeutenden Kriegsmacht unterstützt wurden. Graf Stirum übernahm den militärischen Oberbefehl, und ward am 17. Nov. als einstweiliger Gouverneur im Haag, Namens des Prinzen von Oranien, durch die Verbündeten proclamirt, am nämlichen Tage auch die Oranienfarbe aufgesteckt. Dieses waren die ersten öffentlichen Schritte. Sie gingen aus dem Hogendorp'schen Hause**) hervor, wo der Bund, nun nicht mehr heimlich,

*) Ein Vatersbruder des Grafen, jetzt Bürgermeister zu Rotterdam und Mitglied der ersten Cammer in der Staaten-Versammlung.

**) In niederländischen Schriften wird als eine besondere Merkwürdigkeit angeführt, daß dieses Haus im 17ten Jahrh.

seine Berathschlagungen hielt. Eine solche dreiste Oef
fentlichkeit veranlaßte den französischen Präfecten v
Staſſert, sich am folgenden Tage in aller Stille zu
entfernen. Die Besatzung folgte ihm, nachdem Genera
Bouvier des Eclats erst noch Vertheidigungs-An
stalten gemacht hatte, bald aber den angebotenen freien
Abzug annahm. Da eine Versammlung der vormaligen
Regenten im Hogendorp'schen Hause ohne Erfolg geblie
ben, mußten Hogendorp und v. d. Duyn sich ent
schließen, einstweilen bis zur Ankunft des Prinzen von
Oranien die Regierung in dessen Namen zu übernehmen
und ihr erstes Werk war, das Volk und alle Angestell
ten des an Napoleon geleisteten Eides zu entbinden, Je
dermann zur Theilnahme an der völligen Befreiung des
Vaterlands theils durch Ergreifung der Waffen, theils
durch Entrichtung der schuldigen Abgaben aufzufordern.*)
Denn der Feind hatte vor seinem Abzuge die Kassen ge-
leert. Um die Staatsbedürfnisse zu bestreiten, hatte
Hogendorp vorzüglich seine Geldmittel und seinen
Credit bereits aufwenden, um mittelst bewaffneter Fahr-
zeuge Meister von der Maas zwischen dem Briel und
Gorcum werden zu können, hatte er allein den Admi-
ral Kikkert mit einem Vorschuß von 50,000 Fl. unter-
stützen müssen.

Am 30. Nov. kam endlich der Prinz von Ora-
nien aus England in Scheveningen wieder an, dem
Orte, von wo aus er im J. 1795 sich über das Meer
hatte retten müssen. Er ward im Haag nämlichen
Tags noch, als künftiger Souverain des Landes, mit
großem Jubel empfangen. — So hatte Hogendorp

---

die Wohnung der de Witte, der bekannten Feinde und
Verfolger Oraniens, war.

*) Es bleibt merkwürdig, und ist ein Beweis, wie die Stim-
mung in der Republik sich geändert hatte, daß diese, die
Herstellung des oranischen Hauses bezweckende Proclama-
tion von einem vormaligen Gegner dieses Hauses und
eifrigen Patrioten, Cannemann, abgefasset war.

durch Muth und Standhaftigkeit das Ziel seiner Wünsche erreicht, und legte nun die mit seinem Collegen v. d. Duyn einstweilen übernommene Regierung in die Hände des Fürsten nieder, an dessen Herstellung er seit Jahren unter mancherlei Gefahren gearbeitet hatte.

Jetzt ward er zum Mitgliede der Commission ernannt, welche nach dem Willen des Prinzen eine Verfassungsurkunde für den wieder zur Selbständigkeit gelangten Staat entwerfen mußte. Die Commission selbst erwählte ihn zu ihrem Präsidenten, und er verdiente diese Auszeichnung um so mehr, als er schon früher den Grund zu der neuen Constitution gelegt hatte. Der Entwurf ward von den im März 1814 nach Amsterdam zusammenberufenen Volksvertretern seinem ganzen Inhalt nach angenommen, und von dem Prinzen feierlich beschworen.

Der neue Souverain ernannte nun Hogendorp zum Staatsminister im Departement der auswärtigen Angelegenheiten, woneben er doch auch großen Einfluß auf die Organisation der inneren Staatsverwaltung erhielt. Mit Entledigung des Staatssecretariats in auswärtigen Angelegenheiten ward er ferner noch im J. 1814 Vicepräsident des Staatsraths, dem er unmittelbar unter dem Fürsten vorstand. Ferner erhielt er den Vorsitz in der ersten Versammlung der Generalstaaten, und der König erhob ihn 1815 in den Grafenstand,*) indem zu-

*) Kaiser Franz I. hatte bereits für die Familie Hogendorp ein Grafen-Diplom ausfertigen lassen, um die Verdienste des holländischen Generals v. Hogendorp, Urältervaters des Ministers, zu belohnen, die sich derselbe um das Haus Oesterreich in dem österreichischen Erbfolgekriege erworben hatte. Gysbert Carls Großvater, ein strenger Republikaner, machte aber von dieser Würde keinen Gebrauch, obwohl seine Brüder den Grafentitel führten. Er verbot selbst seinem Sohne, ihn zu führen, und auch der Minister bediente sich dessen nicht, bis ihn König Wilhelm zum Grafen ernannt hatte.

gleich seinem Wapen der belgische Löwe mit dem Pfeilbündel und der Jahrzahl 1813, zum dankbaren Andenken an dieses, auch für Hogendorp so verdienst- und ruhmvolle Jahr, beigefügt ward. Daneben gab ihm der König das Großkreuz des neugestifteten belgischen Löwen-Ordens.

Zerrüttete Gesundheit nöthigte indessen den Grafen, bereits im J. 1816 wiederholt um Entlassung aus dem Staatsdienste anzusuchen. Ungern und in den schmeichelhaftesten Ausdrücken ward sie ihm endlich bewilligt. Doch behielt er Titel, Rang, Gehalt und alle Vorzüge eines wirklichen Ministers. Er genießt dabei fortwährend des Vertrauens und hoher Achtung von Seiten des Königs und der ganzen oranischen Familie. Seine Verdienste um das Haus werden stets dankbarlich anerkannt, so wie Hogendorps Anhänglichkeit an dasselbe unerschütterlich ist. — In der zweiten Cammer der Staatenversammlung, deren Mitglied der Graf seit 1815 ist, gehört er gewissermaaßen zur Oppositionspartei.

Von seinem oben erwähnten älteren Bruder Dirk (Dietrich) werden anderwärts Nachrichten folgen. — Der jüngste der Brüder ist Director des Enregistrements, auch der Stempel- und Hypotheken-Verwaltung zu Amsterdam. —

Während dem in dem merkwürdigen J. 1813 Hogendorp mit der Befreiung und Herstellung seines Vaterlandes beschäfftigt war, traf ihn durch den Tod seiner Mutter ein sehr empfindlicher Verlust. Denn auch im häuslichen Leben war Hogendorp ausgezeichnet durch kindliche Liebe, hohe Achtung und Ehrfurcht gegen diese würdige Frau. Zwei Schwestern und ein jüngerer Bruder waren derselben früher schon vorangegangen.

Für diejenigen Leser der Zeitgenossen, welche mit der neueren Literatur der Niederländer vielleicht nicht bekannt sind, mag hier die Schilderung Hogendorps

durch einen Landsmann *) eine Stelle finden. Sie erscheint um so zuverlässiger, als van der Palm's frühere politische Ansichten und Meinungen, so viel wenigstens dem Biographen bekannt ist, mit den Hogendorp'schen eben nicht übereinstimmten. Er vergleicht den Grafen edlen Römern aus den schönen Zeiten des alten Freistaats, ihre rauhen Formen und harten Umrisse abgerechnet. Er stellt Hogendorp als kraftvoll und achtungswürdig, zugleich als gewandt und sanftmüthig, dar; als einen Mann von großer Weltkenntniß und gründlicher, wissenschaftlicher Bildung, mit Wohlredenheit in Wort und Schrift begabt; als standhaft in seinen Grundsätzen, als treuen Anhänger eines Fürstenhauses, von dem, seiner Ueberzeugung nach, des Vaterlandes Wohl abhängig war, darum auch, während der Verbannung des oranischen Hauses, die glänzendsten Anträge zwar verschmähend, doch auch amtlos dem Bedrängten mit Rath und That zu helfen stets bereit; voll Muth und Hoffnung, als den Meisten noch zu hoffen Thorheit schien, dabei voll Vertrauen auf eine weltregierende Vorsehung. „So ist" — sagt v. d. Palm — „der Mann, auf den, „als die Morgenröthe des Erlösungstages anbrach, die „Augen aller Vaterlandsfreunde gerichtet waren; dessen „Weisheit Vertrauen, dessen Tugenden Ehrfurcht ein„flößten; der ein Vorbild uneigennütziger Aufopferung „war, wobei es für die Nachwelt nur zweifelhaft bleibt, „was von dem Allen am meisten beigetragen haben mag, „aus jener Morgenröthe den frohen, heitern Tag der „Befreiung hervorgehen zu lassen."

---

*) Der als Gelehrter und Schriftsteller rühmlichst bekannte Professor J. H. van der Palm zu Leiden. S. dessen: Gedenkschrift van Nederlands Herstelling in den J. 1813. Amsterd. 1816, und eine freie Uebersetzung derselben in J. v. Arnoldi histor. Denkwürdigkeiten. Leipzig und Altenb. 1317.

Hogendorps Gestalt ist ansehnlich, seine Sprache langsam, bedächtlich, selbst in gewöhnlicher Unterhaltung etwas feierlich. — Ein wohlgetroffenes Bildniß von ihm findet sich in *H. Bosscha's* Geschied. der Staatsomwend. in Nederland, 1. St. p. 93.

Friedrich,

König von Würtemberg.

Aus dem Edinburgh Review übersetzt.

Mit einem Vorwort
des Herausgebers der Zeitgenossen.

Vorwort der Redaction.

Das Lebensbild Friedrichs von Würtemberg, gezeichnet von der kräftigen Hand eines sichtlich unvoreingenommenen und genau unterrichteten Deutschen, welches wir unsern Lesern in einem frühern Bande dieses Werks *) vorlegten, ist, wenn wir nicht irren, der unverkennbare Abdruck der öffentlichen Meinung des aufgeklärten vaterländischen Publicums, gemildert durch die, den Deutschen vor andern Nationen eigenthümliche achtungsvolle Bescheidenheit in der Beurtheilung vaterländischer Regenten. Die grellen Abstiche von Licht und Schatten, die Friedrichs Lebensgemälde vorzüglich in seiner Regierungsperiode darbietet, mußten sich überdieß unter den Händen des Deutschen, der die Entwickelung des Charakters seines Helden von dessen früher Jugend an aus näheren Ansichten und Mittheilungen verfolgen konnte, mildernder verwischen, als unter den Händen des strengeren Ausländers, insbesondere des Britten, der gewohnt und verfassungsmäßig berechtigt ist, wenn auch nicht den Regenten selbst, denn doch dessen Angehörige und die Staatsbeamten seines Vaterlandes rücksichtslos zu beurtheilen, sich auch in Hinsicht der Beherrscher des Auslandes gleiche Rechte innerhalb sehr weiter Grenzen bedienen darf und nicht selten schonungslos bedient. Allein wenn gleich die oft grellen Pinselstriche der Schriftsteller

*) Zeitgenossen VII.

des einzigen, im Vollgenusse der Preßfreiheit lebender europäischen Volkes das Nationalgefühl des Deutscher verletzen, so entschädigen die talentvolleren unter jener Schriftstellern jeden Unbefangenen durch eine so gereift Urtheilskraft, durch eine so gediegene, körnige Sprache daß er die nationalen Derbheiten gern nachsichtsvol übersieht. Mehr als andere deutsche Staatsverfassunger eignet sich zur Beurtheilung des kundigen Britten di würtembergische, die in ihren früheren Bestandtheilen mit der großbritannischen, nach dem Urtheile große Staatsmänner dieser Nation, so ausgezeichnete, wesentliche Aehnlichkeiten hatte und deren Erörterung der Hauptzug in Friedrichs Regentenleben ausmacht. Unte den kritischen Schriftstellern Großbritanniens hat sich der schottische Gelehrtenverein, der seine Ansichten übe die wichtigsten literarischen und politischen Erscheinunger unserer Tage in der berühmten und in der ganzen civilisirten Welt bekannten Quartalschrift: „Edinburgh Review" *) niederlegt, durch gründliche, wenn auch oft zu kecke Urtheile, Freimüthigkeit, und eine gedrängte, kraftvolle Sprache eine der bedeutendsten Stimmen in der öffentlichen Meinung Großbritanniens angeeignet Auch die Regierungsgeschichte Friedrichs von Würtemberg in besondrer Beziehung auf die Verfassungsgeschicht seiner Staaten wird in dieser Zeitschrift zum Gegenstand einer ausführlichen Darstellung und strengen Beurtheilung gemacht. **) Wird gleich das deutsche Publicum die herbe Sprache und den beißenden Witz der nordbrittischen Kritiker nicht immer billigen, so dürfte es dennoch unsern Lesern nicht unangenehm seyn, und dem Zweck dieses geschichtlichen Werks entsprechen, wenn wi dem Lebensbilde eines deutschen Regenten, entworfen von der Hand eines Deutschen, ein anderes von de

---

*) Siehe den Artikel: Edinburgh Review, im 3ten Theile des Conversations-Lexikons. 4te u. 5te Auflage.

**) The Edinburgh Review, February 1818. (N. 58.) Art. IV Verhandlungen in der Versammlung der Landstände des Königreichs Würtemberg. Stuttgard 1816. (Proceedings in the Assembly of the States of the Kingdom of Wirtemberg.)

Hand eines Dritten in möglichst getreuer Copie, und, wo es nöthig scheint, mit Beifügung des Originals zur Seite stellen. — Uebrigens ist es gewiß als ein Zeichen der Steigerung unserer eigenen politischen Freiheit zu betrachten, daß man es sich erlauben darf, eine Mittheilung wie diese machen zu dürfen, ohne deshalb verketzert zu werden. Es ist die Pflicht der Redaction, Materialien, wie diese Darstellung, in ihr der Geschichte geweihtes Archiv aufzunehmen, und man wird so billig seyn, die fremden Urtheile und Ansichten, die sie uns referirt, nicht zu den ihrigen zu machen.

B.

Friedrich
König von Würtemberg.

(Aus dem Edinburgh Review N. 58. übersetzt.)

Würtembergs jüngst verstorbener Beherrscher, der Bonaparten's Geschlecht dem braunschweigischen Königsstamme einimpfte, genoß der Auszeichnung, der unbedeutendste König Europens zu seyn. Es war der Sprößling und Verfechter des Jacobinismus, der zuerst seinem Haupte die Königskrone aneignete, und wahrscheinlich wäre dieser glänzende Tand ihm wieder entsunken, hätten nicht reinere Hände ihn auf's Neue auf seinem Haupte befestigt, indem der Wiener Congreß ihm erlaubte, sich in der erhabnen Versammlung, scherzweise der „deutsche Bund" genannt, an's äußerste Ende der Königsbank niederzukauern. *) Als König Friedrich noch schwäbischer Herzog war, ward er für die Abtretung Mümpelgards an die „eine und untheilbare" Republik reichlich

*) The congress of Vienna having permitted him, to squat down at the very extremity of the royal bench in the august assembly, which is *facetiously* termed: the Confederation of Germany.

entschädigt, und in der Folge erhielt sein Gebiet durch die Freigebigkeit des Beschützers des Rheinbundes große Erweiterungen, so daß sein Königreich, als es durch Besitznahme der anlockenden „Enclaven" innerhalb dessen Grenzen und verschiedner umliegenden Landestheile abgerundet und zu einem Ganzen verbunden war, beinahe so viele Einwohner enthielt, als ein Paar gute englische Grafschaften oder französische Departements.

In so kleinen Staaten nimmt die Oberherrschaft, mit Gerechtigkeit ausgeübt, etwas von dem altpatriarchalischen Charakter an. Einem solchen Souverain ist es leichter, durch Liebe, als durch Majestät zu herrschen, denn die Herzen seiner Unterthanen sind näher in seinem Bereich. Auch König Friedrich von Würtemberg hätte gleich dem guten Herzog von Weimar oder gleich dem Herzog Christoph, seinem würdigen Ahnherrn, in den engen Grenzen seiner Monarchie der kleinen Heerde, die das Schicksal seiner Vorsorge anvertraut hatte, in Liebe pflegen und warten können. Er war keiner jener Erdengötter, geboren, auf ihre Reiche hoch in den Lüften schwebend, herab zu schauen, sondern er konnte stets seinen Unterthanen ein schützender Genius, der Beschirmer ihres heimathlichen Heerdes und ihres Haushalts seyn. Allein sein unglückliches Temperament riß ihn zu andern Laufbahnen hin. Böse Dämonen durchschritten die Welt; auch er wollte toben und stürmen, und doch vermochte er, gleich Vater Rabelais winzigen Teufelchen oder *Papefiguiers* „diablotons," nichts weiter, als ein Ungewitter über ein Petersilienbeet zu erregen.

Würtemberg wiegt nur leicht im Gleichgewicht der Mächte, aber sehr anziehend ist die Geschichte dieses Landes. Keines von den Gemeinwesen alter oder neuerer Zeiten, mit deren Namen wir so viele Begriffe von Volksfreiheit verbinden, genoß einer glücklicheren Regierungsverfassung, als das herzogliche Würtemberg, und seine wenig bekannten Annalen sind nicht unwerth, den Bänden, worin der Ursprung der Freiheiten der Niederlande, der Schweiz, Englands oder Amerika's aufgezeichnet sind, zur Seite gestellt zu werden. Hingegen erseufzte nie ein Sclavengeschlecht unter einer drückenderen Tyrannei, als die Würtemberger, da endlich ihre ver-

fassungsmäßige Regierung der „vollen Souverainetät" der hohen Person *) wich, von der wir unsern Lesern jetzt nähere Kunde geben wollen. Nicht zu oft auch kann die aus dem Anschauen willkürlicher Macht fließende Belehrung wiederholt werden, und um so mehr wird sie sich im vorliegenden Falle zur Belehrung eignen, da das Audienzzimmer des kleinen Despoten von jenem täuschenden Schimmer entblößt war, der zum Unglück für die Ruhe der Menschheit den Thron großer Unterdrücker umgaukelt. Ein kleiner Staat giebt seinem Monarchen nicht die Eignung, den Tyrannen zu spielen; — ihm geziemt es nicht, die Menschen dem Wilde gleich niederzujagen. Dieß schlechte Vorrecht können sich nur jene mächtigen Jäger anmaaßen, welche über weit ausgedehnte Länder herrschen. Das Blut eines Reiches fließt, um Reiche zu erkaufen, und die Sclaven des harten Eroberers vergessen in seinem Ruhme ihre Knechtschaft. Wohl haben sie sich in den Steinbrüchen überarbeitet, und stöhnend unter der Last ihren Schweiß vergossen; erhebt sich aber endlich das Gebäude, so wandeln sie stolz unter den Säulen des Triumphbogens umher, der seinen Glanz ihren Arbeiten verdankt. Nicht so können die Handlungen der Duodezdespoten ihre Grausamkeit verlarven. Bei hinreichender Macht, um seinen eignen Unterthanen schrecklich zu seyn, ist er verächtlich in den Augen der ganzen übrigen Welt. Eben so tief, als der Unterdrücker von Myriaden, in Verbrechen versunken, vermag er durch nichts, die Schuld, die ihn niederdrückt, aufzuwiegen. Der Eine gleicht dem Kalifen Vathec, der kühn dem Eblis sich weihend, zugleich die Macht und die Kunde des unsterblichen Princips des Bösen ärntet. Der Andere gleicht einer bösartigen Fee, die ihre Seele dem Teufel verkauft, um „Namens des bösen Feindes fünf Pfund schottischer Währung" und die Macht zu erhalten, ihrer Nachbarn Schaafe mit dem Grind zu behaften oder deren Säuen die Ferkel abzutreiben. Der Tyrann einer großen Nation gebietet überdieß, wegen der ihn umgebenden Gefahren, eine gewisse Ehrfurcht. Seine Lage erfordert stets angestrengte

*) Im Original heißt es spöttischer: the pretty personage.

Wachsamkeit und Thätigkeit. Er ist ein starker Reiter auf einem edlen Renner; seine Sporen sind mit blutigem Schaum bedeckt; das Thier beißt in den Zügel und bäumt sich; und fühlen wir gleich Mitleid mit dem Rosse, so können wir uns dennoch nicht erwehren, die Geschicklichkeit zu bewundern, womit der Reiter sich im Sattel erhält und die Zügel lenkt. Wer aber über ein kleines Gemeinwesen tyrannisirt, ist bei seinen Unmenschlichkeiten in Sicherheit. Er gleicht einem Schornsteinfeger, der seinen Besen prügelt; er ist ein Feiger, der Grausamkeit übt, weil er weiß, daß er ungestraft seine Bosheit sättigen kann.

Hätte der König von Würtemberg in einem abergläubischen Zeitalter gelebt, da man noch glaubte, Treulosigkeit und schlechte Regierung würden schon diesseits des Grabes durch den Zorn des Himmels heimgesucht, so würden die ekelhaften Krankheiten, wovon er befallen war, als die sichtbare Strafe seines Mißbenehmens in den Annalen aufgezeichnet seyn. Allein es ist nicht unsere Absicht, von diesem verblichenen Monarchen mit unziemlicher Härte zu reden oder sein Andenken zu verhöhnen. Ungern verweilen wir bei königlichen Handlungen, wodurch das Königthum herabgewürdigt wird. Unter den Uebeln, welche aus dem Zustande der öffentlichen Angelegenheiten entstehen, ist eines der größten der Schandfleck, den die Könige oder ihre Minister auf das erhabene Amt des Königthums geworfen haben. Die heilige Allianz hat mehr Ungläubige an der Heiligkeit des Königscharakters hervorgebracht, als je durch die Ketzereien des Jacobinerclubs geschehen seyn könnte, und Viele sind durch den Scepter abgeschreckt worden, die nie durch den Freiheitsbaum angelockt seyn würden. *)

---

*) Amongst the evils which result from the present state of public affairs, one of the greatest is the slur which kings, or the ministers of kings, have cast upon the high office of royalty. The Holy Alliance has created more unbelievers in the sanctity of the regal character, than ever could have been effected by the heresies of the Jacobin Club; and many are scared by the sceptre, who never would have been attracted by the tree of liberty.

In vielen Gegenden des Continents sind Männer, die ihren Gesinnungen freien Lauf zu lassen wünschten, genöthigt, zu rasten und zu vernünfteln. Regiert durch Leute, deren Benehmen weder Vertrauen, noch Zuneigung einflößt, wagen sie nicht, gegen ihre Herrscher wahr zu seyn, aus Besorgniß, sie möchten aufhören, gegen sich selbst wahr zu seyn.

Um uns in den Stand zu setzen, über das Benehmen des verstorbenen Königs Friedrich ein offnes, unbefangnes Urtheil zu fällen, müssen wir auf die würtembergische Verfassung, so wie sie bis zum Jahre 1805 bestand, als er den königlichen Titel annahm und die Freiheiten seiner Unterthanen untergrub, einen Blick werfen. Den Souverains fast aller Provinzen des deutschen Reichs war es gelungen, die Stände ihrer Gebiete aller Theilnahme vom Regierungsrechte zu berauben. In denjenigen Ländern, wo man ihnen fortwährend erlaubte, sich zu versammeln, handelten sie mit der Freiheit eines Capitels, welches nur nach erhaltener „congé d'élire" einen Bischof erwählt. Der Theorie nach hatten sie in Hinsicht der Auferlegung neuer Taxen ein Votum consultativum, das heißt nach der Erklärung eines berühmten deutschen Rechtsgelehrten, das Recht, zu den Anträgen des Fürsten ja zu sagen, nicht aber sie zu verwerfen. Die einzigen Länder, die von dieser allgemeinen Regel der Knechtschaft eine Ausnahme machten, waren: das Fürstenthum Ostfriesland, jetzt vereinigt mit dem Königreich Hannover, und das Herzogthum Würtemberg.

Wäre es nicht unserm Zwecke fremd, so ließe sich zwischen dem englischen Parliament und der Generalversammlung der Stände und dem Landtage des Herzogthums Würtemberg eine bemerkenswerthe Parallele ziehen. Einst äußerte Fox, es gebe in Europa nur zwei Constitutionen, die brittische und die würtembergische. In neuern Zeiten bestand der Landtag nur aus zwei Ständen, nämlich den lutherischen Prälaten, — den Stellvertretern der Kirche, — und den Deputirten der Städte und Landbezirke. Unter Herzog Ulrichs Regierung, im Anfange des 16ten Jahrhunderts, trennte sich die Reichsritterschaft von der Ständeversammlung.

So kam also die gesetzgebende Gewalt ganz in die Hände der Geistlichkeit und der Gemeinen, und vielleicht ist es diesem Umstande zuzuschreiben, daß sich die gesetzgebende Körperschaft der Einführung einer Demokratie sehr näherte; denn nach dem Geist der würtembergischen Verfassung war der Herzog nicht viel mehr als ein Präsident oder Statthalter. Als unter der Regierung Herzog Ulrichs und seines Sohnes die Lehren der Reformation in Würtemberg angenommen waren, wurden die großen Besitzungen der Kirche von diesen Fürsten weder in Besitz genommen, noch auch zu weltlichen Zwecken verwandt. In einigen der vierzehn Hauptklöster wurden Schulen gegründet; aber die im Besitze der Mönche gewesenen Domainen aller dieser Klöster wurden in Dotationen protestantischer Prälaten umgeschaffen, welche aller Einkünfte, Rechte und Würden eines katholischen Abts genossen. Es ergibt sich, daß der dritte Stand jederzeit auf dem Landtage seine Stellvertreter gehabt hat. Unter der Regierung des Grafen Eberhard im Jahre 1481 bedienten sich die Stände bei Einreichung ihrer Bittschriften des Titels: „Ritter, Prälaten und wir arme Gemeine." Im Jahr 1492 ward der „Geistlichkeit, des Adels, der Bürger und des gemeinen Volkes" erwähnt. Als die Stände vom letztverstorbnen Könige 1805 aufgehoben wurden, hatten neun und sechzig Städte und Landdistricte das Recht, Abgeordnete zu schicken. In den Städten ruhete das Wahlrecht hauptsächlich auf den Magistratspersonen. Alle Gutsbesitzer, ausgenommen die Hintersassen, hatten Antheil an den Wahlen in den Landbezirken. Die Zahl der Deputirten wechselte in verschiedenen Zeiten. Zuweilen ward nur ein Volksvertreter, gewöhnlich aber wurden deren zwei abgeordnet; allein im Jahre 1737 trug der District von Maulbronn auf die Erlaubniß an, zum nahen Landtage drei Deputirte abzuordnen; übrigens war es von keinem Belang, ob eine Stadt oder ein District durch einen oder mehrere Abgeordnete vertreten ward, indem den Letzteren nur eine Collectivstimme zustand. Die Deputirten bezogen nach der althergebrachten Sitte des englischen Hauses der Gemeinen einen Gehalt von ihren Constituenten; eine Ausgabe, die für kleine Städte und Bezirke manchmal sehr drückend war. Diesen ward daher verstattet, sich zur Ernennung eines

gemeinschaftlichen Abgeordneten zu vereinigen, welcher dann nach Maaßgabe der Anzahl der durch ihn vertretenen Städte abstimmte. Diese Stimmenvereinigungen müssen manche Mißbräuche herbeigeführt haben; auch beschlossen die Stände im Jahr 1797, daß kein Mitglied mehr als drei Stimmen führen solle. In gewissen Fällen hatten die „permanenten Deputationen," wovon wir bald reden werden, oder die Städte Stuttgard und Tübingen das Recht, auf eine Zusammenkunft der Stände anzutragen, allein der eigentliche Landtag konnte nur in Kraft der Aufforderung oder des Berufungsschreibens des Souverains zusammentreten. Dieß geschah jedes Mal beim Regierungsantritt des Herzogs, auch in denjenigen Fällen, wo die Staatsbedürfnisse die Auferlegung neuer Taxen nothwendig machten oder wenn neue Landesgesetze, welche ohne Zustimmung der Stände keine bindende Kraft gehabt haben würden, erlassen werden sollten. Das Zusammenberufungsschreiben mußte, nach seiner unerläßlichen, verfassungsmäßigen Form, die Anträge oder Forderungen aus einander setzen, welche der Herzog auf dem nahen Landtage vorbringen wollte. Diese Form ward auf dem Landtage von 1659 verabsäumt. Es verweigerten daher die Stände die Erwägung der Anträge des Herzogs, wofern nicht den Abgeordneten verstattet würde, heimzukehren und sich mit ihren Vollmachtgebern zu berathen; eine Erlaubniß, die ihnen unverzüglich ertheilt wurde. War das Zusammenberufungsschreiben in gehöriger Form erlassen, so hatten die Deputirten keine Verbindlichkeit, die Instructionen ihrer Constituenten abzuwarten, da die, ihnen unter dem Siegel der Städte und Landbezirke ertheilten Vollmachten sie ermächtigten, in allen Stücken frei und nach ihrem gewissenhaften Gutfinden zu handeln. Die Prälaten erschienen kraft ihres eignen Rechtes.

Der Herzog konnte ohne Zustimmung der Stände weder Auflagen erheben, noch die Landesgesetze verändern; doch selten wurden Landtage zusammenberufen, und die permanenten Deputationen waren die eigentlichen wirksamen Beschirmer der Verfassung. Aehnliche Körperschaften bestanden in Castilien, Navarra und Arragonien, und ihre Einführung ward von denen, welche die Verfassung von Cadix entwarfen, auf's Neue in

Vorschlag gebracht. Auch fand man sie in mehreren Provinzen des ehemaligen Königreichs Frankreich, namentlich in Bourgogne, wo die „*Elus*“ der drei Stände während des Zwischenraums ihrer, alle drei Jahre eintretenden Sitzungen die Gesammtheit der Provincialstände vertraten. Unter den Regierungen unserer Könige Johann und Heinrich des III. wurden manche Versuche gemacht, die königliche Gewalt durch Einführung permanenter Rathsversammlungen zu beschränken, und ohne Zweifel würden sich ähnliche Deputationen im englischen Parliament gebildet haben, hätte man den fünf und zwanzig Baronen, erwählt zu Beschirmern der magna charta, Nachfolger gegeben, oder wären die Oxforder Verfügungen in Kraft geblieben.

Der würtembergischen Deputationen waren zwei an der Zahl, die kleinere und die größere. Die kleinere Deputation, bestehend aus zwei Prälaten und sechs Deputirten, bildete gewissermaaßen eine geschlossene Körperschaft; die Mitglieder wählten ihre Nachfolger und hatten das Recht, sich, so oft sie es für gut fanden, nach bloßer Benachrichtigung des Souverains zu versammeln. Die kleinere Deputation wählte aus den Mitgliedern der Generalversammlung noch zwei Prälaten und sechs Deputirte, und wenn diese durch die kleinere Deputation einberufen waren, bildeten die sechzehn Mitglieder die größere Deputation, welche als Stellvertreter des gesammten Ständevereins angesehen wurde. Diese Deputationen waren in dem Stück unsern „Lords of Articles“ in Schottland nicht unähnlich, daß der Herzog in der Generalversammlung der Stände keinen Antrag machen konnte, der nicht zuvörderst erst in der kleinern und dann in der größern Deputation angenommen war; allein diese Verfahrungsart war hier nicht, so wie bei uns, ein Beschwerdepunct: der Herzog allein hatte die Initiative, und so war das Veto jeder Deputation ein Zuwachs des Schutzes gegen seine Forderungen. Die Mitglieder der Deputationen waren sowohl im Ganzen als im Einzelnen mit weit größerer Macht bekleidet, als die Generalversammlung oder der Landtag, und daher verpflichtet, mit argwöhnischem Auge über den Souverain zu wachen; gleich Schildwachen waren sie stets auf ihren Posten, und fortwährend Mittelsmänner zwischen

Thron und Volk. Unter ihrer Leitung wurden die Abgaben zum öffentlichen Dienste verwandt. Die Deputation unterhielt in ihrem eignen Namen Gemeinschaft mit den fremden Mächten, welche für die Rechte der Staaten die Gewährleistung übernommen hatten. Wenn die Körperschaft keine Sitzungen hielt, hatte jedes in Stuttgard wohnende Mitglied das Recht, dem Herzog Gegenvorstellungen zu machen, wenn er irgend einen Schritt that, welcher der Verfassung zuwider zu laufen schien, und nöthigenfalls unverzüglich eine Versammlung der Deputation zu berufen.

Es würden jedoch alle diese Vorrechte vielleicht schon lange aufgehört haben, hätte nicht die Deputation ebenfalls die alleinige Verwaltung ihrer „geheimen Casse" oder Schatzkammer gehabt, worüber weder dem Souverain noch dem Landtag irgend eine Controle zustand; ein höchst wichtiges Recht, welches für den letzteren gefahrvoll geachtet werden, und die Regierung dieses freien Staates in eine Oligarchie umwandeln konnte; allein, so wundervoll es auch scheinen mag, die Mitglieder der Deputationen scheinen nie dieses ihnen anvertraute Amt gemißbraucht oder nach einer ungesetzlichen Gewalt über ihre Mitbürger gestrebt zu haben. Die Wiedereinführung der geheimen Schatzkammer war einer der Hauptpuncte, denen sich der jetzt regierende König bei der Wiederversammlung der Stände widersetzte. Es war Grundsatz, daß die Mitglieder der Stände sowohl in den Generalversammlungen, als in den Deputationen, vom Souverain gänzlich unabhängig waren. Sie hatten das Recht, von öffentlichen Körperschaften oder von einzelnen Personen Beschwerdeschriften anzunehmen und folglich beim Souverain auf Abstellung der Beschwerden anzutragen.

Diese Verfassung, welche im Jahr 1805 volle Kraft hatte, war nicht etwa von brauseköpfigen Theoretikern in Hast entworfen, sondern langsam hatten sich die Rechte und Privilegien der Würtemberger entwickelt. Die Volksvertretung hatte seit undenklichen Zeiten ihr Daseyn gehabt, allein ihre Ausdehnung beruhte hauptsächlich auf Vereinbarungen und „Verträgen," welche die Herzöge von Würtemberg mit ihren hochherzigen Unterthanen

abzuschließen für gut fanden. Die früheste dieser verfassungsmäßigen Verhandlungen ist der Vertrag von Mursingen, abgeschlossen im Jahre 1482 unter der Regierung des Grafen Eberhard I. und bestätigt vom Kaiser Maximilian. Voll Ungeduld fühlte Herzog Ulrich die Bande, die sein Vorfahr sich hatte auferlegen lassen; er versuchte, ohne Zustimmung der Stände Steuern zu erheben, und ein bürgerlicher Krieg erhob sich zwischen ihm und seinen Unterthanen. Unter Vermittelung des Kaisers, des Churfürsten von der Pfalz, des Markgrafen von Baden und des Bischofs von Würzburg ward der Friede wieder hergestellt, und im Jahr 1514 unterzeichnete der Herzog den Tractat von Tübingen, die magna charta des Landes, worin das Recht der Stände zur Bewilligung der Auflagen, das Petitionsrecht, und vor allen Dingen die Verpflichtung jedes künftigen Herzogs bekräftigt ward, von seinen Unterthanen nie den Huldigungseid zu verlangen, bevor er die Erfüllung seiner tractatmäßigen Obliegenheiten beschworen habe. Dem zufolge unterzeichnete jeder Herzog bei seinem Regierungsantritt einen neuen Vertrag, und beschwor, dem Tractate von Tübingen gemäß, die Rechte der Würtemberger aufrecht zu erhalten und sich nach den Bewilligungen seiner Vorgänger zu richten. Bis er diesen Eid abgelegt und die Bestätigungsurkunde auf dem allgemeinen Landtage unterzeichnet hatte, waren ihm seine Unterthanen weder Treue, noch Gehorsam schuldig. Auch der Kaiser ertheilte bei jeder Regierungsveränderung eine neue Bestätigung jener Urkunden.

Nicht selten machten die Herzöge Versuche, die gesetzlichen Rechte ihrer Unterthanen zu schmälern; allein sie scheiterten, und die Verfassung des Herzogthums gewann größere Haltbarkeit. Im Jahre 1733 garantirten die drei mächtigsten protestantischen Mitglieder des deutschen Reichsverbandes, nämlich Hannover, Holstein und Brandenburg, die treue Beobachtung der vom Herzog Alexander mit seinem Volke eingegangnen Tractaten; eine Sicherheit, welche damals in Folge seines Uebertritts zum Papstthum für nöthig gehalten wurde. Allein in der Folge zeigte der Lauf der Ereignisse, daß willkürliche Gewalt sich eben so bereitwillig einem protestantischen Fürsten anschließt. Unter der Regierung des

Herzogs Carl, der, verleitet durch Montmartin, einen Minister, dessen Name noch jetzt in Würtemberg verabscheut wird, sich in ein wüstes Leben und in Ausschweifungen stürzte, ohne Bewilligung der Stände Taxen erhob und sich eben so unumschränkt als die übrigen Fürsten Deutschlands zu machen strebte, sahen sich die Stände genöthigt, die garantirenden Mächte zur Einschreitung aufzufordern. In dem vom Bürgermeister Klüpfel neuerdings herausgegebenen geschichtlichen Abriß ist die Aufzählung der vom Herzog Carl ausgeübten Bedrückungen ganz mit großen Buchstaben gedruckt, und zwar, wie wir besorgen, um den Leser zu einer sehr gehässigen Vergleichung zwischen dem regierenden und dem verstorbenen Fürsten zu veranlassen.*)

Das Uebel führte jedoch seine Heilmittel bei sich. Da die permanenten Deputationen fanden, daß ihre Gegenvorstellungen nichts dagegen bewirkten, so übten sie ihre Rechte aus, ohne sich in Furcht setzen oder etwas vorschreiben zu lassen. Sie schickten, Namens der Stände, Bevollmächtigte an die Höfe von Großbritannien, Dänemark und Preußen, und nahmen die Verwirklichung der Garantie in Anspruch; auch traten diese Mächte von ihren Verbindlichkeiten keineswegs zurück. Der jetzige König von England trat mittelst einer Note, erlassen zu St. James am 21sten August 1764, mit dem Oberhaupte des Reichs in Communication. Dieß Document hat jetzt einen seltsamen Charakter angenommen. Die Beschwerden der Würtemberger werden von Georg III. in Ausdrücken angeführt, welche gegenwärtig als sehr unziemlich und jacobinisch angesehen werden würden, wenn Leute unsers Gleichen sich ihrer bedienten. Se. Majestät beschuldigt den Herzog von Würtemberg der Belastung seiner Unterthanen

---

*) In Burgermaster Klupfell's late Historical Sketch, the enumeration of the acts of oppression committed by Duke Charles, are all printed in great letters in order, as we greatly fear, to induce the reader to draw a very odious comparison between the living Prince and the departed one.

durch Unterhaltung eines Kriegsstaates, gänzlich unangemessen dem Umfange seines Gebiets und die Kräfte seines Volks übersteigend. Er schließt mit dem dringenden Ansuchen an den Kaiser, den Ständen und Einwohnern Würtembergs nicht nur ein „protectorium und conservatorium zu ertheilen, sondern auch ein mandatum inhibitorium, cassatorium et de non amplius gravando sed restituendo in statum pristinum legalem, in rechtlicher, den Reichsgesetzen gemäßer Form zu erlassen.“ Auch die Könige von Dänemark und Preußen trugen auf ein gleiches Rechtsverfahren gegen den Herzog an, und die letztere Macht fügte das Ansuchen bei, die Vollstreckung desselben möge irgend einem „mächtigen Mitgliede des Reichsverbandes“ aufgetragen werden. Im folgenden Jahre schickten die drei Höfe ihre Abgesandten nach Stuttgard, um die Sache der Würtemberger zu unterstützen, welche sie sämmtlich auf's ernstlichste beim Wiener Hofe betrieben. Sehr anziehend ist es, die vom Könige Friedrich von Preußen an seinen Abgeordneten, den Grafen Schulenburg, erlassene Depesche zu lesen. Bei dieser Gelegenheit zeigt sich Fritz — seltsam genug — als den aufrichtigen Freund beschränkter Herrschaft, und äußert die Hoffnung, „der Herzog werde bald durch eine unparteiische Entscheidung der kaiserlichen Commissare in seinem despotischen Verfahren gehemmt werden.“ Die Verhandlungen zogen sich sehr in die Länge, und mehrmals wurden die kaiserlichen Dehortatoria, Mandate und Commissoria erneuert; doch endlich wurden die Streitigkeiten durch einen Vergleich, zu welchem der Herzog 1770 seine Zustimmung ertheilte, und dessen treuliche Erfüllung auf's Neue von den vermittelnden Mächten garantirt ward, auf eine für die Stände vollkommen genügende Weise geendet. Auf dem neuerlichen Wiener Congresse nahmen die Stände die Ausführung dieser Gewährleistung in Anspruch; doch ohne allen Erfolg. Nachstehender Auszug zeigt den Umfang der, von Georg III. für sich selbst und seine Nachfolger im Churfürstenthum übernommenen Verbindlichkeiten:

„Da die würtembergischen Stände bei Uns angesucht haben, ihre Verfassung, Rechte und Freiheiten, so wie solche durch den, zwischen ihnen und unserm viel-

geliebten Bruder, dem Herzog von Würtemberg, seinerseits am 27sten Februar 1770, und ihrerseits am 22sten März des nämlichen Jahres abgeschloßnen Vertrag bestätigt, erneuert und bewilligt sind, zu garantiren, so übernehmen Wir für Uns selbst und Unsere Nachfolger im Churfürstenthum die Gewährleistung für die Rechte, Freiheiten und Verfassung der würtembergischen Stände, und machen uns ferner anheischig, daß wir und unsere Nachfolger im Churfürstenthume dieselben jederzeit aufrecht erhalten wollen; so daß die im oberwähnten Vertrag enthaltenen Bewilligungen und Zusagen treulich erfüllt werden, und keine zu deren Verletzung gereichende Handlungen vorfallen mögen, sondern daß sie in allen Stücken fest und unwandelbar beobachtet werden sollen. Gegeben in unserm Pallaste St. James, am 31. Mai 1771 und im eilften Jahr unsrer Regierung."

„*George.* R."

So wurden also die Rechte der Stände durch den Tractat von 1770 und dessen Garants festgesetzt und gesichert, und es fanden keine Neuerungen Statt, bis der Rheinbund die Auflösung des Reichs herbeiführte. Die schwachen und selbstsüchtigen Fürsten Deutschlands, vergessend ihrer Pflichten gegen das gemeinsame Vaterland, und einzig strebend, aus dessen Unglück Vortheil zu ziehen, entzogen sich ihrer Unterwürfigkeit gegen den gesetzlichen Nachfolger Carls des Großen, und eilten in den Prunksaal der Tuilerien, um vor dem Throne des Usurpators den Staub zu lecken. Und wer unter diesen Rebellen, — denn so waren sie in der That mit vollem Recht zu nennen, — that sich mehr hervor, als Se. Durchlaucht der Herzog von Würtemberg.*) Er erhielt Erlaub-

*) The weak and selfish princes of Germany, forgetful of the duty which they owed to their common country and seeking only to profit by its calamities, threw off their subjection to the lawful successor of Charlemagne, and hastened to the gaudy saloon of the Tuileries, to lick the dust before the throne of the usurper. Amongst these rebels — for such they were in truth and right — who was more forward than **His Serene Highneſs the Duke of Wirtemberg.**

Erlaubniß, der Schwiegervater Sr. Majestät von Westphalen zu werden; um ihn aber zu dieser hohen Familienverbindung zu eignen, ward er im Range befördert, und so wie Napoleon Beistimmung winkte, schritt der Herzog als König einher, — ein König von vergoldetem Zuckerbrod in allem seinem Schmuck. Wir haben zu Zeiten gedacht, das der Errichtung dieser mächtigen würtembergischen Monarchie zum Grunde gelegte frühere Rechtsherkommen sey in den Annalen der „Mutter Gans“ aufgesucht worden. Sollten unsere Leser die Fabel vom König Petaud vergessen haben? — Wie Petaud die Erlaubniß erhielt, sein Pachtgut von neun und drei Viertel Morgen Landes in ein Königreich umzuwandeln, und wie er unter dem Titel „König Petaud“ ein Monarch wurde, — und wie er seinen ganzen Königsschmuck, bestehend aus einem stattlichen Mantel und einer Krone von Pappendeckel, von einer Gesellschaft wandernder Schauspieler kaufte, und wie der alte Jacquelin zum Staatssecretair und Pierrot, der Bauer, zum Premierminister ernannt wurde? Freilich läßt sich die Vergleichung nicht in allen Stücken durchführen. König Petaud schor seine Schaafe nicht schärfer und melkte seine Kühe nicht öfter, als der Pachter Petaud gethan hatte; als aber Herzog Friedrich zum König Friedrich aufgeblasen war, begann er, seine Unterthanen zu schinden und verschmachten zu lassen.

König Friedrich hatte beim Regierungsantritt des Herzogthums im Jahre 1790 alle Tractaten und Verträge seiner Vorgänger erneuert und bestätigt, und sie für fest und unwiderruflich erklärt. Er hatte seinen „getreuen Prälaten und Gemeinen des würtembergischen Landes bei seiner fürstlichen Würde, Ehre und Treue“ geschworen, sie auf immer in dem Vollgenusse aller ihrer Freiheiten zu beschützen. Doch, was lag an so gegebnen Versprechungen und so geschwornen Eiden? Aller dieser Bande war er durch das Oberhaupt des neuen unheiligen Reiches entledigt. Sobald die „Arrangements“ in Paris berichtigt waren, ward die Verfassung Würtembergs durch einen einzigen entscheidenden Schlag vernichtet. Diese Revolution fand Ende Decembers 1805 Statt, als die Deputationen wegen

der Feiertage keine Sitzungen hielten und nur Wenige von den Prälaten und Beamten der Versammlung in Stuttgard gegenwärtig waren. So schwach auch immer der Widerstand gewesen seyn möchte, welchen die Deputation offner Gewalt entgegen setzen konnte, so fand doch Friedrich — jetzt ein halbausgebrüteter, eben aus dem Ei kriechender König — nicht für gut, der Versammlung in's Auge zu schauen; es erging daher an diese einzelnen Mitglieder durch den Präsidenten von Ende und den Staatsrath von Winzingerode die Erklärung, daß die Nationalrepräsentation aufgelöst und aufgehoben sey, und daß der Souverain, wenn sie sich unterfangen würde zusammen zu treten oder in ihrer verfassungsmäßigen Eigenschaft irgend etwas zu unternehmen, solche Handlungen als Rebellion ansehen und sie demgemäß bestrafen würde. Diesem Schritt folgten unmittelbar andre. Die Räthe und öffentlichen Beamten der Regierungsbehörden und Collegien, die Districts- und Municipalobrigkeiten wurden unverzüglich aufgefordert, dem König mittelst eines neuen Eides unbedingten Gehorsam zu schwören; denn nach der alten Verfassung war der Huldigungseid eines Würtembergers bedingt und beschränkt. Am 2ten Januar 1806 ward ein Manifest erlassen, worin die Annahme der königlichen Würde verkündigt ward, mit dem Beifügen, daß Se. Majestät von jetzt an Ihre Staaten mit „voller Souverainität" besäßen. Auch geruhten Se. Majestät, Folgendes zu verfügen: „Da „unter den eintretenden Umständen" alle Volksversammlungen und sämmtliche auf dieselben gegründete Verhandlungen unnöthig geworden sind, so befehlen Wir sowohl Unsern sämmtlichen königlichen Beamten, als allen unsern geliebten und getreuen Unterthanen, sich deren zu enthalten." Der Präsident eines Districts wagte es, gegen die Anmaaßungen des Königs, jedoch in den bescheidensten und ehrfurchtsvollesten Ausdrücken, Gegenvorstellungen zu machen; allein ungeachtet seiner Bescheidenheit und seiner Ehrfurcht ward gegen ihn als Staatsverbrecher verfahren.

Da Se. würtembergische Majestät entschlossen war zu zeigen, daß er vom Kopf bis auf die Füße ein König

sey, so begann er jetzt, jede mit der alten politischen Landesverfassung in Verbindung stehende Einrichtung über den Haufen zu werfen. Unter der herzoglichen Regierung bestand das Ministerium aus einem einfachen altdeutschen Geheimen Raths-Collegium, zusammengesetzt aus sieben Mitgliedern, deren jedes zugleich einem Collegium oder einer Administrativbehörde vorgesetzt war. Es ist aber zu bemerken, daß diese Geheimen-Rathe constitutionelle Beamte, und sowohl Diener der Stände und des Volks, als des Fürsten waren. Sie waren darauf beeidigt, die Angelegenheiten der „Prälaten und Gemeinen" auszuführen, die Waisen und Unterdrückten zu beschützen und dahin zu sehen, daß die Gerechtigkeit ohne Gunst und Leidenschaft gehandhabt würde," und ohne ihren vorgängigen Rath konnte der Herzog nicht gesetzlich handeln. Dieser unnütze Kram ward jetzt weggeworfen und König Friedrich begann, mit pflichtmäßiger Ehrfurcht gegen seinen Beschützer Napoleon, die Regierung genau nach dem Zuschnitt und der Form des französischen Reichs umzugestalten. Jetzt rühmte sich Würtemberg eines Ministers des Innern, eines Justiz-Ministers, eines Ministers des öffentlichen Cultus, und vor allen Dingen eines Polizeiministers; die Collegien oder Verwaltungsbehörden wurden dabei sämmtlich in Bureaux umgeschaffen. Wären die französischen Benennungen mit der Gedrängtheit der französischen Regierungsformen vergesellschaftet gewesen, so würde dem Lande wenigstens einiger Vortheil daraus zugewachsen seyn; allein statt dessen ward ein Verwaltungsplan eingeführt, der den höchsten Grad der Verwickelung und des Unverstandes in sich vereinigte. Folgendes Beispiel, welches wir der Seltenheit wegen mittheilen, ist von den Ständen als ein Pröbchen dieses verwirrten Systems angeführt:

Die Mitglieder eines Unteramts wünschen ein Hospital durch Verwendung eines Theils der Fonds einer Wohlthätigkeitsanstalt zu erweitern. Zuförderst haben sie sich

1) an das Oberamt in der Hauptstadt des Districts zu wenden.

2) Von dort geht die Sache an den Inspector der frommen Stiftungen, der sich in einer andern Stadt und vielleicht in einem andern Districte aufhält.

3) Wird die Eingabe an die Landvoigtei in einer dritten Stadt berichtlich eingesandt.

4) Die Landvoigtei überschickt sie an diejenige Section des Staatsraths, welche die Medicinalbehörde ausmacht.

5) Der Chef dieser Behörde stellt sie einem Rathe zu, der mit der dritten Section der administrativen Behörde der Krondomainen darüber conferirt.

6) Der Bericht erstattende Rath übersendet die Noten an seinen Chef.

7) Der Chef legt sie dem Minister des Innern vor.

8) Der Minister des Innern schickt sie an den Finanzminister.

9) Der Finanzminister schickt sie wieder an den Chef der dritten Section der Krondomainen zurück.

10) Der Chef stellt sie einem Rathe zu, um die nöthigen Urkunden zu entwerfen.

11) Der Rath sendet sie an seinen Chef ein. (Jetzt fängt es an, abwärts zu gehen.)

12) Der Chef sendet sie an den Finanzminister;

13) Der Finanzminister an den Minister des Innern;

14) Der Minister des Innern an den Chef der Medicinalbehörde;

15) Der Chef der Medicinalbehörde an den Bericht erstattenden Rath;

16) Der Bericht erstattende Rath entwirft eine Verfügung und legt sie seinem Chef zur Unterzeichnung vor.

17) Der Chef übersendet die Papiere an die Landvoigtei;

18) Die Landvoigtei an das Oberamt;

19) Vom Oberamt gelangen sie endlich an das Unteramt.

So wurden öffentliche Geschäffte im Würtembergischen betrieben.

Die Unterthanen („de facto“) der Krone Würtemberg wurden in drei Generalklassen eingetheilt, und alle wurden in gleichem Grade durch die plumpe Tyrannei des Königs gedrückt. Ueber die Bewohner des alten Herzogthums hatte er allerdings das unbezweifelte Recht, eine gesetzliche, das heißt eine beschränkte Oberherrschaft auszuüben. Die freien Reichsstädte Ulm, Rothenburg, Bopfingen, Gmünd ꝛc. und eine große Anzahl kirchlicher Domainen kamen unter das Joch Sr. Majestät, und zwar durch eine Reihe von Verhandlungen, welche genau innerhalb der Grenzen des Völkerrechts liegen, so wie es jetzt gelehrt und ausgeübt wird. Doch selbst nach den sehr geschmeidigen Grundsätzen moderner politischer Moral erlangte er nie ein Recht auf die Unterthanenpflicht der mediadisirten Fürsten oder der Reichsritterschaft, oder auf den Besitz ihrer Gebiete; eine Bemerkung, die auch noch auf andere Mächte außer Sr. Majestät von Würtemberg anwendbar ist.

Die, diesen Fürsten und Edelleuten widerfahrne Behandlung war äußerst hart und jacobinisch. Die Souverains des Rheinbundes nahmen kraft des 23sten, 24sten und 25sten Artikels des Tractats, der sie als Napoleons Vasallen mit einander vereinigte, von ihren Gebieten gewaltsamer Weise Besitz. Mediatisirung und Verbündung sind höfliche, diplomatische Ausdrücke; allein es gab eine Zeit, wo viele Leute, wenn der Tractat in einfache hausbackene Worte übertragen wäre, gesagt haben würden: die Souverains von Würtemberg, Baden, Baiern und Darmstadt und die übrigen Rheinbundsgenossen sind feige Memmen, vereinigt zu einer Bande, um an ihren hülflosen Nachbarn Räubereien zu begehen. Doch Niemand darf jetzt so reden, weil sich ihr Betragen gebessert hat. Gewiß ist's, daß sie einen Beweis der Zerknirschung gegeben haben, indem sie in möglichster Geschwindigkeit den großen Geächteten, unter dessen Flügeln sie es wagten, Unrecht zu thun, verließen. Und

wer kann zweifeln, daß der Reue die Rückgabe folgen wird? In jenem denkwürdigen Tractate hatten die Verbündeten aus eigener Machtvollkommenheit erklärt: daß sie in Zukunft alle Fürstenthümer, Burggrafschaften, Markgrafschaften und Grafschaften der mindermächtigen Reichsfürsten, auch sämmtliche innerhalb ihrer Gebiete oder denselben naheliegenden Besitzungen der Reichsritterschaft „mit voller Souverainität" — denn dieser zierliche Ausdruck ward bei allen Gelegenheiten angebracht — besitzen würden. Außer der Theilung von Polen hat dies Verfahren in Europens Annalen an Ungerechtigkeit nicht seines Gleichen. Wohl gebührt ein erobertes Königreich dem Sieger, vermöge des Rechts der Waffen. Gewalt und Schrecken kann die Abtretung einer Provinz verursacht haben; allein sie wird mittelst der Förmlichkeiten des Cabinets übertragen; das Papier trägt die Unterschrift des Souverains; es zeigt den Abdruck seines Siegels; seine Zustimmung, wie ungern sie auch unter Seufzern gegeben wird, ist dennoch erfolget. Aber hier usurpirte der Rheinbund die Besitzungen dieser Fürsten ohne den mindesten Schatten des Rechts, — und selbst ohne einen Versuch, die Ursachen des Raubes aus einander zu setzen, oder seine Raubsucht mit Worten zu bemänteln. Es bedarf kaum der Bemerkung, daß die mediatisirten Fürsten „Pairs" und Ebenbürtige der Mächte waren, welche ihre Gebiete in Besitz nahmen. Die Reichsritterschaft, obwohl von niedrigerem Range, litt auf gleiche Weise von ihrer Ungerechtigkeit. Diese Adligen hatten nicht den Rang als Reichsstände, aber sie hingen unmittelbar vom Kaiser ab, und im Würtembergischen waren sie dem Herzog, in dessen Land ihre Gebiete eingeschlossen waren, zu keinen Lehnsdiensten verpflichtet. Diese Freiheiten waren stufenweise erworben. In einem Zeitraume der würtembergischen Geschichte hatten sie Sitz und Stimme auf den Landtagen des Herzogthums. Wir haben ihrer Trennung von denselben schon oben erwähnt; sie erfolgte im J. 1519, da sie erklärten, daß sie keinen Stand des Herzogthums bildeten, sondern freie Edelleute und bloß Eingesessene des würtembergischen Landes wären. Ihre Ansprüche wurden, ungeachtet der Protestationen der Herzöge, vom Kaiser gut geheißen, und in vieler Hinsicht

konnten sie als unabhängige Souverains angesehen werden. Der Herzog, obwohl über sie erhaben, war nicht ihr Landesherr; sie hatten über ihre Unterthanen die ausschließliche Gerichtsbarkeit in bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten, und ihre Rechte und Privilegien waren sehr ausgedehnt. Allerdings möchte es rathsam gewesen seyn, diese Lehnsvorrechte durch gesetzliche und verfassungsmäßige Mittel zu beschränken; allein der König von Würtemberg hatte nur seine Vergrößerung im Auge, als er, die nahe Auflösung des Reichs benutzend, alle diese Domainen gewaltsamer Weise im Besitz nahm. Die übrigen Rheinbundsgenossen thaten das Nämliche, und der Beschützer erließ hierauf aus seinem kaiserlichen Hauptquartier zu Schönbrunn unterm 19. Decbr. 1805 „einen Tagesbefehl,“ worin er seinen Feldherren die Instruction ertheilte, die Churfürsten von Baiern, Würtemberg und Baden in der Besitznahme der reichsritterschaftlichen Gebiete zu behaupten. Die von Napoleon angeführte Ursache war, daß die Mitglieder der Reichsritterschaft Anhänger des Hauses Oesterreich wären und auf ihren Gebieten Rekrutenaushebungen für den österreichischen Dienst verstattet hätten, „und dies,“ fuhr er fort, „setzt sie nothwendiger Weise in den Kriegsstand gegen Frankreich, indem ein deutscher Kaiser nach der Reichsverfassung kein Recht hat, in Deutschland Rekruten auszuheben, wofern der Krieg nicht durch und gegen das Reich geführt wird.“ Mit so ernsten Rechtsgründen suchte Napoleon zu zeigen, daß diese Adligen der Reichsverfassung zuwider handelten, und zwar in dem nämlichen Augenblicke, als er beschäfftigt war, sie zu vernichten. Gestützt auf die Meinung dieses mächtigen Vernünftlers, behaupteten sich die Mächte des Rheinbundes in dem auf so gesetzliche Weise erworbenen Besitz, bis ihre „Souverainität“ durch den mit Napoleon eingegangenen Conföderationsvertrag bestätigt wurde.

Wie groß auch immer die aristokratischen Gebrechen dieser kleinen deutschen Fürsten und Barone gewesen seyn mochten, so büßten sie jetzt dafür. Hätte der König von Würtemberg nur einen Funken wahren Seelenadels besessen, so würde er gestrebt haben, die Em-

pfindungen dieser hochherzigen Männer, nicht ohne einigen Grund stolz auf ihre reine und alte Herkunft und erseufzend unter dem Verluste ihres Ranges, ihrer Vorrechte und ihres Eigenthums, zu besänftigen und zu mildern; allein er verschmähte diesen Gang, und seine Regierungsgrundsätze zeigen eine glückliche Verschmelzung gemeinen sansculottischen Grolls und türkischen Despotismus. Durch die Normal-Verfügung vom 22. April 1808, worin es hieß: „Daß von der Zeit ihrer Erlassung an die Besitzungen der Mediatisirten theilbar seyn und dem gemäß vererbfället werden sollten," wurden ihre sämtlichen Erbverträge und Familien-Stiftungen auf ein Mal gehemmt und beseitigt. Der Zweck dieser revolutionairen Verfügungen liegt am Tage. Man beabsichtigte die Verarmung des Adels und die Vernichtung seines Daseyns als Kaste. Nach der neuen würtembergischen Rangordnung erhielten die alten Reichsritter ihre Stellen unmittelbar nach den Hofpagen, und selbst diesen Rang sollten sie nur dann genießen, wenn sie in der würtembergischen Armee gedient hatten; suchten sie Anstellung, so konnten sie solche nicht erlangen. Alle Geburtsvorrechte wurden ihnen genommen, aber die drückendsten Ketten aristokratischer Vorurtheile blieben ihnen auferlegt, und durch ein Decret vom 29. Jul. 1808 ward ihnen untersagt, sich ohne Seiner Majestät besondere Erlaubniß mit Bürgerlichen zu verheirathen. Der Adel ward in dauernder Gefangenschaft gehalten und durfte ohne Erlaubniß das Königreich nicht verlassen. Wünschte ein Adeliger sich von seinem gewöhnlichen Aufenthaltsorte auf eine Woche zu entfernen und in die nächste Landvogtei oder in den benachbarten District eine Ausflucht zu machen, so mußte dem Districtsbeamten vorgängige Nachricht davon gegeben werden. Doch eines noch seltsameren Gewaltstreichs muß hier erwähnt werden. Ein Rundschreiben an den Adel, durch den Minister des Innern im Januar 1810 erlassen, verkündigt auf Sr. Majestät allergnädigsten Befehl, dem Herrn Grafen N. N. den unwandelbaren Willen Sr. souverainen Majestät: „daß der Herr Graf sich von jetzt an jährlich wenigstens drei Monate in der königlichen Residenzstadt Stuttgard aufhalten solle." Und was die übrigen neun Monate

betrifft, „werden Se. Majestät, falls der Herr Graf während dieser Zeit auf seinen Gütern zu leben wünschte, auf gehöriges Ansuchen nicht abgeneigt seyn, die allergnädigste Erlaubniß dazu zu ertheilen. Se. Majestät geben ferner ihre gnädige Hoffnung zu erkennen, daß dieser ihr souverainer Befehl pünctlich werde befolgt werden;" eine Hoffnung, welcher die Drohung folgte, daß, falls sie unerfüllt bliebe, „ein Viertel der Territorial-Einkünfte des Herrn Grafen dem königlichen Schatze verfallen seyn solle."

Der Raum verstattet uns nicht, die Beschwerden der ehemaligen Reichsstädte ausführlich mitzutheilen; es wird hinreichen, zu erwähnen, daß ihr Handel vernichtet ward und ihre Fonds, so wie das Eigenthum ihrer Körperschaften ihnen abgenommen wurden. Insbesondere muß hier der harten Behandlung der Stadt Ulm erwähnt werden, weil sie unsere Leser an den Zustand der polnischen Landbesitzer erinnern wird. Die Stadt ward würtembergisches Eigenthum, aber die Stadtländereien auf dem rechten Ufer der Donau, welche, wie die Stände bemerken, mit der Stadt eben so genau verbunden sind, als der Rumpf mit dem Kopfe, wurden von Baiern in Besitz behalten, so daß die guten Bürger von Ulm, so oft sie ihre Aecker oder Gärten besuchen, oder ihren Kohl zum Sauerkraut abschneiden wollen, in's Ausland gehen müssen.

Dies waren die Leiden einzelner Klassen oder Districte; aber die Gegenwirkung, welche erfolgte, sobald der König den, seiner Oberherrschaft verfassungsmäßig auferlegten Zwang vernichtet hatte, versetzte das ganze Land in Trauer. Die Begriffe Sr. Majestät von seiner neu erlangten „vollen Souverainität" lassen sich aus einigen seiner Regierungshandlungen entnehmen, welche, wie zu bemerken ist, aus den, in den ständischen Tagebüchern aufgenommenen, amtlichen Urkunden hervorgehen.

Die barbarischsten Gesetze der rohesten Zeitalter wurden mit äußerster Strenge ausgeführt. Die Jagdlieb-

haberei Sr. Majestät versetzte den Bauernstand ganz in einen Zustand der Sclaverei. In einem einzigen Districte wurden im Laufe eines Jahres 25,584 Einwohner zu Jagddiensten gezwungen. Viele mußten sich mehr als zwanzig Stunden Weges weit von ihrer Heimath entfernen. Keiner erhielt Vergütung für seine Arbeit, welche in den Jahrszeiten der Erndte und Weinlese gefordert ward, während das Korn vergebens reifte, und die Trauben am Weinstock verdorrten. Das Wild gedieh und vermehrte sich, wie leicht zu erachten, unter dem Schutze Sr. Majestät. In der Nähe der königlichen Waldungen wurden die Aecker durch das Wild verwüstet und verheert. Freilich ward den Bauern gnädigst erlaubt, nach den Tagesarbeiten Nachts ihre Erndten zu bewachen. Im District von Heidenheim beschäfftigte diese Arbeit ein Hundert und neunzig Männer, ein Hundert und achtzehn Weiber, und zwei Hundert und zwei und achtzig Kinder, in Allem fünf Hundert und neunzig Personen. Da aber diese armen, ermüdeten Menschen nicht die Erlaubniß hatten, gegen die wilden Schweine irgend beschädigende Waffen zu gebrauchen, so war ihre Wachsamkeit nutzlos und die Erndte von 5293 Morgen Landes ward ganz verheert; aber die Abgaben wurden von diesen Ländereien ohne den mindesten Nachlaß erhoben.

Das würtembergische Volk ist religiös und moralisch und hat große Anhänglichkeit an seine National-Kirche, deren Mitglieder durch ihre verfassungsmäßigen Privilegien und ihren Einfluß zur Erhaltung der bürgerlichen Freiheit Vieles beigetragen haben. Die lutherische Kirche war stark dotirt und die lutherischen Prälaten genossen die Einkünfte der alten Klosterdomainen; die Einkünfte aller übrigen Kirchenländereien fielen in den Kirchenschatz, verwaltet durch eine unabhängige Behörde, den Kirchenrath, bestehend aus drei geistlichen und vier weltlichen Räthen, denen es bis dahin gelungen war, die kirchliche Kasse von den Händen der Herzöge frei zu erhalten. Aus diesem gemeinschaftlichen Fonds wurden die Pfarrgeistlichen besoldet; der Rest ward auf Unterhaltung von Schulen und Seminarien, oder für die

Armen verwandt, und blieb etwas übrig, so ward es „zur Vertheidigung und Beschirmung des Volkes aufbewahrt.“

Das Kirchengut war zu anlockend für die habsüchtige Verschwendung des Königs; er bemächtigte sich des Kirchenschatzes, der 800,000 Gulden in baarem Gelde enthielt, und bezahlte damit die Arbeiter an seinem neuen Schloßbau. Die vornehmsten lutherischen Klöster wurden säcularisirt und die Prälaten ihrer Einkünfte beraubt. Eines dieser Klöster ward weislich der Verfertigung des Runkelrübenzuckers, Napoleons Patenten zufolge, gewidmet. Die Geistlichkeit zu Stuttgard ward aus ihren Häusern vertrieben; ein großer Theil der Kirchenländereien ward verkauft oder mit den königlichen Domainen vereinigt, und die Verwaltung der noch ferner in den Kirchenschatz fließenden Einkünfte ward dem Kirchenrathe abgenommen und dem Finanzminister anvertraut, so daß der Fonds jetzt der Verfügung der Regierung gänzlich überlassen war. Wie die Regierung die Gelder der geistlichen Stiftungen und Wohlthätigkeitsanstalten verwaltete, läßt sich aus einem einzigen Beispiel des schändlichsten Mißbrauchs beurtheilen. In Stuttgard ist ein großes Waisenhaus; dieß ward in eine „königliche Akademie der Künste,“ das heißt, der Tanzkunst, Tonkunst und Schauspielkunst, umgewandelt, wo die zur Vervollständigung des „corps dramatique“ des Hoftheaters bestimmten Zöglinge auf Kosten des Waisenhauses genährt, gekleidet und erzogen wurden. Die hülflosen Kinder, wofür diese Freistatt durch die fromme Wohlthätigkeit ihrer Stifter gegründet war, mußten Hunger leiden. Die Geistlichkeit, sagen die Stände, ward bei jeder Gelegenheit mit Verachtung behandelt. Ihr Ansehen, als Censoren der öffentlichen Moral, ward nicht mehr geachtet. Der Hof verleitete durch sein Beispiel zur Entheiligung des Sabbaths. Nach der neuen Rangordnung hat der unwissendste Unterbeamte den Vorrang vor dem achtungswerthesten Prediger. Alle diese und noch viele andere drückende Maaßregeln sind in dem wohlausgearbeiteten, an die Stände abgestatteten Bericht des Prälaten Cleß, lutherischen General=

Superintendenten, aus einander gesetzt. Da wir jedoch mit Unparteilichkeit zu Werke gehen müssen, sind wir verpflichtet, zu bemerken, daß der ehrwürdige Prälat in seinen Bericht gewisse Einzelheiten aufgenommen hat, welche schwerlich als eine gegründete Anschuldigung der Regierung betrachtet werden können. Dahin gehört z. B. die Nachricht, in Betreff der Schwachheiten der Dorothea Allmendingerin, welche jetzt in den Tagebüchern der Stände zum ewigen Gedächtniß aufgenommen ist und dem Prälaten durch den Pastor Stummel zu Durnau im Oberamt Göppingen mitgetheilt war. Es erhellet daraus, daß die besagte Dorothea, ungeachtet der erhaltnen heilsamen Ermahnungen, selbst unter den Augen des Pastors Stummel, zwei Mal unerlaubter Liebe gepflogen, und zu seiner unaussprechlichen Bestürzung bis jetzt noch nicht in's Zuchthaus geschickt worden, um dort nach Vorschrift der Gesetze bestraft zu werden. Dorothea's Vergehungen sind allerdings sehr gehässig; doch vermuthen wir, daß die Schändlichkeiten, worüber Pastor Stummel und sein Prälat sich so sehr beklagen, auch dann hätten vorgehen können, wenn der Kirchenrath in voller Thätigkeit gewesen wäre. So enthält auch der Bericht des Prälaten Cleß eine Homilie gegen das Kegel-Spiel am Sonntag-Nachmittage; doch fürchten wir sehr, daß sie ihren Zweck verfehlt hat, das Vollgefühl der Schändlichkeit dieser Sitte hervorzubringen.

Die Regierung, im Bewußtseyn, daß sie einen allgemeinen Widerstand verdient habe, hielt es für zweckmäßig, die gesammte Bevölkerung des Landes zu entwaffnen und alles Feuergewehr mußte abgeliefert werden; die Widerspenstigen wurden hart bestraft. Männer wurden zu dreimonatlicher, schwerer Festungsarbeit, und Weiber zu viermonatlicher Einsperrung im Zuchthaus verurtheilt; selbst Adlige waren von dem Verbote dieses herabwürdigenden Gesetzes nicht ausgenommen. Anfangs verstattete man Kaufleuten, die mit kostbaren Waaren reisten, und Reisenden, welche „beträchtliche Geldsummen" bei sich führten, (denn diese Clausel war sorgfältig abgefaßt,) zu ihrer Vertheidigung, — — Sackpisto-

len bei sich zu führen. Dieß geschah mittelst eines Decrets vom Januar 1809; allein im folgenden December entdeckte die Regierung, daß Sackpistolen gefährliche Instrumente wären, und jene Erlaubniß ward zurückgenommen. Die Conscriptionsgesetze waren noch drückender, als in dem beschützenden Reiche. Von dort her entlehnte auch der König den Tarif von Trianon, nach welchem mit einer sehr geringen Herabsetzung noch immer bezahlt werden mußte, als von Seiten der Regierung nicht mehr die mindeste Verbindlichkeit vorhanden war, sich dem Continentalsystem anzuschließen. Der Handel der ehemaligen Reichsstädte ward durch Zölle und Auflagen zu Grunde gerichtet. Mehrere Manufacturen wurden für königliche Monopole erklärt, von denen keines drückender und ungesetzlicher war, als das Rauch- und Schnupftabaks-Monopol, indem in der alten Verfassung ausdrücklich festgesetzt war, daß Lebensbedürfnisse keinem Monopol unterworfen seyn sollten.

Eine Selbstfolge von diesem Allen war, daß die Gerechtigkeit floh. Die Urtheile des Criminalgerichts wurden vom Könige selbst durch den Justizminister vorgeschrieben. Aus Gründen der Klugheit enthalten sich ehrfurchtsvoll die Stände, von diesen Urtheilen zu reden, doch beschweren sie sich laut über die durch die Gerichtshöfe verhängten und durch die Gesetze bekräftigten Strafen. Sowohl das Polizeiministerium, als die Sectionen des Cabinetsministeriums hatten die Macht, — wir wollen nicht sagen, zur Gefängnißstrafe zu verurtheilen, sondern Leute auf unbestimmte Zeit ohne Urtel und Recht im Zuchthaus einsperren zu lassen.

So genoß Würtemberg fortwährend der Süßigkeiten der „vollen Souverainität" bis zum Jahre 1815, da eine Zusammenkunft, angeblich eine Versammlung der Stände, deren Verhandlungen gegenwärtig vor uns liegen, vom König berufen ward. Diese Maaßregel ward ihm durch den Lauf der Ereignisse aufgedrungen. So lange die Rheinischen Souverains noch bei dem Handel gewannen, trugen sie niemals Bedenken, zuzugeben, daß

ihre Unterthanen im Dienste des französischen Kaisers todtgeschossen wurden, erfroren, und zu ganzen Haufen Hungers starben. Als diese edelmüthigen Helden den Harnisch abwarfen, den sie mit Freuden selbst um ihre Schultern geschnallt hatten, und Napoleons Wagen stehen ließen, wurden die Leiden, von denen sie selbst die bereitwilligen Veranlasser gewesen waren, und welche sämmtlich durch politische Festigkeit und Rechtlichkeit hätten abgewandt werden können, als Antriebe gebraucht, die Thatkraft des Volks aufzuregen. *) Ueberhaupt verkündigte man den Deutschen, daß ihre Anstrengungen gegen den französischen Kaiser durch Wiederherstellung ihrer constitutionellen Freiheit belohnt werden würden. Wie diese Erwartung in Preußen, Hessen und Baiern erfüllt ist, wissen wir alle; allein die ausgezeichneten Freiheiten, deren Würtemberg einst genossen hatte, machten es der Regierung nothwendig, irgend ein Mittel zur Behauptung eines bequemen Despotismus ausfündig zu machen, und zu diesem Zwecke ward die neue Ständeversammlung zusammenberufen. Es ging derselben eine, am 11ten Januar 1815 gehaltne außerordentliche Zusammenkunft des Staatsraths voran, wo der König in einer gnädigen Anrede erklärte: „Die Aufhebung der alten würtembergischen Stände sey eine nothwendige Folge der im Jahr 1805 im Königreich eingetretnen Veränderung und der damit verbundenen politischen Verhältnisse. Es sey jedoch stets sein fester Entschluß gewesen, dem Lande eine repräsentative Verfassung zu geben, sobald dazu eine günstige Gelegenheit eintreten würde. In seinen Conferenzen mit den zu Wien versammelten Souverains habe er seinen Entschluß erklärt, eine Stellvertretung der Stände in seinem Königreich

*) When these magnanimous heroes slipped off the harness which they had gladly buckled on their own shoulders and left the car of Napoleon a standing, the sufferings, of which they themselves had been the willing cause, and all of which they might have averted, had they possessed either political steadiness or honesty, were used as stimulants to rouse the energy of the people.

einzuführen; (ein Ausdruck, der nicht unbemerkt bleiben darf) und obgleich Deutschlands Angelegenheiten noch nicht zu einer genügenden Bestimmung gediehen wären, so verstatteten ihm dennoch seine Wünsche für die Beförderung der Glückseligkeit seines Volks nicht länger, die Ausführung seiner Entschlüsse aufzuschieben."

Das Decret, wodurch die Zusammenberufung der Stände in Gemäßheit der neuen Ordnung der Dinge angeordnet ward, erschien im Januar, und am 25sten März 1815 traten sie in Stuttgard zusammen. Die Stellvertreter der „guten Städte," — ein Gallicismus, der in einem deutschen Königreiche unziemlich ist, — und der Aemter wurden von den Einwohnern gewählt; ein Einkommen von zwei Hundert Gulden vom Grundvermögen war die nothwendige Eigenschaft eines Wählers; die vier Erbbeamten des Königreichs, die mediatisirten Fürsten, dreißig Grafen und Häupter adliger Familien, ausersehen vom König, erschienen als Repräsentanten des Adels. Der Kanzler der Universität Tübingen und der älteste, als General-Superintendent fungirende Prälat sollten als Abgeordnete der lutherischen Kirche angesehen werden. Die katholische Kirche ward durch einen Bischoff in partibus, bekleidet mit dem Amte eines General-Vicars und durch den Aeltesten unter den katholischen Dechanten vertreten. So wie die Sache auf dem Papiere dargestellt ist, möchte es den Anschein gewinnen, daß die Volksrepräsentation gut bestimmt war; und daß sich dieß in der That so verhielt, ward bald durch ihr Benehmen an den Tag gelegt. Aber der Antheil an der gesetzgebenden Gewalt, welchen der König den Ständen einräumen wollte, war so unbedeutend, daß die Ständeversammlung, so frei sie auch immer gewählt seyn möchte, nie im Stande gewesen seyn würde, der Macht der Krone das Gleichgewicht zu halten. Die Sitzung ward mit großem Pomp eröffnet. Der König, — so erzählt der amtliche Bericht, worin die Einzelnheiten des Ceremoniels äußerst sorgfältig aus einander gesetzt sind, — ward in einen „Gala-Wagen" gesetzt und ein Gespann von nicht weniger als acht Pferden ward erfordert, Se. Majestät und dessen

Wagen zu ziehen. Seine minder gewichtvollen Minister wurden in Hofwagen gepackt, deren einige von sechs, andere nur von zwei Pferden gezogen wurden. *) Der Rede vom Throne folgte eine andere zum Lobe der neuen Verfassung, gesprochen vom Minister des Innern, Grafen Reischach, und die Artikel selbst wurden vom Staatsminister Otto verlesen. „Diese Verfassungs-Urkunde" — so fuhr dann der König fort, „welche unsern getreuen Ständen gegeben wird, „enthält die Erklärung unsers königlichen Willens." Die Thüren der Halle wurden geöffnet, „und Se. Majestät nebst Gefolge kehrte genau auf die nämliche Weise in den Pallast zurück, wie Se. Majestät eingetroffen war."

Sobald er die Halle verlassen hatte, faßte die Versammlung Beschlüsse, welche im Wesentlichen mit einer Verwerfung der, durch seinen königlichen Willen gegebenen Verfassung gleichgeltend waren. Der Präsident trug darauf an, der neuen Constitution gemäß, zur Wahl eines Vicepräsidenten zu schreiten; allein Fürst Maximilian von Waldburg-Zeil erhob sich und las eine Protestation, worin er die Gründe angab, weshalb er sich aus der Versammlung zurückziehe. Die mediatisirten Fürsten, sagte er, harrten stets der Bestimmung ihres Schicksals durch den Wiener Congreß, und bis dessen Entscheidung bekannt sey, könne er seine Unterwerfung unter die neue Verfassung nicht erklären, da dieß eine Handlung sey, wodurch seine und seiner Familie Rechte unwiderruflich bestimmt werden würden. Hiebei ist zu bemerken, daß ein bedeutender Theil des mediatisirten Adels sich geweigert hatte, dem, an sie ergangenen Zusammenberufungsschreiben Folge zu leisten, und von den Anwe-

*) The King was put into a „gala wagen" and a team of no less than eight horses was required to drag his Majesty and his „wagen." His ministers being less ponderous, were loaded in „hofwagens" some dragged by six horses and some only by a pair.

Anwesenden erklärten die Grafen von Quadt=Isny Schasberg, Wartemberg und die Fürsten beider Zweige des Hauses Hohenlohe ihren Beitritt zur Protestation des Fürsten von Waldburg. Dieser Protestation der mediatisirten Fürsten folgte unmittelbar die Votirung eines Bittschreibens der Stände an den Thron, vom Grafen von Waldeck=Pyrmont, der deshalb mit dem unversöhnlichen Zorne des Monarchen beehrt ward, in Antrag gebracht und durch Acclamation beschlossen. Es ward in demselben dem König ehrfurchtsvoll vorgestellt: das Volk sey in der festen Ueberzeugung, daß es die alte Landesverfassung nur mit denjenigen Modificationen, die in Folge des Zuwachses zum ehemaligen Gebiet der Herzöge nöthig geworden wären, wieder zurück erhalten werde. Mit der tiefsten Dankbarkeit erkennten daher die Stände die Güte Sr. Majestät, indem er sie zusammenberufen habe, um diejenigen Abänderungen der Verfassung in Erwägung zu ziehen, welche durch die veränderte Lage des Landes zweckmäßig würden.

So legten der König und die Stände die einander entgegengesetzten Grundsätze zu Tage, nach denen sie verfuhren. Der König nahm den Grundsatz an, daß die alten Rechte der Würtemberger gänzlich erloschen und aufgegeben wären, und versetzte sich in die Lage eines Selbstherrschers, des unumschränkten Gebieters über Leben und Vermögen seiner Unterthanen, der sich aus eigner Bewegung herabläßt, seiner Oberherrschaft gewisse Grenzen zu setzen. Diesen Anmaaßungen des Königs ward von den Ständen gerade heraus widersprochen, indem sie den Satz behaupteten, daß sie auf ihre alte Verfassung Rechtsansprüche hätten, und daß ihnen ihre Vorrechte vermöge des nämlichen legitimen Besitztitels zuständen, als dem König seine Krone. Sie forderten die gänzliche Wiederherstellung ihrer Freiheiten, als einen Act der Gerechtigkeit, und wollten sie nicht in Brocken, gespendet durch Gnade und Gunst, zurück erhalten. Woher erhielt der König seine „volle Souverainität?“ Seine unumschränkte Macht war lediglich eine ungesetzliche Usurpation, worin weder Stände

noch Volk so wenig durch Worte, als Handlungen eingewilligt hatten. Es war daher an ihnen, zu denjenigen Modificationen ihrer alten Regierungsform ihre Zustimmung zu geben, wodurch sie dem Zustande der neu einverleibten Gebiete angepaßt und, wo es nöthig war, reformirt werden könnte. Zu diesem Zwecke waren die Stände willig, mit dem König zu unterhandeln und einen neuen Vertrag zwischen dem Souverain und dem Volk, jedoch auf den Grund der vorigen, zwischen den Würtembergern und seinen Vorfahren, so wie mit ihm selbst geschlossenen Verträge, zu bekräftigen. Da sie das vom König in Anspruch genommene Recht, dem würtembergischen Lande eine neue Verfassung zu „geben," gänzlich in Abrede stellten, und sich weigerten, eine Nationalrepräsentation als seine Gabe anzunehmen, so bedurften die Mängel der vorgeschlagenen Regierungsform minderer Erwägung; nichts desto weniger machten die Stände solche bemerklich. Die wachsamen permanenten Deputationen, die dem Herzog so lange ein Dorn im Auge gewesen waren, sollten nebst ihrer wohl versehenen Schatzkammer verschwinden; dagegen sollte sich eine Deputation von 12 Mitgliedern mit dem Rechte der Beschwerdeführung beim König jährlich vier Wochen lang versammlen. Die Generalversammlung sollte alle drei Jahre ein Mal zusammen treten. Es sollten Anordnungen getroffen werden, wodurch dem Volke das Petitionsrecht gänzlich geraubt und alle Gemeinschaft zwischen ihm und seinen Stellvertretern gehemmt seyn würde. Es ward freilich erklärt, daß künftig ohne ihre Zustimmung keine neuen Abgaben erhoben werden sollten; allein alle, durch den König während der Ausübung seiner „vollen Souverainität" erlaßnen Gesetze sollten in Kraft bleiben und die Grundlage des neuen Finanz- und Gesetzgebungssystems seyn. Ueberdieß waren die Rechte der Krone so genau bestimmt, dagegen aber diejenigen, welche dem Volke durch Sr. Majestät Verfassungsurkunde verliehen waren, in eine so geheimnißvolle Unpersönlichkeit gehüllt, daß die ganze Nationalrepräsentation ein bloßes Gespött und eine Täuschung war.

Nachdem zwischen dem König und den Ständen manche bittere Rescripte und unwillige Eingaben aus-

gewechselt waren, wurden von beiden Theilen Commissaire ernannt, um die streitigen Puncte zu erörtern. Immittelst regnete es Bittschriften von Seiten der Magiſträte und Einwohner der Städte und Unterämter, nicht ausgenommen Sr. Majestät gute Stadt Stuttgard, worin sie die Stände baten, in ihren Forderungen standhaft zu seyn. Das Volk und seine Repräsentanten beharrten einstimmig auf der gänzlichen Wiederherstellung der alten Regierungsform, bloß mit denjenigen Veränderungen, wodurch sie dem gegenwärtigen Zustand des Landes angeeignet werden würde. In dieser Crisis forderten die Stände ihre alten Verbündeten, die drei gewährleistenden Mächte, zur Hülfsleistung auf und wandten sich zu dem Ende an deren Minister auf dem Wiener Congreß; jedoch, wie leicht voraus zu sehen war, ohne Wirkung. Graf Münster „wollte nicht auf die Frage eintreten, ob die Garantie noch jetzt bestände." Mittelbarer Weise verwandte er sich jedoch zu Gunsten der mediatisirten Fürsten; überdieß erklärten die hannöverischen Minister, Namens des Prinzen Regenten: es sey nicht zuzugeben, daß die Auflösung des deutschen Reichs irgend einem der deutschen Fürsten eine despotische Gewalt ertheilt habe, und auf diese Erklärung beschränkten sich ihre Verwendungen.

Im Laufe der Verhandlungen bediente sich der König eines neuen Grundes. Wenn die Ansprüche der Bewohner des Herzogthums Alt-Würtemberg gültig waren, so konnten doch nach seiner Behauptung die neueinverleibten Länder kein Recht auf die alte Verfassung haben; und diese Länder machten beinahe die Hälfte des Königreichs aus. Dieser Punct und die verschiedenen, daraus hervorgehenden Erwägungen wurden bis zur Auflösung der Versammlung fortwährend mit großem Fleiße erörtert. Ohne den Argumenten derjenigen Mitglieder, die ihn mit manchem gelehrten Allegat aus Pufendorf und Vatel als eine abstracte Frage behandelten, folgen zu wollen, wird es hinreichen, zu bemerken, daß die Ansprüche der einverleibten Gebiete oder Neu-Würtembergs vollkommen durch rechtliches Herkommen unterstützt wurden. Kein neuer, bloß in der Theorie

beruhender Fall war der vorliegende. Seit dem 16ten Jahrhunderte hatten die würtembergischen Souverains zahlreiche Erwerbungen gemacht; denn der Staat hatte stufenweise an Umfang zugenommen, und in jedem dieser Fälle waren die so erworbenen Districte in den Besitz aller Rechte des alten Gebietes gesetzt worden. Während man sich hierüber stritt, gab der König den Beschwerden der Stände in so weit nach, daß er einige seiner Gesetze über das Forst- und Jagdwesen, so wie über die Frohndienste und Kriegstaxen aufhob; allein zu gleicher Zeit fuhr er fort, die Abgaben aus eigner Macht zu heben und in aller Hinsicht mit voller Souverainität zu regieren.

So lange der König lebte, behielten die Streitigkeiten den nämlichen bitteren Ton bei, und es geschahen keine wesentliche Schritte zu einem Vergleiche. Die mediatisirten Fürsten und Adligen hatten sich wieder mit der Versammlung vereinigt und unterstützten ihre Verhandlungen mit voller Kraft. Auch schlossen sie unter einander einen Verbindungsvertrag unter Leitung des Fürsten von Waldburg-Zeil-Trauchburg, Präsidenten der Stände, welches heftige Maaßregeln von Seiten des Königs zur Folge hatte.

Man hielt dafür, der Kronprinz, jetzt König Wilhelm, der im Februar 1817 „den Thron bestieg" (wie es im üblichen Style heißt) sey auf der Seite der Volkspartei; auch war sein erster Regierungs-Act die Bekanntmachung eines neuen Verfassungsplans, der sich der alten Regierungsform mehr näherte; allein Se. Majestät äußerte sich in energischen Ausdrücken gegen die geheimen Verwaltungen der permanenten Deputationen.

Jetzt aber schritten die Stände nicht gerade vorwärts; viele Zeit ward in unbedeutenden Streitigkeiten verschwendet, und ein Artikel der neuen Verfassung, wodurch die Geheimen-Räthe ermächtigt wurden, bei den Sitzungen der Stände gegenwärtig zu seyn, — ein Punct, welchem sämmtliche Theile einen höhern Werth beilegten,

als er verdiente, — ward weitläufig erörtert. Es zeigten sich Symptome der Uneinigkeit zwischen den Alt- und Neu-Würtembergern. Die Repräsentanten von Alt-Würtemberg protestirten dagegen, daß sie durch die absolute Mehrheit der Versammlung, wovon die Neu-Würtemberger einen Theil ausmachten, gebunden seyn sollten, und die Mittheilungen zwischen den Ständen und dem König, die während der Flitterwochen voll demüthiger Verneigungen und gnädigen Anlächelns gewesen waren,*) wurden jetzt weniger ehrfurchtsvoll und versöhnend, bis endlich eine Volksbewegung in Stuttgard der Regierung einen Grund oder einen Vorwand lieh, die Sitzung zu schließen. Seit diesem Zeitpunct hat der König zwar nicht ausdrücklich, aber doch der Sache nach mit „voller Souverainität" regiert. Er ist ein Mann von milder Denkungsart, der an ein häusliches Leben gewöhnt ist, und seine Tugenden sind für die Freiheiten Würtembergs vielleicht eben so gefährlich, als die Laster seines Vaters.

Wir glauben, daß die Stände während dieser ganzen Verhandlungen ehrlich zu Werke gingen, und ihr Benehmen verdient das wärmste Lob, welches strengen Vertheidigern öffentlicher Freiheit zu Theil werden kann; doch mangelte es ihnen an feinem Gefühl und gehöriger Bescheidenheit. Alle Puncte wurden auf gleiche Weise bearbeitet. Ihre Eingaben an den König waren oft mit nutzlosem Muthwillen und eitlem Zorn abgefaßt. Es ist ein weiser, alter Grundsatz, daß eine besänftigende Antwort den Unwillen beseitigt, und sicher wird durch Abweichung von den anständigen hergebrachten Regeln des Verkehrs nie etwas Gutes gestiftet. Ob es von Seiten der Stände politisch gehandelt seyn würde, ihre Ansprüche herabzustimmen, ist eine von den Fragen, worüber sich, nach Sir Robert de Coverley, sehr

---

*) The communications between the states and the King, who had bowed and smiled at each other during the honey-moon now became less respectful and conciliatory.

Vieles an beiden Seiten sagen läßt. Vielleicht könnten die Anhänger der Monarchie behaupten, daß sie, wenn sie der Autorität der Deputationen unterworfen wäre, bloß dem Namen nach vorhanden seyn könnte.

Die Erfahrung hat jedoch den Nutzen und die Nothwendigkeit der Beschränkungen erwiesen, welchen die Herzöge unter der alten Verfassung unterworfen waren, und man sollte sich jederzeit erinnern, daß die Aufrechthaltung der Volksprivilegien in so kleinen Staaten ein schweres Problem ist. Sie haben nicht die Tiefe des Bodens, welche erforderlich ist, den Freiheitsbaum in den Stand zu setzen, daß er tiefe Wurzeln schlagen und aufwachsen könne, um dem Sturme zu widerstehen, sondern immer bleibt er ein schwacher Sprößling, der Stützen und Verzäunungen bedürfend. Das Volk gebietet nicht hinreichende Achtung, dem Einflusse des Hofes zu widerstehen, und hat kein Gewicht auf seiner Seite, wodurch es demselben das Gegengewicht halten kann.

In der Gesetzgebung haben die Zweige der Aristokratie und des Volkes nicht die Stütze, die ihnen in größern Staaten der Gemeingeist, die öffentliche Meinung und vor allen Dingen das Eigenthum verleiht. Der große Haufe ist unthätig und stumpf, wird mit Mühe aufgeregt, und fällt bald in Starrsucht zurück. Der Gemeingeist hat keine Spannkraft. In Würtemberg wird der Hofmann und der Hofmiethling nicht durch den bedeutenden Kaufmann, den landbesitzenden Gentleman, oder durch den angesehenen Pächter im Zaume gehalten. Die Städte sind mit kleinen Krämern angefüllt, das Land ist mit trägen Bauern bevölkert. Mögen daher die Grafen und Freiherren immer sechzehn oder zwei und dreißig Ahnen in ihrem Wappen führen, mögen sie ihren Ursprung von Herrmann und Wittekind ableiten, und mögen die Burgemeister von Bopsingen, Gmünd oder Rothenburg (denn in Würtemberg ist nur ein einziger Flecken, der förmlich diesen Namen trägt) frei und rechtlich gewählt seyn, ihre Städte auf dem Landtage zu repräsentiren; allein weder die adeligste Aristo-

kratie, noch die ächtesten Volksrepräsentanten werden je von Wichtigkeit seyn, wenn sie kein Geld im Beutel haben. Eine Volksregierung setzt voraus, daß eine Masse wesentlicher Macht in der Haltung des Volks seyn muß. Wenn aber dieser Antheil von Macht nicht über die ganze Masse verbreitet werden kann, so muß er in einzelnen Klassen oder Körperschaften concentrirt werden. Die coordinirte Macht und die geheimen Fonds der permanenten Deputation, welche den Thron umgestürzt haben könnten, wären sie einem brittischen Parliamente oder französischen Kammern anvertraut gewesen, waren daher für das Daseyn würtembergischer Stände wesentlich erforderlich, weil in diesem Staate das Volk des Charakters und der Hülfsquellen ermangelt, wodurch eine stellvertretende Versammlung in der Ausübung ihrer Functionen aufrecht erhalten wird, und so unzureichend auch auswärtige Einmischung in die innern Regierungs-Angelegenheiten einer Nation immer seyn mag, so vertrat doch die Gewährleistung der protestantischen Mächte die Stelle der vis inertiae, welche den Unterthan in der Zurücktreibung der Angriffe seines Beherrschers kräftiget.

Was die Rechte der Würtemberger auf ihre alte Verfassung betrifft, so würden sie, unsers Dafürhaltens, schwerlich in irgend einer andern Periode, als in den gegenwärtigen jacobinischen Zeiten, in Zweifel gezogen seyn. Ein Jacobiner, — verhaßter Name, — war derjenige, der auf ein Mal den ganzen Bereich der erörterungsfähigen öffentlichen Gesetze übersprang, der jede Verbindlichkeit für nichtig erklärte, der log, so oft es zu seinem Zwecke diente, der keines einmal gegebenen Versprechens eingedenk war, und der diejenigen, die er durch Täuschung oder Verführung zur Unterwerfung vermocht hatte, durch Gewaltthätigkeit niederdrückte. Die jacobinische Republik entwickelte sich zu einem jacobinischen Kaiserreiche, und ein äußerst betrübender Anblick ist es, wie so viele der schlechtesten Grundsätze des Jacobinismus von den Aposteln der Legitimität und den Neubekehrten ihrer Orthodoxie angenommen sind. Diejenigen, welche der Schlange den Kopf zertraten, haben all' ihr Gift eingesogen; wo die Franzosen Usurpatoren

waren, bestätigten ihre Ueberwinder ihre Usurpationen. Die „Befreiung" der Völker des festen Landes besteht darin, daß ihre Ketten von einem Mauerhaken abgelöst und an andern auf's Neue befestigt sind. Jede Spur der Volksfreiheit oder Unabhängigkeit ist sorgfältig ausgelöscht. Nichts ist erhalten, als das Königthum. Brabants joyeuse entrée war von den rohen Händen unsinniger Revolutionairs in die Flammen geworfen, und daher ward es für Europens Amphiktyonen, wie sie in französischen Tageblättern genannt wurden, eine gesetzliche Handlung, den holländischen König zu erheben und ihn auf die Schultern der unwilligen Belgier herabfallen zu lassen. Da Genua in das französische Kaiserreich verschmolzen war, mußte die stolze Republik in der Vertauschungsmasse auf den elenden sardinischen Frömmling übergehen. Die dem Preußen abgedrungenen Abtretungen geben ihm das Recht, den Sachsen zu berauben, und die Lehre, welche dem spanischen Reiche und den beiden Indien gebot, dem Scheinkönig zu gehorchen, erhielt in Scandinavien eine hoffnungsvolle Anwendung; denn die Zuneigung, welche die Normänner seitdem für ihren neuen Fürsten gefaßt haben, verringert nicht im mindesten die ursprüngliche Ungesetzlichkeit der Uebertragung.

Solche Handlungen der Weltgebieter haben unglücklicher Weise eine große Umwandlung im Gemeingeiste hervorgebracht. Eilend entflieht der Feuergeist, und wir wollen hinzufügen, der veredelnde Geist der Gesetzlichkeit. Unter den unzähligen Mannigfaltigkeiten des Elends, welches unsere gebrechliche Natur befällt, ist keines, das so schnell unser Mitgefühl erregt, als die Leiden eines Königs. Auch gibt es keine edelmüthigere, keine reinere Leidenschaft, als die sehnliche Hoffnung, einen gesetzlichen Monarchen in seine rechtsbegründete Herrschaft wieder eingesetzt zu sehen. Wenn von Ansprüchen auf Gehorsam und Unterthanenpflicht die Rede ist, wer hätte da nicht gewünscht, von ganzem Herzen und von ganzer Seele in das einfache, aber energische Volkslied der Anhänger unserer verbannten Stuarts einzustimmen:

„A thousand years this Royal Crown
Hath been his father's and his own;
Say, is there any one but he,
That in the same should sharer be?
Who better may
The scepter sway
Than he that hath such right to reign?
Then let us hope for peace, —
For the wars will never cease
Till the King enjoys his own again.“ *)

Solche Gefühle lassen sich nicht mehr erregen. Dieß Feuer der Gesetzlichkeit ist auf der ganzen Welt erstickt. Wer da wünschen möchte, es auf dem Altare wieder anzufachen, wendet sich voll Widerwillen von dem verachtungsvollen, hämischen Antlitz der Gottheiten, denen es lodern würde. Bei Napoleons Sturze erlebten wir eine Scene, gleich der, die wir in Ritterromanen lesen, wo nach Bestürmung der Burg eines boshaften Riesen seine Kerker entriegelt werden. Könige, Prinzen und Potentaten wurden aus der Gefangenschaft erlöst, oder aus der Verbannung zurückberufen, und ein Freudenruf durchtönte Europa von einem Ende zum andern. Aber diese Päane, vom Winde geschwellt und gehoben, verhallten, und düsteres Schweigen trat an ihre Stelle. Die allgemeine Freude ward durch die unglückliche Entdeckung unterdrückt, daß, sobald die Könige, wie es in dem angeführten Volksliede heißt, „was ihr eigen war, auf's Neue zu besitzen,“ begannen, ihr fester Entschluß nur zu klar ward, daß ihre Unterthanen nie, „was ihr eigen war,“ genießen sollten; und bis es voll Zuversicht ge-

*) Schon ein Jahrtausend war dies Diadem
Nur seinen Ahnherrn und ihm selbst. O sagt!
Ist einer außer ihm; dem es gebührt, —
Der besser je den Scepter schwingen mag,
Als er, dem solches Recht zu herrschen ward?
Drum laßt uns Frieden hoffen, denn der Krieg,
Nie endet er, bis wieder unser König
Auf's Neue, was sein eigen ist, besitzt.

fühlt wird, daß dieß geschehen werde, wird der König, gleich viel, wie manches Jahrtausend das Diadem „ihm oder seinen Ahnherren war," nie in Frieden und Sicherheit „den Scepter schwingen," — nie dessen würdig seyn.

Literarischer Anzeiger.

I.

Anzeige,

das Fertigseyn des 10ten und letzten Bandes vom Conversations-Lexicon und die Erscheinung einer fünften Auflage dieses Werks betreffend.

Der 10te Band des Conversations-Lexicons ist (in der Original-Auflage) beendigt und bereits hat die Expedition desselben begonnen. — Ich werde alles Mögliche thun, die weitere Absendung zu beschleunigen, indessen kann ich nicht allen Interessenten damit zugleich helfen. Wie Einer der Erste seyn muß, muß auch Einer der Letzte seyn; ich bitte deßhalb, mich mit allen Ermahnungen um zu beschleunigende Absendung zu verschonen, da ich auch ohne diese Alles thue, was sich erzwingen läßt. Wer übrigens noch mit Zahlungen an mich zurück ist, erhält den Band erst nach der Bezahlung.

Zugleich zeige ich an, daß die ganze vierte Auflage vergriffen ist, ich also keine completen Exemplare des Werks in dieser weiter liefern kann. — Dagegen wird von einer fünften Auflage noch im Laufe dieses Monats die erste Lieferung von fünf Bänden in fünf verschiedenen Ausgaben fertig, über welche dem 10ten Bande bereits eine Ankündigung beygefügt ist, die ich nächstens auch abgesondert bekannt machen werde.

Vorläufig bemerke ich hier darüber, daß der seitherige Pränumerations-Preis, ungeachtet das Werk in sämmtlichen 10 Bänden gegen 60 Bogen stärker wird als in der vierten Auflage, nicht erhöht werden soll. Die Papiere zu der gewöhnlichen Ausgabe habe ich zudem aus Franken und Bayern bezogen, wodurch dem Hauptvorwurfe eines geringen Papiers, den man seither der Original-Auflage machte, begegnet ist. — Für Liebhaber, die mehr anwenden wollen, giebt es Ausgaben in groß Median-Format auf dreyerley Papier-Sorten; der Preis der neuen 5ten Auflage ist demnach

für No. 1. auf weiß Druckpapier in ord. 8. für alle 10 Bände 12 Thlr. 12 Gr. oder 22 Fl. 30 Kr.
" No. 2. auf Schreibpapier in ord. 8. 18 Thlr. 18 Gr. oder 33 Fl. 45 Kr.
" No. 3. auf fein weiß Druckpapier in Median-Format 22 Thlr. oder 39 Fl. 36 Kr.
" No. 4. auf supra fein Berliner Papier in Median-Format 28 Thlr. oder 50 Fl. 24 Kr.
" No. 5. auf englisch Velin-Papier in Median-Format 45 Thlr. oder 81 Fl.
(Von No. 5. sind jedoch nur 12 Exemplare gedruckt, von welchen schon 4 bestellt sind)

Zu diesen Preisen kann jede Buchhandlung in ganz Deutschland Exemplare der fünften Auflage liefern. — Privatpersonen, die sich direct an den unterzeichneten Verleger wenden, erhalten gegen baare Zahlung auf 6 das 7te Exemplar frey, oder können ein Siebentel des Betrags in Abzug bringen, wenn dieser nicht unter 75 Rthlr. oder 135 Fl. beträgt.

Die zweyte und letzte Lieferung der 5ten Auflage von abermals 5 Bänden wird innerhalb 6 Monaten erscheinen. Einzeln werden diese Bände nicht ausgegeben. So lange in Deutschland die Gesetzlosigkeit über literarisches Eigenthum fortdauert und es den würtembergischen Barbaresken gesetzlich erlaubt bleibt, auf das Eigenthum der Unterthanen anderer deutschen Fürsten förmlich Jagd zu machen, kann der Unternehmer eines großen Werks dem Publicum nicht alle die Erleichterungen und Annehmlichkeiten zuwenden, wie er es bey einer deutschen National-Gesetzgebung, die ihm Sicherheit gewährte, allerdings könnte.

*

Diese neue 5te Auflage erhält übrigens den Haupt = Titel: **Allgemeine deutsche Real = Encyclopädie**, und zur nähern Bezeichnung aus **Calderons** Eifersucht u. s. w. nach der **Gries**schen Uebersetzung die Worte zum Motto:

> Wie sie der Verfasser schrieb,
> Nicht wie sie der Diebstahl druckte,
> Dessen Müh' ist, daß er richte
> Andrer Mühe stets zu Grunde,

welche die Herren Nachdrucker vielleicht nicht mit nachdrucken werden, ob sie es gleich in der Unverschämtheit weit genug gebracht haben, und woran sich dann die Original=Auflage leicht wird erkennen lassen.

Für die innere Ausbildung dieser 5ten Auflage ist übrigens von dem Unterzeichneten so viel geschehen, daß er unbedenklich seine Ueberzeugung ausspricht, daß keine Nation ein Werk aufweisen könne, welches diesem in angemessener encyclopädischer Behandlung der wichtigsten Gegenstände, die den gebildeten Menschen auf dem jetzigen Standpunkte der Cultur ansprechen; in Reichthum und Umfassung; in Brauchbarkeit fürs Leben; in Interesse für beide Geschlechter und alle Stände und Lebensverhältnisse, gleich komme. Man erwäge dabei, daß es wohl das wohlfeilste Buch in der Welt kann genannt werden, da selbst der diebische Nachdrucker, der die Hälfte aller Kosten, nämlich die Kosten und die Mühen der Ausarbeitung erspart, und ganz gefahr = und sorgenlos operirt, den Band nur um 15 Xr. oder 3 Gr. wohlfeiler erläßt, als er in der Original = Ausgabe kostet.

Eine ganz neue Einleitung, welche an der Spitze des ersten Bandes steht, „über die Entwickelung des höhern geselligen Lebens in Europa, vorzüglich durch die Literatur in der neuern Zeit," stellt den Gesichtspunkt, aus welchem das Werk näher zu beurtheilen ist, genauer fest.

Diese neue 5te Auflage wird über 2000 neue und ganz neu ausgearbeitete Artikel enthalten, so daß das Ganze als völlig neugestaltet zu betrachten ist. Der Nachdruck Maklots ist dagegen nach der 4ten Auflage begonnen, und ob sich gleich erwarten läßt, daß er gleich nach der Erscheinung der 5ten Auflage, unerachtet sie mit dem Privilegium seines Königs versehen ist, darüber herfallen werde, so kann er seinem Nachdruck wenigstens keine Harmonie geben, indem davon doch ein Paar Bände nach der alten Auflage nachgedruckt bleiben werden. Ich vertraue übrigens der **Ehre** des deutschen Vaterlandes die Erhaltung meiner Rechte und meines Eigenthums an, da es bis jetzt in Deutschland dafür noch keine andere allgemeine Gewährleistung giebt und die Verheißungen der **deutschen Bundes = Acte** darüber seither ohne Erfolg geblieben.

Es würde übrigens gegen die zahlreichen Besitzer der vorherigen Auflagen ungerecht gehandelt seyn, wenn ich nicht dafür sorgte, daß ihnen die reichen Verbesserungen, Zusätze und neuen Artikel dieser neuen Auflage zugänglich würden.

Daß ein Werk, wie das Conversations=Lexicon, welches von der Zeit abhängt und stets mit ihr fortschreiten muß, nie einen feststehenden Typus erhalten kann, begreift Jeder. Eine neue Auflage darf also immer einer vorhergegangenen, wenn sie lösen will was sie lösen soll, in einer Menge von Artikeln, welche die neueste Zeit betreffen, nicht mehr ähnlich seyn. Es kommt hinzu, daß die Redaction durch ihre fortdauernde Beschäfftigung mit dem Werke gesteigerte Ansichten erhält und ihr viele Artikel bei einer neuen Auflage nicht mehr in ihrer ersten Form genügen. Diesen Inconvenienzen, wenn es so zu nennen, kann nur durch Supplementbände begegnet werden, die für die Besitzer der ältern Auflagen das jedesmalige wichtigste Neue einer neuen Auflage enthalten. Ein solcher Supplementband (den ich hier No. 1. nennen will, wornach er auch bestellt werden kann), der das Neue der 4ten Auflage enthält, ist daher für die Besitzer der 1sten, 2ten und 3ten Auflage auch bereits erschienen, und (73 Bogen stark) zu 2 Thlr. (3 Fl. 12 Xr.) auf Druckpapier, und zu 2 Thl. 16 Gr. (4 Fl. 24 Xr.) auf Schreibpapier zu erhalten, und durch alle Buchhandlungen zu beziehen. — Dieser Supplementband No. 1. war und ist für die Besitzer der 4ten Auflage aber natürlich völlig entbehrlich, da er bloß für die Besitzer der 1sten, 2ten und 3ten Auflage entworfen worden. Jetzt wird nun ein neuer Supplementband gedruckt (den ich No. 2. nennen will, wornach er ebenfalls bestellt werden kann), welcher für die Besitzer der 1sten, 2ten, 3ten und 4ten Auflage bestimmt, aber wieder

für die Käufer der 5ten Auflage ganz entbehrlich ist, weil er bloß das Neue der 5ten Auflage enthalten wird. Der Preis wird derselbe seyn, wie bei dem obengedachten Supplementband No. 1. Diese Supplementbände sind übrigens auch für die Besitzer der Nachdrücke brauchbar.

Auf diese Weise glaube ich allen billigen Ansprüchen an mich gerecht zu werden und empfehle mich dem geneigten Publikum freundlich.

Leipzig, den 15. October 1818.

F. A. Brockhaus.

II.

Von dem Werke, welches in dem Verlage des Buchhändlers Brockhaus in Leipzig unter dem Titel: Deutsche Taschen-Encyclopädie *) erscheint und aus 4 Bänden mit 50 Kupfern bestehen soll, ist so eben der dritte Band, welcher die Buchstaben L — R mit 12 Kupfern enthält, fertig geworden. Eine umständlichere Anzeige von diesem Werke wird um so nöthiger seyn, als dasselbe häufig aus dem Umstande, daß es bei dem Verleger des vielverbreiteten Conversations-Lexicons erscheint, für einen Auszug aus diesem gehalten oder als ein Werk betrachtet wird, das wenigstens aus dem Conversations-Lexicon hervorgegangen. Diese irrige Meinung erheischt eine nähere Auseinandersetzung des Plans dieser Taschen-Encyclopädie und eine Angabe, worin sich solche von dem gedachten Lexicon unterscheidet. — Der Herausgeber der Taschen-Encyclopädie ist Herr F. C. A. Hasse, Professor an der Ritteracademie in Dresden, der sich dazu mit mehrern rühmlichst bekannten Gelehrten, als den Herren Heusinger, Förster, Landsberg, Ficinus, und mehrern Anderen verbunden hat. Die Redaction des Conversations-Lexicons übt nicht den geringsten Einfluß aus auf die Redaction der Taschen-Encyclopädie, und beide haben die verschiedensten Tendenzen, wie aus der folgenden Exposition des Herausgebers selbst am besten und deutlichsten wird abzunehmen seyn.

„Alles Wissen und Thun ist Stückwerk, wenn es nicht innern Zusammenhang hat. Dieses gibt dem Wissen die Einheit der Gründe und der Bedingungen des Erkennens, so wie jede Regel für das Thun aus Einer Grundregel und mit dieser zugleich aus jener Einheit des Wissens hervor-

*) Der vollständige Titel heißt: „Deutsche Taschen-Encyclopädie oder Handbibliothek des Wissenswürdigsten, in Hinsicht auf Natur und Kunst, Staat und Kirche, Wissenschaft und Sitte. In alphabetischer Ordnung. Vier Theile mit 50 Kupfern. (3 Theile sind erschienen.) Mit dem Motto: Summa sequar fastigia rerum. Jeder Theil kostet 2 Thlr. (3 Fl. 36 Kr.)

geht. Der Umschwung aller Thätigkeit des geistigen Menschen hat daher, so wie nur Eine Axe, die Natur, nothwendig auch nur Einen Mittelpunkt, die Wahrheit. Die beiden Pole der geistigen Bewegungen aber: der Gliedbau der Erkenntniß und die Gestaltung des Thuns, verknüpfen alle Strahlen, die dem Mittelpunkte entströmen, mit jedem Ringe der Axe, zu Einem großen Sonnenringe, dem geistigen Leben der Menschheit. Allen Reichthum, den dieses Leben in sich hält, umschließt ein Doppelkreis, Staat und Kirche.

Der Verstand hat den Reichthum des geistigen Lebens zergliedert und geordnet. Gelehrsamkeit und Fleiß haben das Einzelne sinnlich bequem zusammengestellt, und für das Bedürfniß vielfach aufgespeichert: zuerst in Deutschland; dann mit mehr Geschick, obwohl mit minderer Kraft, in Frankreich, hierauf mit glücklicher Berechnung des Bedürfnisses in dem Lande, dessen Volk sich hierauf vorzüglich versteht, in England. Seit Kurzem haben die Deutschen, mit Franzosen und Britten wetteifernd, ihr Werk wiederum vorgenommen. Es begann in diesem Jahre die große Ersch-Gruber'sche Encyclopädie; und so ward in demselben Jahre mit dem 10. Bande geendigt: das encyclopädische Handwörterbuch für die gebildeten Stände, das mit seltenem Beyfall aufgenommene, bis zur 5. Auflage, binnen kaum sieben Jahren, immer mehr in sich vollendete Conversations-Lexicon. Allein außer den beyden verschiedenen Zwecken, die diese größeren Werke — jenes als Gesammtmagazin der Gelehrsamkeit und Kunst an sich, dieses als ein vollständiger Inbegriff von allem, was die gesellige Bildung des 19. Jahrhunderts ausmacht, — sich vorgesetzt haben, giebt es noch einen dritten, der nicht minder als Zeitbedürfniß schon längst in England gefühlt wurde, und der daselbst mehrere „Taschen-Encyclopädien" hervorgebracht hat.

Man will vor allen Dingen wissen und behalten das Nothwendigste, das Wesentlichste, das Wichtigste, mit einem Worte: das Wissenswürdigste. Auch der Unterrichtete, der in seinem Fache unaufhörlich zulernt, will aus den übrigen erfahren, oder nicht vergessen, was um des Zusammenhanges aller Fächer der Erkenntniß willen gelernt werden muß und nie vergessen werden darf.

Ein Alphabet des Wissens also, ein Register der Hauptbegriffe, welches klar und gedrängt, mit Weglassung des Besondern, außer da, wo es dem Wissensnöthigen Gestalt, Leben und Farbe ertheilt, dem gegenwärtigen Standpunkt der deutschen Literatur gemäß, Alles enthält, was für die Erinnerung und das weitere Nachdenken wichtig ist, um das Ganze der Natur und des Lebens, der Kunst und der Wissenschaft, des Glaubens und der Sitte, in seinen Wurzeln zu erkennen, und in seiner Verzweigung zu übersehen: eine solche Handbibliothek des Wissenswürdigsten für das Bedürfniß Aller, die schnell die Hauptsachen finden und die Elemente des Wissens festhalten wollen, insbesondere für solche, denen es an Büchern und Kenntniß der Literatur noch fehlt, — ist gewiß ein zeitgemäßes Werk. Nie wurde so viel gelesen, als jetzt; aber nie wurde auch die Lust der Leser so überfüllt und ihr Blick so zerstreut, als jetzt. Der Unkundige wird erdrückt von der Masse der Kenntnisse, die von allen Seiten seine Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen; oder er sinkt unter in der Fluth von Zeitschriften und Tageblättern, die ihn und seine Zeit mit sich fortreißen, daß er selten morgen noch weiß, was er heute Neues gelesen hat. Darum wird der Verständige bei allem Lesen das Nöthige festhalten und das Wichtigste unter Hauptbegriffen zusammenstellen wollen.

Für diese Absicht ist die oben genannte Taschen-Encyclopädie angelegt. Als ein Hülfsmagazin für den wissenschaftlichen Hausbedarf enthält sie aber auch für das weitere Studium die nöthigen Nachweisungen der besten und neuesten Schriften des In- und Auslandes. Die 60 Kupfer sollen wissenschaftliche Begriffe versinnlichen, oder merkwürdige Beyspiele darstellen. Daher sind für die Elemente der Botanik 2, der Anatomie 2, der Chemie 4, der Heraldik 2, der Hydrostatik 1, der Electricität 1, des Galvanismus 1, der Krystallisation 1, der Mythologie eine dreyfache, der Mechanik 1, der Pneumatik 1, der Perspective 1, der Optik 2 Kupfertafeln bestimmt u. s. f. Die Artikel selbst enthalten in sachreicher Kürze, verständlich und hinreichend, was jeder Gebildete davon wissen muß. Die Thierkupfer, die technischen und andere Abbildungen machen die Beschrei-

bungen denkwürdiger Gegenstände deutlich, wie der Klipdas, die fliegende Eidechse, die Dampfmaschine, der Aërostat, die fünf Individuen der fünf Menschenarten, die Fingalshöhle, der Riesenweg, die chinesische Mauer u. a. m.

Die Vorrede zum 1sten Theil bezeichnet den Plan des Werkes näher, und zeigt, worin er von dem Plane des Conversations-Lexicons ganz verschieden ist, so daß beyde Werke unabhängig neben einander bestehen. Mehrere als Schriftsteller bekannte Männer haben sich, jeder für ein bestimmtes Fach, vereinigt, um dasselbe nach der entworfenen Grundlegung zu bearbeiten. Alles Einzelne ist ausgeschlossen, wozu vollständige Wörterbücher (geographisch-statistische, biographisch-historische, oder naturgeschichtliche u. a. m.) unentbehrlich sind; eben so das Positive, was nicht allgemein wissensnöthig ist. Dagegen sind ausführlicher entwickelt alle Begriffe, und reichhaltiger dargestellt alle Kenntnisse, die sich auf das Wesen der Natur und der Kunst, der Kirche und des Staats, der Wissenschaft und der Sitte, oder auf das höhere Menschenleben beziehen. Denn bewegt sich dieses nicht auf jener sechsfach verschlungenen Bahn des Wahren, Guten und Schönen? — Verhältnißmäßig ist jedoch das Fach der Naturkunde und der Technologie reicher ausgestattet, weil hier den Unkundigen sein Gedächtniß am meisten verläßt. Bey Hauptartikeln ist das alphabetische Zerreißen dessen, was zu einer klaren Uebersicht des Wesentlichen nothwendig in einander greifen muß, sorgfältig vermieden. Außer den schon angeführten Artikeln, vergleiche man in dieser Hinsicht die Artikel: Europa, Erde, Adel, Atmosphäre, Ehe, Farbe, Mittelalter, Reformation, die einzelnen Staaten, Deutschland, Ostindien, Rom, u. s. w. Grundbegriffe sind, nach dem Maßstabe ihrer Wichtigkeit für Natur- und Menschenkunde, vollständiger entwickelt, als die abgeleiteten. Man vergleiche die Artikel: Freyheit, Kunst, Künstler, Gerechtigkeit, Geschmack, Gesetz, Gesellschaft, Humanität, Kirche, Kraft u. a. m. Als Beyspiele, wie einzelne Wissenschaften und Künste skizzirt sind, vergleiche man die Artikel: Aesthetik, Criminalrecht, Geschichte, Kirchengeschichte, Kritik (in der Philosophie), Philosophie, Politik, Proceß, Rechtswissenschaft, Pfandrecht, Perspective, Infinitesimalrechnung, Aetz-, Bau-, Garten-, Kupferstecherkunst, Malerey, Musik und ähnliche. Man wird in mehreren neue Ansichten wahrnehmen, z. B. in den Artikeln: Encyclopädie, Mathematik, Optik u. a. Dabey ist Gedrängtheit mit Sachreichthum verbunden. So enthält der Artikel Classiker ein Verzeichniß der wichtigern griechischen, römischen, deutschen, dänischen, englischen, französischen, italienischen, spanischen und portugiesischen Nationalschriftsteller, nach den vorzüglichsten neuern, auch fremden Ausgaben und Uebersetzungen in lateinischer, deutscher, französischer, englischer oder italienischer Sprache, auf kaum 10 Seiten. Daß überhaupt die neueste Zeit und Literatur nicht übersehen sind, wird man, außer in den wissenschaftlichen Artikeln, z. B.: Föderativstaat, Declamation, Epos, Fabel, Dechiffrirkunst, Continentalsystem, Concurs; Forstvermessung, Metrik, u. a. auch in den historischen, oder in den Skizzen der merkwürdigeren Länder, Völker, Sprachen und Religionen, bemerken.

Von dieser Handbibliothek des Wissenswürdigen sind 3 Theile von A bis R, welche gegen 3050 Artikel und 38 Kupfer enthalten, seit 1816 erschienen. Der 4te und letzte Theil mit 12 Kpfrn. wird im Jahre 1819 erscheinen, da sämmtliche Kupfer gestochen und die Materialien größtentheils beisammen sind. Er wird am Schlusse encyklopädische Tafeln enthalten, welche die Verkettung der Artikel, und die Verzweigung des Stammbaums der Wissenschaften und Künste genau nachweisen, wodurch Einheit in die alphabetische Trennung gebracht wird. Auch das Aeußere dieses Taschen-Wörterbuchs ist seiner Bestimmung angemessen, so daß die Verlagshandlung hoffen darf, Form und Inhalt werden dasselbe jedem Freunde wissenschaftlicher Bildung als eine zweckmäßig eingerichtete Handbibliothek für den täglichen Gebrauch empfehlen."

Zu dem vorstehend Gesagten möchte noch die Eigenthümlichkeit der Taschen-Encyclopädie besonders und wiederholt herauszuheben seyn, daß sie bei allen ihren Artikeln auf die neuesten Schriften hinweis't, wo weitere Belehrung zu suchen ist, und daß sie eine Reihe von erläuternden Kupfern enthält, die mit großer Umsicht gewählt und trefflich gestochen sind, welches beydes dem Conversations-Lexicon entbricht. Der neueste 3te Band enthält ein Blatt zur Erläuterung des Artikels Mechanik; eine Doppel-Platte über Menschen-Racen; eine dreifache Platte über Mythologie; zwei Platten zur Erläuterung des Artikels Optik; eine über Perspective; eine über Pneumatik; die Abbildung des Riesenwegs; die Ansicht von Rom.

Die 3 erschienenen Bände sind für 6 Thlr. in allen deutschen Buchhandlungen zu erhalten.

III.

D. J. G. Rosenmüller's Handbuch eines allgemein faßlichen Unterrichts in der christlichen Glaubens- und Sittenlehre nach seinem christlichen Lehrbuche für die Jugend. In 2 Theilen gr. 8. Erster Theil 1817. (XX und 442 S.) Die Glaubenslehre. Zweiter Theil 1819. (573 S.) Die Sittenlehre. Preis beider Theile 3 Rthlr. 12 Gr. oder 6 Fl. 18 Xr. Rhein.

Allen Freunden und Beförderern der Religion glauben wir hohe Freude zu machen, wenn wir ihnen die vollständige Erscheinung eines Werks ankündigen, welches von dem verewigten Rosenmüller herruhrt, einem Manne, der durch Lehre, Schriften und Beispiel zur Kenntniß und Verbreitung des ächten Christenthums so segensvoll gewirkt und der Freunde, Schüler und Verehrer allenthalben so viele hat. Was diesen Mann als Religionslehrer am unvergeßlichsten macht, ist seine von Allen anerkannte, von Vielen bewunderte, von Wenigen erreichte Gabe, die Religionslehren, unbeschadet der Gründlichkeit, allgemein faßlich und verständlich vorzutragen, — eine Gabe, die er nicht nur selbst rastlos übte, sondern auch Andern mitzutheilen redlich beflissen war. Seine Schriften zur Bildung künftiger Religionslehrer, so wie seine homiletischen und katechetischen Uebungsschulen haben viel genützt. Insonderheit aber waren es seine Vorlesungen über die populäre Dogmatik und Moral, wo er seine Meisterschaft im populären Unterrichte am glänzendsten darlegte und die er um so brauchbarer dadurch machte, daß er ihnen sein so sehr geschätztes, so allgemein verbreitetes und in so vielen öffentlichen Schulen eingeführtes christliches Lehrbuch für die Jugend zum Grunde legte, welches er da genau durchging, erklärte und zeigte, wie es beym Unterrichte gehandhabt werden müsse. Diese Vorlesungen wurden daher nicht nur vorzüglich werth gehalten und zahlreich besucht, sondern er wurde auch oft und von vielen Seiten her aufgefodert, ihren Inhalt durch den Druck bekannter und dadurch sein Lehrbuch selbst gemeinnütziger zu machen. Allein Mangel an Zeit, sein hohes Alter, andere literarische Arbeiten, vielleicht

auch Abneigung gegen abermalige Bearbeitung eines Werkes, das bereits durch die wiederholten Beschäftigungen damit den Reiz der Neuheit für ihn verloren hatte, ließ ihn nicht dazu kommen. Ein anonymer Brief, den er in dem letzten Jahre seines Lebens erhielt und in dem sich der gebildete und religiöse Geist einer edeln Mutter ausspricht, enthielt die Bitte an ihn, wenigstens die beim Religionsunterrichte zu gebrauchenden biblischen Sprüche mit Erklärung herauszugeben. Dieser Brief bestimmte ihn, mit seinem dritten Sohne, dem Herrn Pfarrer zu Oelschau, Rücksprache zu nehmen und ihm den Antrag zur Uebernehmung dieser, seiner Meinung nach, allerdings verdienstlichen, Arbeit zu machen. Als ihn dieser an die in seinen Vorlesungen über populäre Dogmatik und Moral hierzu schon reichlich vorhandenen Materialien und überhaupt an die schon oft an ihn ergangene Bitte erinnerte, diese Vorlesungen durch den Druck gemeinnütziger zu machen, mit der Bemerkung, daß die Erfüllung dieser Bitte auch die der im Briefe geäußerten in sich schließen würde; so zeigte er sich dazu sogleich bereitwillig unter der Bedingung, daß sein Sohn die Bearbeitung des Werkes für den Druck übernähme, worauf er diesem, der sich mit Freuden dazu verstand, die dahin gehörigen Handschriften zu diesem Zwecke einhändigte. Der bald nachher erfolgte Tod des verehrten Greises, so wie die viele Mühe und Sorgfalt erfordernde Uebertragung der so oft überarbeiteten und verbesserten Handschrift in eine zum Abdruck geeignete, verzögerte bisher die Erscheinung des Werkes. Gegenwärtig ist es vollständig unter dem Titel erschienen: D. **Johann Georg Rosenmüller's Handbuch eines allgemein faßlichen Unterrichts in der christlichen Glaubens- und Sittenlehre nach seinem christlichen Lehrbuche für die Jugend.** Das Werk besteht aus zwei Octavbänden, deren ersterer die christliche Glaubens- und der andere die christliche Sittenlehre abhandelt. Die Absicht des Verfassers war, practisch zu zeigen, wie die Lehren der christlichen Religion allgemein faßlich vorgetragen werden können. Er liefert daher einen Commentar zu seinem christlichen Lehrbuche für die Jugend, in welchem der Text desselben nebst den biblischen Stellen zergliedert, erläutert und weiter ausgeführt wird, nebst eingestreuten Bemerkungen und Winken für tiefer denkende und forschende Kenner der Religion überhaupt, so wie für künftige Religionslehrer insbesondere. Es finden hier also diejenigen, welche als Prediger, Schullehrer, Erzieher, Väter oder Mütter Religion faßlich **lehren** wollen, ein vollständiges Handbuch — so wie diejenigen, die als denkende Freunde der Religion über den einst in der Jugend erhaltenen Religionsunterricht hinausgehen und Religion gründlich **lernen** wollen, ein unterrichtendes Lehrbuch; gelehrte Theologen werden nicht ohne Interesse lesen, wie einer der Würdigsten und Erfahrensten aus ihrer Mitte über manche in unsern Tagen zur Sprache gebrachten theologischen Gegenstände dachte, ungelehrte Laien aber mit Verwunderung wahrnehmen, wie viel sich bei der schon im Lehrbuche so faßlichen und vollständigen Darstellung der Religionslehre gleichwohl noch denken und lernen lasse; wer das Lehrbuch selbst besitzt und gebraucht, erhält hier einen Schlüssel, der ihn tiefere Blicke in den geschickt angelegten und sorgfältig ausgeführten Bau des Ganzen thun und ihn unter dem Gewande des leichtesten und verständlichsten Vortrages, gleichwohl eine in strenger Ordnung, Kürze und Gründlichkeit entworfene Skizze eines religiösen Unterrichts entdecken lassen wird; — wer hingegen das Lehrbuch nicht besitzt, erhält ein Buch, welches auch ganz frei und unabhängig von jenem betrachtet und gebraucht werden kann. Der Name seines würdigen Verfassers, der gemeinnützige Zweck und Inhalt dieses Werkes, sein so wohl aufgenommener Vorbote — das Lehrbuch, endlich selbst das religiöse Bedürfniß unserer Zeit, wo ein rein biblischer, klarer, nüchterner Religionsunterricht um so nöthiger, als seltener zu werden scheint: — Alles dies vereinigt sich, es zu einer, wie wir hoffen, für Viele willkommenen Erscheinung zu machen.

Leipzig, den 15. September 1818.

F. A. Brockhaus.

IV.

Im Verlage des Unterzeichneten ist erschienen, und in allen Buchhandlungen zu haben:

Shakspeare's Schauspiele, übersetzt von Johann Heinrich Voß, und dessen Söhnen, Heinrich Voß und Abraham Voß. Mit Erläuterungen. gr. 8. Erster Band. 3 Thlr. (5 Fl. 24 Kr.) Dieser Band enthält: der Sturm: der Sommernachts-Traum; Romeo und Julia; (alle drey von Johann Heinrich Voß;) Viel Lärmen um Nichts (von Heinrich Voß).

Ueber die Erscheinung einer neuen Verdeutschung des Shakspeare, so viel es auch schon verdienstvolle Versuche in Hinsicht dieser höchstschwierigen Aufgabe der Uebersetzungskunst geben mag, kann man sich schon an sich selbst um so mehr freuen, je mehr von dem großen englischen Dichter dasjenige gilt, was die Portugiesen ihrem Camoens auf das Grabmal schrieben, es sei erlaubt ihn zu übersetzen, aber vom Schicksal unerlaubt, ihn jemals ganz zu erreichen. — Allein noch größer muß ohne Zweifel das diesem Unternehmen zuzuwendende Vertrauen seyn, da an der Spitze desselben ein Mann steht, der die Verdeutschung klassischer Dichter zur höchsten Kunst erhoben hat, und dabei den eigenen kräftigen Dichtergeist, unter dem Gesetze wörtlicher und metrischer Treue, so viel als möglich zu bewegen weiß. So ist es ihm, unterstützt von der Verwandtschaft des Englischen mit dem Deutschen auch hier in diesem ersten Theile bei Uebersetzung des Sturms, des Sommernachts-Traums, und von Romeo und Julie, gelungen, den großen Britten, nicht nur im Schwunge seiner kühnen humoristischen Phantasie, sondern auch in seiner ausdrucksvollen Wortstellung, in seinem den Gedanken immer angemessenen jambischen Gange, ja bis zu den Wort-, Reim- und Sylbenspielen und sogar den Alliterationen hinab so künstlerisch treu darzustellen, als es in einer fremden Sprache vielleicht möglich seyn dürfte. Erscheint hier auch Shakspeare nun mitunter einmal rauh, ungeglättet, einem neuen verfeinerten Geschmacke nicht immer angemessen, so wird darin jeder Unterrichtete das von uns entferntere Zeitalter des Originalgenies erkennen. gediegene Uebersetzung von weitläufiger Umschreibung oder Bearbeitung zu unterscheiden wissen, und der geübte, mit der wahren Poesie des deutschen Styls vertraute Leser wird dabei noch mehr Leichtigkeit und Natürlichkeit im Ganzen genommen finden, als sich bei so vielen zu überwindenden Schwierigkeiten erwarten ließ. Die jüngeren Herren Voß, ebenfalls als schon gewandte und mit Shakspeare's Geiste innig vertraute Shakspeare'sübersetzer bekannt, haben zwar ihrem Vater den ersten Platz in diesem Felde der Ehre mit rühmlicher Bescheidenheit überlassen, wie sich denn in diesem ersten Theile nur das Lustspiel: Viel Lärmen um Nichts, von Herrn Heinrich Voß dem jüngern befindet — indessen verbinden sie ihre Bemühungen mit der väterlichen im Geiste ihres würdigen Vaters. Herrn Heinrich Voßens des jüngern gehaltvolle Vorrede über die oft verkannte dichterische Kunst des Shakspeare trägt viel dazu bey, den Leser auf den richtigen Standpunkt zu stellen, und ebendesselben gelehrte kritische Erläuterungen geben Auskunft über die zum Verständniß des Originals zu wissen nöthigen antiquarischen oder literarischen Gegenstände, über die oft von Malone abweichenden Lesarten, und nicht selten über manche bekannte Eigenheiten des außerdem hier noch mit alterthümlichen Ausdrücken und passenden Provinzialismen künstlich bereicherten Styls der väterlichen Uebersetzung.

In der jetzigen Michaelis-Messe erscheint der zweyte Band, welcher enthalten wird: Der Kaufmann von Venedig, von Johann Heinrich Voß; Maas für Maas, von Abraham Voß; Was ihr wollt, von Joh. Heinr. Voß; der Liebe Mühe umsonst, von Heinrich Voß.

Leipzig, im October 1818.

F. A. Brockhaus.

Zeitgenossen.

Vierten Bandes

zweite Abtheilung.

August Ludwig von Schlözer.

Von B. A.

Einleitung.

In einer Zeit wie die unsrige, wo die großen Fragen über Verfassung, politische Freiheit und vornehmlich über die Freiheit der Presse von neuem an die Tagesordnung gekommen sind, seitdem Europa von dem Joche des Soldatenkaisers befreit worden, wo aber auch zugleich eine zahlreiche Parthei, für welche die Geschichte unserer Tage geschwiegen, auf's neue mit schon halb vergessenen Anmaßungen hervortritt, um den aufgeregten Geist der Zeit durch das alte abgenutzte Rüstzeug der Willkühr zu unterdrücken, durch Verläumdungen, Entstellung der Wahrheit und lichtscheue Ränke jeder Art die Wörter Verfassung, politische und Preßfreiheit verdächtig und gehäßig zu machen strebt, weil auch mit ihnen Misbrauch getrieben worden, gleich wie denn jede menschliche Einrichtung dem Misbrauche unterworfen ist, wo vorzüglich die Freiheit der Presse die Zielscheibe der bittersten Verfolgung und der hämischsten Angriffe geworden, weil sie die prunkende Eitelkeit entlarvt und die seichte Mittelmäßigkeit in ihrer Blöße darstellt: in einer solchen Zeit ist es wohl nicht unpassend, an einen Mann zu erinnern, der beinah ein halbes Jahrhundert lang für Recht und Freiheit ein rüstiger Kämpfer war, der auf seine Zeitgenossen, in seinem Vaterlande vornehmlich, von einem politischen Einflusse wurde, wie ihn fast nie ein bloßer Gelehrter und Universitätslehrer bis dahin in Deutschland erhalten, der unversöhnlicher Wider-

sacher jeder Willkühr, gleichviel wo und wie sie sich zeigte, bis endlich auch seine kühne Rede erstickt ward. Um so mehr aber thut es Noth, an Schlözer zu erinnern und an seine kraftvollen Worte, die wahrlich nicht selten an Freimüthigkeit bei weitem übertreffen, was jetzt das zarte, verwöhnte Ohr der eifrigen Freunde der Willkühr schon so schmerzlich berührt, da er lebte und wirkte in jener guten alten Zeit, welche jene Herren so oft im Munde führen, um die träge Menge, der das Alter, schon weil es alt ist, auch vortrefflich und ehrwürdig erscheint, zu täuschen und für sich zu gewinnen. Wohl war jene Zeit, wenn anders Deutsche überhaupt eine Zeit loben können, in der des Vaterland's alte Verfassung mit schnellen Schritten gänzlicher Auflösung entgegenging, in mancher Rücksicht eine gute zu nennen, in keiner mehr, als weil in ihr, — wenn gleich nicht gesichert durch Gesetz und Verfassung, dennoch hervorgerufen durch das tief gefühlte Bedürfniß, und begünstigt durch die persönliche freisinnige Denkweise einzelner Fürsten und Regierungen, hauptsächlich durch das rühmliche Beispiel des großen Friedrich, befördert außerdem durch den zerstückelten Zustand von Deutschland, wo die alte Gewohnheit des Rechts die Willkühr noch nicht gleich ungescheut hervortreten ließ, als in unsern Tagen, — Sprech- und Preßfreiheit in einer Ausdehnung gestattet wurden, die gar wohlthätig auf die Bildung einer öffentlichen Meinung einwirkte. Es war jene Zeit allerdings eine gute zu nennen, indem in ihr der Wunsch und das Streben nach Verfassung und ordnungsmäßig gesicherter Freiheit beinah aller Orten gleichmäßig erwachte, ein rühmlich würdiges Streben, wenn es gleich, bald durch die Mißgriffe

der französischen Revolution, durch die sie befleckenden Greuel, weil hier der verabscheuungswürdigste Mißbrauch mit der Freiheit getrieben wurde, denen, die so gern alles Unglück von Europa allein der französischen Revolution zuschreiben möchten, ohne zu bedenken, daß jene Schuld recht eigentlich auf die Willkühr fällt, welche die Revolution erst hervorgerufen, reichlichen Stoff zu Beschuldigungen und Anklagen gegen die Freiheit selbst hat geben müssen. Es war jene Zeit allerdings eine gute zu nennen, als in ihr jene Untersuchungen über Staat und Staatsverfassung, über bürgerliche und politische Freiheit, über Menschen- und Bürgerrechte entweder zuerst begannen, oder doch mit allgemeinerem Interesse betrieben wurden, Untersuchungen, die, wiewohl nachmals eine Zeitlang durch das Fach der Willkühr erdrückt, jedoch nicht erstickt, mit neuer Lebendigkeit in unsern Tagen die Gemüther beschäftigen. In jener Zeit lebte und wirkte Schlözer, und sein Verdienst war es guten Theils, daß man jene Zeit vielleicht eine gute nennen mag, wirkte in ihr mit einer Kraft und fest entschlossenem Willen, mit einer kühnen Furchtlosigkeit, wie nur wenige unter seinen Vorgängern und Zeitgenossen, erlangte aber auch dadurch einen Einfluß und eine Wirksamkeit, wie seine bürgerlichen Verhältnisse kaum erwarten ließen. Zwar erfuhr auch er, was zu jeder Zeit das Schicksal derer gewesen, die als Verfechter für Wahrheit und Recht mit dem Vorurtheile und der Selbstsucht die schwere Fehde gewagt, auch er ward vielfach verkannt und angefeindet, selbst die Preßfreiheit, die er den größten Theil seines Lebens hindurch ritterlich vertheidigt, ihm noch am Abend desselben bestritten; nichts desto weniger aber, und

wiewohl das nachmalige Unglück von Europa, die um sich greifende Unterdrückung und Herrschaft der Willkühr, alles vertilgen zu müssen schien, was die besseren Geister der nächst vergangenen Zeit mit sorgsamem Fleiße und unter schwerem Kampfe mühsam begründet, so hat sich dennoch auch in unsern Tagen an Schlözer's Beispiele wiederum herrlich bewährt, daß kein redliches Streben ganz spurlos vorübergehe, daß jede neu erweckte große Idee fortlebe und sich fortbilde in der Zeit, und wenn auch spät, darum nicht minder gewiß, einst reichliche Früchte trage. Um so heiliger aber soll uns die Verpflichtung seyn, das Andenken eines Mannes zu feiern, der unter die freisinnigsten der neueren Zeit gezählt zu werden verdient, je mehr in unserm deutschen Vaterlande nur das eigene Bewußtseyn und dankbare Erinnerung der Bessern den seinigen ähnliche Verdienste lohnt.

August Ludwig von Schlözer.

August Ludwig von Schlözer, zweiter Sohn von Joh. Georg Friedrich Schlözer, Prediger, und Sophie Katharina gebornen Haigold, aus einer ehrenwerthen Predigerfamilie, ward am 5ten Julius 1735 zu Jagstadt an der Jart im Hohenlohe-Kirchbergischen geboren. Kaum vier Jahre alt (1739), hatte er das Unglück, seinen Vater durch den Tod zu verlieren, worauf er sich bis in sein zehntes Jahr bei seinem Großvater, Magister Haigold, Prediger zu Rupertshofen — der den talentvollen Knaben mehr als billig verzog — dann (seit 1745) sechs Jahre lang bei seiner an den Rektor Johann Schulz zu Werthheim verheiratheten älteren Schwester Sophia Dorothea sich aufhielt und zugleich die Schule an letzterm Orte besuchte. Als er aber zu Ostern 1751 dieselbe verließ, um sich zu Wittenberg nach dem Wunsche seiner Verwandten der Gottesgelahrtheit zu widmen, war schon damals der sechszehnjährige Jüngling nach dem Zeugnisse seiner Lehrer in der lateinischen, griechischen, hebräischen, chaldäischen, syrischen und französischen Sprache gar wohlbewandert und ward noch in demselben Jahre (6 Oktbr) in die damals zu Wittenberg unter dem Namen der Civitas literata bestehende gelehrte Gesellschaft aufgenommen. Schon damals aber zeigte er jenen entschlossenen Widerstand gegen jedes Unrecht, welcher nachmals vorherrschender Zug seines Karakters blieb. So focht er einst wenige Augenblicke vor dem Eintritte des Professors in den Hörsaal ein Duell durch, wozu ihn ein schreiendes Unrecht, welches einem seiner Nachbarn zugefügt worden war, gereizt hatte. Vorzüglich betrieb er zu Wittenberg die orientalischen Sprachen; schon früh scheint die Idee einer Reise nach dem Orient, die nachmals mehrere Jahre hindurch sein Lieblingsplan blieb, bei ihm Wurzel gefaßt zu

haben. Nachdem er zu Wittenberg über eine Abhandlung de vita Dei öffentlich disputirt (27 April 1754), verließ er dasselbe noch in dem nämlichen Jahre und begab sich nach Göttingen, wo gleichfalls während zweier Jahre Gottesgelahrtheit, vorzüglich biblische Philologie, sein Hauptstudium blieb. Von Göttingen führte ihn ein vortheilhaft scheinender Vorschlag als Hauslehrer nach Schweden. Viertehalb Jahre lebte er in diesem Lande theils zu Stockholm, theils zu Upsala, wo er auch des berühmten Linné's Unterricht zu benutzen nicht versäumte, indem er fortwährend seinen orientalischen Reiseplan im Auge behielt, zugleich aber auch damals zuerst die schriftstellerische Laufbahn betrat, die er nachmals so ehrenvoll durchlaufen. Schon im Jahr 1758 gab er zu Stockholm in schwedischer Sprache seinen Versuch einer Handelsgeschichte heraus und sammelte zugleich daselbst die Materialien zu seiner erst nachmals im Jahre 1772 erschienenen allgemeinen nordischen Geschichte.

Noch einmal kehrte er jedoch nach Göttingen zurück (1759), um sich ganz der Vorbereitung zu seiner morgenländischen Reise zu widmen, denn immer lebhafter ward sein Wunsch, den Orient, diese Wiege des Menschengeschlechts, mit eigenen Augen zu schauen; vorzüglich für biblische Philologie hoffte er davon eine reiche Ausbeute. Neben den orientalischen Sprachen, hauptsächlich der arabischen, welche er jetzt unter des Ritters Michaelis Leitung mit dem angestrengtesten Fleiße und mit solchem Erfolge betrieb, daß er darin bald selbst Unterricht zu ertheilen im Stande war, legte er sich mit allem Eifer, vorzüglich unter der Anweisung des bekannten Geburtshelfers Röderer, dessen Tochter nachmals seine Gattin ward, auf die Arzneikunde, als einer unerläßlichen Bedingung zum Gelingen seines großen Plans. Bis zum Jahre 1761 blieb er zu Göttingen. Schon war er im Begriff, sich nach Vollendung seines akademischen Cursus, durch eine Abhandlung de pabulo vitae, die medicinische Doktorwürde zu erwerben; schon hatte er sich zweihundert Dukaten zu seiner orientalischen Reise erspart und hoffte binnen wenigen Jahren diese Summe verdoppeln zu können, um falls auch alle Unterstützungen von außen ihm gänzlich abgingen, durchaus selbstständig auf eigne Hand den lang vorbereiteten Lieblingsplan ausführen zu können; schon hatte er, um sich die ihm noch ab-

gehende praktische Kenntniß der Handlung zu verschaffen, sich anfangs an den dänischen Consul zu Bordeaux, Rousseaux de Deldenheim, dann (11 Jan. 1761) an einige Lübeckische Handelshäuser gewandt, um ihn ohne allen Gehalt nur gegen freie Station, ein Jahr lang auf einem großen Komptoire zu Riga oder zu Danzig unterzubringen, als ein aus Rußland ihm zugekommener Antrag seinen ganzen Lebensplan plötzlich störte *). Durch den als Geographen bekannten Büsching, der um dieselbe Zeit einen Ruf von Göttingen nach Petersburg als Prediger an die dortige deutsche Peterskirche erhalten und angenommen, einen vertrauten Freund des berühmten russischen Geschichtsforschers und Reichshistoriographen Müller, geschah Schlözer, auf Vorschlag des Ritters Michaelis, der Antrag, zunächst als Hauslehrer in die Dienste von Müller zu treten und demselben bei der Ordnung und Verarbeitung seiner zahlreich gesammelten Materialien zur russischen Geschichte behülflich zu seyn, jedoch mit der Aussicht, in der Folge bei der Petersburger Akademie der Wissenschaften, bei der Müller den Posten eines beständigen Sekretairs bekleidete, eine öffentliche Anstellung zu erhalten. Vorzüglich durch Michaelis überredet, der diesen Vorschlag als eine vortreffliche Gelegenheit ansah, seinen orientalischen Reiseplan, für den auch er lebhaft eingenommen war, noch mehr zu erweitern und anziehender zu machen, wenn er unterstützt und begünstigt von der russischen Regierung, von Rußland aus, auf einem bisher ungewöhnlichen Wege den Orient bereise, ging Schlözer auf den in jeder andern Rücksicht eben nicht sehr glänzenden Vorschlag, denn nur hundert Rubel Jahrgehalt hatte Müller geboten, bereitwillig ein und schrieb selbst nach getroffener Uebereinkunft mit Büsching an Müller (13 März 1761), indem er sich von demselben theils die Erlaubniß erbat, seine Reise bis zum Sommer aufschieben zu dürfen, um sich indessen auf seine neuen Geschäfte gehörig vorbereiten zu können, theils aber auch ihm seine Bereitwilligkeit das Russische zu lernen, woran Müller vornehmlich gelegen war, erklärte und ihn zugleich von seinem

*) August Ludwig Schlözer's öffentliches und Privatleben, von ihm selbst beschrieben. Erstes Fragment. Aufenthalt und Briefe in Rußland, vom Jahre 1761 — 1765. Literaturnachrichten von Rußland in jenen Jahren. Göttingen. 1802. 8.

Plane, in einigen Jahren eine Reise nach dem Oriente vorzunehmen, ein Plan, den er auf keine Weise aufzugeben gesonnen sey, benachrichtigte. Bereitwillig gestand ihm Müller den verlangten Aufschub zu, auch zur Ausführung seines großen Reiseplans, meinte er, würde sich gar leichtlich in Rußland Gelegenheit finden. Bereits im Mai verließ Büsching Göttingen, schon jetzt gegen Schlözer eingenommen, den man ihm als heftig und unverträglich geschildert; am 19ten August folgte letzterer ihm nach. Ohne daß das Anerbieten einer Professur auf der neu errichteten meklenburgischen Universität Bützow ihn in seinem Vorhaben wankend gemacht hätte, schiffte er sich zu Lübeck nach Petersburg ein und landete endlich nach einer langwierigen, gefahrvollen Seereise (am 18ten Nov.) zu Aspö, drei und dreißig Meilen von Petersburg, da die immer stürmischer werdende Jahreszeit ihn nicht hoffen ließ, diese Stadt selbst zu Schiffe zu erreichen; fünf Tage später langte er endlich, nach manchen überstandenen Mühseligkeiten, in der Hauptstadt des russischen Reiches an. Mit seinem Eintritte in Rußland beginnt aber auch zugleich unverkennbar eine neue wichtige Periode seiner wissenschaftlichen und politischen Bildung, indem er hier theils eine Richtung auf Statistik und Geschichte erhielt, deren Bearbeitung vornehmlich seinen Ruhm begründet, theils jener unbezwingliche Haß gegen alle Willkühr, der nachmals vorherrschender Zug seines öffentlichen Charakters blieb und seine Thätigkeit für die Zeitgenossen so wohlthätig machte, sich noch weiter in ihm entwickelte.

Sein erster Empfang im Müllerschen Hause schien die Erwartungen, die er von seinen neuen Verhältnissen im voraus gefaßt hatte, mehr als zu rechtfertigen. Müller, ein tiefgelehrter, zugleich aber auch stolzer und heftiger Mann, der selbst durch einen mehrjährigen Aufenthalt in Rußland sich nicht zu beugen gelernt, den zugleich die Zurücksetzungen, die er vielfach hatte erdulden müssen, mit einem gewissen Ingrimm erfüllt hatten, den er nicht zu verbergen wußte, empfing ihn mit überraschender Freundlichkeit, und er selbst gesteht, daß der heftige Mann, den selbst seine Vorgesetzten fürchteten, dennoch nie gegen ihn, da er ihm von Anfang an ein bescheidenes aber festes Betragen gezeigt, heftig geworden und daß, hätte er sich in dem einzigen Punkte seiner Reisesucht mit ihm vereinigen können, er gern sein halbes Leben mit ihm hätte zubringen

mögen. Mit jedem Tage stieg Müllers Achtung vor Schlözer, theils wegen dessen Kenntniß der neuesten deutschen Literatur, in der er selbst um volle dreißig Jahre zurück war, theils wegen seiner nicht minder genauen Bekanntschaft mit der schwedischen Sprache, vornemlich der schwedischen Geschichte. Als daher Schlözer endlich verabredetermaßen den Unterricht mit Müller's ältestem Sohne anzufangen wünschte, erklärte dieser selbst offenherzig: „dazu sey er viel zu gut!" Mit desto rüstigerem Eifer gab sich daher Schlözer an die Erlernung des Russischen und Alt-Slavonischen, um die alte russische Geschichte aus den Quellen, den bisher so gut wie noch gänzlich unbenutzten Chroniken, schöpfen zu können. Beinah ohne alle Hülfsmittel, eine äußerst mangelhafte Sprachlehre, und ein noch mangelhafteres Wörterbuch waren die einzigen, die ihm Müller zu verschaffen wußte, begann er die Erlernung der damals nicht nur im Auslande, sondern selbst den in Rußland ansässigen Fremden noch beinah gänzlich unbekannten russischen Sprache. Endlich erhielt er durch Müller ein vollständiges geschriebenes russisches Wörterbuch, welches bei der Akademie aufbewahrt wurde und — was jeden andern zurückgeschreckt haben würde, — ohne Zaudern begann er das 781 Foliobogen starke Werk zu seinem Gebrauche abzuschreiben und demselben zugleich eine bequemere Einrichtung zu geben; schon nach acht Wochen hatte er glücklich die erste Ukase in's Deutsche übersetzt. Funfzehn Sprachen hatte er bisher schon grammatisch behandelt, um so leichter überwand er die Schwierigkeiten der russischen, wiewohl dieselben auch ihm größer dünkten, als bei irgend einer der bisher erlernten. Seine schon früh bei der Erlernung einer jeden neuen Sprache geübte Methode, die Wurzelwörter aufzusuchen, wodurch ihm das Verständniß der abgeleiteten Wörter gar sehr erleichtert wurde, befolgte er auch jetzt und erlernte so zu gleicher Zeit und ohne viele Mühe auch zum Theil die übrigen slavischen Mundarten, indeß er sich auch durch das Entwerfen von Tabellen die Arbeit um vieles zu erleichtern wußte. Allein kaum hatte er diese erste Schwierigkeit glücklich überwunden, als er gegen eine zweite ungleich größere zu kämpfen hatte, gegen die Aengstlichkeit Müller's, ihm, dem unbekannten Fremdlinge, seine reichen geschichtlichen Sammlungen aller Art zur Benutzung zu überlassen. Vor allen verlangte Schlözer nach alt russischen Jahrbüchern, dem Nestor und seinen Fortsetzern, denn die ältere russische

Geschichte war damals, vorzüglich im Auslande, noch so gut als gänzlich unbekannt, die schon lange bestandene Petersburger Akademie der Wissenschaften hatte dafür beinah gar nichts gethan. Endlich war er so glücklich, die Handschrift eines sogenannten Nestor's zu erhalten und mit gleichem Eifer als er das Russische erlernt, warf er sich jetzt auch auf das Altslavonische; nichts wiederstand seinem eisernen Fleiße, bald verstand er, den Nestor in der Ursprache zu lesen. Je unangenehmer und gespannter aber schon jetzt aus dem oben angeführten Grunde sein Verhältniß zu Müller zu werden begann, um so erfreulicher überraschte ihn seine durch Michaelis betriebene Ernennung zum Korrespondenten der Göttingischen Societät der Wissenschaften. (5 Octbr. 1761). Allein bald sollten seine Verhältnisse noch um vieles schwieriger werden; derselbe Despotismus, der das ganze russische Reich beherrschte, herrschte auch in der Akademie der Wissenschaften; Gelehrte glaubte man außerdem durchaus nicht zu bedürfen; von gründlich gelehrtem Studium hatte man kaum einen Begriff, und so mußte man es wohl unbegreiflich finden, daß ein junger Deutscher, der ohne mächtige Beschützer und ungerufen von der Regierung in's Land gekommen, seinen eigenen Willen mit Festigkeit durchsetzen und sich selbst seinen Lebensplan vorzeichnen wolle. Endlich that ihm Müller im Anfange des nächsten Jahres (Jan. 1762) den Vorschlag, Adjunkt bei der Akademie mit 300 Rubel Besoldung — schon damals in Petersburg eine höchst unbedeutende Summe — zu werden, zugleich aber sich vorläufig auf fünf Jahre bei der Akademie zu verpflichten und sich demnächst Rußland auf Zeitlebens zu widmen; die Hoffnung zu einer Reise nach dem Orient, noch immer der Lieblingsplan Schlözers, schien immer ungewisser und weitaussehender zu werden, bald zeigte sich Müller demselben durchaus abgeneigt. Trotz dieser verdrieslichen Verhältnisse ließ Schlözer in seinem eisernem Fleiße keinesweges nach. Die Ankunft eines alten Freundes, Backmeister's, nachmaligen Saatsraths und Ritters, der als Lehrer einiger Zöglinge Müller's sein Stubengenosse ward, erhielt seinen Muth und seine Stärke, er selbst gesteht, „daß er nicht unterlegen, habe er recht eigentlich und allein dieses Mannes Freundschaft zu danken." Eine neue Aussicht zu einer Professur zu Bützow, die er jetzt bereitwillig ergriff, verschwand beinah eben so schnell, als sie erschien, gleich wie die

Hoffnung zu einer Adjunktur bei der Petersburger Akademie, da seine billigen Foderungen nirgends, selbst nicht bei Müller Eingang fanden. So schien plötzlich sein ganzer Lebensplan gestört, die Aussicht auf eine Reise in den Orient, die ihn allein so manches Unangenehme hatte ertragen lassen, war dahin, und nur um dies Jahr seines Lebens nicht gänzlich verloren zu geben, beschloß er noch ein zweites in Rußland zu bleiben und während desselben die mittlere russische Geschichte von dem Jahre 1050 bis 1450 aus den Chroniken und sonstigen alten Nationalschriftstellern zu bearbeiten. Allein nicht einmal eine Hauslehrerstelle wollte ihm Müller, durch Neid und Eifersucht getrieben, verschaffen. Auch Büsching, an den er sich in seiner täglich steigenden Verlegenheit gewandt, versagte ihm seine Hülfe. Endlich half ihm der Staatsrath von Taubert, ein zu Petersburg geborner Deutscher, und nebst dem Chemiker Lomonossow, dessen Eitelkeit auch zugleich auf den Ruhm eines Geschichtsschreibers seines Vaterlandes Anspruch machte, Chef der akademischen Kanzlei. Zufällig hatte derselbe Schlözern kennen und schätzen gelernt und versprach, ihm die Anstellung als Adjunkt bei der Akademie auf unbestimmte Zeit mit dem gesetzlichen Gehalte von 360 Rubel und zugleich, die eines Lehrers in der neu errichteten Erziehungsanstalt der Söhne des Hettmanns Rasumowski, des Präsidenten der Akademie, mit vollkommen freier Station zu verschaffen. Allein ehe noch seine Anstellung von Rasumowski unterschrieben war, erfolgte am 9ten Julius die Revolution, welche Peter vom Throne stürzte und auch Schlözer's Aussichten aufs neue zu vernichten drohte. Endlich erlangte er zwar seine Anstellung (15 Julius 1762), allein das gute Vernehmen mit Müller war unwiederbringlich zu Ende; Schlözer verließ zugleich sein Haus und bezog seine neue Wohnung in der Rasumowskischen Erziehungsanstalt. Seine Arbeiten als Adjunkt der Akademie beschränkten sich beinah einzig auf Uebersetzungen wichtiger Ukasen; Müller, dem er zunächst zur Hülfe beigegeben worden, gab ihm durchaus nichts zu thun, und mit desto größerem Eifer beschäftigte er sich daher mit der ältern russischen Geschichte bis zur Thronbesteigung des Hauses Romanow; die neuere russische Geschichte zu bearbeiten, schien damals selbst Schlözer noch zu gefährlich. Schon im Anfange des nächsten Jahres führte ihn dies Studium theils zu dem der übrigen, mit dem russischen verwandten

slavischen Dialekte, die ihm bereits nicht mehr fremd waren, theils zu dem der Byzantiner. Dabei waren seine Verhältnisse in der Rasumowskischen Erziehungsanstalt die angenehmsten, die er wünschen mochte; hier zuerst begann er, russische Statistik, dann bald Universalgeschichte zu lehren; erst nach einigen Jahren (1765) ward die gesammte Erziehungsanstalt aufgehoben.

Die ersten Jahre von Catharina's Regierung waren die Zeit der Entwürfe und neuen Einrichtungen aller Art. Bereits gegen das Ende des Jahres 1763 ward viel von Vermehrung der Bevölkerung gesprochen, und aufgefordert von Taubert, der mit mehreren der ersten Männer des Reichs in genauer Verbindung stand, entwarf Schlözer ein Modell zu Kirchenlisten, welches schon im Anfange des nächsten Jahres (1764. 22 Febr.), durch einen besondern Befehl der Kaiserin zunächst für Petersburg angenommen ward, dagegen aber blieb sein Plan zur Errichtung eines vollständigen Tabellen-Komptoirs, so wie dasselbe damals schon in Preußen und Schweden bestand, unbeachtet; erst nachmals, als er selbst schon Rußland verlassen, wurden die von ihm zuerst entworfenen Kirchentabellen von Petersburg aus allmählig über das ganze Reich verbreitet. Schlözer, der das Tabellenwesen zuerst in Schweden kennen gelernt, ward durch diesen Versuch, wie er selbst gesteht, noch mehr für dasselbe gewonnen, und freilich waren auch die Nachtheile desselben damals noch nicht durch die Erfahrung erprobt. Sogar eine russische Grammatik, da die bisherigen sämmtlich beinah durchaus unbrauchbar waren, arbeitete er um diese Zeit aus (1764), zufällige Hindernisse aber hemmten die Vollendung des Drucks derselben, der von der Akademie hatte besorgt werden sollen. Nur allein seine Gewohnheit, äußerst schnell und durchaus mit Abkürzungen oft in mehreren Sprachen zugleich zu schreiben, je nachdem er in der einen oder der andern den kürzesten Ausdruck für die zu bezeichnende Idee vorfand, dann aber auch die streng befolgte Regel, zu derselben Zeit nur eine und dieselbe Arbeit, diese aber auch dann mit einer Art von Wuth — wie seine Freunde es nannten — zu betreiben, welches ihm freilich auch jeden Herbst, den er in Petersburg verlebte, ein schleichendes Fieber zuzog, nur dies mag es einigermaaßen erklären, wie der Mann in dem kurzen Zeitraume von drittehalb Jahren so viel und so mancherlei zu beschicken vermochte.

Land und Volk, die Menschen und die Natur, die ihn umgaben, kennen zu lernen, blieb dabei fortwährend sein Hauptaugenmerk, und welchen reichhaltigeren Schauplatz hätte er für seine Beobachtungen finden mögen als Petersburg, wo, nach seinem eigenen Ausdrucke, Europa und Asien zusammenstoßen. Im Junius 1763 kam auch Joh. Beckmann, den Schlözer drei Jahre früher zufällig zu Göttingen kennen gelernt hatte, von Büsching als Lehrer an die deutsche Petri-Schule berufen, zu Petersburg an, und schon jetzt entstand unter ihnen jene innige Freundschaft, die nachmals zwischen beiden ausgezeichneten Männern zu Göttingen bis an das Ende ihres Lebens ununterbrochen fortgesetzt ward. Seinen Plan, den Orient zu besuchen, hatte freilich Schlözer jetzt noch keineswegs gänzlich aufgegeben, allein auch Taubert, sein neuer Gönner, behandelte denselben, gleichwie früher Müller, als eine Grille, und doch war es recht eigentlich diese Grille, welche ihn überhaupt nach Rußland zu gehen bewogen; allein dort konnte man durchaus nicht begreifen, wie Jemand, nur von Wißbegierde getrieben, ohne unmittelbare persönliche Vortheile, eine so weit aussehende, beschwerliche Reise auch nur unternehmen möge. Dieser Widerstand, dem er aller Orten gegen seinen Lieblingsplan begegnete, seine zunehmende Augenschwäche, vornehmlich eine Folge seines angestrengten Studiums handschriftlicher Chroniken, schwächte jedoch seine anfängliche Vorliebe für denselben, und sowohl dieß, als die geringe Aussicht auf eine baldige Verbesserung seiner Lage, die ihn in den Stand hätte setzen können, durch angenehme häusliche Verhältnisse das drückende Gefühl des Alleinstehens in dem fremden Lande zu verscheuchen, brachten ihn allmählich zu dem festen Entschlusse, Rußland wiederum zu verlassen; zu Göttingen zu leben, ward dagegen sein eifrigster Wunsch, und bald schien sich dazu eine paßliche Gelegenheit zu zeigen. Wiederholte Anträge, die ihm (März und April 1764) zu einer Anstellung bei dem Land- dann bei dem Seekadettenkorps gemacht worden, hatte er abgelehnt, um nicht von dem Studium der alt-russischen Geschichte abgezogen zu werden, und auf Taubert's Rath ward dieß jetzt von ihm benutzt, theils um sich einen dreimonatlichen Urlaub zu einer Reise nach Deutschland zu erbitten, theils um noch vorher das Urtheil der Akademie zu vernehmen, ob sie ihn, nachdem er bereits zwei Jahre lang bei ihr gearbeitet, einer paßlichen Anstellung und Versor-

gung bei sich für würdig achte. Im schlimmsten Falle, meinte er, werde man dieß letztere Gesuch verweigern, ihn aber ruhig ziehen lassen; denn daß man die Foderung, die er zu machen gesonnen war, ihn zum ordentlichen Professor mit 1000 Rubel Gehalt zu ernennen, bewilligen werde, durfte er kaum erwarten. Allein die Sache lief durchaus anders, als er gehofft hatte; die akademische Kanzlei erklärte sich zwar geneigt, ihm den erbetenen Urlaub zu bewilligen, verlangte aber auch zugleich, um seine Anfrage wegen einer künftigen Anstellung gehörig beantworten zu können, von ihm einen Plan, was er in Zukunft für Rußland zu leisten gedenke. Schon nach wenigen Tagen reichte er denselben bei ihr ein; theils war es alte russische Geschichte, theils Verpflanzung ausländischer Kenntnisse aller Art durch Uebersetzungen und Auszüge, wozu er sich bereit erklärte. Die Mehrzahl der Mitglieder der Akademie genehmigte den Plan, vorzüglich dessen erstere Hälfte; nur zwei Männer widersetzten sich heftig, sein anfänglicher Gönner Müller und der Chemiker Lomonoßow, beide aus gelehrter Eifersucht, da auch letzterer, wie bereits angeführt worden, auf den Namen eines Geschichtsforschers Anspruch machte. Um so glücklicher schien es für Schlözer, daß er beinahe zu derselben Zeit (1764, Jun.) eine Ernennung als Professor zu Göttingen, wenn gleich für jetzt noch ohne Gehalt, auf Michaelis Betrieb, erhielt. Allein um so heftiger ward Müller's und Lomonossow's Widerstand, und es kam so weit, daß letzterer einen Senatsbefehl auswirkte, Schlözer's Abreise aus dem Reiche aufzuhalten und ihm seine historischen, bisher noch nicht öffentlich bekannt gemachten Sammlungen abzufodern (1764, 14. Jul.); er gerieth selbst in Gefahr, daß seine sämmtlichen Papiere durchsucht werden würden. Zwar geschah Letzteres nicht, nichts desto weniger aber hatte er noch eine ziemliche Zeitlang mit Ränken aller Art zu kämpfen. Fortwährend blieb ihm seine Abreise verwehrt, vergeblich waren wiederholte Gesuche um die Erlaubniß, zu reisen, indem er sich zuletzt selbst zur Auslieferung seiner verdächtig scheinenden Papiere erbot; er bekam keine Antwort. Daher wandte er sich endlich durch den Generalrequetenmeister Kozlov, dessen Sohn er früher in der Rasumowskischen Erziehungsanstalt mit unterrichtet, unmittelbar an die Kaiserin selbst (1764, Nov.); allein auch da wurden ihm noch mancherlei Schwierigkeiten entgegengesetzt; auf jede Weise suchte man ihn zu

dem practischen Fache herüberzuziehen, vornehmlich der Geheime Rath Teplov, dessen Sohn er ebenfalls früher unterrichtet: Schlözer aber fühlte einen unüberwindlichen Widerwillen gegen jede praktische Laufbahn. Alle ihm gethane Anerbietungen schlug er aus (1764, 16. Dec.); das Gefühl, Gefangener in Rußland zu seyn, quälte ihn unaussprechlich. Um desto unerwarteter kam es ihm, als man endlich von Seiten der Regierung alle von ihm gemachte Foderungen zugestand (1765, 15. Jan.); er ward zum Professor bei der Akademie mit 860 Rubel Gehalt ernannt und alte russische Geschichte ihm zu seiner Hauptbeschäftigung angewiesen; auch der verlangte dreimonatliche Urlaub zu einer Reise nach Deutschland ward bewilligt. Am 26sten Junius, 1765; reisete er, froh über den unerwartet glücklichen Ausgang, nach Kronstadt ab. Sein orientalischer Reiseplan war zu Grunde gegangen; darum gab er auch jetzt das Studium der Medicin gänzlich auf. Nach seiner Rückkehr nach Rußland blieb er noch zwei Jahre lang zu Petersburg; dann kehrte er aufs Neue mit Urlaub nach Göttingen zurück (1767), wo er bis zu seiner Ernennung zum ordentlichen Professor der Politik blieb (1769).

Sein Aufenthalt in Rußland, seine dortigen Schicksale und Begegnisse, die Erfahrungen, welche er in diesem, damals im Einzelnen den Ausländern noch wenig bekannten Lande gemacht, hatten einen unverkennbaren Einfluß auf die ganze nachmalige Richtung seines Geistes, sein gesammtes nachmaliges Wirken und Treiben, und er selbst hat uns darüber in dem Fragmente seiner Selbstbiographie mehrfache wichtige Winke gegeben. So giebt er z. B. seine gefährliche erste Reise nach Petersburg, als der Untergang des Schiffs und der Mannschaft unvermeidlich schien, als den Zeitpunkt an, wo er zuerst Tod und Gefahren zu verachten gelernt und zugleich sich überzeugt habe, daß man nur erst dann, wann man zu dieser Todesverachtung gelangt sei, seines Lebens recht froh werden könne, eine Ueberzeugung, die für sein ganzes übriges Leben entscheidend war. Mit desto unerschrocknerem Muthe bekämpfte er von jetzt an die Willkür, unter der er selbst so empfindlich gelitten; jede Art von Beschränkung der natürlichen Freiheit, von der er in Rußland die empörendsten Beispiele und die traurigsten Wirkungen auf die Bildung und den Charakter der so herabgewürdigten Menschen wiederhoit zu sehen Gelegenheit gehabt, ward ihm ein

Greuel. Er hatte erkannt, wie der unnatürlichste Preßzwang so manches Gute, was mit Leichtigkeit in Rußland hätte gedeihen mögen, dort nicht aufkommen ließ, wie die tüchtigsten Männer und ihre vortheilhaftesten Vorschläge deshalb unbeachtet und unbenutzt blieben, während die Regierung nur zu oft von ränkevollen und kühnen Projektmachern auf das Gröbste getäuscht ward. Beinahe täglich hatte er zu bemerken Gelegenheit gehabt, wie verderblich der Despotismus selbst auf gebildete und bessere Menschen wirke, wie Kriecherei und verächtliche Demuth gegen die Hohen und Gewaltigen mit Uebermuth und empörender Härte gegen diejenigen, denen man gebieten zu können glaubte, gepaart sey. Aller Orten hatte er Ränke, Hinterlist, Neid, die lächerlichste Eitelkeit und die niederträchtigste Habsucht, hatte alle sclavische Laster, als das nothwendige Gefolge des Despotismus, gesehen. Mit dieser Ueberzeugung kam er nach Deutschland zurück, und auch hier fehlte es ihm bald nicht an Gelegenheit, die Willkür, seinen Todfeind, zu bekämpfen.

Mit seiner Anstellung als ordentlicher Professor der Politik zu Göttingen beginnt seine glänzende, gemeinnützige Thätigkeit. Unmittelbar hatte sich dieselbe in Rußland nur auf einen engen Kreis beschränkt; seine neuen Verhältnisse eröffneten ihm dagegen schon von selbst einen ausgedehnteren Wirkungskreis, und seine rastlose Thätigkeit, sein nie ruhender Eifer gab demselben bald eine noch ungleich weitere Ausdehnung. In doppelter Rücksicht wirkte und arbeitete Schlözer auf eine gleich ausgezeichnete Weise, theils in rein wissenschaftlicher Hinsicht, wie dieß schon sein Beruf am natürlichsten mit sich brachte, theils aber auch, was ungleich weniger bei deutschen Professoren der Fall zu seyn pflegt, in praktisch politischer, wenn uns dieser Ausdruck erlaubt ist. Wie er in erster Rücksicht gewirkt, was er für die Wissenschaft gethan, das haben seine Zeitgenossen dankbar anerkannt; und wenn gleich der große Mann, der freilich zuweilen seine Meinung mit einer gewissen Härte durchzufechten schien, die, wiewohl aus dem reinsten Eifer für Wahrheit entsprungen, dennoch nicht selten die Eitelkeit reizte und beleidigte, von Manchem auch schon in seinem Leben angefeindet, öfter jedoch widersprochen als widerlegt ward, noch unfreundlicher aber nach seinem Tode selbst von denen behandelt worden, die auf seinen Schultern stehend durch Verachtung und Spott über seine

menschlichen Schwächen sich von der ihm schuldigen Dankbarkeit zu entschlagen suchten, so wird nichts desto weniger, so lange der Sinn für ernste Forschung noch nicht erstorben, der Name Schlözer von allen Freunden und Kennern der Wissenschaft mit tiefer Verehrung ausgesprochen werden. Vorzüglich gilt dieß von seinen Forschungen über alte nordische Geschichte und von seinen Bestrebungen für Statistik und Politik. Seine allgemeine nordische Geschichte, die er zuerst im Jahre 1772 herausgab, und sein Nestor, von dem die vier ersten Bände 1802 und 1805, der fünfte, durch die ungünstigen Zeitumstände verspätet, nach einem beträchtlichen Zwischenraume erst im Jahre 1809 erschien, verdienen in ersterer Rücksicht als seine Hauptwerke aufgeführt zu werden. Seine genaue Kenntniß der Geschichte des Orients und seine deutschen Gelehrten so selten eigene Kunde der nordischen Sprachen, vorzüglich des Russischen und Altslavonischen, so wie sämmtlicher verwandter slavischer Dialekte, setzten ihn in den Stand, in seinem Nestor ein Werk zu liefern, welches allgemein als einzig in seiner Art bei seiner Erscheinung aufgenommen ward. Selbst Rußland's Kaiser erkannte das seltene Verdienst Schlözer's durch die Ertheilung des Wladimirordens dritter Classe und des russischen Erbadels (1803) dankbar an. Zwar blieb auch dieses Werk nicht unangefochten, und er gerieth darüber hauptsächlich mit Evers in einen heftigen Streit; wer aber auch nicht mit allen Ansichten des großen Mannes einverstanden ist, der wird dennoch eben so wenig die rücksichtslose, anmaßende Weise billigen, mit der dieser Streit von einem jungen Manne, der obendrein sein Schüler gewesen, gegen ihn geführt worden ist. Schon früher hatten seine Forschungen in der ältern russischen Geschichte Veranlassung zu ähnlichen Streitigkeiten zwischen ihm und Büsching gegeben, wie es denn überhaupt sein Schicksal war und nicht wohl anders seyn konnte, daß er, der bei dem gründlichsten Quellenstudium so vielfach auf ganz neue Resultate gerieth, die mit dem, was bisher allgemein als unumstößliche Wahrheit angenommen worden, durchaus im Widerspruche standen, auch gar häufig angefochten ward, und daher kam es auch wohl, daß er, wiewohl er durchaus keinen Streit suchte, dennoch oft seine Meinung mit einer rechthaberisch scheinenden Heftigkeit zu vertheidigen bemüht war.

So wie er zuerst die alte nordische und vorzüglich die

ältere russische Geschichte mit der kritischen Fackel beleuchtete, so ward er auch recht eigentlich der zweite Vater der Statistik, der Achenwall zu Göttingen zuerst ihre wissenschaftliche Form gegeben, die aber alsdann vorzüglich Schlözer'n jenes große Ansehen und jene weite Verbreitung verdankt, die sie von Göttingen aus über das gesammte cultivirte Europa erhielt. Er war es recht eigentlich, der dieser in den neuesten Zeiten vielfach angefochtenen Wissenschaft die Form ertheilte, die sie nachmals mit wenigen Veränderungen bis auf den heutigen Tag beibehalten. In Schweden, wo, gleichwie in Preußen, das Tabellenwesen mit vielem Eifer betrieben wurde, hatte er dasselbe zuerst kennen gelernt und war gleichfalls von der anscheinenden Leichtigkeit, auf diese Weise in kurzer Zeit eine bestimmte Uebersicht eines Staats sich zu verschaffen, für dasselbe eingenommen worden. Sein klarer, alles Unbestimmte und Schwankende hassender Sinn, seine Vorliebe für Thatsachen, die bei ihm mehr galten als alles Räsonnement, hatte diese Vorliebe noch erhöht; und so mag man es ihm wohl verzeihen, wenn er auch solche Gegenstände tabellarisch zu behandeln und darzustellen unternahm, die sich nach Maaß und Zahl entweder gar nicht, oder nur höchst mangelhaft bestimmen lassen. Daß er in seinem Eifer, Alles in Tabellen zu zwingen, zu weit gegangen, soll darum nicht geleugnet werden; zu seiner Entschuldigung gereicht aber, daß wenigstens damals, als er diese Methode zuerst mit Lebendigkeit ergriff, die mannigfaltigen aus dem Tabellenwesen fließenden Nachtheile und seine Unsicherheit noch keinesweges durch die Erfahrung erprobt waren, und um gerecht zu seyn, müssen wir uns denn doch gleichfalls eingestehen, daß in mancher Rücksicht Tabellen allerdings wesentliche Vortheile gewähren. Wir wiederholen, daß wir keinesweges Schlözer's übertriebene Vorliebe für dieselben und ihre unbedingte Anwendung auf die Statistik billigen; dagegen aber gestehen wir eben so unverhohlen, daß wir auch denjenigen durchaus nicht beipflichten, die, wie noch neuerlich geschehen, die gesammte Statistik eben so unbedingt für ein Unding erklären und daraus alles Unheil, was die Welt seit funfzig Jahren erfahren, ableiten möchten, — ein, in der Allgemeinheit ausgesprochen, durchaus grundloses Urtheil — und darin glauben wir mit der Mehrzahl derer, die überhaupt wissen, wovon die Rede sey, vollkommen einverstanden zu seyn. Schlözer's Verdienst um die Sta-

tistik bleibt darum nicht minder groß, und wohl verdient es allgemeine Anerkennung, daß er es gewesen, der zuerst den Begriff und den Umfang dieser Wissenschaft genauer bestimmt und eine vollständige Theorie derselben entworfen. Noch in den letzten Jahren seines Lebens (1804) erschien der erste Theil seiner Theorie der Statistik, an deren Vollendung ihn leider zunehmende Schwäche und die Bedrängnisse der Zeit verhinderten. Nächst der Statistik war es vornehmlich die sogenannte Universalgeschichte, die ihm neues Licht und Leben verdankte. Während seines Lehramts in dem Rasumowskischen Erziehungsinstitute gerieth er zuerst, wie er selbst erzählt, auf den Einfall, der Universalgeschichte eine neue Gestaltung zu geben und diese, die bisher mit unhaltbaren Sagen, Traditionen und Mythen überfüllt gewesen, in eine wahre Weltgeschichte umzuwandeln. Zu dem Ende merzte er eine Menge solcher Erzählungen und Traditionen aus, die man bisher als historische Thatsachen aufzuführen gewohnt gewesen, und fing dagegen an, manche andere einzuschichten, deren bis dahin gar keine Erwähnung geschehen war, selbst die Geschichte ganzer Völker, die man vorher kaum dem Namen nach gekannt hatte, fügte er hinzu, sobald ihm dieselben von universalhistorischer Wichtigkeit zu seyn schienen. Statt daß man bisher vorzüglich Rollin und der englischen allgemeinen Weltgeschichte als Führern gefolgt war, wurden Bossuet, Voltaire und späterhin Robertson hauptsächlich die seinigen. Im Auffinden treffender Vergleichungen zwischen den entferntesten Zeit- und Ortsverhältnissen zeigte er ungewöhnlichen Scharfsinn, und seine außerordentliche Kenntniß der nordischen und orientalischen Sprachen kam ihm dabei vortrefflich zu statten. Seine Weltgeschichte im Auszuge und Zusammenhange (1792), so wie seine Vorbereitung zur Weltgeschichte für Kinder, die auch wohl von Erwachsenen gelesen zu werden verdient, liefern davon den überzeugendsten Beweis. Doch begnügte er sich nicht, die Statistik ins Leben gerufen, der Universalgeschichte eine neue Form gegeben zu haben; sein Streben umfaßte die gesammte Staatswissenschaft, und sein Plan war, dieselbe nach ihren verschiedenen Haupttheilen in kurzen Abrissen auszuarbeiten; leider erschienen davon nur zwei Hefte, von denen das erste eine kurze Uebersicht der gesammten Staatswissenschaft (1793), das zweite den ersten Theil der Theorie der Statistik enthält. Allein, auch so unvol-

lendet wie es ist, empfiehlt sich das Werk durch die reiche Fülle scharfsinniger, in gedrängter Kürze vorgetragener Bemerkungen.

Daß Schlözer bei seiner umfassenden, ausgebreiteten Gelehrsamkeit, bei dem Scharfsinne, mit welchem er Alles, was er wußte, dem jedesmal Vorliegenden anzupassen und für dasselbe zu benutzen verstand, bei der Freimüthigkeit, der Neuheit und der Kraft seiner Urtheile und Ansichten des ausgezeichnetesten Beifalls der Studirenden genoß, war nicht anders zu erwarten. Mehrere Jahre lang faßte sein Hörsaal kaum die Menge seiner Zuhörer. Dabei war er der väterliche Freund und treue Rathgeber aller derer, die sich ihm näher anschlossen, und opferte ihnen bereitwillig das Köstlichste, was er besaß, seine Zeit*). Der Kreis seiner Vorlesungen bildete sich erst allmählich aus. Anfangs beschränkten sich dieselben hauptsächlich auf allgemeine Weltgeschichte und Statistik, dann kam europäische Staatengeschichte, allgemeines Staatsrecht und Politik, die er seit dem Jahre 1791 in zwei getrennten Kollegien der Staatsverfassungs- und der Staatsverwaltungslehre behandelte, nebst nordischer Geschichte hinzu, so wie auch ein Reisekollegium oder eine Anweisung, wie man mit Nutzen, vorzüglich in politischer Hinsicht, fremde Länder besuchen solle — und wer war wohl geschickter, eine solche Anweisung zu geben als Schlözer, der seinen Aufenthalt im Auslande so trefflich für seine Wissenschaft zu benutzen verstanden? — endlich noch ein Zeitungskollegium, eine Geschichte des Tages. Seit dem Jahre 1790, seitdem Spittler neben ihm mit Erfolg aufgetreten, gab er jedoch die allgemeine Weltgeschichte auf und zog sich überhaupt von den rein historischen Vorlesungen, mit Ausnahme der nordischen Geschichte, mehr auf Statistik und Politik zurück. Diese blieben fortwährend seine Hauptfächer, nur dann und wann las er noch Geschichte von Europa. Als Spittler Göttingen verlassen, begann er zwar seine historischen Vorlesungen noch einmal wieder, überließ jedoch dieses Feld schon nach wenigen Jahren an Heeren, der an Spittler's Stelle getreten war. Auch Schlözer machte die Erfahrung, daß bei geschichtlichen Vorträgen am ersten das Feuer und die

*) Unter denen, die ihn öfters besuchten und sich bei ihm Raths erholten, verdient vornehmlich auch Johannes von Müller angeführt zu werden.

Lebendigkeit der Jugend schmerzlich vermißt wird, und er war allmählich schon zum Greise geworden. Dazu kamen die ungünstigen Zeitumstände, bald die Besetzung Hannover's durch eine französische Armee, immer größere Beschränkung aller freimüthigen Rede; wie hätte er, der sich nie in seinen Urtheilen und Aeußerungen an ängstliches Rücksichtnehmen gewöhnt, dieß jetzt in seinem Greisenalter thun mögen? So beschränkte er sich zuletzt wieder in seinen Vorlesungen auf Statistik, Politik und den Norden. Bis in sein Todesjahr setzte er dieselben fort; nur zunehmende Alters = vorzüglich Augenschwäche konnten ihn bewegen, dieselben während der letzten fünf Jahre seines Lebens gänzlich aufzugeben. Vom Anfange seines öffentlichen Lehramts an hatte er beinahe kein Semester versäumt, unentgeldliche öffentliche Vorlesungen über irgend einen wichtigen Gegenstand aus der Politik oder einen durch die jedesmaligen Zeitumstände vorzüglich wichtig und anziehend gewordenen Abschnitt aus der Geschichte zu halten*). Das Verzeichniß dieser Vorlesungen ist sehr beträchtlich, und man bemerkt darin die größte Mannigfaltigkeit, nur äußerst selten wurden dieselben Vorlesungen mehrere Male gehalten; man sieht es ihnen sämmtlich deutlich an, daß sie mit der jedesmaligen Zeitgeschichte oder mit sonstigen anziehenden Verhältnissen des Augenblicks in genauer Verbindung stehen und durch sie zuerst veranlaßt wurden. Wir mögen diesen Umstand um so weniger unbeachtet lassen, je mehr der alte lobenswerthe Gebrauch unentgeldlicher, öffentlicher Vorlesungen auf den mehrsten unserer Universitäten in Abnahme zu gerathen anfängt. Schlözer's Vortrag zeichnete sich durch Lebendigkeit und Originalität, Derbheit und Gründlichkeit aus, freilich nicht immer mit strenger Auswahl des Ausdrucks, den er aus allen ihm bekannten Sprachen nahm, je nachdem in der einen oder der andern ihm ein Wort zur Bezeichnung seiner Idee vorzüglich passend erschien. Daher muß allerdings wohl sein Styl einem Puristen oftmals anstößig seyn; wenn wir aber auch gleich weit entfernt sind, diese Manier rechtfertigen zu wollen, scheint sie wenigstens durch die Neuheit und Bestimmtheit seiner Urtheile einigermaaßen entschuldigt werden zu können.

---

*) So z. B. die Geschichte Cromwell's, einen kurzen Abriß der Schweizergeschichte.

Wiewohl aber Schlözer schon als Professor durch den Ruhm seines Namens, durch seine tiefe Gelehrsamkeit, durch den Eifer, mit dem er alle Pflichten seines Amtes zu erfüllen bemüht war und durch die beträchtliche Zahl seiner Zuhörer eine lange Reihe von Jahren hindurch einen ausgedehnten, vielseitigen Wirkungskreis sich verschafft, so mochte derselbe doch keinesweges mit dem Einflusse verglichen werden, den er als politischer Schriftsteller zu seiner Zeit in Deutschland erhielt. Zwei Werke sind es vorzüglich, welchen er denselben verdankte, sein Briefwechsel (1776 — 1782) und die darauf folgenden Staatsanzeigen (1782 — 1793). Hauptzweck beider Werke war, Alles, was irgend als Mißbrauch erschien, was irgend einer Reform, irgend einer Aenderung zu bedürfen schien, vor den Richterstuhl der öffentlichen Meinung zu ziehen, vorzüglich Alles, was einer Willkür ähnlich sah, mit der Fackel der Publizität zu beleuchten. Thatsachen aller Art wurden hier gesammelt, ohne Menschenfurcht und Scheu ward hier ans Licht gestellt und mit der bittersten Satyre gegeisselt, was vorzüglich in dem ganzen Umfange des deutschen Vaterlandes Tadelnswerthes geschehen war. Laut gaben daher auch die Bessern unter seinen Zeitgenossen einem so uneigennützigen, allgemein nützlichen Unternehmen ihren Beifall, und es ist bekannt, daß selbst Maria Theresia und Kaiser Joseph oft mit Ungeduld der Erscheinung eines neuen Heftes der Staatsanzeigen entgegensahen; die Willkühr aber und die Schlechtigkeit wagte es nicht, öffentlich und ungescheut hervorzutreten, Schlözer ward der Schrecken der kleinen Despoten und ihr unerbittlicher Richter. Wahrlich es sind zugleich höchst erfreuliche und niederschlagende Erscheinungen, jene unvergeßlichen Werke von Schlözer; erfreulich, daß es eine Zeit gab in unserm deutschen Vaterlande, wo die öffentliche Meinung eine solche Kraft erlangt, daß selbst ein Privatmann es wagen durfte, ohne Ansehn der Person das Schlechte schlecht, das Jämmerliche jämmerlich zu nennen, jeden Mißbrauch kühn ans Licht zu ziehen, jeden Streich der Willkür zu entlarven, gleichviel, ob es einzelnen Beamten, oder selbst Fürsten und ganzen Regierungen galt, niederschlagend dagegen, wenn man seine Zeit mit dem zusammen hält, was wir in unsern Tagen nicht selten vorgehen sehen, wo jeder auch noch so gegründete Tadel der empörendsten Willkür, sobald sie nicht mit kriechender Demuth entschuldigt wird, wo jede wohlverdiente

Rüge der Schlechtigkeit, auch selbst nur untergeordneter Menschen, für Hochverrath und aufrührisches Geschrei erklärt und mit Geldbußen und Gefängniß und Entsetzungen bestraft wird. Gleichheit vor dem Gesetze, schnelle unparteiische Rechtspflege mit Entfernung jedes Scheins von Willkür, Vernichtung jeder Art von Sclaverei und Leidenschaft, unter welcher Gestalt sie sich auch zeigen mochten, Vertilgung jeder Inquisition und jeder Chicane, Sicherstellung der unveräußerlichen Menschenrechte, Verfassung und verfassungsmäßige Freiheit, und zur Aufrechthaltung derselben Preßfreiheit und Publizität überall und über Alles zu verbreiten, darauf ging Schlözer's eifrigstes Streben, vorzüglich in seiner thätigsten Periode von 1776 bis zu Ende des Jahres 1792; dasselbe Streben, nur verschieden nach den verschiedenen Umständen modifizirt, welches wir auch in unsern Tagen bei den Bessern unter uns wahrnehmen, nur daß freilich die alte Scheu vor dem Rechte, und daß der, wenn gleich mangelhafte und schon oft verletzte, nichts desto weniger noch als Regel bestehende Rechtszustand in unserm deutschen Vaterlande ein solches Beginnen gar sehr erleichterte, während die lange Uebung napoleonischer Willkür und die durch lange erduldete Knechtschaft bewirkte sittliche Verschlechterung der Gewaltigen ein solches Beginnen in dem gegenwärtigen Augenblicke ungleich schwieriger und gefahrvoller gemacht hat. Wie Schlözer ohne Scheu und ohne Furcht zu den Mächtigen der Erde gesprochen, wie er unerschütterlich fest auf Publizität gedrungen und dieselbe ritterlich bei jedem Anlaß vertheidigt, jeder Willkühr, jeder Beschränkung ordnungsmäßiger Freiheit ein abgesagter Feind, dazu liefern sein Briefwechsel und seine Staatsanzeigen beinahe auf jeder Seite den Beleg; nur ein Paar der merkwürdigsten Vorfälle der Art mögen uns vergönnt seyn anzuführen, den einen, weil, so viel uns bekannt, der denselben betreffende charakteristische Brief Schlözer's nie gedruckt erschienen, der andere, weil derselbe Veranlassung zu einer Abhandlung Schlözer's über die Publizität geworden, dem Wichtigsten nach seinem eigenen Urtheile von Allem, was er je geschrieben.

Es war im Anfange des Revolutionskrieges (1793), als einige göttingische Frauen der Theilnahme an dem jakobinischen Unfuge zu Mainz beschuldigt, auf Befehl des Churfürsten von Mainz verhaftet und als Gefangene nach dem Königstein gebracht worden waren. Schlözer, nur un-

vollkommen von dem wahren Zusammenhange der Sache unterrichtet, glaubte darin eine Verletzung der persönlichen Freiheit, einen Act der Willkür zu sehen, und alsbald war sein Entschluß gefaßt; nachstehendes Schreiben sandte er an den Kurfürsten von Mainz: „Hochwürdigster Erzbischoff! Gnädigster Churfürst und Herr! Darf ein deutscher Privatmann, der fast keinen weiteren Beruf dazu angeben kann, als den allgemeinen: Germanus sum, germani nihil a me alienum puto, es wagen, dem ersten unter Deutschland's geistlichen Souverains, aber einem durch Menschen- und Gerechtigkeitsliebe allerehrwürdigsten Fürsten des ganzen großen Kaiserreichs, in tiefstem Respekt und möglichster Kürze eine Anzeige zu thun, die Höchdemselben einen Anlaß geben könnte, die göttlichste aller Fürstenhandlungen zu verrichten — Unrecht abzuwehren, bange Besorgnisse für ein ganzes Volk zu heben, Unglückliche zu retten, die am Rande der Verzweiflung stehen, oder doch, selbst Schuldigen, wenigstens die Wohlthat der — zwar nicht so ausdrücklich in deutschen, wie in den englischen Gesetzen, aber im Menschenrechte und noch fester in den Gefühlen huldreicher Souverains gegründeten — Habeas Corpus Akte, angedeihen zu lassen? — Darf ich es wagen, gnädigster Herr, so geruhen Euer Churfürstlichen Gnaden einige von den theuren Minuten, die dermalen Ihrer Sorge für Tausende von Unglücklichen unter ihrem treuen deutschen Volke geheiliget sind, einigen anderen deutschen Individuen zu schenken, deren Ehre und Leben in Höchstdero Händen steht, die aber bisher, vielleicht unter der großen Menge Anderer, die entweder zur Strafe reif, oder Schutzes werth und bedürftig sind, nicht einzeln haben bemerkt werden können." Nach einer kurzen Erzählung der Thatsachen, so wie sie ihm bekannt geworden, fährt er fort: „Gerechter Fürst! Ist es an dem, daß die ***, so wie ihre beiden Landsmänninnen, bisher blos als Geissel zurückbehalten worden, und ist es aus oben angeführten Gründen gewiß, daß sie auf keine Art zur Geisselschaft geeignet sind; so geruhen Euer Churfürstlichen Gnaden, Befehl zu geben: daß dem langen, harten Leiden dieser Personen ein Ende gemacht, solche aus dem Verhafte entlassen und ihren resp. Familien wiedergegeben werden. Wäre aber der leidige Fall, von dem ich doch noch zur Zeit durchaus keine Nachricht anders als aus Pasquillen habe, daß namentlich die *** während der

Zeit, da auch sonst vernünftige Männer in Mainz Unsinn trieben, nicht blos weibliche Unbesonnenheiten begangen, (für die sie, wenn sie auch erweißlich würden, durch den langen harten Verhaft bereits gebüßt, o schrecklich gebüßt hat!) sondern sich sogar reeller Theilnahme an der Empörung schuldig gemacht hätte, so geruhen Sie, gnädiger, gerechter Fürst, Befehle zu geben: daß deshalb die Untersuchung schleunigst in forma angestellt werde und die heilige Justiz in ihren behörigen Gang komme, denn die Ungewißheit der Verhafteten sowohl über die Ursache, als über die Folgen ihrer Behandlung ist namentlich für die *** unausstehlich und bringt sie der Verzweiflung nahe. Gnädigster Herr! In dem jetzigen frohen Zeitpunkte, da die Vorsehung die Waffen der Deutschen und ihre gute Sache durch Sieg auf Sieg so herrlich begünstigt und dadurch Recht und Gerechtigkeit wieder in diejenigen deutschen Länder zurückbringt, aus denen eingefallene Räuber sie verscheucht hatten; — in dem Zeitpunkte, da jeder redliche Deutsche, indignirt von den Horreurs der französischen Revolution, sich der Erhaltung unserer glücklichen deutschen Constitution freut, wäre es doppelt bedauerlich, wenn die Furcht, daß in Deutschland Bastillen entständen, wo Menschen ohne Verhör und Urtheil Wochen- Monate- Jahre lang begraben würden, um sich greifen und die Opinion publique, die von Tag zu Tag unaufhaltbar mächtiger wird, vergiften sollte." Wir können uns das Vergnügen nicht versagen, zugleich den Erfolg von Schlözer's Bemühungen, und wie dieselben von der Mainzischen Regierung aufgenommen worden, aus einem Briefe des verewigten Albini (10. April, 1793.) unsern Lesern mitzutheilen. „Es ist mir sehr angenehm gewesen," schrieb der würdige Minister, „aus Ew. Wohlgeboren weiteren schätzbarsten Zuschriften zu vernehmen, daß Dieselben von den gerechten und billigen Grundsätzen meines Verfahrens in Ansehung der *** überzeugt sind, und Ew. Wohlgeboren haben von mir eben so richtig geurtheilt, wenn Sie von mir glauben, daß ich mehr auf Realität als Titel halte. Indessen, da Sie sich, wie billig, für Ihre Landsmännin interessiren, so glaube ich, Ihnen ferner Vergnügen zu machen, wenn ich Ihnen unverhalte, daß, nachdem mein gnädigster Churfürst auf weitere Arretirung der *** nicht bestehen und mir nun auch von des Königs von Preußen Majestät die Resolution zu deren Loslassung zugekom-

men ist, ich in diesem Augenblicke den Befehl nach Kronenberg ertheile, daß die *** entlassen werden solle. Ich bitte, hiervon auch dem würdigen Herrn *** mit meiner Empfehlung Nachricht zu geben, und sehe jeder andern Gelegenheit mit Vergnügen entgegen, wo ich Beweise der vorzüglichen Hochachtung zu geben vermag, womit ich bin u. s. w."

So wie Schlözer frei und ohne Scheu sich gegen einzelne Fürsten und Große zu äußern wagte, mit gleich furchtloser Kühnheit machte er auch vor dem gesammten großen Publikum von seinen Grundsätzen kein Hehl, sobald es die Vertheidigung von dem galt, was er für recht und wahr anerkannte. Einen glänzenden Beweis dieser seiner Freimüthigkeit gab er vorzüglich im Jahre 1785 in seiner Rechtfertigungsschrift gegen den eichstädtschen Generalvikar Lehenbauer, die, wie wir oben bemerkt, er selbst in einer handschriftlichen Bemerkung für das Wichtigste erklärt, was er je habe drucken lassen. Zufällig hatte er in seinen Staatsanzeigen die Acten der gegen einen gewissen Pfarrer Hartmann bei dem Vikariats-Gerichte zu Eichstädt geführten Untersuchung, wodurch diesem Gerichte manche Unregelmäßigkeiten und Willkührlichkeiten zur Last zu fallen schienen, so wie eine in derselben Sache an den Fürstbischof von Eichstädt gerichtete Vorstellung des Domkapitels bekannt gemacht, Lehenbauer aber sich darüber ganz in dem Geiste einer gewissen Partei, die auch noch in unsern Tagen rüstig ihr heilloses Wesen forttreibt, als über einen groben Mißbrauch der Preßfreiheit und sträfliche Verläumdung beklagt, von dem Despotismus der Journalisten und dem Unfuge unbefugter Schreier gesprochen. Darauf antwortete Schlözer in seinen unvergeßlichen Briefen nach Eichstädt, um theils die Publizität überhaupt, insbesondere aber seine Staatsanzeigen zu vertheidigen, und antwortete auf eine so kräftige und auch auf die Lehenbauer unserer Tage so durchaus passende Weise, daß wir keinen Vorwurf zu verdienen glauben, wenn wir kürzlich einige der treffendsten Stellen aus dieser merkwürdigen Schrift ausheben. Daß er einseitigen Acten geglaubt und diesen seinen Glauben habe drucken lassen, hatte der Generalvikar ihm unter andern bitter vorgeworfen. „Also," fragt Schlözer, „darf man in keinem Falle urtheilen, ehe nicht auch altera pars gehört worden — (gerade wie man auch noch jetzt so oft behaupten hört) —; giebt es nicht eine Art von Evidenz, der, sollte sie auch in 100 Fällen ein Mal

trügen, der kritische Geschichtsforscher, wie der vorsichtigste Criminalrichter, sich mit allen Ehren blindlings unterwerfen darf? — Seinen Namen bei dergleichen Angaben hinzuzusetzen, könne man keineswegs unbedingt einem jeden zumuthen, denn wer würde die wahrhaft christliche Pflicht eines Deferenten erfüllen, wenn er, wie ein Ankläger, seinen Namen öffentlich angeben und dadurch den Haß der Mächtigen, denen seine Delation widerlich seyn könnte, auf sich nehmen müßte? — Die gottgefällige Justiz aber liebe Helle und Licht, rechtschaffene Richter ließen gern ihre guten Werke sehen und verrichteten ihr heiliges Amt aperto ostio, wie in London und Stockholm." Auch der eichstädtsche Generalvikar Lehenbauer hatte die jetzt so oft vorgebrachte Behauptung aufgestellt, der Journalist müsse für Alles verantwortlich seyn, was in den von ihm bekannt gemachten Aufsätzen Anderer stehe; „eine unerhörte Foderung!" ruft Schlözer aus, „mußte denn St. Hieronymus, als er eine neue Bibelausgabe veranstaltete, für Alles stehen, was in diesem heiligen Buche Simei und Ahitofel und Judas und Satanas logen?" Auch der Generalvikar Lehenbauer gab schon Schlözer'n den Rath, den wir gleichfalls so oft freimüthigen Männern, wenn auch nicht von Generalvikaren, haben geben hören, sein Journal gänzlich zu schließen, da dasselbe doch größtentheils nur Lügen und Verläumdungen enthalte. „Allerdings" erwidert dieser, „giebt es noch e i n i g e s t o c k f i n s t e r e G e g e n d e n i n D e u t s c h l a n d, die nun einmal in der jetzigen Generation das Licht noch nicht vertragen können wie arme Gefangene, die Olympiaden lang keine Sonne in ihren unterirdischen Löchern gesehen haben. Nun, nach einer uralten Regel, die auch die neueren Götter der Erde wahr zu seyn befinden, muß man die Menschen nennen, wie sie sind, und der Zeit und den Konjunkturen überlassen, daß sie werden, wie sie seyn sollen; aber das geht so geschwind nicht. Lassen Sie etwas auf das Wort eines Mannes, dem Sie Einsicht und Rechtschaffenheit zutrauen müssen, gegen ein preußisches Oberkollegium drucken, es wird nicht gegen Sie wüthen, es wird Sie nicht bei Ihrer Regierung verklagen, und gleichwohl wird es sich eine, seiner Würde angemessene Genugthuung zu verschaffen wissen, denn — Preußen ist nun ein Mal Preußen. Aber wagen Sie das nämliche gegen ein bischöfliches-Vicariat, wo noch, wie ohnlängst jemand von Goßlar schrieb, er will was drucken

lassen, so viel heißt, als er will mordbrennen*)!" — „Wirklich" — fährt Schlözer in prophetischem Geiste fort — „wird es nächstens so weit kommen, daß von gewissen deutschen Ländern kein rechtlicher, genannter Journalist, mehr etwas anders, als Courtage und Huldigungsfeste wird erzählen dürfen. Aber dann Gnade Gott diesen Ländern! sie werden das Schicksal einiger auswärtigen Länder haben, wo der Preßzwang aufs Höchste gestiegen war und von denen gerade deswegen die allerärgsten Chroniques scandaleuses in Europa kursirten. Wo die Geschichte nicht mehr sprechen darf, da setzt Pasquino den Diskurs fort. Auch der edlere Theil der Deutschen ist freilich noch nicht Britte und Holländer genug, hat selbst noch zu sclavische Furcht vor den Großen, sieht es herzlich gern, wenn den tyrannisirenden Großen die Wahrheit gesagt wird, zieht sich aber bei entstehender Verfolgung zurück und läßt den Wahrheitssager im Stich, — mag lieber dem Kinde den Lutschbeutel ins Mäulchen stecken, als es schreien hören. — **)" Auf den Vorwurf: er habe durch die, in seine Staatsanzeigen eingerückten odiosa manchem ehrlichen Manne Thränen ausgepreßt, erwidert er: „daß er irren könne und geirrt habe, wisse er wohl, denn der Zeitungsschreiber (so wie der Justizmann und Historiker) solle noch geboren werden, der in allen Fällen Wahrheit von Lüge zu scheiden verstehe, und oft seyen ja sogar Berichte falsch, die das Gepräge der Wahrheit an der Stirn trügen; seinen Irrthum, wo er ihn erkannt, einzugestehen, habe er nie gesäumt. Allein schlechte Menschen, Paschas und Bonzen weinten nicht, und wenn sie ja weinten, so weinten sie nur Thränen der Wuth, der Rache und der Verzweiflung, und diese seyen keines Trocknens werth." — Gegen alle Journale überhaupt, vorzüglich gegen die politischen, hatte sich Lehenbauer ganz im Geiste der Obscuranten aller Zeiten aufs heftigste geäußert. „Also durchaus keine Journale in Deutschland mehr?" ruft Schlözer aus, — „ich dächte lieber auch keine Druckerei mehr; ich dächte endlich auch keine Schreibkunst mehr, oder diese Kunst nur,

*) Wir müssen es dem Urtheile der geneigten Leser überlassen, in wiefern sie dieß, versteht sich mit den gehörigen Modificationen, auch jetzt noch auf unser Vaterland für anwendbar halten oder nicht.

**) Ob das auch wohl jetzt noch der Fall ist?

wie ein Zunft-Geheimniß, in Eine Klasse von Menschen eingeschränkt, wie im Mittelalter, da Clericus und Schreiber Synonyma waren, und ein geistlicher Kerl, mit dem man sonst Thür und Thor einrennen konnte, blos weil er lesen und schreiben konnte, Kanzler wurde — lieber Gott, welche Ideen in Deutschland im Jahre 1784*)! — Was Sie überhaupt von Schriftstellern und namentlich von Journalisten (Broschuristen) äußern, habe ich bereits sehr oft auf meinen Reisen von Halbgelehrten oder ganz Unstudirten in gewissen Gegenden unsers großen Vaterlands gehört, aber in meinem Leben nie von einem Manne von Ihrer Würde. Bald stellen Sie diese Leute wie die verächtlichsten Creaturen vor; bald malen Sie sie wie Ungeheuer, die einen Bösewicht, eben weil er ein Bösewicht ist, auf den Thron setzen; bald tractiren Sie sie wie fürchterliche Leute, gegen die die Menschheit einen Vertheidiger braucht**). Schon auf Ihrem Titelblatte sprechen Sie vom Despotisiren der heutigen Journalisten. — Leider Gotterbarms! Viele Machthabende in der Welt, in und außer Deutschland, in und außerhalb der Christenheit, auf Thronen und Kanzeln, in Kabinettern und Gerichts-Stuben, hinter Wällen und Gardinen üben Despotismus aus. Nun lehrt das A B C des allgemeinen Staatsrechts, daß jede Macht, um in Schranken gehalten zu werden, eine Gegenmacht haben müsse. Weiland, als die weltliche Macht der Souverains despotisirte, war die geistliche die Gegenmacht; damit gehts, wie Sie aus den Zeitungen wohl wissen müssen, allmählich zu Ende. Die geistliche Macht hatte damals in manchen Zeiten gar keine Gegenmacht; also passirte das Lustspiel zu Canossa: davor bewahre uns, lieber Herre Gott! Also hat die Souverains-Macht gar keine Gegenmacht mehr? und sie sollte doch eine haben! Religion und Moral sind bekanntlich in unsern verderbten Zeiten zu schwach. Die Armee? Gott Genade! da kämen die Zeiten des Militis prätoriani unter den Neronen und Heliogabalen wieder. Also wenn je das arme Menschengeschlecht eine Gegenmacht braucht, so dächte ich, müßte es sich bei der Macht der Schriftsteller immer am leiblichsten stehen. Wollten Sie die garstige Leibeigen-

*) Und jetzt?

) Gleich wie 1818 Hr. v. K* und Konsorten, der d******e Beobachter und andere mehr.

schaft in Deutschland lieber durch Walachen oder durch Autoren aufgehoben haben."

„Aber Macht der Schriftsteller, gar Despotismus der Journalisten; wer kann sich eine lächerlichere Zusammensetzung von Begriffen denken! — Laß Dich recht stellen, Mann ohne Vorurtheil, und lerne von allen Dingen die rechten Namen brauchen! Für Journalisten sagen Sie Publizität, für Staatsanzeigen und Broschüren Preßfreiheit; diese beiden hier mit Schwabacher gedruckten Worte sind dem aufgeklärten Manne so ehrwürdig, als Schriftstellerei einem Generalvikar verächtlich seyn mag*). Macht des Schriftstellers und Wirkung dessen, was er drucken läßt, sind gerade so verschiedene Dinge, wie Aechtheit einer Acte und Wahrheit ihres Inhalts. Ein Schriftsteller — ob er in einer Dachstube zur Miethe oder in seinem eigenen Palaste wohnt, thut nichts zur Sache — ist ein unberufener, unbesoldeter Diener der bürgerlichen Gesellschaft, ein Volontär von Rathgeber der Nation, sehr oft nur ihr Handlanger. Er ist fürs Publikum, was der Kopist für Ihr Vikariat, oder wenn Sie ihn noch tiefer herunter haben wollen, oft ist er blos, was der Einheitzer bei Ihren Wintersessionen ist, immer eine brauchbare, sogar unentbehrliche und gleichwohl in sich nichts weniger als wichtige Person."

„Ein vom Staat berufener und besoldeter Diener hat Macht, wenn er auch keinen Verstand hat; er handelt immer im Namen des Souverains, ist also mit dessen Blitz und Donner bewaffnet. Der unberufene und unbesoldete Diener hingegen, d. i. der Schriftsteller, hat nie mehr Macht, als er Verstand hat. — So definirte einst ein kaiserlicher Gesandter die Macht der schwedischen Könige vor der Revolution 1683. Streut er wahre, neue, wichtige Ideen unter sein Publikum aus; nun, dieses prüft sie und nimmt seine Maaßregeln darnach. Sammlet und kopirt er anderer Leute wichtige Ideen für Hunderttausende, d. i. er läßt sie drucken: nun so erfahren freilich Hunderttausende etwas Wichtiges, was vorhin vielleicht nicht Hundert wußten und nehmen darnach ihre Maaßregeln; das heißt der Schriftsteller wirkt ins Publikum: so haben die Britten ihre Korn-

*) Die Zahl der Generalvikare in diesem Sinne scheint sich heutiges Tages in unserm lieben Vaterlande so ziemlich vermehrt zu haben.

acte erhalten, und so wird, wills Gott! in 50 Jahren kein Leibeigener mehr in Deutschland seyn. Schriftsteller haben die Einschränkung der Folter veranlaßt; Schriftsteller haben es dahin gebracht, daß jetzo ein ehrliches deutsches Weib mit Ehren und ohne Furcht als Hexe verbrannt zu werden, alt werden kann."

„Also ist doch in manchen Fällen der Schriftsteller ein mächtiger Mann? kann also, wie alle Menschen, die Macht haben, solche mißbrauchen? kann despotisiren? — Nicht doch, von allen dem Großen, was seine Schriften etwa wirken, ist er nicht wirkliche, sondern nur Gelegenheitsursache, folglich wäre es unklug, wenn er sich darob in die Brust würfe. Ein Bischof von Rom war weiland unentbehrlich, um einen deutschen Kaiser zu krönen; aber daß sich der Mann darüber einbildete, daß er ein Votum bei der Wahl selbst habe, war ein Paralogism des Einheizers, der zum geheimen Rath zu gehören meint, weil ohne sein Einheizen nicht Conseil gehalten werden kann. Mönche*) und Schriftsteller sind von jeher keine guten Freunde gewesen. Oft machten jene diese unglücklich; das können sie nicht mehr! nachher verhöhnten sie sie, das hilft nicht mehr! nun erweisen sie ihnen die Ehre, sie für furchtbar auszuschreien. Furchtbar sind sie nicht, die Schriftsteller, die Journalisten, die Licht hinein tragen in die schwarzen Gegenden der Bigotterie, der Intoleranz, der heimlichen Unterdrückung; aber furchtbar ist die Publizität, die sie veranlassen; furchtbar ist, nach Mercier's Ausdruck das unbestochene rächende Gericht, das sie zusammenberufen, und welches ein Vorspiel des Gerichtes der Nachwelt ist ɩc."

Es gereicht unstreitig der damaligen Denkweise der Regierungen und der Machthaber zu großer Ehre, daß sie diese und ähnliche Aeußerungen Schlözer's voll der edelsten Freimüthigkeit keineswegs ahndeten, seine Winke und Rathschläge zum öftern befolgten und dadurch deutlich und unverkennbar bei manchen Gelegenheiten das rühmliche Geständniß ablegten, daß sie sich keineswegs für untrüglich und unfehlbar achteten, die öffentliche Stimme ehrten, nicht aber, wie es in den neuesten Zeiten hin und wieder Sitte werden zu wollen scheint, gegen dieselbe als gegen aufrührerisches Geschrei die Strenge der Gesetze aufriefen.

*) Es kann nicht schwer fallen, das gegenwärtig hierfür passende Wort gar schnell aufzufinden.

Daß freilich die vornehme Beschränktheit es mitunter unbegreiflich fand, wie ein bloser Gelehrter es auch nur wagen möge, die Untrüglichkeit hoch erleuchteter Staatsmänner öffentlich in Zweifel zu ziehen, war natürlich; Klagen erfolgten zuweilen; doch ward Schlözer in der Uebung der Preßfreiheit von seiner eigenen Regierung geschützt, solange er es vermied, diese selbst unmittelbar oder mittelbar anzugreifen. Es bewährte sich aufs Neue, daß die Zerstückelung von Deutschland wenigstens den Vortheil gewährte, daß man in dem einen Staate ungescheut die härtesten Urtheile über alle übrigen fällen mochte, zugleich aber auch, wie diese Preßfreiheit selbst mehr scheinbar als wirklich war, indem sie nur gegen Fremde, denn als solche pflegten sich die verschiedenen deutschen Staaten schon damals unter einander zu betrachten, gestattet ward, nicht aber auf das eigene Vaterland sich erstrecken durfte. Auch Schlözer erfuhr dieß auf eine sehr unangenehme Weise. Er, der zwanzig Jahre lang Fürsten und Regierungen ungescheut die Fackel der Publizität vorgehalten, scheiterte endlich an den Stationsgeldern eines hannöverschen Postmeisters. Ein in dem 72sten Hefte seiner neuen Staatsanzeigen (1793) befindlicher, freilich in sehr heftigen Ausdrücken abgefaßter und mit dem bittersten Spotte gewürzter Aufsatz gegen den Postmeister Diezel in Nordheim bei Göttingen, weil dieser seiner Meinung nach unbefugter Weise den Reisenden Stationsgeld abgefordert, veranlaßte eine gerichtliche Klage gegen ihn, während welcher seine Censurfreiheit suspendirt war, und ein Spruch der Helmstädter Juristen-Fakultät verurtheilte ihn zu einer Geldbuse. Allein mittlerweile hatte Schlözer schon seine Staatsanzeigen geschlossen, und damit zugleich seine gesammte bisherige politische Schriftstellerei eingestellt; der beste Theil seiner heilsamen ausgedehnten Wirksamkeit ward so durch einen unbedeutend scheinenden Umstand gänzlich vernichtet *)

Seit der Zeit beschränkte er sich auf seine rein wissenschaftlichen Arbeiten und auf seine Vorlesungen, zugleich

*) Einer viel verbreiteten Sage, als habe die hannöversche Regierung ihm bei dieser Gelegenheit seine Censurfreiheit auf immer genommen, und zwei seiner göttingischen Kollegen, deren einer der Geh. Justiz-Rath Pütter gewesen, zu seinen Censoren bestellt, erwähnen wir blos, ohne jedoch die Aechtheit derselben im mindesten verbürgen zu wollen.

wurden die Zeiten jeder Freimüthigkeit immer ungünstiger. Die französische Revolution, von der auch Schlözer gleich wie die mehrsten der bessern unter seinen Zeitgenossen anfangs die schönsten Hoffnungen gefaßt, deren so pomphaft angekündigten, erhabenen Grundsätzen er, wie nicht anders zu erwarten, in der ersten Zeit seinen Beifall nicht hatte versagen können, hatte schon jetzt jenen ausschweifenden Charakter angenommen, den sie fortan behielt und mit jedem Tage noch mehr entwickelte. Schlözer wollte ordnungs- und verfassungsmäßige Freihheit, die französische Revolution aber setzte die Gesetzlosigkeit an die Stelle der Freiheit, und er erkannte leicht, daß diese endlich wieder zum Despotismus zurückführen müsse. Daher zog er sich immer mehr auf sich selbst zurück; immer mehr schien sich das hohe Ziel von ihm zu entfernen, dem er die Anstrengungen seines ganzen Lebens geweiht. Nur die alte russische Geschichte, der Nestor, gewährte ihm in seinen letzten Lebensjahren einen Trost bei so widrigen äußeren Verhältnissen. Er mußte es erleben, daß das Land, dem er angehörte, von den Franzosen besetzt und geplündert, mußte es mit ansehen, daß Göttingen zu dem neugeschaffenen ephemeren Königreiche Westphalen geschlagen ward. Daß der Greis unmuthig wurde über eine Gegenwart, die alles auf immer zerstören zu müssen schien, woran er ein langes mühsames Leben hindurch mit inniger Liebe gearbeitet, wofür er gekämpft und gelitten, war nicht zu verwundern. Nachdem er in seinem siebenzigsten Jahre auch seine Vorlesungen, die bis dahin ihm noch einige Zerstreuung gewährt, auf immer geschlossen, lebte er die letzten fünf Jahre seines Lebens, beinah gänzlich zurückgezogen, nur mit einigen wenigen Vertrauten, unter den Gegenwärtigen vorzüglich mit seinem alten Freunde Beckmann und dem Hofrath Eichhorn, unter den Abwesenden mit dem unvergeßlichen Viller's, den er früh kennen und schätzen gelernt. Er selbst ahnete nicht, wenn er in seinen letzten Lebensjahren wiederholt klagte, daß jetzt alles vergessen scheine, was er in einer besseren Zeit gestrebt und gewirkt, daß dennoch der Saame, den er ausgestreut, die freisinnigen Ansichten, die er mit so viel Liebe und so viel Muth gepflegt und befördert, wiewohl sie für den Augenblick durch die Last der Willkür erdrückt und vernichtet schienen bis auf die letzte Spur, einst herrliche Früchte tragen würden.

Schlözer's bürgerliche Verhältnisse entsprachen dem

ausgezeichneten Platze, den er als Gelehrter und Politiker unter seinen Zeitgenossen einnahm. Wiederholt wurden ihm litterarische und bürgerliche Auszeichnungen zu Theil. So ward ihm, noch während seiner Anstellung in Rußland (1766), von Göttingen die philosophische, nachmals von Inspruck (1783) die juristische Doctorwürde als Anerkennung seiner gelehrten Verdienste ertheilt. Von der hannöverischen Regierung ward ihm der Ehrentitel eines Hofraths (1782), dann nochmals der eines geheimen Justizraths (1805) zu Theil, von mehrern gelehrten Gesellschaften zu Petersburg, Stockholm, Göttingen und München ward er zum Mitgliede aufgenommen; Kaiser Alexander aber, auf die Uebersendung des ihm gewidmeten Nestor, beschenkte ihn nicht nur mit einem kostbaren Ringe, sondern ertheilte ihm auch den Wladimir Orden vierter Klasse (1804) und den russischen Erbadel. Seiner Würde und der Würde seines Amtes vergaß er nie. Von der Bedeutung eines göttingischen Professors hatte er allerdings einen hohen Begriff, der jedoch nur denen übertrieben vorkommen mag, die gewohnt sind, jedes selbst erworbene Verdienst gegen zufällige, durch Geburt erlangte Vorzüge gering zu achten, und jenen beschränkten Practikern, die so gern alle theoretische Politiker als Grillenfänger und Pedanten verlachen, sich allein im Besitze untrüglicher Staatsweisheit wähnen. So wie rücksichtlich bürgerlicher Ehre und Auszeichnung seine Verhältnisse zu den glücklicheren gehörten, so war es auch seinem Fleiße und seinen Anstrengungen gelungen, sich in behagliche Vermögensumstände zu versetzen. Wiewohl seine Besoldung der mancher seiner jüngeren Kollegen nicht gleich kam, hatte er sich dennoch durch strenge Ordnung und Sparsamkeit bei seinen zahlreich besuchten Vorlesungen, vorzüglich aber auch bei dem außerordentlich starken Absatze seiner politischen Schriften, ein beträchtliches Vermögen gesammlet. Mit Unrecht aber ward ihm oft seine Sparsamkeit und Ordnungsliebe als Geiz ausgelegt. Daß er jeden unnöthigen Aufwand und wäre er anscheinend auch noch so unbedeutend gewesen, sorgfältig vermied, kann nicht getadelt werden, auch hielt seine sorgsame Benutzung der Zeit, deren Werth er mehr als ein Anderer zu schätzen wußte, ihn schon von selbst von manchen kostbaren Vergnügungen und Ausgaben zurück. Aus seinen Schriften zog er zum Theil allerdings einen sehr reichlichen Gewinn,

vorzüglich aus seinem Briefwechsel und seinen Staatsanzeigen; er hatte sich von der Vandenhökschen Buchhandlung, die den Verlag beider Werke übernommen, die *Hälfte* des reinen Ertrags ausbedungen, welches bei einigen tausend verkauften Exemplaren beträchtliche Summen ausmachte. Daß er aber nicht umsonst Zeit und Mühe aufwenden wollte, mag man ihm wohl in seiner Lage keineswegs verargen.

Seine litterarischen Fehden, deren er mehrere bestand, sind ihm gleichfalls, wiewohl größtentheils mit Unrecht, wiederholt vorgeworfen worden, indem man ihn für zanksüchtig ausgegeben, gleich als wenn er nur allein aus Lust an Zank und Streit diese Fehden bestanden. Wenn sich aber auch nicht läugnen läßt, daß seine natürliche Heftigkeit, sein Eifer für alles, was er als das Rechte und Wahre erkannt, vorzüglich in späteren Jahren zuweilen in Bitterkeit auszuarten schien, daß seine Formen nicht immer die zartesten waren, so geht dagegen aus seinem ganzen Leben und Treiben eben so unwidersprechlich hervor, daß nur der gewissenhafteste Eifer für Wahrheit und Recht, der lebendigste Haß gegen alle Oberflächlichkeit und Seichtigkeit, wo er dieselbe irgend zu erblicken glaubte, gewöhnlich der einzige Grund dieser anscheinend übertriebenen Heftigkeit war. Unter seinen Fehden sind die mit Herder, Gatterer, Bahrdon, Thunemann und zuletzt mit Evers die bekanntesten geworden; wir glauben den Dank der Leser zu verdienen, wenn wir die Geschichte dieser Streitigkeiten selbst, die großentheils nur ein augenblickliches Interesse hatten, mit Stillschweigen übergehen. — Die am wenigsten glänzende Seite von Schlözers Charakter offenbarte sich dagegen unstreitig in seinen häuslichen Verhältnissen. Ungern berühren wir diesen Punct — weil er uns zwingt, einen in so mancher Rücksicht mit Recht allgemein geachteten Mann in einem weniger günstigen Lichte darzustellen; wir würden ihn ganz übergehn, dürfte er in einer treuen Schilderung Schlözer's, wie er wirklich im Leben war, überhaupt fehlen; eine Lobrede aber zu schreiben, haben wir nicht unternommen. Und warum auch menschliche Schwächen großer Männer absichtlich und ängstlich verstecken; warum sie als ganz makel- und tadellos darstellen? ist doch Schwäche und Unvollkommenheit der Sterblichen Erbtheil. Wohl denen, bei welchen, gleich wie bei Schlözer, die menschlichen Schwä-

chen durch anderweitige überwiegende Verdienste und seltene, große Eigenschaften mehr als ersetzt werden! Wer irgend Geschichte zu schreiben unternimmt, dem sey, nach Schlözer's rühmlichem Beispiele, Wahrheit, selbst die unangenehmste Wahrheit kühn und frei auszusprechen, das erste Gesetz. Daher aber können wir auch keineswegs denen beistimmen *), die Schlözer auch in seinen häuslichen Verhältnissen untadelhaft finden, ihn als den zärtlichsten und fröhlichsten Gatten und Vater gerühmt haben. Drei und dreißig Jahre alt, alsbald nach seiner Anstellung als Professor zu Göttingen (5 Nov. 1769), hatte er sich mit der sechzehnjährigen Tochter seines verstorbenen Freundes und Lehrers, des Professors und berühmten Geburtshelfers Röderer, Karoline Friederike (geb. d. 15. Mai 1753), die er früher (1759—61) selbst unterrichtet, verheirathet, einer durch ihren gebildeten Geschmack und ihre seltene Kunstfertigkeit im Zeichnen und Stücken ausgezeichneten Frau. Acht Kinder waren die Frucht dieser Ehe**), worunter zwei Töchter, die übrigen Söhne; von seiner berühmten Tochter Dorothea, verehelichte Rodde, werden wir weiter unten zu sprechen Gelegenheit haben.

Seine Ehe war keine der beneidenswerthesten; auch gegen seine Kinder war er oft hart und unfreundlich, zum Theil eine Folge seiner übertriebenen Begriffe von väterlicher Gewalt, zum Theil der unmässigen Ansprüche, die er an seine Kinder machte, indem er dieselben nur nach sich zu messen und zu beurtheilen pflegte. Derselbe Mann, der in allen öffentlichen Verhältnissen sein ganzes Leben hindurch ritterlich gegen jede Willkür ankämpfte, herrschte in seinem häuslichen Kreise nichts desto weniger

---

*) Allgem. Zeitung. 1809. Nr. 295.

**) 1) Dorothea, geb. 10. Aug. 1770.
2) Elisabeth, geb. 1772. gest. 1774.
3) Christian, geb. 1774, gegenwärtig Kollegienrath und Professor der Staatswissenschaften zu Moskau.
4) Ludwig, geb. 1776, in der englisch deutschen Legion dienend, starb in französischer Kriegsgefangenschaft zu Verdün, 1812.
5) Georg, geb. 1778. gest. 1779.
6) Karl, geb. 1780, gegenwärtig russischer Consul zu Lübeck.
7) Elisabeth, geb. 1783, verheirathet an den Kammersekretär Gelbke zu Gotha.
8) August, geb. 1788. gest. 1791.

selbst mit launischer Willkür. An ein schönes freundlich inniges Verhältniß zwischen Vater und Kindern war bei einer solchen Erziehung nicht zu gedenken.

Seine Lebensweise war einfach und pünctlich. Morgens um 9, in seinen letzten Lebensjahren um 10 Uhr, stand er auf, dann arbeitete er bis zum Mittagsessen, pünctlich um halb eins, darauf von zwei Uhr bis um halb neun Uhr wiederum gearbeitet. Bis zehn Uhr pflegte er beim Abendessen zu verweilen; dann, vorzüglich in frühern Zeiten, arbeitete er aufs Neue bis spät in die Nacht, und sowohl diese Sitte, als auch das Lesen russischer handschriftlicher Chroniken und der elzevirischen Ausgaben der Classiker hatten schon während seines Aufenthalts in Rußland sein Gesicht gar sehr geschwächt; mit den Jahren nahm seine Kurzsichtigkeit zu, obgleich sie ihm bis zuletzt das Arbeiten nie durchaus unmöglich machte. In späterem Alter — auch dann noch begab er sich nie vor ein Uhr zur Ruhe — pflegte er jedoch des Nachts weniger zu schreiben als zu lesen, blieb auch wohl bis zum Schlafengehen bei seiner Familie. Seine Arbeiten suchte er sich, wo es nur irgend thunlich war, durch das Entwerfen von Tabellen zu erleichtern, dabei excerpirte er viel und schrieb häufig Bemerkungen und Noten in die Bücher, die er bei seinen Arbeiten benutzte. Das Tabackrauchen hatte er sich schon früh, vorzüglich auf seiner ersten langwierigen Seereise nach Petersburg, in einem außerordentlichen Grade angewöhnt; bei der Arbeit war ihm die Pfeife durchaus unentbehrlich. Er selbst erkannte wohl das Nachtheilige dieser Gewohnheit und warnt dagegen in dem Fragmente seiner Selbstbiographie auf das nachdrücklichste, allein sie abzulegen war ihm unmöglich. Körperliche Bewegung machte er sich, zumal in spätern Jahren, nur äußerst selten, früher ritt er stark, allein auch dieß nur von Zeit zu Zeit; oft verließ er Wochen und Monate lang sein Haus nicht anders, als nur um seinen Freund und Nachbar Beckmann zu besuchen; dennoch aber, und wiewohl er in seiner Diät keineswegs sehr ängstlich war, ertrug seine eiserne Gesundheit alle diese Anstrengungen mit bewunderungswürdiger Leichtigkeit. Sein vornehmster und in späterer Zeit beinah einziger Umgang war, außer Eichhorn, mit Beckmann; abwechselnd besuchten sich diese beiden Männer jeden Sonntag und brachten den Nachmittag bei einem Gläschen Punsch in traulichen

Gesprächen mit einander zu. In Gesellschaft war überhaupt Schlözer oft munterer und lustiger als sein sonstiges ernstes Wesen und seine finstere Miene erwarten ließ; nur daß in seinem Hause und für seine Familie er selbst in seiner frohsten Laune immer gewissermaßen drückend und peinigend blieb, da er wegen seiner Heftigkeit so leicht und plötzlich, oft bei den unbedeutendsten Veranlassungen, von der heitersten Fröhlichkeit zur unfreundlichsten Stimmung überging. Persönliche Bedürfnisse hatte er wenige; von früh an hatte er sich gewöhnt, alles selbst zu thun, was er irgend selbst thun konnte, ohne fremde Hülfe aufzurufen. So z. B. kleidete er sich zu jeder Zeit selbst aus und an; eben so schrieb er durchaus alles selbst, obgleich ihm in seinen letzten Jahren das Schreiben beschwerlich fiel und zugleich seine gewissenhafte Pünktlichkeit so groß war, daß er von jeder auch noch so unbedeutenden schriftlichen Aeußerung und Mittheilung an einen Dritten Abschrift nahm, eine Sammlung, die allein bei seinem Tode mehrere Folianten betrug.

Die Zeit, in der er lebte, und der herrschende Ton und die herrschenden Ansichten dieser Zeit blieben natürlich auch auf ihn nicht ganz ohne Einwirkung. So suchte er, obgleich von Natur gemüthlich und tief fühlend, dennoch, ganz im Geiste der damals herrschenden französischen Modephilosophie, jede Aeußerung dieses Gefühls sorgfältig zu ersticken, nur der Verstand sollte in allen Stücken bei ihm vorherrschen, er allein sich aussprechen; durch jede Aeußerung des Gefühls glaubte er in den Verdacht der Schwäche zu gerathen, und nichts war dem kühnen, genialen Manne so verhaßt und verächtlich als jede Art von Schwäche. Aus diesem fortwährenden Bestreben, sein wahres, innerstes Wesen zu verstecken und zu ersticken, verbunden mit jenem nie ruhenden Kampfe gegen Beschränktheit und Schlechtigkeit, einem Kampfe, dem ja beinah sein ganzes Leben geweiht war, dann dem Unmuthe über fehlgeschlagene Hoffnungen, über das, wie er oft verzweifelnd meinte, durchaus verfehlte Streben seines rastlos thätigen Lebens, entsprang alsdann vorzüglich jene Heftigkeit, jene Bitterkeit und Härte, unter der bis gegen das Ende seines Lebens vorzüglich seine nächsten Umgebungen so empfindlich zu leiden hatten. Diesem seinen Bestreben, stark zu seyn, seinem tiefen Hasse gegen alles weichliche, weibische Wesen, welches während einer gewissen Periode in

Deutschland mehr als einmal überhand zu nehmen drohte, ist alsdann auch seine Abneigung gegen Poesie überhaupt vorzüglich zuzuschreiben, wie er denn z. B. seiner Tochter Dorothea nicht gestatten wollte, Dichter zu lesen, oder höchstens nur, um daraus geschichtliche Thatsachen, deren sie vielleicht erwähnten, zu schöpfen. Dasselbe Bestreben, stark und kräftig zu seyn und zu erscheinen, zeigt sich zugleich auffallend in seiner Schreibart. Auf Schönheit und Eleganz sieht er nicht, noch weniger auf Reinheit der Sprache, nur um Klarheit und Bestimmtheit ist es ihm einzig zu thun. Daher sucht und wählt er seine Ausdrücke aus allen Sprachen und dem Sprachgebrauche aller Klassen der Gesellschaft, sobald sie ihm nur den Begriff, den er ausdrücken will, anschaulich darzustellen scheinen. „Wenn Sie sich Mühe geben, antwortete er an Johannes Müller (1772. 16. Aug.), der seinen buntscheckigen Styl getadelt und ihn aufgefordert, reineres Deutsch zu schreiben, für mich wegen meines Styls bei Kennern Apologie zu halten, so kommt mir das eben so vor, als wenn sie ein Mädchen, die häßlich ist und es weiß, daß sie häßlich ist, und sich völlig darob tröstet, zu einer Beauté demonstriren wollen. Der Himmel weiß, ich habe all mein Tage keinen Anspruch auf den Ruhm eines Stylisten gemacht: ich weiß gar nicht, was Styl ist; denn ich schreibe blos, wie mir der Schnabel gewachsen ist, und wunderte mich manchmal, wenn Leute gut von meinem Styl, z. E. in der Vorrede zu Chalotais sprachen. Sollte indessen mein Styl, ohne daß ichs weiß und verlange, gut seyn, wenn ich weniger fremde Worte brauche, o so ist da leicht Rath zu schaffen, und ich verspreche Ihnen künftig mehr Deutsch zu schreiben — aber gewiß auf Kosten der Energie und Kürze. Uebersetzen sie mir doch z. E. Altraite gleich kurz und gleich kräftig! Sehen Sie, wie viel Nutzen ich von ihrer Offenherzigkeit zu ziehen weiß, u. s. w." Mitunter wird sein Ton selbst scurril, weil er eben alles haßt, was irgend einer Weichlichkeit, irgend einer Zartheit ähnlich sieht. Rühren will er nie, nur überzeugen und klare Einsicht erwecken, rührt aber zuweilen wider seinen Willen, am meisten dann, wenn, aller Versuche und aller Mühe ungeachtet, sein Gefühl zu ersticken, dasselbe dennoch ihn übermannt. Der bisherige süßliche Styl, das kraft- und saftlose weinerliche Wesen der deutschen Litteratur war ihm ein Greuel, und so ver-

fiel er leicht nach Art der heftigen Menschen in das entgegengesetzte Extrem. Eben so ausgezeichnet war seine Orthographie; um alles, wie er meinte, Ueberflüssige und Weitschweifige zu vermeiden, hatte er sich eine eigne Rechtschreibung gebildet, indem er jedoch gleich wie in seiner Schreibart keine Nachfolger fand.

Erst gegen das Ende seines Lebens schien sich sein ganzes früheres Wesen zu ändern, seine Härte verließ ihn, er ward weich und gutmüthig, seine Kraft schien, wenn auch nicht gänzlich erloschen, doch gebrochen; je weniger das öffentliche Leben ihm zusagen konnte, um so mehr zog er sich in seine Häuslichkeit zurück, das Gefühl für häusliches Glück schien jetzt mit verdoppelter Kraft bei ihm zu erwachen. Rührend ist es zu lesen, wie der Greis in den letzten Jahren seines Lebens sich zuweilen gegen seine Vertrauten über sich selbst geäußert, wie er selbst wohl erkannte, die alte rüstige Kraft sey gebrochen, dann aber plötzlich oft, als schäme er sich des entschlüpften Worts, er sich aufs Neue ermannt, und im Gefühle des tiefsten Unmuths zugleich der Ingrimm über die Zeiten der Unterdrückung und Knechtschaft losbricht. So äußerte er sich in einem Briefe zu Anfang des Jahres 1807 (18 Jan), auf die Nachricht von dem Falle von Danzig, in tiefem Kummer: „jetzt sey seine letzte Hoffnung auf Erlösung verschwunden; doch ich Thor, fährt er fort, was schiert das mich? Konnte ich denn die Horn- und Stockdummheiten der Machthaber, den Korsen ausgenommen, abwenden? Der unerwartet plötzlich erfolgte Tod seiner Gattin erschütterte ihn tief. „Seit sechzehn Jahren, so schrieb er wenige Tage nach diesem Unfalle (23. Mai 1808) in seinem ersten Briefe, sah ich fernen Welt-Revolutionen, seit fünf Jahren nahen, die mich selbst auf den Nagel brannten, unerschüttert zu; ich hatte mich in meine Häuslichkeit zurückgezogen und sah von daraus, wie hinter einer Mauer durch Schießscharten, dem Greuel ohne Ingrimm, Hohnlachen, und die ganze jetzige Menschheit von Petersburg bis Wien u. s. w. tief verachtend, zu. Diese Mauer stürzt nun ein. Welt-Revolutionen konnte ich ertragen, aber eine solche totale häusliche Revolution ertrage ich nicht; jene hatten alle meine Kräfte, deren mein Charakter fähig ist, consumirt, rein aufgezehrt; für diese habe ich keine mehr. Und warum nicht? — Mein Alter! Die Zahl 74 hat sich wie eine

fire Idee in meine Seele eingehakt, ich sehe nichts als Abgrund unter mir, und falls sich jene fatale Zahl vermehren sollte, so wird mein Blick in den Abgrund immer tiefer, gräßlicher! — Meine Augenschwäche — Lesen und Schreiben, kann ich dem Himmel sei Dank, noch ohne Schmerzen, wiewohl mit Beschwerde, aber ein ewiger Nebel schwebt mir über den Augen; alle Objecte um mich herum sehe ich wie durch einen Rauch und keins distinkt; jeden Tritt thue ich ängstlich, aus Furcht, zu stürzen &c. So wanke ich in meinem großen Hause herum wie ein Schatten an der Wand; gehe selten oder fast niemals aus, denn nur vier fremde Menschen zusammen zu sehen, ist mir peinlich; kann noch litterarisch arbeiten, zittre aber bei jeder Zeile, ob ich nicht eine fadaise hingeschrieben. Unglaublich ists, wie wenig ich esse; kein Bauer geht verdrießlicher zur Frohne wie ich zu Tische &c. Mein erster und bisher einziger Trost ist, daß ich, so weit ich seit zwei Wochen herumschauen kann, Ruhe und Ordnung in der Haushaltung und stille Zufriedenheit unter uns acht Leuten zu bemerken glaube. Gott im Himmel erhalte mir diesen Zustand; in der Welt suche ich nichts mehr als Ruhe, Ruhe, und ich verdiene sie ja wohl; unter 1000 Alten ist wohl schwerlich einer, der so wenig grämlich ist als ich. Nur Ruhe! Auf Ausheitern renunziire ich gern. O ich schäme mich dieser Jeremiade; aber ich war einiges Detail mir selbst zu meiner Rechtfertigung schuldig. Sie könnten Nachrichten erhalten, wie schwach ich mich betragen habe, und darüber an meinem ganzen Charakter irre werden. Aber nun — kann ich auch nicht weiter schreiben — Verzeihen Sie!" — Nur wenig über ein Jahr überlebte er seine Gattin, immer höher stieg sein Unmuth; er hatte bessere Tage gesehen und sehnte sich weg aus einer Welt, an die er sich jetzt nicht mehr gewöhnen konnte. An seinem letzten Geburtstage, in der Ahnung seines nahen Scheidens, nahm er durch ein Umlaufsschreiben Abschied von seinen Freunden und Angehörigen. Es sind aber diese wenigen Zeilen so bezeichnend für den ganzen Charakter des großen Mannes, tragen so unverkennbar das Gepräge des tiefsten Gefühls, und sprechen so eindringend zum Herzen, daß wir es uns unmöglich versagen können, dieselben gleichfalls wörtlich hier mitzutheilen.

Göttingen den 5ten Jul. 1809.

„Diesen Morgen, falls ich diesen Morgen noch erlebe, früh um fünf Uhr, trete ich in mein fünf und siebenzigstes Jahr. Jetzt gehe ich zu meiner — nicht wahr — wohl verdienten Ruhe ein und dem zufolge unter andern ersuche ich dringend und respective gehorsamst alle meine lieben Angehörigen, Freunde und Bekannte, sich von nun an nicht weiter mit Geburtstags- und Neujahrsgratulationen an mich zu bemühen, solche mögen nun aus dem Herzen kommen oder rein diplomatisch seyn. Schon dadurch gewinne ich, dem alles Briefschreiben unbeschreiblich sauer wird, sehr viel, daß auch ich nun der schuldigen Dankantworten und Gegenwünsche (von denen ich mich natürlich nie würde dispensiren lassen) mit Ehren überhoben werde, vollends da Einem, der seit Ao. 1742 dergleichen Schreibereien getrieben, endlich die Variationen ausgehen und man doch nicht Jahr aus Jahr ein mit stehen bleibenden Lettern die Behörden angehen will. Aber noch mehr: Allgemein enthalten diese Gratulationen Wünsche für meine Lebensjahre. Wie nun aber, wenn dem Begratulirten an ein Paar Lebensjahren mehr oder weniger kein Haar gelegen ist? nicht aus Stumpfheit, noch weniger aus Verzweiflung, sondern weil er das lumpichte Menschenleben, eben weil er es so lange kennen gelernt hat, tief verachtet und besonders an die jetzige Generation, bestehend en gros aus Tyrannen, Räubern, Feigen und Dummköpfen, aus Meckars, Undankbaren ꝛc. nur mit verbissenem Ingrimme denkt und durchaus keine Erlösung mehr zu erleben hofft. Wer diese meine sehnliche Bitte eine Alters-Grille nennt, mag es thun, aber es wäre doch nur eine mir wohlthätige, keinen Andern aber inkommodirende Grille. Und dann gebe ich zu beherzigen, daß gute Seelen solche unschuldige Grillen ja jungen Leuten verzeihen und nachgeben, um wie viel mehr einem Alten."

Was er geahnet, ging in Erfüllung; er ging bald ein zur wohlverdienten Ruhe, und wohl war es für ihn ein Glück zu achten, daß am 9ten September desselben Jahres ein Schlagfluß ihn sanft der Welt entrückte; wie würde sich der Große für Recht und Wahrheit und Freiheit begeisterte Mann noch oft in seinen Hoffnungen und Wünschen getäuscht gesehen haben in den nächsten Jahren, wie viel härter würde er noch gelitten haben in unseren Tagen, wo die Befreiung von dem eisern Joche,

auch im Innern die Wiederkehr von Recht und Freiheit zu verheißen schien? Uns aber, die wir noch leben in der Zeit, möge die Erinnerung an den unvergeßlichen Mann zur Mahnung dienen, nicht zu ermatten in dem großen Kampfe für Wahrheit und Recht, möge sein rühmliches Beispiel ermuthigen und aufs Neue bei uns die Ueberzeugung befestigen, daß jedes männliche, redliche Streben, scheinen die Hindernisse auch noch so groß und unübersteiglich, dennoch endlich dem Ziele näher bringe und wenigstens einst für ein glücklicheres Geschlecht die gehofften Früchte trage!

Frau
Doctor Dorothea von Rodde,
geborne von Schlözer.

Von B. A.

Frau Doctor Dorothea von Rodde.

In der Charakterschilderung Schlözers würde unstreitig eine der anziehendsten Seiten vermißt werden, wenn wir hier nicht zugleich einen kurzen Abriß der Bildungs- und Lebensgeschichte seiner berühmten Tochter, Dorothea, gegenwärtig verehlichten Frau von Rodde, zu geben versuchten; beide stehen mit einander in der genausten Verbindung, erklären und erläutern sich wechselsweise. Wir verkennen die Schwierigkeiten nicht, die es hat, von Lebenden zu sprechen, vorzüglich die Schwierigkeit von ganz eigener Art, von einer in so vieler Rücksicht ausgezeichneten Frau nach Würden zu reden, ohne das weibliche Zartgefühl zu beleidigen, indem bei dem Außerordentlichen schon die gerechteste Würdigung so leicht als Schmeichelei erscheint. Dagegen aber, je mehr sich ein allgemeines Vorurtheil gegen die gelehrten Frauen erklärt, verdient die Frau um so mehr besser gekannt zu werden, die, obwohl im eigentlichsten Sinne eine gelehrte, dennoch nie aufhörte zugleich die weiblichste Frau und die Zierde ihres Geschlechts an Zartheit und Anmuth zu seyn. So möge es uns daher vergönnt seyn, den Versuch zu wagen, wenn auch nur in schwachen Umrissen, ein Bild der außerordentlichen Frau zu entwerfen, welche Deutschland nicht nur, sondern das gesammte gebildete Europa mit Recht als eine der Ausgezeichnetsten ihres Geschlechts betrachtet. Dorothea, das älteste von Schlözer's Kindern, ward am 10ten August 1770 geboren und schon von frühester Jugend an von ihrem Vater dazu bestimmt, eine gelehrte Bildung zu erhalten. Der vornehmste Beweggrund zu diesem Entschlusse, wir müssen es offenherzig eingestehen, war nicht viel mehr als eine Grille des Vaters, ein pädagogisches Kunst- und Probestück zu machen, und die Erziehungsmethode, die damals vorzüglich Basedow anpries, und welche freilich jede gründliche, ge-

lehrte Bildung durchaus zu vernichten drohte, auf eine recht auffallende Weise durch die That zu widerlegen. Das spielende, tändelnde Wesen, die seichte Vielwisserei, das Pralen mit leeren Worten und Namen, denen man den prunkenden Titel von Realkenntnissen gab, die Basedow den Kindern schon in frühster Jugend beigebracht wissen wollte, dieß alles konnte natürlich dem ernsten, gründlichen Schlözer keineswegs behagen. Heftig stritt er gegen Basedow bei mehrern Anlässen, vorzüglich in seiner Vorrede zu Chalotais's Versuche über den Kinderunterricht. Er selbst hatte sich in früheren Jahren wiederholt mit dem Unterrichte von Kindern abgegeben, theils weil seine Verhältnisse dieß so mit sich gebracht, theils weil er dabei Gelegenheit fand, manche höchst anziehende Beobachtung zu machen. Auch Kinder weiblichen Geschlechts hatte er bereits damals unterrichtet; so war er der Lehrer der achtjährigen Tochter Röderer's, seiner nachmaligen Gattin, gewesen. Die Kinder aber, welche nach seiner Methode unterrichtet worden, obwohl er bei Anwendung derselben immer durch mancherlei Verhältnisse beschränkt gewesen, hatten dennoch überraschend schnelle Fortschritte gemacht; um so Mehr erwartete er von einer vollständigen und folgerechten Durchführung seines Erziehungs- und Lehrplans, und um so eher beschloß er mit seiner erstgebornen Tochter diesen Versuch zu machen, da er so nicht nur Basedow und seine zahlreichen Anhänger, sondern vorzüglich und insbesondre auch alle die, welche das weibliche Geschlecht gelehrter Bildung entweder für gänzlich unfähig oder doch dieselbe für unvereinbar mit seinem von der Natur ihm angewiesenen Berufe erklärten, recht augenfällig ihres Irrthums überführen konnte. Basedow hatte Geschichte und Mathematik, so wie ernstliches Sprachstudium, vorzüglich Studium der Classiker, aus seinem Lehrplane verbannt, statt dessen aber viel mit sogenannten Realkenntnissen geprahlt, die den Zöglingen auf eine spielende Weise beigebracht werden sollten, Grund genug für Schlözer, um mit seiner Tochter eine ganz entgegengesetzte Erziehungsmethode zu befolgen. Da dieselbe bald schon in ihrem zartesten Alter seltene Fähigkeiten entwickelte, ungewöhnlich früh sprechen lernte, über manche ihr vorkommende Gegenstände treffende Bemerkungen machte und eine leichte Fassungsgabe zeigte, so begann der Unterricht ebenfalls schon sehr früh. In einem Alter

von zwei Jahren acht Monaten lernte sie zuerst stricken und platt = deutsch sprechen, welches letztere der Vater theils an und für sich, theils als Hülfsmittel zur demnächstigen Erlernung mehrerer verwandten Sprachen für unentbehrlich hielt. Auf das Plattdeutsche folgte zunächst das Französische, und zwar zuerst Uebung im Sprechen, zu welchem Ende in dem väterlichen Hause eine französische Wärterin gehalten ward. Als sie vier Jahre und zwei Monate alt geworden, fing sie an, Deutsch lesen zu lernen, und zwar nach einer von ihrem Vater unter dem Titel: Dortchen's Reise von Göttingen nach Franken, eigends dazu verfertigten Fibel *). Der grammatische Unterricht in der französischen Sprache begann erst mit dem neunten Jahre, um welche Zeit sie auch das Englische, dieß jedoch gleich vom Anfange an regelmäßig, zu erlernen begann, und sowohl dieser Unterricht, als auch häufiger Umgang mit Engländerinnen verschafften ihr gar leicht eine vollkommene Kenntniß der englischen Sprache. Unterricht im Italiänischen erhielt sie zuerst in ihrem eilften Jahre, allein nur drei Monate lang; dann aber begleitete sie ihren Vater auf einer Reise, welche dieser gegen das Ende des Jahres 1781 nach Italien unternahm. Beinahe sechs Monate lang blieben sie in Italien, und vorzüglich dem Umstande, daß sie während ihres Aufenthalts zu Rom, getrennt von ihrem Vater, in italiänischen Familien lebte, wo sie nothgedrungen, so wie auch unterwegs in den Wirtshäusern, sich im italiänisch Reden versuchen mußte, verdankte sie bald eine außerordentliche Fertigkeit in dieser Sprache, so daß sie dieselbe nach dem Zeugniß des Abts Denina **) gleich vollkommen wie ihre Muttersprache inne hatte. Schwedisch lernte sie in ihrem sechzehnten Jahre von ihrem Vater, Holländisch gleichfalls unter den Augen und mit Unterstützung desselben, größtentheils jedoch für sich nur mit Hülfe einer Sprachlehre und eines Wörterbuchs. Bereits in ihrem neunten Jahre hatte sie Lateinisch zu lernen begonnen, las jedoch nach dem Willen ihres Vaters größtentheils nur historische Schriftsteller und obendrein eben nicht die interessantesten derselben, wie sie denn z. B. mit Eutrop und Justin den

*) Eigentlich eine im Kinderstyle abgefaßte Beschreibung einer im Jahre 1773 nach Franken unternommenen Reise.

**) in seinen Lettere Brandenburghesi S. 34.

Anfang machen mußte; dann aber Tacitus, Sallust, Cicero und Andre las; von Dichtern dagegen bis in ihr 16tes Jahr nur 500 Verse aus der Aeneis und einige Oden und Satyren des Horaz. Erst später ward die gesammte Aeneis und einige andre größere Dichterwerke von ihr gelesen. Sechzehntehalb Jahr alt schritt sie zu dem Griechischen fort, das sie zwar anfangs, theils wegen dauernder Unpäßlichkeit, dann wegen einer nach dem Harze unternommenen Reise unterbrach, bald jedoch wieder aufs Neue fortsetzte. Apollodor, Anakreon und Homer wurden unter Andern von ihr gelesen. Zu allen diesen kam endlich auch noch das Spanische, welches sie späterhin erlernte, und eine Zeitlang sogar das Hebräische.

In einigen dieser Sprachen ward sie, wie bereits angeführt worden, von ihrem Vater selbst, in allen aber unter beständiger strengen Aufsicht desselben unterrichtet. Auch hierbei befolgte Schlözer seinen eigenen Weg und seine besondern Ansichten, die wir jedoch um so weniger billigen können, da darunter seine Tochter nothwendig höchst empfindlich leiden mußte. Jede derselben mußte in einer im voraus bestimmten Frist vollständig von ihr erlernt seyn; sie aber die Litteratur dieser Sprachen, vorzüglich die schöne Litteratur derselben, unstreitig das Anziehendste für ein junges Mädchen, und was ihr am besten die Trockenheit des Sprachstudiums erleichtert haben würde, kennen zu lehren, daran dachte Schlözer nicht, suchte vielmehr auf jede Weise sie davon zu entfernen. So ward ihr aus der deutschen schönen Litteratur durchaus kein Werk zu lesen gestattet. Aus der französischen nur allein Voltaire's Henriade; dasselbe war der Fall mit den übrigen Sprachen. Das Studium der Dichter hielt Schlözer, wie wir schon oben bemerkt haben, für leeren Zeitverlust und Zeitverderb; höchstens um geschichtliche Angaben aus ihnen zu schöpfen, erlaubte er seiner Tochter einige wenige griechische und römische Dichter zu lesen, dagegen aber ward ihr durchaus jede Gelegenheit abgeschnitten, sich Kenntnisse in dem, was das Lesen der Dichter erleichtert und angenehmer macht, zu verschaffen. Daß eine solche Methode, das Sprachstudium zu betreiben, für ein junges, lebhaftes Mädchen eben nicht viel Anziehendes haben konnte, brauchen wir nicht erst zu bemerken. Allein des Vaters eiserner Wille, sein strenges Machtgebot vertrat die Stelle freiwilliger Neigung, und durch seines

Kindes treffliche Anlagen unterstützt, erlangte Schlözer, was er sich vorgesetzt; in ihrem 17ten Jahre konnte seine Tochter in zehen Sprachen sich ausdrücken und über wissenschaftliche Gegenstände mit Männern sich unterhalten, das Hauptspiel des väterlichen Strebens, das freilich nur auf Kosten eines guten Theils des Jugendglücks der Tochter erreicht ward. Auf ähnliche Weise, wie die Erlernung der Sprachen, ward auch das Studium der verschiedenen Wissenschaften betrieben; auch hierin mußte die Tochter den Launen des Vaters unbedingt gehorchen. Vorzüglich waren es Geschichte und Mathematik, die sie nach seinem Willen betreiben mußte, erstere aber keineswegs auf eine Weise, wie sie ein junges, lebhafter Eindrücke empfängliches Gemüth am leichtesten hätte fesseln mögen. Statt unterhaltender, auf eine leichte und zugleich angenehme Weise belehrender Bücher gab Schlözer seiner Tochter bändereiche und wiewohl gründliche, dabei jedoch zugleich herzlich trockene Werke in die Hand, um aus ihnen die Geschichte der einzelnen europäischen Staaten zu erlernen. Maskow, Rapin Toyras, Herrera, Daniel, Muratori, die Hallische allgemeine Weltgeschichte und andre ähnliche Werke wurden für ihre Lektüre bestimmt, und weh ihr, wenn sie in den beinahe täglich wiederholten Prüfungen schlecht bestand, eine Jahrzahl, oder auch nur ein Datum ihrem Gedächtnisse entschlüpft war! Sämmtliche historische Vorlesungen des Vaters mußten zugleich von ihr gehört, dabei alle von demselben angeführten Werke auf die angegebne Weise studirt werden. Mit schon größerer Lust betrieb sie seit ihrem sechsten Jahre Mathematik. Mit der Geometrie ward nach dem Willen ihres Vaters der Anfang gemacht, dann schritt sie allmählich zur angewandten und höheren Mathematik fort. Schlözer selbst besaß nur geringe mathematische Kenntnisse, daher übertrug er Kästner'n das Geschäft, seine Tochter von ihrem siebenten Jahre an wiederholt über ihre Fortschritte in der Mathematik zu prüfen; ungleich leichter mochte sie jeden Andern als ihren strengen Vater befriedigen *). Neben diesen beiden Hauptwissenschaften wurden noch

*) In der Vorrede zu Müller's Anweisung zur Geometrie für Anfänger (Göttingen 1790. 2te Aufl.) sagt Kästner von ihr, ohne sie zu nennen: „Unerwartet aber wird es seyn, daß ich ein Kind von sieben Jahren kenne, dessen Hand noch zu schwach ist,

mehrere andere zu verschiedenen Zeiten betrieben, jedoch, wie es scheint, ohne einen umfassenden, zusammenhängenden Plan, sondern vielmehr je nachdem die Laune des Vaters auf die eine oder die andre derselben verfiel. Die Neigung der Tochter aber ward dabei nur äußerst selten oder vielmehr niemals, wie sie es verdient hätte, berücksichtigt. So folgte auf das Studium der Mathematik zunächst das der Mineralogie. Nicht nur genoß sie darin in ihrem 16ten Jahr den besondern Unterricht des Hofraths Gmelin, sondern mußte dann auch, um sich practische Kenntnisse, sowohl der Mineralogie, als auch der Bergwerkskunde überhaupt zu verschaffen, den Harz besuchen, weshalb sie sich sechs Wochen lang zu Clausthal bei dem Generalsuperintendenten Dahme aufhielt; und sie, das blühende sechzehnjährige Mädchen, mußte in Mannskleidern, in Gesellschaft der Herren von der Feder und vom Leder, die sich jedoch sämmtlich beeiferten, durch die zarteste Aufmerksamkeit ihr das Beschwerliche und Unangenehme eines solchen Beginnens zu erleichtern, die Gruben befahren, alle Werke und Anlagen besuchen, so viel, als irgend thunlich, selbst Hand anlegen, Risse entwerfen, Rechnungen fertigen und andere ihr vorgelegte Aufgaben lösen. Vom 14ten Julius bis 21sten August 1786 blieb sie auf dem Harze, und der beabsichtigte Zweck ward vollkommen erreicht. Wie wenig aber der Vater auf die Neigung seiner Tochter Rücksicht zu nehmen gewohnt war, davon liefert er einen recht auffallenden Beweiß, daß es sogar ein Mal seine ernstliche Absicht war, sie einen vollständigen medicinischen Kursus machen zu lassen, und er nur mit Mühe von diesem Vorhaben abzubringen war. Dennoch aber mußte sie einzelne in dies Fach schlagende Wissenschaften, wie Botanik, Naturgeschichte, Chemie und selbst Materia medica und Anatomie förmlich studiren. Daß sie dabei die gewöhnlichen weiblichen Kunstfertigkeiten, Tanzen, Zeichnen, Musik nicht vernachlässigte, wird man nicht anders erwarten. Des höchsten Triumphs über seine Erziehungsmethode genoß endlich der Vater, als am Universitätsjubelfeste den 17ten September 1787 seiner Toch-

---

den Zirkel zu führen, sein Verstand aber, unter des Verfassers gegenwärtigen Buchs Anführung, gelernt hat, von den Lehrsätzen und Beweisen der beiden ersten Bücher Euklid's Rechenschaft zu geben."

ter die philosophische Doctorwürde ertheilt ward. Eine zufällige, scherzhafte Aeußerung des Hofraths Michaelis (24. Jul. 1787) gegen Fräulein Schlözer, „sie werde in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts die erste Studenten-Matrikel oder gar ein Magister-Diplom erhalten," gab dazu die erste Veranlassung. Schlözer, zweifelhaft, ob diese Aeußerung ernstlich oder scherzhaft gemeint gewesen, glaubte sich dennoch näher darnach erkundigen zu müssen und schrieb deshalb an Michaelis, (28. Jul.) „daß, falls es mit dem Magisterdiplome für seine Tochter ernstlich gemeint gewesen, er den Wunsch hege, daß sie nicht etwa nur Ehren halber ein solches erhalte, sondern zugleich entweder von der gesammten Fakultät, oder doch zum mindesten von einigen Abgeordneten derselben förmlich und regelmäßig geprüft, dagegen aber von dem öffentlichen Auftreten bei der Jubiläums-Feier selbst dispensirt werde." Dem zu Folge ward von der philosophischen Facultät der Beschluß gefaßt, daß Fräulein Schlözer zwar des öffentlichen Auftretens und der Disputation, wie auch des üblichen Gesuchs, um Zulassung zum Examen, überhoben, dagegen aber auf die gewöhnliche Weise, jedoch nur in deutscher Sprache, geprüft werden solle. Nachdem sie daher auf Michaelis Aufforderung ihren Lebenslauf der Facultät eingereicht, ward der 25ste August zu ihrer feierlichen Prüfung festgesetzt, welche in der Behausung des Hofraths Michaelis, als Dekans, in seiner und der übrigen Mitglieder der philosophischen Fakultät, der Herren Kästner, Heyne, Gatterer, Meister, Feder und Kulenkamp Gegenwart, von 5 bis 7½ Uhr Abends vorgenommen ward. Michaelis, Kästner und Meister waren die Examinitoren. Ersterer ließ sie die 37ste Ode aus dem ersten Buche des Horaz frei übersetzen und erklären, dann befragte sie Kästner über Algebra, Mineralogie und Bergwerkskunde, Meister über Baukunst, vorzüglich mit Rücksicht auf ihre vor einigen Jahren gemachte italiänische Reise, und legte ihr zuletzt noch eine mathematische Aufgabe vor, welche sie gleichfalls zu allgemeiner Zufriedenheit löste. Dann ward ihr nach kurzer Berathung der Facultät durch Michaelis der Beschluß derselben eröffnet, ihr die philosophische Doctorwürde zu ertheilen, und sie zugleich von den Anwesenden beglückwünscht. Sie aber dankte mit der Aeußerung, „daß sie zwar jetzt diese Ehre noch nicht verdient habe, dieselbe aber vielleicht in fünf Jahren zu verdienen hoffe." Dann eilte sie, von

den Töchtern des Hofraths Michaelis mit einem Lorbeerkranze geschmückt, in das elterliche Haus zurück. Ihr Anzug an diesem Tage glich überhaupt ganz einem bräutlichen Schmucke; so hatte es der Vater gewollt. An demselben Abend ward ihr ein von Schlözer selbst im Namen ihrer Brüder verfertigtes Gedicht überreicht, dann am 17ten September bei der Feier des Jubiläums sie feierlich zum Doctor erklärt. Sie selbst war jedoch bei der Feierlichkeit nicht gegenwärtig, sondern befand sich in der benachbarten Bibliothek, von wo aus sie alles, was in der Universitätskirche vorging, bequem hören und übersehen konnte.

So hatte sie das Ziel erreicht, welches ihr der Vater, nicht sie selbst sich vorgesteckt; sie war feierlich in der Gelehrten Zunft aufgenommen, öffentlich als Gelehrte anerkannt, ward bald darauf auch in die jenaische lateinische Gesellschaft als Mitglied aufgenommen. Allein, wenn gleich Schlözer allerdings Basedow dadurch aufs Sprechendste widerlegt und seine eigenen früher aufgestellten Behauptungen auf das Glänzendste gerechtfertigt zu haben schien, so dürfen wir dennoch nicht vergessen, daß er dieß auf Kosten des Jugendglücks seiner Tochter gethan, und daß es wohl nur ein glückliches Ungefähr zu nennen war, daß diese diesen halsbrechenden Versuch nicht mit dem Leben, wenigstens mit dem gänzlichen Verluste ihrer Gesundheit gebüßt; Schlözer dagegen rechtfertigte die streng wissenschaftliche Erziehung seiner Tochter damit, daß er theils die leeren Stunden derselben, deren es bei der gegenwärtigen Erziehung ungleich mehr gebe als bei der großmütterlichen, habe ausfüllen wollen, da der Müssiggang so leicht der Sittlichkeit gefährlich werde, dann aber auch, daß er seiner Tochter Kenntnisse zu verschaffen gesucht, die ihr vielleicht einst im bürgerlichen Leben von großem Nutzen seyn könnten, und würde dieß auch der Fall nicht seyn, so meinte er, habe sie dabei nichts als eine Reihe, sonst vollkommen leer gebliebener und dadurch vielleicht schädlich gewordener Stunden verloren, außerdem aber seyen ja auch die Fälle so gar selten nicht, wo eine durch Wissenschaften gebildete Frau sehr ersprießliche Dienste leisten könne. Endlich und vorzüglich habe er sie dadurch gegen die Langeweile des Alters zu schützen gehofft, denn die Wissenschaften habe ja schon Cicero für den Trost des Alters erklärt, ein Urtheil, dem Jeder leicht beistimme; noch ungleich schlimmer aber, sey die Langeweile für das weibliche als für das männliche Geschlecht.

Allein wohl waren es diese Gründe keineswegs allein, welche Schlözer'n bei der Erziehung seiner Tochter leiteten; aus der Art, wie dieselbe betrieben ward, aus der Wahl der Wissenschaften, denen sich die Tochter ganz vorzüglich widmen mußte, geht vielmehr unwidersprechlich hervor, daß die Hauptabsicht des Vaters keine andere, als die schon oben angegebene gewesen, ein lebendiges Muster von der Vorzüglichkeit seiner Methode, vor der von Basedow anempfohlnen, aufzustellen. Nur die herrlichste Natur mochte aber zugleich die Tochter vor der Eitelkeit und Prunksucht bewahren, die der Vater selbst auf jede Weise zu befördern strebte. Die Sorge für ihre Gesundheit, eine der ersten und hauptsächlichsten Rücksichten, die den Vater bei der Erziehung seines Kindes hätten leiten sollen, blieb fortwährend nur eine Nebenrücksicht. Nur allein ihre starke Constitution erhielt sie trotz der unnatürlichen Lebensweise, zu der sie sich verurtheilt sah. Oft den ganzen Tag, regelmäßig aber jeden Abend von sechs Uhr an, mußte sie mit dem Vater seyn, mit ihm und neben ihm arbeiten, und war dabei, wenn die Arbeit nicht ganz nach seinem Wunsche ausgefallen, da er alle seine Umgebungen nach sich selbst zu messen gewohnt war, übertriebene Ansprüche an seine Kinder überhaupt, vorzüglich aber an seine Tochter, machte, den heftigsten Ausbrüchen seiner übeln Laune blosgestellt. Schon als junges Kind mußte sie bis spät in die Nacht mit dem Vater wachen und arbeiten, ihm bei seinen litterarischen Beschäftigungen zur Hand gehen, Auszüge, Uebersetzungen und Tabellen verfertigen, Aufgaben lösen, und andere Arbeiten der Art unter seinen Augen verrichten. Dazu von frühem Morgen bis zum Abende eine Menge bestimmter Privatstunden. Erholungen und Vergnügungen wurden ihr nur äußerst spärlich verstattet, ja sogar, bis sie das väterliche Haus verließ, jeder Brief, den sie schrieb oder erhielt, wurde von dem Vater gelesen und streng beurtheilt; nur wie er wollte, sollte sie sich äußern. So ward sie um ihre Jugend durchaus betrogen, Kinderjahre und Kinderspiele, froher Jugendgenuß blieben ihr unbekannte Freuden; dazu die Willkür, mit der ihre Geschwister von dem harten Vater beherrscht wurden: wahrlich man erstaunt mit Recht über die beinahe unbegreifliche Stärke des Charakters, der unter solchen peinlich drückenden, alle Lebensfreudigkeit, jede fröhliche Innigkeit zernichtenden Verhältnissen dennoch seine Selbstständigkeit zu bewahren vermochte. Wohl

mochte Schlözer Recht haben, als er durch die Erziehung, die er seiner Tochter gab, dieselbe vor der Langenweile des Alters zu bewahren hoffte; allein zu theuer ward jedoch dieselbe durch eine mehr als langweilige Jugend erkauft.

Frohe, und beinahe die einzig frohen Augenblicke gewährten ihr die Reisen, die sie wiederholt, theils in Gesellschaft ihres Vaters, theils ohne denselben machte; allein auch hier genoß sie, wenigstens sobald der Vater sie begleitete, recht eigentlich nur frohe Augenblicke, und seine Grillen versagten ihr außerdem die mehrsten von jenen Genüssen, die ihren Jahren, ihrer Jugend und ihrer Bildung vor Allem zugesagt haben würden; vorzüglich war dieß auf der italianischen Reise der Fall. Schlözer reisete nur zur Bereicherung seiner historisch-politischen Kenntnisse; die Tochter hatte lebhafteres Gefühl für Natur und Kunstschönheiten; allein der Vater, den seine Kurzsichtigkeit für dergleichen Genüsse unempfänglich machte, hielt es nicht der Mühe werth, dieser ihrer Neigung auch nur das geringste Opfer zu bringen. So sah sie den berühmten Wasserfall von Terni nicht, weil dessen Besuch einen kurzen Umweg nothwendig gemacht haben würde; und ohne Heinse, der damals in Rom sich aufhielt, und sich eine Freude daraus machte, das geistreiche, lebendige Mädchen allenthalben herumzuführen und mit den Kunstschätzen der alten Hauptstadt der Welt bekannt zu machen *), würde ihr Gewinn, so wie ihr Genuß von dieser Reise, gar spärlich ausgefallen seyn. Auch daß der Vater, wo er sich länger aufhielt, wie zu Rom, die eilfjährige Tochter italiänischen, oft beinahe ihm durchaus fremden Familien überließ, ward dennoch für sie nicht nur von wesentlichem Nutzen, sondern auch die Veranlassung zu manchem erheiternden Genusse, indem jene Familien sich auf jede Weise bemühten, das liebenswürdige Kind für die Langeweile einer nur in Gesellschaft ernster Männer gemachten Reise schadlos zu halten. So war auch ihr Aufenthalt zu Clausthal in dem Dahmischen Hause für sie eine frohe Zeit; dort erblickte sie das Bild des schönsten Familienglücks. Rein war freilich auch diese Freude nicht, sie ward getrübt durch die Art und Weise, wie Fräulein Schlözer nach dem Willen ihres Vaters dort die Bergwerkskunde zu betreiben genöthigt war. Erfreulicher war dagegen eine Reise, die

*) Der berühmte Bildhauer Trippel verfertigte damals, zugleich aus eigenem Antriebe, ihre Büste.

sie, kurz nachdem sie die Doctorwürde zu Göttingen erlangt hatte, in Gesellschaft ihrer Mutter nach Straßburg machte (26. Septbr. — 26. Oktbr. 1787.), bei welcher Gelegenheit ihr unter andern durch eine aus dem Rektor und verschiedenen Professoren bestehende Deputation der Straßburger Universität eine Matrikel überreicht ward. Einige Jahre darauf fand sie ebenfalls Gelegenheit, in Gesellschaft der Familie des Obercomissär Gräzel aus Göttingen nach Frankfurt am Main zu reisen, um der Wahl und Krönung Leopold's II. (1790) beizuwohnen. Auch deshalb ward diese Reise für sie von Wichtigkeit, da sich ihr zu Frankfurt eine Gelegenheit darbot, in einem angesehenen Hause in Coblenz fortan einer angenehmeren Existenz zu genießen, als sich mit dem Halten akademischer Vorlesungen zu beschäftigen, wie Schlözer von ihr verlangt hatte, und wozu sie sich bereits hatte vorbereiten müssen. Des Vaters Wille rief sie jedoch nach Göttingen zurück, und schon im nächsten Jahre ward ihr Schicksal anderweitig entschieden, indem sie bei Gelegenheit einer Reise, die sie in Gesellschaft ihres Vaters (1791. 17. April bis 14. Mai) nach Lübeck, Kiel und Hamburg machte — der beabsichtigte Besuch von Koppenhagen ward durch widrige Winde vereitelt —, am esterem Orte den damaligen Senator, nachherigen Burgermeister (1806) Matthäus Rodde, durch kaiserliche Begnadigung in der Folge (1803) in den Reichsfreiherrnstand erhoben, kennen lernte, und sich alsbald mit demselben verlobte; ein Jahr später (1792, 28. Mai) ward zu Göttingen die Ehe vollzogen.

Mit ihrer Verheirathung und ihrer Versetzung nach Lübeck, begann zugleich eine neue Periode ihres inneren Lebens und Treibens, indem sie von jetzt an mehr ihrer eigenen Neigung bei der Wahl ihrer Studien folgen konnte. Durch Villers, der, wie in der im 5ten Stücke dieser Zeitschrift enthaltenen Biographie desselben ausführlicher erzählt worden, mit dem Roddischen Hause in genauere Verhältnisse gekommen war, ward sie in die schöne Litteratur der Franzosen eingeführt, welche ihr, so lange Schlözer ihre Studien leitete, beinahe gänzlich unbekannt geblieben war, während sie dagegen den geistvollen Franzosen zuerst mit dem innersten Wesen deutscher Art und Wissenschaft bekannt machte. In glücklicher Unabhängigkeit, geachtet und geschätzt von Allen, die das Glück hatten, ihr zu nahen, lebte sie an ihrem neuen Wohnorte;

drei Kinder, zwei Töchter und ein Sohn beglückten ihre Ehe*). Auch darin den mehrsten, sogenannten gelehrten Frauen unähnlich, die nur darauf bedacht, als Schriftstellerinnen zu glänzen, die Erziehung ihrer Kinder, als etwas Untergeordnetes und Störendes, gar leicht fremden Händen überlassen, widmete sie dagegen von jetzt an ihre Zeit und ihre Kenntnisse mit nie rastender Sorgfalt ganz vorzüglich der Erziehung und Bildung derselben; nichts ward versäumt, was irgend dazu beitragen konnte: keine Reise ohne sie unternommen, alles Bemerkenswerthe auf denselben mit ihnen besucht; der Kunstsinn der ausgezeichneten Frau hatte bisher nur geringe Befriedigung gefunden, da, wie schon bemerkt worden, Schlözer das Studium der Kunst als etwas vollkommen Unnützes und Ueberflüssiges seiner Tochter nicht gestatten wollte, und sie daher selbst auf ihrer italiänischen Reise gleichsam nur im Fluge und verstohlner Weise diese ihre Neigung hatte befriedigen können. Dagegen besuchte sie jetzt in den nächsten Jahren in Gesellschaft ihres Gatten, der zur Besorgung der Angelegenheiten seiner freien Vaterstadt nach Paris reiste, und in Begleitung von Villers und des Domherrn Dr. Meyer aus Hamburg, zu zwei verschiedenen Malen auf längere Zeit die Hauptstadt von Frankreich (1801 Mai bis Dec. und 1803 Sept. bis 1805 Oktbr.), wo damals bereits die Kunstschätze eines beträchtlichen Theils von Europa aufgehäuft waren. Dort lebte sie, wie nicht anders zu erwarten, mit den ausgezeichnetsten Gelehrten, Künstlern und Staatsmännern, von den damals am höchsten stehenden Männern und Frauen auf jede Weise ausgezeichnet. Zu den besonderen Stiftungen der ersten Klasse des Nationalinstituts ward sie gegen die Regel, welche Frauenzimmern den Eintritt in den Saal versagte, nichts desto weniger zugelassen und von Lacepede, Dolomieu, Cüvier und Andern mit hoher Achtung empfangen. Ihre Beurtheilung des auf dem französischen Theater durch Zusätze und Veränderungen mancherlei Art verstümmelten Meisterwerks von Mozart, der Zauberflöte, ein Auszug aus ihrem Tagebuche — denn die Sitte, Tagebücher zu führen, woran sie Schlözer gewöhnt, behielt

*) Auguste, geb. den 8ten Jan. 1794.
Dorothea, geb. den 20sten Febr. 1796.
August Ludwig, geb. den 21sten April 1798.

sie auch nachmals fortwährend bei *) — die zufällig in einem öffentlichen Blatte erschien, ward bald in allen Journalen von Paris mit lautem Beifalle wiederholt **). Die zweite Reise vorzüglich fiel in einen der interessantesten Zeitpuncte. Es war die Periode der Ermordung des Herzogs von Enghien und Pichegrü's, des Prozesses von Moreau und Georges und der Annahme der Kaiserwürde. Deutlich und unverkennbar äußerte damals die Masse der Pariser ihre vollkommene Gleichgültigkeit, nicht selten selbst ihren lauten Widerwillen gegen das grobe Gaukelspiel, welches unter ihren Augen vorging und sie selbst sowohl, als das gesammte übrige Europa, täuschen sollte, und auch Frau von Rodde hatte wiederholt Gelegenheit, alle die erbärmlichen Kunstgriffe zu beobachten, welche von der Polizei angewandt wurden, um einen künstlichen Enthusiasmus hervorzubringen. Außer diesen beiden Reisen nach Paris besuchte Frau von Rodde zu verschiedenen Malen Hamburg, Kiel, Gotha, Leipzig, Dresden und Göttingen; zu Lübeck aber war ihr Haus der Sammelplatz der ausgesuchtesten Gesellschaft von Fremden und Einheimischen; was auf Talente und Bildung Anspruch machte, bestrebte sich, der ausgezeichneten Frau zu nahen. Allein bald ward dieser schöne Kreis durch öffentliches, dann durch Familienunglück zerstört. Die Schlacht von Jena führte plötzlich und unerwartet drei französische Armeekorps vor die Thore von Lübeck, die Stadt ward erstürmt (6. Nov. 1806); nur durch Villers entschlossene Geistesgegenwart ward das roddische Haus vor den Greueln der Plünderung geschützt. Der damalige Marschall Bernadotte, der in demselben sein Quartier genommen, schätzte Frau von Rodde, und noch bei seiner Anwesenheit in Göttingen am Ende des Jahres 1813 gab er ihr davon öffentlich die schmeichelhaftesten Beweise. Nichts desto weniger wurden die Unfälle, welche Lübeck im Allgemeinen betroffen, bald auch die Veranlassung zu der Zerstörung ihres häuslichen Glücks. Große Verluste hatte die Stadt durch die Erstürmung und die Plünderung erlitten, noch mehr litt sie durch die gänzliche Sperrung ihres Handels, durch das plötzliche Versiegen der mehrsten bisherigen Erwerbsquellen ihrer Bewohner, und natürlich wirkten diese

*) Dem Verfasser dieses Abrisses ist es vergönnt worden, von allen diesen Tagebüchern Einsicht zu nehmen.

**) Meyer's Briefe aus der Hauptstadt und dem Innern Frankreich's (Tübingen 1802. 2 Bde.).

unglücklichen Verhältnisse auch auf das Roddische Haus, eins der ersten Handelshäuser der Stadt, auf eine höchst empfindliche Weise zurück. Hierdurch veranlaßt, vertauschte die Roddische Familie (1810) ihren bisherigen Aufenthaltsort mit Göttingen, und auch hier ward Frau von Rodde, die durch ihren Muth und ihre Standhaftigkeit noch bewunderungswürdiger im Unglücke, als im Glücke durch ihre bescheidene Anspruchslosigkeit, erschien, mit allgemeiner Achtung empfangen, indeß ihr neuer Wohnplatz ihr zugleich alle zu ihren wissenschaftlichen Beschäftigungen erforderliche Hülfsmittel im Ueberflusse darbot. Nur häufig wiederkehrende Kränklichkeit bewogen sie, allmählich sich immer mehr von der Gesellschaft in ihre Häuslichkeit zurückzuziehn und sich auf einen kleinen aber ausgesuchten Kreis zu beschränken. Nicht leicht versäumt außerdem der fremde Gelehrte und Künstler, den sein Weg nach Göttingen führt, die Bekanntschaft der außerordentlichen Frau zu suchen, und findet sich aufs Angenehmste überrascht, wenn er durchaus nichts wahrnimmt, was an die Nähe der gelehrten Frau erinnerte; Steifheit und Pedanterei, die gewöhnlich in den gesellschaftlichen Zirkeln kleiner Städte die Langeweile auf den Thron erheben, sind aus dem ihrigen verbannt. Die schwere Kunst, einen Jeden alsbald in ein behagliches Verhältniß mit sich zu setzen, jene Fertigkeit, welche nur die Gewohnheit der großen Welt zu verleihen vermag, besitzt und übt Frau von Rodde in einem seltenen Grade. Wo die Tiefe der Wissenschaft mit der anmuthigsten Zartheit vereint erscheint, da haben die Grazien ihren Tempel gebaut. Die schriftstellerischen Arbeiten, durch welche Frau von Rodde, so lange sie noch im väterlichen Hause lebte, bekannt geworden, finden sich in Meusel's gelehrtem Teutschlande, 7ter Band, unter Schlözer (Dorothea Rodde) aufgeführt.

Hiermit schließt der Verfasser diese biographische Skizze der merkwürdigen Frau. Er wiederholt, was er bereits im Anfange bemerkte, daß er nur einige schwache Umrisse hat geben wollen und allein hat geben können; sein einziger Zweck war, denen, welchen Frau von Rodde zwar durch den Ruf ihres Namens bekannt geworden, die jedoch selbst das Glück nicht gehabt, sich ihr zu nahen, einige vielleicht nicht ganz unähnliche Züge zu einem Gemälde derselben zu liefern. Möchte er diese Absicht nicht ganz verfehlt haben!

Jakob Necker

von

C — r.

Vorwort.

Die gegenwärtigen Erscheinungen der literarischen, wie der politischen Welt, erneuern Necker's Andenken auf vielfache Weise. Jene beschäftigen sich größtentheils mit der Charakteristik des Privatmannes, diese zeigen in vielen Staaten die schwierige Aufgabe der Bildung einer zweckmäßigen Volksrepräsentation und erinnern daran, daß Necker in dem Zeitpuncte seiner größten ministeriellen Wirksamkeit zur Lösung desselben Problems verpflichtet war. Bei den großen Forderungen, welche unter solchen Verhältnissen Regent und Volk an das Ministerium zu machen berechtigt sind, ist es besonders lehrreich, in dem Gebiete der Geschichte bei den Gegenbildern zu verweilen und solche zum Prüfsteine zu machen, nach welchem die Gegenwart erkannt und die Folge der Erscheinungen bestimmt werden darf.

Nach diesem Gesichtspuncte wurde die Untersuchung über Neckers eigenthümliche Wirksamkeit als Staatsmann, als ein richtiger Theil seiner Biographie, auf dem Grund lauterer historischer Quellen vorgenommen, ehe das neueste, diesen Gegenstand berührende Werk der Frau von Staël bekannt wurde. Als der Verfasser des einliegenden Versuches die Betrachtungen über die vornehmsten Begebenheiten der französischen Revolution erhielt, ging er sie aufmerksam durch, willfährig, jede zur Berichtigung seiner Untersuchung dienende Belehrung aufzunehmen. Je sorgfältiger er aber die reichen Quellen der französischen Revolutionsgeschichte und Neckers eigene Schriften benutzt hatte, um so weniger fand er sich veranlaßt, außer der Hinzufügung einiger Anmerkungen, irgend eine Veränderung in seinem Aufsatze vorzunehmen, wenn gleich Fr. v. Staël eine, von dem Resultate dieser Untersuchung

ganz verschiedene Meinung über die staatswissenschaftlichen Verdienste ihres Vaters zu verbreiten sucht. Die großen Thatsachen, welche in den Betrachtungen der Fr. v. Staël eine neue Bürgschaft erhalten, geben einer verschiedenartigen Deutung Raum: anders erscheinen sie der Tochter, die den geistreichen Mann, den redlichen Beamten, den theuren Vater in reiner Liebe verehrt, und um so leichter den Staatsmann rechtfertigen zu können glaubt, je entfernter dessen Wirkungskreis dem Elemente ihrer Verehrung steht, anders dem, der in strenger historisch-biographischer Würdigung nur den Staatsmann und seinen Beruf beurtheilt. — Am auffallendsten bewährt sich dieses in dem Abschnitte der Betrachtungen, wo Fr. v. Staël von Neckers Charakter als Staatsmann und von dessen Planen hinsichtlich der Finanzen und der Verwaltung (Thl. I. Abschnitt 4 — 6.) redet. Bei dem frommen Bestreben, jeden Verdruß von dem geliebten Vater abzuwenden, und für ihn zum Besten zu kehren, tritt doch hier der nicht zu beugende Sinn der Wahrheit ungerufen hervor und wird zur harten Anklage, wenn Fr. v. Staël nicht verschweigen kann: „Es gehört zur Eigenthümlichkeit seines (Neckers) Charakters und Geistes, die Umstände abzuwarten, und nicht die Verantwortlichkeit der Entscheidungen, die dadurch herbei geführt werden können, auf sich zu nehmen." — Die unmittelbaren, nothwendigen Folgen dieser an einem Staatsmanne nicht hart genug zu rügenden Eigenthümlichkeit im Bilde der Geschichte zu zeigen, war der ursprüngliche Zweck dieser biographischen Untersuchung. —

Was zuvor über die Familie Necker gesagt ist, bildet einen Nachtrag zu dem Aufsatze, welchen A. W. v. Schlegel, im dritten Stücke der Zeitgenossen, S. 90 — 112 abdrucken ließ. Es ist eine Zusammenstellung der Familiennachrichten, welche bei Neckers zweitem Eintritt in das Ministerium die Zeitschriften mittheilten.

I.

Die Familie Necker.

Karl Friedrich Necker stand bis zum Jahre 1712 als Advocat bei der Regierung zu Küstrin in der Neumark. Getrieben von der Sehnsucht, die Welt zu sehen, um sich einen weitern Wirkungskreis für das Leben zu bilden, hegte er längst den Wunsch, die Verhältnisse in Küstrin aufzugeben, und wandte sich zur Beförderung solches Planes an einen Verwandten zu Berlin, den geheimen Commerzienrath Schütze. Dieser in einseitigen Verbindungen lebende Mann hatte den Auftrag, für einen jungen von Bernsdorf zu Hannover einen Hofmeister zu empfehlen; Necker wurde in Vorschlag gebracht, und trat mit großer Freude in eine neue Lebenssphäre, welche ihn 1713 verpflichtete, seinen Zögling auf die Universität Genf zu begleiten, und, nach dort vollendeten Studien, die vornehmsten Hoflager Europas zu besuchen. Im Verfolg dieser Reisen fand Necker zu London auf eine sehr ehrenvolle und ganz seinen Wünschen entsprechende Weise die Bestimmung für sein künftiges Leben. Der König, Georg der Erste, gewann den jungen von Bernsdorf, den er zu Hannover einst aus der Taufe gehoben, besonders lieb und übertrug dieses ausgezeichnete Wohlwollen auch auf seinen Begleiter. Necker reich beschenkt, erhielt als ein bewährter, geschickter Erzieher durch die Vermittelung des Königs vom Parlamente eine bedeutende jährliche Pension mit dem Auftrage, zu Genf eine Bildungsanstalt für junge Britten zu errichten.

Unter so günstigen Verhältnissen kehrte er nach Genf zurück, erfüllte jenen Auftrag und sicherte durch verständige Leitung den glücklichen Fortgang seiner Pensionsanstalt, indem er sich durch Fleiß, Biedersinn und Fähig-

keit die größte Achtung seiner Mitbürger verschaffte. Er ward bei der hohen Schule zu Genf Professor des deutschen Staatsrechts 1724, erhielt das Bürgerrecht 1726 und trat bald darauf als Mitglied in den großen Rath des Freistaats.

Unermüdet widmete er sich dem Gemeinwesen und kämpfte immer gegen den Geist der Zwietracht mit Wort und That; in diesem Streben fand der rüstige Greis das Ziel seiner Wallfahrt.

Bei einer Wahl entstanden in der Petri-Kirche heftige Unruhen; Necker, vom lebendigen Geiste des Pflichtgefühls begeistert, trat hervor und erschütterte mit kraftvollen Worten die erbitterten Gemüther; aber mitten unter den Anstrengungen, den Haß gegenseitiger Feindschaft zu beschwichtigen, sank der edle Patriot, vom Schlage getroffen, zur Erde. Er ging zu den Wohnungen des Friedens aus dem Kampfplatze wilder Leidenschaft 1760.

Karl Friedrich Necker war verheirathet mit der Tochter des Genfer Syndikus Gualtier und hinterließ aus dieser Ehe zwei Söhne, Ludwig und Jakob. —

Der Erstgenannte und Aelteste dieser Geschwister, zu Genf 1730 geboren, erhielt nach beendeten Studien auf der Universität seiner Vaterstadt die Doctorwürde der Rechtswissenschaft, führte dann den Fürsten von Nassau-Weilburg und den Grafen von Lippe-Detmold nach Turin, machte mit beiden außerdem mehrere Reisen, und übernahm, da jene in ihre Heimath zurückkehrten, die Hofmeisterstelle beim Freiherrn von Wassenär, den er auf die Universität Utrecht begleitete. Von dort ward er zur Uebernahme der Professur der Naturlehre nach Genf zurückgerufen, wo er zu gleicher Zeit die Pensionsanstalt für junge Britten, der sein Vater mit großem Ruhme vorgestanden, fortsetzte. Seine wissenschaftliche Thätigkeit im Fache der Naturlehre und der Mechanik bezeugen die von ihm bearbeiteten Artikel in der d'Alambertschen Dictionaire encyclopédique und mehrere gelehrte Schriften, die Senebier in der Literärgeschichte Genfs (Thl. 3 S. 145) namhaft macht. Die Akademie der Wissenschaften zu Paris erwählte ihn zu ihrem Korrespondenten. —

Durch die Unvorsichtigkeit eines Freundes ward er in Streitigkeiten und gerichtliche Untersuchungen verwickelt, welche das strenge Urthel einer einjährigen Verbannung über ihn verhängten. Hierüber entrüstet, entsagte Necker

allen Verhältnissen, welche ihn mit der Vaterstadt verbanden; er nahm von dem Landgute seines Vaters Germanie den Zunamen an und ließ sich 1762 in der Heimath seiner Gattin zu Marseille häuslich nieder, eine Wechselhandlung errichtend, gemeinschaftlich mit seinem Bruder und mit einem Schwager des Banquier Frieß zu Wien; der glücklichste Erfolg krönte dieses Unternehmen. Ludwig Necker zog sich nach wenigen Jahren mit einem reinen Gewinne von zwei Millionen Franken aus dieser Handelsverbindung zurück, wählte dann Paris zu seinem Wohnorte und lebte hier, als Theilnehmer der Banquiergeschäfte seines Bruders, einer schönen wissenschaftlichen Muße, an der Seite seiner zweiten, sehr reichen Gattin, einer Schwester des französischen Husarenobristen, Hauteville, in der genauesten Verbindung mit dem herrlichen Greise, Benjamin Franklin, der damals als Gesandter der nordamerikanischen Freistaaten am französischen Hofe accreditirt war, (1778 bis 1783). Ludwig Necker hatte zwei Kinder aus der ersten Ehe, eine Tochter, die nach Genf verheirathet wurde, und einen Sohn, der in französischen Militärdiensten stand; seine zweite Ehe war kinderlos. —

Ludwig Neckers einziger und jüngerer Bruder, Jacob, der in der französischen Geschichte in der ersten Epoche der Revolution eine ausgezeichnete Rolle spielte, erhielt eine sehr sorgfältige Erziehung und entwickelte schnell seine Geistes-Fähigkeiten. Die verschiedenen Classen des Collegiums zu Genf in kurzer Zeit durcheilend, verweilte er bei den Studien der Geschichte, der schönen Wissenschaften und der Philosophie unter des berühmten Vernet Leitung. Dieser geliebte Lehrer war es, welcher den jungen sechzehnjährigen Necker, der sich für die Handlungsgeschäfte als seine künftige Bestimmung entschieden hatte, 1750 mit freundlichen Empfehlungen nach Paris zu einem Bruder, einem bedeutenden Banquier, sandte. Neckers Wißbegierde fand reichen Spielraum auf dem Comptoire dieses großen Handlungshauses, in der schönen Bibliothek seines Principals und im Umgange mit einsichtsvollen Männern. Durch Thätigkeit, Ordnungsliebe und merkantilischen Scharfsinn gewann er das entschiedene Vertrauen Vernets, der, der Sehnsucht nach seiner Vaterstadt Genf folgend, schon 1753 Paris verließ, einen ansehnlichen Fond zum Vor=

theile Neckers aussetzte und ihn bald darauf zum Theilnehmer einer Handelsverbindung machte, bei welcher sein Neffe den Namen Vernet fortsetzte. Nach kurzer Zeit aber trennte sich Necker vom jüngern Vernet und vereinigte sich mit dem Genfer Thelusson. In dieser Handlungsgesellschaft erhielt Necker den Ruf eines höchst einsichtsvollen, glücklich speculirenden, in jeder Hinsicht Vertrauen verdienenden Banquiers und gewann unter Begünstigung und unter kluger Benutzung der Zeitverhältnisse ein sehr großes Vermögen. Die beständigen Geldverlegenheiten der französischen Regierung, die außerordentlichen Bedürfnisse des Land- und Seekrieges (1756 bis 1763), die Theilnahme an der Ostindischen Handels-Compagnie als Hauptactionair, der Ankauf der von den Kapern aufgebrachten Schiffe, und ein gewinnreicher Betrieb mit brittischen Staatspapieren unmittelbar vor dem Friedensschlusse (1763), von dessen bevorstehendem Abschluß Necker früher benachrichtigt war, als man ihn zu London und auf andern Handelsplätzen wußte, vermehrten binnen wenigen Jahren seinen Reichthum ungeheuer.

Immer zunehmender Geldmangel des Hofes brachten den Herzog von Choiseul auf den Gedanken der Aufhebung der ostindischen Compagnie, und die zur Gründung derselben von der Krone vorgeschossenen Fonds zurückzunehmen. Das Haus Thelousson und Necker hatte, wie schon bemerkt, die stärksten Fonds in der Gesellschaft, und dieses Verhältniß gab Hrn. Necker Veranlassung, im Hause der ostindischen Gesellschaft die merkwürdige Rede zu halten, in welcher er die beabsichtigte Maaßregel des Hafes bestritt und für die privilegirte Gesellschaft redend, sich der öffentlichen Meinung, welche Freiheit des Handels forderte, entgegen stellte. Das Für und Wider wurde gegenseitig mit Eifer bestritten; die Aufhebung erfolgte gegen Neckers Ansicht mit dem Jahre 1769; jedoch wußte der einsichtsvolle Banquier auch hieraus für sein Haus großen Gewinn zu ziehen, indem er unter sehr günstigen Bedingungen als Käufer der Vorräthe und der Schiffe der aufgelösten Compagnie auftrat. —

Necker, von der Republik Genf zum Minister Residenten am französischen Hofe ernannt, gab sein Werk über den Kornhandel heraus, welches große Aufmerk-

samkeit erregte und die Schwägerin des Königs, Gemahlin des Grafen von Provence, veranlaßte, den Verfasser jener Schrift dem Minister, Grafen von Mueregas, dringend zu empfehlen; der König selbst war schon sehr günstig für ihn, der einen geheimen Vertrauten Ludwigs XVI., den Grafen von Pezmy, für sich zu gewinnen gewußt hatte, gestimmt. Man hielt am Hofe Nekkern für den rechten Mann, welcher der großen Verwirrung der Finanzen abzuhelfen im Stande sey. Es erfolgten Anträge, die für den ehrsüchtigen Mann zu lokkend waren, als daß er sie hätte ablehnen sollen; er legte seine Residenten-Stelle nieder und trat 1776 als Gehülfe des General Kontrolleur Taboureau in königliche Dienste. Letzterer mußte schon im folgenden Jahre dem neuen Director der Finanzen weichen.

Neckers Verhältnisse zu seinem Handlungshause, dem er jetzt nicht mehr öffentlich vorstehen konnte, wurden vermittelst einer förmlichen Theilung, bei welcher sein Antheil sieben und eine halbe Million Livres betrug, regulirt. Sein Compagnon Thelusson war gestorben, auch der Bruder Jakob's, Ludwig Necker de Germaine, trat aus der Handlungsverbindung, wogegen ein Sohn des großen Haller, Emanuel Haller, die Leitung des Banquierhauses übernahm, welches, nach wie vor, im Hotel de Colbret neben der Börse seinen Sitz hatte und unter der Firma, Jean Girardot de Marigny (Thelussons Schwager) und Emanuel Haller, als ein Zeichen besonderer Gnade, vom Könige mit dem Titel beehrt wurde: Procureurs generaux et speciaux de touts paiements quelconques etc. —

Jacob Neckers Gattin, Susanna, war die Tochter des Pfarres Curchot zu Nyon bei Genf. Sie erhielt ihre Erziehung in der Pensionsanstalt der Demoiselle Villaume zu Lausanna, kam als Gesellschafterin in die Thelussonsche Familie, wo sie Necker kennen lernte, und ward seine Lebensgefährtin. Sie gehörte zu den Frauen, welche gern Gelehrte, ausgezeichnete Männer und Schrifsteller in ihrem Hause sahn und sich durch diese Liebhaberei einen Namen verschafften. Selbst Joseph II. besuchte bei seinem Aufenthalt zu Paris ihren Zirkel. Nicht erzogen in den Sitten der Hauptstadt Frankreichs, blieben ihrem Leben die Vorzüge und Nachtheile derselben fremd; Leichtigkeit, Anmuth und Grazie standen ihrem

Innern und Aeußern nie zu Gebote; bei einer gewissen Art wissenschaftlicher Bildung verstand sie es nicht, sich von dem Einflusse kleinlicher Eitelkeit frei zu erhalten. Bei dem innigsten Verhältnisse, in welchem sie zu ihrem Gatten stand, beschuldigte man sie, dessen ersten Rücktritt aus dem Finanzdirectorio deßhalb mitbewirkt zu haben, weil ihr im Staatssaale der Königin das Tabouret unter den Herzoginnen verweigert war; so bot sich, da Scheelsucht und Neid ihre Schritte beobachteten, der Spottsucht der pariser großen Welt vielfache Veranlassung dar, Madame Necker zur Zielscheibe des frivolen Witzes zu machen: aber höchst rühmlich ausgezeichnet durch Sittenreinheit, Wohlthätigkeitssinn, Freundschaftstreue und unübertreffbare Zärtlichkeit für ihren Gatten verdient ihr Name unter den edelsten ihres Geschlechts genannt zu werden. Die Frauen spielten in dem ersten Zeitraume der Revolution bedeutende Rollen, Madame Necker und Madame Rolland vor allen; beide hatten auf ihre Gatten vielen, auf die Begebenheiten des Tages einigen Einfluß. Madame Rolland war einnehmender Bildung, gefälligen Aeußern und lebendigen Witzes; Madame Necker, ohne diese Vorzüge, nützte ihrem Gatten durch feine Beobachtungsgabe, ruhige Beurtheilung und viele Erfahrungen. Beide ehrten nicht allein das Talent sondern auch den moralischen Werth, ein Verdienst, welches bei der damaligen sittlichen Entartung der pariser Welt besonders hervorleuchtet! — In spätern Jahren, als die glänzende Zeit der Neckerschen Familie in Frankreich voruber war, als sie zu Copet bei Genf lebte, betrat Madame Necker die Schriftsteller-Laufbahn, auf der ihr kein ausgezeichneter Ruhm zu Theil wurde. — Sie starb im Anfange des Jahres 1796. —

II.

Necker, der Staatsmann.

Bei näherer Beobachtung solcher Männer, die auf irgend eine Weise sich einen bedeutenden äußeren Wirkungskreis bildeten, ist nicht zu verkennen, daß sich oft die Charakteristik ihres eigenthümlichen Willens und Schaffens in einem kurzen Zeitabschnitte concentrirt. Dieser ist mit seinem Glanze und seinen dunklen Stellen die Sonne des Lebens, um welche sich, gleich den Planeten von ihren Strahlen erhellt, die übrigen Jahre bewegen. Was ausgezeichnete Männer vorher thaten und nachher beabsichtigten, erscheint immer nur als Nebengemälde der Hauptepoche, in deren Würdigung der Geschichtsforscher den Schlüssel zu vielen scheinbar mit einander im Widerspruche stehenden Ereignissen findet. —

Necker hatte seine erste Geschäftsführung im französischen Ministerio als Finanzdirector dadurch bezeichnet, daß er die als Banquier erhaltenen Ansichten auf die Finanzadministration übertrug, und theils durch Ordnung und Sparsamkeit, theils durch Anleihen die dringendsten Bedürfnisse der Ausgaben zu decken suchte. Die Radicalhülfe der Noth des Staatsschatzes bereitete er sich vor, indem er Turgots Plan der Provincial-Versammlungen zur Abhelfung der erkannten inneren Staatsübel und vorzüglich zu gleichmäßigen Vertheilungen der erforderlichen Abgaben in Wirksamkeit zu setzen begann*).

Wenn sein Anleihesystem auf den Ruhm, den er als Kaufmann genoß, auf seinen Privatreichthum, auf

*) Siehe der Frau von Staël's Betrachtungen über die vornehmsten Begebenheiten der französischen Revolution Thl. 1. Seite 84. ff. (Sowohl bei diesem, als den folgenden Citaten dieses Werkes ist die Seitenzahl nach der unter des Herrn A. W. v. Schlegel's Aufsicht gemachten Uebersetzung angegeben).

seine große Handelsverbindungen und seinen sparsamen Ordnungssinn gebaut war, so verschaffte er sich durch die Beförderung der Errichtung der Provinzial-Ausschüsse des Volkes Liebe, die er im Widerstreite mit den privilegirten Ständen, mit den angemaaßten Rechten des Parlements und der Verschwendung des Hofes so sehr bedurfte. Nach diesem Gesichtspuncte wurden denn jene Versammlungen so errichtet, daß ein Viertel der Abgeordneten aus dem Adel, ein Viertel aus der Geistlichkeit, und eine ganze Hälfte aus dem dritten Stande, als Stimmenberechtigte, zusammentraten. — Mit unglaublich schnellem Erfolg erlangte Necker die höchste Volksgunst und fühlte so mehr das Drückende seiner officiellen Stellung zur Finanzverwaltung, da er nicht wirkliches Mitglied des Staatsrathes war. Zu glücklich in dem bisherigen Gelingen seiner vorläufigen Maaßregeln, spiegelte ihm ein erhöhetes Selbstgefühl seine Unentbehrlichkeit vor; er machte daher den Eintritt in den königlichen Staatsrath und die Bestrafung der Verfasser einiger gegen Necker gerichteten Schriften zu Bedingungen seiner fortwährenden Dienstführung, und erhielt, da jene nicht gewähret werden sollten — den Abschied (im Mai, 1781)*). Was Necker bis dahin in der Finanz-

*) Ueber N's Verabschiedung s. die Betrachtungen der Frau v. Staël Thl. 1. S. 94. ff. — Seite 100 wird als ein Hauptmotiv des geforderten Abschiedes die gegen N. gerichtete Schrift des Sainte Foix, deren Verbreitung Mauregas soll begünstigt haben, angegeben, und gesagt (S. 100): „Da es keine Preßfreiheit in Frankreich gab, waren Schriften gegen einen Mann im Amt, durch den ersten Minister begünstigt, und folglich öffentlich vertheilt an Jedermann, eine ganz neue Erscheinung." — Auf derselben Seite wird anerkannt, daß Madame Necker von der ministeriellen Begünstigung der Schmähschrift nichts gewußt habe, und daß Sainte Foix von M. nur „im Geheim" dazu aufgefordert sey. — Wenn gleich unter der Aufforderung zur Herausgabe einer Schrift und unter der Begünstigung der Verbreitung derselben ein Unterschied ist, so fließen doch im vorliegenden Falle beide Thatsachen nach ihren Wirkungen sichtbar zusammen und führen zu der Frage: War Neckers officielle Stellung wirklich durch St. Foix's Schrift so angegriffen, daß er des Verfassers Bestrafung fordern und zur Bedingung seiner fernern Dienstführung machen mußte, oder diente das Dienstverhältniß nur zum Vorwandte, um die Forderungen kleinmüthiger Rache zu beschönigen? — Bei diesen Vorfällen fand sich Madame Necker durch die Verläumdung ihres Gatten so verlezt, daß sie es wagte, ohne N's

administration that, muß, wie gesagt, als vorbereitende Maaßregeln angesehen werden, um den nach erfolgtem Rücktritte ihm oft gemachten Vorwurf zu mildern, daß seine Ersparungen nur auf Machtsprüchen beruheten, daß sein Anleihesystem in seinem persönlichen Credite, nicht in dem des Staates Haltung hatte, und daß er nicht einen einzigen Schritt gethan, welcher den wahrhaften Staatsmann vermuthen ließ.

Immer bleibt es wahr, daß es dem Manne, welchem die Erreichung eines schwierigen Zweckes anvertraut wird, geziemt, wenn man ihm die als nothwendig erachteten Mittel eigenwillig verweigert, sich von der übernommenen Verpflichtung los zu sagen. Da Necker aber bei seinem zweiten Eintritt in den königlichen Dienst, nachdem am Ende des Augusts 1788 Brienne abgetreten war, jede Forderung für eine freie Wirksamkeit erfüllt sah, da er nun Sitz und Stimme im Staatsrathe erhielt, die Führung der Geschäfte, deren ganzes Verhältniß er kennen mußte, freiwillig, mit Zuversicht und Vertrauen übernahm*), da die Stimme der Nation und

---

Wissen an den Minister zu schreiben, und, ihren Gatten vertretend, für denselben Bestrafung des Gegners zu fordern. „So viel Geist Mad. N. hatte," fährt Frau v. Staël fort, „sie, in den Gebirgen der Schweitz erzogen, machte sich keinen Begriff von Mauregas Charakter, dieses Mannes, der in dem Ausdruck der Gefühle nichts sah als eine Gelegenheit, die verwundbare Seite zu entdecken. —" Man fühlt sich gedrungen hinzuzufügen: so viel Geist auch Mad. N. hatte, so war sie doch unvorsichtig genug, sich auf unüberlegte Weise in die wichtigsten Dienstangelegenheiten ihres Gemahls zu mischen. —

*) „Sire! le mal est grand, mais les ressources sont encore plus grandes!" Dieses ist der Ausspruch, durch welchen Necker nach dem einstimmigen Zeugnisse der Zeitungen und Journale jener Tage seine erste Unterredung mit dem Könige nach der Uebernahme seines zweiten Ministerii bezeichnete. N. hat in seinen spätern Schriften so sorgfältig die Gerüchte bestritten, welche ein nachtheiliges Licht auf seine Dienstführung werfen konnten, nie aber jene wichtige, ihm beigelegte Verheissung als erdichtet in Anspruch genommen, weshalb die historische Critik sie für wahr halten muß. Nach dem Zeugnisse der Frau v. Staël (Thl. 1. Seite 161.) sagte N., als sie ihm die Nachricht von seiner Ernennung nach St. Ouen brachte: „Ach! warum hat man mir nicht die fünf Vierteljahre des Erzbischofes von Sens (Brienne) gegeben? — Jetzt ist es zu spät! —" Beide einander widersprechende Aeuße-

seine eigenen Andeutungen darauf hinwiesen, daß er der rechte Mann sey zur Lösung des mit unendlichen Schwierigkeiten verknüpften staatswissenschaftlichen Räthsels, so ergiebt es sich, daß Neckers damalige öffentliche Laufbahn, sein zweiter Eintritt in den französischen Staatsdienst der Zeitpunkt ist, nach welchem er als Staatsmann beurtheilt werden muß. Diese Epoche ist in den kurzen Raum vom Augustschlusse 1788 bis zum 12ten Juli 1789 zusammengedrängt; in ihr scheint Necker auf einem ganz neuen Standpuncte, im Wesentlichsten verschieden von dem, den er während seiner ersten Administration (von 1777 bis 1781) eingenommen hatte. Damals war er auf die Leitung der Finanzen beschränkt, doch bei derselben, wie in seiner ganzen Wirksamkeit, Maurepas ministerieller Autorität völlig untergeordnet. Für eine unendlich höhere Stelle war er jetzt ausersehn; er ward, wenn auch nicht dem Titel nach, wirklicher Principal-Minister Frankreichs, und zwar zu einer Zeit, wo nur unerschütterliches Bewußtseyn auf die Gewalt eigener Kräfte den Muth einflößen konnte, diese Stelle zu betreten. Sie war umzingelt von einem Uebermaaße schwieriger, verwickelter, chaotischer Geschäfte, vor denen der hohe Verstand eines Sully und die Schlauigkeit eines Richelieu zurückgebebt haben würde.

Die Forderung, welche der französische Staat, der König und die Nation an den neuen Minister machten, war: die Bewirkung einer neuen Organisation des Finanzwesens, durch welche das damalige Deficit der Staatscasse*) gedeckt, Ausgabe und Einnahme in ein richtiges Verhältniß gestellt, die Schuldenmasse regulirt und der Möglichkeit einer ähnlichen Staatsnoth vermittelst einer neuen Staatsverfassung für immer gesetzlich vorgebeugt würde. Die Erreichung dieses Zweckes konnte nach den bereits gethanen Schritten nur durch die unmittelbare

---

rungen lassen sich psychologisch recht gut vereinigen: ein Staatsmann aber muß nach seinen officiellen Zusicherungen, nicht nach seinen Familiengesprächen beurtheilt und gerichtet werden. —

*) Nach dem ministeriellen Compte rendu vom April 1788 betrug das Deficit jenes Jahres 168 Millionen. Im October berechnete Necker das Deficit zu 70 bis 80 Millionen, wobei er aber nicht verschwieg, daß außerdem nach dem Finanzplane von 1788 im laufenden Jahre annoch 54 Millionen zurückgezahlt werden müßten.

Mitwirkung der Nation, durch die Zusammenberufung der Reichsstände erfolgen. Neckers Beruf also erheischte, als Staatsmann die Maaßregeln auszumitteln und kräftig ins Werk zu richten, durch welche ohne Zeitverlust die Reichsversammlung in Thätigkeit gesetzt und für die Ausführung des Planes gewonnen wurde, den er, als Finanzminister, zur Reorganisation des gesammten Finanzwesens zu entwickeln die Absicht haben mußte. Dieser Arbeit untergeordnet war die Pflicht bis zur Vollendung des Hauptwerkes auf eine Weise, daß dessen Bearbeitung nicht erschwert würde, die currente Finanzverwaltung fortzuführen, und provisorische (eine gar beliebte Redensart unserer Tage, denen die Fähigkeit zum definitiven versagt zu seyn scheint,) Maaßregeln zu treffen, um eine völlige Auflösung der Staatsfinanzverwaltung zu verhindern. —

Der Staatsschatz des französischen Reiches war in der traurigsten Lage, sowohl für das augenblickliche Bedürfniß, als für die Zukunft, welche die Zahlungsverbindlichkeiten stündlich häufte, ohne die Befriedigungsmittel in gleichem Verhältnisse zu vermehren. Die Versammlung der Notabeln (1787) hatte diese Thatsache der Nation officiell kundgemacht; indeß man sich über die ungeheure Summe des Deficits stritt, wurde die gegenwärtige Unwirksamkeit der Anticipations- und Anleiheunternehmungen sichtbar. Ein königliches Edict vom 16ten August 1788 sprach die schreckenerregende Wahrheit aus, daß die Zahlungen der königlichen Cassen theils ausgesetzt, theils beschränkt werden müßten, indem nur Dreifünftel der nothwendigsten Ausgaben baar gezahlt, Zweifünftel aber in Creditscheinen entrichtet werden sollten. Dieses war das Bekenntniß eines Staatsbankerottes mit 60 Procent, das man nicht länger zu verschweigen im Stande war. Nach den vorherergriffenen despotischen Maaßregeln, besonders nach der Aufhebung des Parlements, (den 8ten Mai 1788) wie auch nach den bessern Zusicherungen, welche noch kurz vorher die königlichen Edicte gaben, war es unwiederbringlich um den Credit des Finanzministers (Brienne), um das Ansehen des Königs und um das Vertrauen der Nation zu den Zusicherungen jenes geschehen. — Welche Vorwürfe man auch (besonders Calonne) der Neckerschen ersten Finanzverwaltung gemacht hatte, so gingen die Anleihen

unter seiner Leitung doch glücklich von Statten, die von ihm anerkannten Zahlungsverbindlichkeiten waren erfüllt; wenn unter der Hülle seiner Popularität auch eine große persönliche Eitelkeit nicht erkannt wurde, so waren sie doch gegen die verhaßte Arroganz des Hofes, des Adels und der hohen Geistlichkeit gerichtet, sein Privatcredit hob seinen officiellen Posten, indeß andere Minister durch das officielle Verhältniß für die Privatunternehmungen, zu denen sie sich oft gezwungen sahen, Haltung zu gewinnen suchten. — Alles Beweggründe, die Neckern, nach der Volksstimmung unter jeder Bedingung an die Spitze der Finanzverwaltung riefen. Die Celebrität, mit welcher er aus dem Privatstande an die Spitze der Staatsverwaltung trat, gründete sich gleichmäßig auf den Haß der Nation gegen seine Vorgänger und auf Hoffnungen für die Zukunft. —

Necker ward zum Finanzminister ernannt und nahm den Ruf an, mit der Ueberzeugung, daß das Uebel groß sey, die Mittel zur Abhelfung desselben aber überwiegend wären. Die vollständige Uebersicht zur Begründung dieser Behauptung mußte er haben, als einsichtsvoller Banquier und als gewesener Finanzdirector; auch als Schriftsteller hatte er durch sein Werk über die Finanzverwaltung Frankreichs davon Zeugnisse abgelegt; jene Behauptung mußte aber auch zugleich für ihn feste, innere Ueberzeugung seyn, denn Necker, der reiche Banquier, wie der für seinen Ruhm höchst besorgte freie Mann, wagte Alles und konnte nichts gewinnen, weder für sich, noch für den König, noch für den Staat, wenn er nicht völlig in der Wahrheit des Ausspruches lebte. — Große Staatsschulden und Finanzverwirrung waren da; ihnen gegenüber aber größere Heilmittel; die letztern standen ihm zu Gebote, ihm war die Macht zum zweckmäßigen Gebrauche officiell anvertraut; so fragt denn die Geschichte: Was hat Necker als Finanzier, was als Staatsmann gethan, das übernommene Problem zu lösen? —

Durch jenes Wort bei der Uebernahme des Finanzministerii hatte Necker schon die Mißbilligung der im Edict vom 16ten August 1788 ausgesprochenen Zahlungsunfähigkeit der Staatscasse ausgesprochen; diese Maaßregel mußte sogleich zurückgenommen werden, wenn er die Wahrheit der dem Könige gegebenen Verheissung nicht zweifelhaft machen wollte; aber auch die Wieder=

herstellung des Parlaments, das das Volk (seitdem jenes die Reichsversammlung bestimmt als die zur Bewilligung neuer Steuern allein befugte Behörde anerkannt, auf deren Zusammenberufung gedrungen hatte, und im Verfolg dieser, den Ansichten des Hofes und den Forderungen der königlichen Macht widerstreitenden Grundsätze aufgehoben war,) als eine wahre Schutzwehr gegen den Ministerialdespotis'm erachtete, mußte erfolgen, wenn Necker die Volksgunst erhalten wollte. Letztere glich nach ihrem schwankenden Wesen dem Vertrauen des Königs, welches durch die Kabalen des Hofes in jedem Augenblicke eine andere Richtung bekommen konnte. — Auch Brienne war unter den größten Beifallsbezeugungen der Nation in das Finanzministerium getreten; er hatte in der Versammlung der Notablen wider die neuen Auflagen gestimmt und dadurch einen Ruf gewonnen. Die Gutmüthigkeit der Völker spricht sich darin öfter aus, daß sie gern von neuen Staatsbeamten das Beste erwartet und, immer getäuscht, nie aufhört, zu hoffen. —

Wie aber die Würfel einmal lagen, war in der That mit dem Widerrufe des Edictes vom 16ten August, wonach die Zahlungen des Staatsschatzes zwar langsam, aber doch im baaren Gelde wieder erfolgten, wenig gethan.

Nicht ein Product der ministeriellen Willkür sondern der beschränktesten Nothwendigkeit waren die, dem Staatscredite so nachtheiligen Bestimmungen, die der König sehr ungern ergriff (avec le sentiment le plus penible) und bei welchen Brienne als Minister seine Existenz aufs Spiel setzte, wie seine schnell erfolgte Entlassung am besten bekundete. Hielt sich Brienne in den Sommermonaten 1788 zu so verzweifelten Finanzmitteln gezwungen, so stieg die Erwartung zu Neckers Maaßregeln auf das Höchste, da er mit seinem Eintritte ins Ministerium die Zahlungen des Tresors im baaren Gelde wiederherstellte, noch ehe ein königlicher Befehl es nothwendig machte, da die bisherigen Verzögerungen in Abtragung der currenten Verpflichtungen die Foderungen gehäuft hatten, und da der Zeitpunct, der 15te September, vor der Thür war, wo auf dem Stadthause die große Auszahlung der Zinsen und Leibrenten beginnen mußte. Jener beschwerliche Tag rückte immer näher; das vom neuen Finanzminister beobachtete geheim-

nißvolle Schweigen steigerte die Neugier über die von ihm beabsichtigten Maaßregeln aufs Höchste. Endlich, am Thorschlusse, den 14ten September, trat Necker mit der ersten Erklärung seines neuen Ministerii hervor. Voran, wie einen guten Vorposten, stellt er in dem als Gesetz der Nation vorgelegten Auszuge aus dem Register des Staatsraths den Widerruf des Gesetzes vom 16ten August und die Wiederherstellung der Schatzzahlung im baaren Gelde. Ueber die Mittel, dieses durchzuführen, läßt sich dann der Minister folgender Gestalt vernehmen:

„Der Minister hat Sr. Majestät bei der Darlegung des Finanzzustandes nicht verschweigen können, wie sich die ganze Angelegenheit in einer krittischen Lage befindet; doch hat sich Höchstdieselbe überzeugt, daß bei einer geringen Verzögerung der minder dringenden Zahlungen, bei thätiger Wachsamkeit in Vertheilung der Einnahmen und Ausgaben, und bei der Vereinigung aller Theile des großen Ganzen der Finanzverwaltung zu Einem Zwecke nur ein mäßiger Credit nöthig seyn wird, um ohne Unordnung den Zeitpunct der Reichsversammlung abwarten zu können, indem Sr. Majestät, geleitet von Ihrer unerschütterlichen Liebe zum Staatswohl, ohne Verzögerung die Zusammenberufung beschleunigen wird. Dieser feierliche Zeitpunct, wo Alles neubelebt werden, Alles neue Kraft gewinnen soll, wird für immer die bisherigen Leiden (les diverses inquiétudes de fortune) beenden und den Credit wieder sicher stellen, indem nach und nach derselbe für die gewöhnlichen Zeitläufte ganz entbehrlich gemacht wird; denn man darf mit Zuversicht erwarten, daß die Abgeordneten der edelmüthigsten Nation sich nicht eher trennen, bis sie durch thätige Hülfe eine vollkommene Ausgleichung der Einnahmen und der Ausgaben des Staates bewirkt haben. Nach dem ersten Blicke, den Sr. Majestät den Mitteln zur Erreichung dieses so wünschenswerthen Zieles, welche für die getreuen Unterthanen nicht zu drückend seyn dürfen, schenkte, hat Höchstdieselbe verordnet, Ihr unmittelbar alle zu diesem Zwecke dienlichen Nachrichten vorzulegen, und das Versprechen erneuert, wenn es nöthig erachtet würde, auch von Ihrer Seite neue Opfer dem Glücke und der Ruhe Ihrer Völker darbringen zu wollen. —“

Konnte es wohl in der französischen Nation und

unter den einsichtsvolleren Mitgenossen Einen Mann gegeben, dem diese erste Erklärung des neuen Finanzministers in der wichtigsten Angelegenheit seines ganzen Wirkungskreises genügt hätte? —

Brienne hatte, wie gesagt, am 16ten August die Unmöglichkeit erklärt, daß der Staat die Zahlungsverbindlichkeiten im baaren Gelde leisten könne, und dieserhalb den Gläubigern eine theilweise Zahlung in Geld (60 Procent) und eine theilweise Zahlung in Schuldscheinen (40 Procent) versprochen; Necker sichert die ganze Zahlung im baaren Gelde zu; da er aber die Mittel nun angeben soll, durch die er in den Stand gesetzt ist, diese Maaßregel auszuführen, stellte er an der Spitze derselben die Verzögerung der nicht dringenden Zahlungen (en retardant unpeu des payemens les moins pressés). Welches konnten diese seyn, da hier von der Erfüllung bereits eingegangener und fällig gewordener Verpflichtungen die Rede war? — Der neue Minister behielt sich die Auslegung des Gesetzes und die Beurtheilung der Nothwendigkeit der Ausgaben vor, er unterwarf seiner ministeriellen Machtvollkommenheit Alles, indeß doch Brienne wenigstens seiner Maaßregel eine bestimmte Verpflichtung zugesellte.

Die beiden andern Mittel, die Necker namhaft machte, als Hülfsquellen, um das Deficit der Staatscasse zu decken: richtige Vertheilung der Einnahme und Ausgabe und Vereinigung aller Theile der Finanzverwaltung zu Einem Zwecke, sind allgemeine Administrationsgrundsätze, die in jedem Collegio über Politik erörtert werden, aber gerade ihrer Allgemeinheit wegen hier, wo von der speciellesten Hülfe die Rede seyn soll, ganz an der unrechten Stelle sind und den unvortheilhaftesten Vermuthungen Raum geben.

Was endlich von der Zusammenberufung der Stände und der dann zu bewirkenden Radicalheilung der Finanzübel gesagt wird, verliert sich so in rhetorischen Formeln, daß das bedingte Versprechen des Königs, von seiner Seite Opfer darzubringen, nicht günstig wirken konnte.

Wenn man erwägt, von welchem Standpuncte aus und zu welchem Zwecke hier Necker zur Nation redete, so erscheinen selbst die den Franzosen vorläufig gemachten Lobsprüche wie auf den Fang ausgeschickte Lock-

vögel. Weder bei den provisorischen noch bei den definitiven Maaßregeln läßt der Minister einen tüchtigen, gereiften Plan ahnen und versteckt sich hinter süßlich zugerichtete Worte, die immerhin eine gewisse Art Popularität und Gemüth offenbaren mögen. —

Wenn sich gleich Necker den Aufschub nicht dringender Zahlungen vorbehielt (er konnte ja, als höchste Instanz, alle größere Zahlungen dahin rechnen), so wird man doch immer begieriger, zu erfahren, wie er es möglich machte, die zerrüttete Maschine des Finanzwesens, ohne gänzliche Auflösung, in Bewegung zu erhalten. Da er gewiß den guten Willen hatte, zu helfen, so trat er vor allen Dingen persönlich hervor mit seinem Privatcredit, der auf ein großes Vermögen gegründet war, und wollte die öffentliche Meinung begeistern durch den Ausspruch, daß er willig seine Gelder darböte, da er bereits seine Ruhe und seine Gesundheit daran gewagt habe (lorsqu' on risque son repos et sa senté, on peut bien encore risquer son argent). Der Werth dieser gemeinnützigen Selbstverleugnung wird zwar durch die freiwillige Uebernahme der großen Amtsverpflichtung gehoben, man erinnert sich aber der dem Könige gemachten Erklärung, daß die Mittel zur Abhelfung der Finanzverwirrung das Uebel selbst überwögen. Wenn dieses Letztere seine Richtigkeit hatte, so wagte Necker, der Banquier, gar nichts, indem er seine Privatfonds als Finanzminister gebrauchte, um der momentanen Noth abzuhelfen; die Anpreisung der dargebrachten Opfer erscheint daher wie eine unglückliche Verirrung der Eitelkeit, die bei gehöriger Würdigung den Minister mit sich selbst in Widerspruch stellt und den Credit, den er auf der einen Seite haben will, auf der andern Seite verringert. — Hiernächst ließ Necker mehrere, vom Staate angefangene kostspielige Bauten, besonders den Hafenbau von Dünkirchen aufhören; er zog die darauf bereits angewiesenen Fonds, wie auch zwölf Millionen Franken vom Kriegs- und Seeetat in den Schatz, er ließ sich von den Generalpächtern anderthalb Millionen vorschießen, er behielt die Salarien der sämmtlichen Einnehmer inne und machte bei der Notarienkammer eine schleunige Anleihe von sieben Millionen. Bei der letztern Unternehmung wirkte das durch den neuen Minister wiederhergestellte Parlement mit und bewies sich dadurch dankbar

gegen Necker, der freilich auf eine größere Erkenntlichkeit gerechnet und zuversichtlich gehofft hatte, die jetzt bezeigte Geneigtheit würde dem Parlemente alle die Angriffe vergessen machen, die Necker als Finanzdirector gegen dasselbe unternahm. Das gegenseitige Vertrauen konnte keine weitere Früchte für den Finanzminister bringen, der, nachdem er die einzeln Mitglieder des Parlements (es war den 24sten September 1788 wieder zusammengetreten) sondirt, eine so ungünstige Stimmung fand, daß er es nicht wagen durfte, die Registrirung eines durchgreifenden provisorischen Finanzplanes von demselben zu verlangen; denn ein solches Unternehmen würde die ärgerlichen Auftritte des letzten vom Könige gehaltenen, noch im neuen Andenken seyenden Lit de Justice (den 6ten August 1787) erneuert und ihm mit Einem Schlage die Volksliebe geraubt haben.

Die in der That gezwungenen Anleihen sowohl, als die versuchten Mittel, um aus einzelnen Administrationszweigen für den Augenblick Geld in den Schatz zu ziehen, wie auch die Verweigerung fälliger Zahlungen, waren eigenwillige Maaßregeln, die nur durch die dringende Noth vielleicht entschuldigt, nie gerechtfertigt werden können. Das Unzureichende und Schwankende derselben fühlend, und getäuscht in seinen auf das wiederhergestellte Parlement gegründeten Erwartungen, mußte nun Necker den Zeitpunkt der Eröffnung der Reichsversammlung beschleunigen. Die Wiederberufung der Notablen (das königliche Edict vom 5ten October beschied sie den 6ten November nach Versailles) sollte hierzu den Weg bahnen; aber sie mußte einen entscheidenden Beweis ablegen, wie wenig Neckern eine höhere Politik zu Gebote stand. Dachte er vielleicht, seine ministerielle Größe durch die Notablen eben so zu begründen, wie es 1627 der große Richelieu that; aber wie richtig berechnet waren des Letztgenannten Maaßregeln, wie fest seine Schritte! —

Der Zweck der von Necker schleunig veranstalteten Versammlung der Notablen war, den König zu berathen, wie das Formelle der nächsten Reichsversammlung anzuordnen sey. —*) Um mit den Bestimmungen die-

*) Siehe die Betrachtungen der Frau v. Staël Thl. 1. S. 117. ff. — Gleichzeitig mit der Berufung der Notablen wurden Geschichtsforscher und Schriftsteller officiell aufgefordert, über

ser Art nachher nicht die Zeit zu verlieren, war die Maaßregel vom Minister insofern gut gewählt, als er erwarten konnte, daß seine Ansichten dieses Gegenstandes bei der Pluralität der Notablen Eingang finden würden. Aber bald zeigte sich hier der Streit des Volks mit den privilegirten Ständen, bei welchem letztere gegen die Meinung des Ministers das Uebergewicht gewannen, da die Pluralität der Notablen aus dem hohen Adel und aus der hohen Geistlichkeit bestand *). Nun war also der Minister gezwungen, durch einen königlichen Befehl festzustellen, daß von den Mitgliedern der bevorstehenden allgemeinen Reichsversammlung nach eben den Grundsätzen, die er bei der Einrichtung der Provinzialversammlungen ins Werk gerichtet hatte, die ganze Hälfte aus dem Bürgerstande, ein Viertel aus dem Adel und ein Viertel aus der Geistlichkeit gewählt werden sollte. — Er gewann hierdurch wieder das Vertrauen des Volkes, welches schon zu wanken begann und deshalb Unzufriedenheit äußerte, daß er jene Frage der Berathschlagung einer Versammlung anvertraute, die der Pluralität nach aus Privilegirten bestand.

Wenn die Zweckmäßigkeit der erfolgten königlichen Bestimmung an und für sich nicht zu bestreiten ist, so bewies doch dieselbe den Mangel an Zusammenhang der gewählten Maaßregeln. Theils hätte das Ministerium klüger gehandelt, wenn es die Entscheidung über die

---

die Form der bevorstehenden Versammlung der Reichsstände ihre Meinung zu sagen. Sehr richtig bemerkt Frau v. Staël: „Nichts ist in einer Zeit, in der die Gemüther aufgeregt sind, übler berechnet, als die Vereinigung von Männern, deren ganzes Geschäft sich auf Sprechen beschränkt! —"

*) Frau v. Staël Thl I. S. 176. „Demungeachtet nahm Necker die Entscheidung, die er für die klügste hielt, nicht auf sich; und in allzugroßem Vertrauen, man muß es bekennen, auf die Herrschaft der Vernunft, gab er dem Könige den Rath, die durch Calonne berufenen Notablen aufs Neue zu versammeln." Ferner: „Sein (Neckers) Fehler besteht eigentlich in seinem Entschluß, sie (die Notablen) zu Rathe zu ziehn; allein konnte man sich einbilden, daß diese Privilegirten, die den Tag zuvor sich so heftig gegen die Mißbräuche der königlichen Gewalt erklärt, den Tag darauf alle Ungerechtigkeiten ihrer eigenen Gewalt mit einer der allgemeinen Meinung so widerstrebenden Erbitterung vertheidigen würden? —" Solche Worte deuten auf eine Entschuldigung, enthalten aber die vollwichtigste Anklage. —

Organisation der Reichsversammlung ausgesprochen hätte, ohne Concurenz der Notablen, da diese ministerielle Entscheidung gegen den Rathschluß der Befragten erfolgte, also bei den Discussionen Leidenschaft und bei der Entscheidung Unzufriedenheit erzeugte; theils ließ die Entscheidung mehrere hierhergehörige Hauptpuncte unberücksichtigt, die nothwendig ins Reine gebracht werden mußten, und deren Uebergehung nachher die Folge namenloser Verwirrung und der Haupthebel der ganzen Revolution wurde.

Unentschieden blieb die Frage: Inwiefern die Abgeordneten eines jeden Standes auch wirkliche Mitglieder des Standes selbst seyn mußten? Für den Bürgerstand war dieses sehr wichtig, da schon bei der Notablen-Versammlung die privilegirten Stände häufig zu bewirken gewußt hatten, daß Adlige und Geistliche sich die Vollmachten, als Deputirte der städtischen Korporationen, erwarben. — Unentschieden blieb die gleich wichtige Frage: Ob die Giltigkeit der Vollmachten und die Qualificationen zur Mitgliedschaft der Reichsversammlung von jedem Stande unter sich, oder von allen gemeinschaftlich geprüft werden sollte? Wie wurde an diesen Streitpuncten der Revolutionszunder entzündet und wie leicht konnte derselbe durch eine zu diesem Zwecke niedergesetzte Commission beseitiget werden! — Um willigen Gehorsam zu erzeugen, bedarf es oft nur des bestimmten und muthigen Befehls. — Ferner: das Volk, der Adel und die Geistlichkeit bildeten drei Kammern; die Zahl der Deputirten, welche jede Kammer enthalten sollte, war genannt; die Art der Stimmengebung, als das Fundament der Verhandlungen, war aber mit Stillschweigen übergangen. Wurde nach den Köpfen votirt, so hatte der Zahl nach der Bürgerstand Zwei, der Adel Einen, und die Geistlichkeit Einen Stimmenantheil; wurde nach den Kammern votirt, so fiel jeder derselben ein gleiches Stimmenrecht anheim. Daß die Entscheidung dieser Alternative gleich bei der Eröffnung der Reichsversammlung, wenn sie von ihr ausgemittelt werden sollte, die heftigsten Reibungen veranlassen würde, war ohne Divinationsgabe vorher zu sehen. Der Minister konnte, wenn er einen festen Plan hatte, nur durch den Sieg über die privilegirten Kammern in der Hülfe des Bürgerstandes zu einer durchgreifenden Finanzreform gelangen. Hierauf

hatte er bei der Entscheidung über die Zahl der Deputirten schon hingedeutet, er hatte es mit den höheren Classen hierdurch schon für immer verdorben, also war es nicht zweifelhaft, wie er diese wichtigen Puncte entscheiden mußte; auch hatte er noch die Mittel in Händen, durch die königliche Autorität und durch die Stimme der Nation seiner Entscheidung Gewicht und Haltung zu geben: und doch versäumte er zu solcher That den einzigen rechten Augenblick, indem er sich mit unendlicher Zuversicht einbildete, Geist genug zu haben, die Reichsversammlung auf jede Weise zu seinem Zwecke zu leiten *). Auch den Bürgerstand machte er mißtrauisch in die Redlichkeit seiner Absichten; er beraubte sich offenbar muthwillig jedes Anhanges und berechtigte zu Calonne's hartem Vorwurf: Er sey ein Mann, der zwischen beiden entgegengesetzten Patteien schwanke, der durch Abschweifungen und Wendungen sich einen Einfluß zu verschaffen suche, der den dritten Stand als den stärksten, zahlreichsten und ausgelassensten gegen die beiden andern aufwiegele, und der sich durch dunkele und zweideutige Redensarten das Ansehn eines Freundes des Adels gebe, indem er hierdurch zugleich die Schande verhülle, mit sich selbst immer im Widerspruche zu stehen. — (Siehe Calonne's Brief an den König vom 5ten April 1789.) Selbst mit den Notablen hatte Necker bereits Erfahrungen gemacht, die ihm wohl hätten den Schleier von den Augen reißen sollen. In ihrer Versammlung waren einige vorläufige Verhandlungen über das Finanzübel des Staates eingeleitet; sie hatten aber gleich anfänglich eine für den Minister unerwartete ungünstige Wendung genommen, daß er den angeknüpften Faden schnell fallen ließ, einen bessern Erfolg von der nun eilig angeordneten Einberufung der Reichsstände erwartend. — Nicht die von ihm gegebenen beruhigenden Versicherungen, nicht die den Notablen gehaltenen Reden, in denen er dem Volke wie dem Adel Weihrauch streute und sich selbst bei der Spende nicht vergaß, nicht seine Banquierkünste konnten ein Steigen der öffentlichen Fonds bewirken, da

*) Nochmals wird hier erinnert an die schon mitgetheilten Worte der Frau v. Staël: „Es gehörte zur Eigenthümlichkeit seines (Neckers) Charakters und Geistes, die Umstände abzuwarten und nicht die Verantwortlichkeit der Entscheidungen auf sich zu nehmen. —" Betrachtungen Thl. I. S. 63.

die Zahlung der Leibrenten, der Pensionen und Gehalte nur langsam durch den königlichen Schatz erfolgten, und da die Abtragung der 1788 fälligen Anleihe von 54 Millionen unterblieb. Für die dringendste Noth wurden kleine Anleihen z. B. vier Millionen von den Zünften zu Paris und sieben Millionen von den Kaufleuten zu Nantes herbeigeschafft; bei diesen kleinen Geschäften aber überzeugte er sich, daß für eine große Anleihe kein Zeitpunct vorhanden.

Indeß war man in den Provinzen mit der Wahl der Abgeordneten zur Reichsversammlung, welche, durch ein Convocationsschreiben vom 24sten Januar 1789, den 27sten April nach Versailles beschieden war, beschäfftigt. Dadurch, daß die Wahlen der Geistlichen nicht unter dem Vorsitze der Bischöfe sondern der Civil-Beamten geschahe, ward verwirkt, daß viele Landgeistliche als Deputirte der Clerisey und durch andere Wege, daß Viele vom niedrigen Adel, die die Ansichten des Bürgerstandes theilten, zu Deputirten gewählt wurden. Schon bei diesen Wahlen kam in den Provinzialversammlungen die bisher unentschieden gelassene Frage über die Art wie die Stimmengebung auf dem Reichstage erfolgen solle, ob nach Kammern oder nach Köpfen, zur Sprache, und recht dem Minister zum Hohne entschieden einige Provinzialversammlungen diese große Staatsangelegenheit, und noch dazu gegen Neckers Meinung, zu Gunsten der privilegirten Stände. Auch das Parlement, welches sich immer im Streite des Bürgerstandes oder der Krone wider den Adel zu letzterm hinneigte, entschied auf gleiche Weise. — Ueberall wurden die untrüglichsten Kennzeichen eines übermäßigen Gährungsstoffes sichtbar; es kam in der Bretagne schon zu blutigen Auftritten. Wo das Ministerium solche Ereignisse nicht übersehen konnte, begegnete es denselben mit milden Zurechtweisungen und väterlichen Belehrungen, worin sich gewöhnlich die Schwäche der Wortführer spiegelt. —

Die Gewählten trafen so früh als möglich zu Versailles ein; 1200 Mitglieder bildeten die ganze Reichsversammlung. Die größte Thätigkeit herrschte unter ihnen in vorläufiger Verfechtung der Rechte der drei Stände und der Provinzialprivilegien. Man hielt Privatversammlungen, debattirte, wechselte Schriften, man bildete Klubbs und Parteien; sorglos und völlig unthätig für den gro-

ßen Staatsberuf sah dieß der Minister an, unbekümmert um eine Partei für sich und sein schwieriges Werk. — Ein Minister, der höhere Staatszwecke zu hegen weiß und nicht blos den Titel führt, um, gleich einer zu füllenden leeren Tonne, einen Administrationszweig vor sich herzutreiben, muß eine Partei haben; denn eine solche ist ein Theil der Nation in der Nationalstimmung für ihn, in dem nähern Vertrauen auf ihn beruht seine Wirkungsfähigkeit. —

Necker fand es nicht gerathen, die sich schon gegenwärtig kenntlich machenden ausgezeichnetsten Wortführer zu gewinnen, seine Ideen ihnen mitzutheilen, seine Absichten ihnen annehmlich und durch sie zum Volkeswunsch zu machen; zwar bemerkt Frau v. Staël (Betrachtungen Thl. I. S. 223) Necker habe sich mit der Partei der Abgeordneten des dritten Standes, an deren Spitze Mounier und Malouet standen, berathen; jedoch muß beider Rath bei Neckern nicht viel gefruchtet haben. Malouet, dem selbst die Frau v. Staël die größten Lobsprüche ertheilt, der den Ruhm eines rechtschaffenen Mannes aus dem Revolutionsstrudel rettete, klagt in dem dritten Theile seiner Opinions Neckern ausdrücklich jener selbstsüchtigen Nachlässigkeit an und belegt diese Rüge durch eine wichtige Thatsache. Malouet hatte mühsam eine Zusammenkunft zwischen Necker und Mirabeau zu Stande gebracht; sie endete aber ganz fruchtlos, denn der Minister redete kurz und trocken. Malouet bemerkt: „Er (Mirabeau) erwartete die Mittheilung eines Plans; höchst wahrscheinlich hatte man keinen. — M. ging unzufrieden fort und sagte: Dazu bringt man mich nicht zum zweiten Male; aber sie sollen an mich gedenken! —" Als ob sich Alles von selbst finden würde, hoffte Necker den glücklichen Erfolg von dem Bewußtseyn der persönlichen Lauterkeit in der hohen Meinung, die er von der Wirksamkeit seiner Popularität hegte*). Er glich einem Feldherrn, der verabscheuet, Spione zu gebrauchen, weil Spionerie unmoralisch genannt ist, und weil er das Commandiren zu verstehen glaubt. — Die Parteien gewannen volle

*) Frau v. Staël sagt Thl. I. S. 229: „Der rechte Zeitpunct ist die Nymphe Egeria der Staatsmänner und Feldherrn und Aller, die mit der beweglichen Natur des Menschengeschlechts zu thun haben. —"

Muße, sich zu verständigen, sich recht fest an einander zu schließen. Wochenlang lebten die Deputirten so zu Versailles nicht unthätig, aber nicht beschäfftigt vom Minister, der mit der Eröffnung der Reichsversammlung zauderte. Schon fing man an, zu argwöhnen, es sey dem Könige wie dem Minister mit der Sache kein rechter Ernst; da ward denn die Ungeduld endlich beschwichtigt und der Reichstag den 5ten Mai eröffnet. — Die Entscheidung der vorhin bezeichneten Frage, die Art der Geschäftsführung in der Versammlung und die Weise der Stimmengebung schwebte noch auf dem stürmischen Meere der sich wechselseitig bestreitenden Meinungen. — „Der Augenblick war gekommen," sagt Mounier, ein verständiger Augenzeige, „wo es für einen seinem Posten gewachsenen Minister kein dringenderes, so zu sagen kein anderes Geschäft gab, als die Ständeversammlung so zu constituiren, daß die königliche Macht dabei nicht zu Grunde ginge. Schon die blose Theorie mußte einen einsichtsvollen Minister belehren, daß es unumgänglich nothwendig war, den Thron sicher zu stellen, sobald die Reichsstände mit den ihnen schon zugestandenen und noch in Anspruch genommenen Prärogativen in Wirksamkeit gesetzt werden sollten. — Gleich fehlerhaft war, was Necker auf seinem Standpuncte als erster Rath des Königs that, und was er unterließ. —" Nicht die Ceremonie des ersten Zusammentrittes der Abgeordneten des großen Reichs, nicht die herzliche Rede des Königs noch die des Großsiegelbewahrers war der Act, auf dessen Entwickelung die ungetheilte Aufmerksamkeit der ganzen Nation und ihrer Repräsentanten harrete. —

Necker, der Staats- und Finanzminister, sollte und mußte hier das wahre Verhältniß des Staates klar machen, die Grundquelle vielfachen Elendes nachweisen, die gerechten Forderungen Aller ausgleichen und durch eine neue Verfassung dauernde Bürgschaft für das Nationalglück und für des Staates Wohlfahrt geben. — In der Hoheit dieses Berufes, in der Mitwirkung und in der Erfüllung desselben lag der Werth der so sehnsuchtsvoll erwarteten Reichsversammlung; in der Erreichung dieses Zweckes der Maaßstab von der Tauglichkeit des Ministers. Alle ihm vorher gemachten Vorwürfe, aller Tadel gewählter oder verabsäumter Maaßregeln, alles Lob geglückter Unternehmungen verschwinden bei der Prüfung

der in diesem Augenblicke genommenen Haltung, welche vorher zu berechnen, ihm weder Zeit noch Mittel versagt waren. — Es muß hier noch darauf aufmerksam gemacht und ein für alle Mal darauf hingewiesen werden, daß Necker, der mächtige Minister, die Reichsversammlung zusammenberufen, über ihre Form streiten, sie eröffnen ließ, ohne daß irgend ein Ausspruch aus dem Ministerio des souverainsten Königs versucht und erfolgt wäre, der, als erste Bedingung der Thätigkeit der Reichsversammlung, gesagt hätte, welche Grenzen der gesetzgebenden oder berathenden Macht ihr der König beimesse, und welche Macht er selbst in Rücksicht auf die Beschlüsse der Reichsstände zu üben gesonnen sey. —

Necker nahm das Wort. Den Eingang seines Vortrages bildet eine Verwickelung von Redensarten, in denen er von sich selbst spricht, von deren Inhalt man aber nicht wohl begreift, ob er Verzagtheit an den Tag legen, oder Selbstvertrauen beweisen soll; nur die Zusicherung von den unbescholtenen Absichten des Redners erscheint klar und deutlich. Dann geht er über zu Lobsprüchen auf die französische Nation, die durch eigene Kräfte den höchsten Gipfel der Vollkommenheit erreicht haben soll, und der nichts mehr fehlt als eine gute innere Verfassung, ein verständiger Staatshaushalt, wahres Nationalglück und Nationalwohlstand. Die Abhelfung dieses Mangels, zeigt er, sey der Beruf der Reichsversammlung, an welche er sich nun wendet, um ihr zu sagen, daß dieses Unternehmen viele Schwierigkeiten hat, und um sie zu warnen, ja nicht zu frühzeitig ihre Erwartung an die Scheinbilder des Glückes zu knüpfen. — Diese Ermahnung möchte wohl der zweckdienlichste Theil der Einleitung seyn, wenn nicht die kurz vorher den Franzosen gemachten Lobsprüche dadurch ein gar wunderliches Ansehen gewönnen. Die Nation soll als Nation so preiswürdig hoch stehen, und doch mangelt ihr die erste Bedingung des Nationalwerthes, dessen Wichtigkeit und schwierige Erlangung den Repräsentanten deutlich gemacht wird? — Nun tritt der Minister seinem Berufe näher: der Befehl des Königs verpflichtet ihn, getreuen Bericht abzustatten von der Finanzlage des Reiches. Das Uebel derselben soll geheilt und die Ordnung in der Finanzverwaltung dauerhaft befestigt werden.

Die Arbeiten, welche die Reichsversammlung, deren

Hülfe zu jenem Zwecke als nothwendig in Anspruch genommen wird, von dem Finanzminister verlangt, sind:

1) eine richtige klare Darstellung der Finanzen und des sich in denselben vorfindenden Deficits,
2) ein Plan, wie letzteres gedeckt und der vernichtete Staatscredit neu belebt werden soll, und
3) die Entwickelung der Mittel, durch die für die Zukunft gleichem Unglück vorgebeugt wird.

Ehe der Redner nach diesem einfach richtigen Plane die Sache selbst angreift, erlaubt er sich nochmals Abschweifungen über das einer Nation aus Finanzverwirrungen erwachsende Unglück (lagen diese Erfahrungssätze den Franzosen nicht so nahe, daß sie, in der vollen Erkenntniß derselben, hierüber keine Belehrungen nöthig hatten?), über die Verdienste, die sich Necker während seiner gegenwärtigen Verwaltung bereits erworben, über den eigentlichen Begriff der feststehenden Ausgaben und Einnahmen eines Staates (diese Entwickelung ist so im gesunden Menschenverstande und im Sprachgebrauche gegründet, daß sie niemand würde vermißt haben), und endlich spricht er über die Art und Weise, nach welcher von ihm die der Versammlung mitzutheilende Darstellung der fixen Einkünfte und Ausgaben des Staates bearbeitet ist. — Bei letzterer Auseinandersetzung zeigt Necker die Einsichten eines scharfsinnigen Banquiers, die Mängel der von seinem Vorgänger aufgestellten Uebersichten und die Zweckmäßigkeit der von ihm selbst gegenwärtig gewählten Form, vermittelst welcher er die Berechnung nach den Materien genau ordnet und eine klare Uebersicht der Einnahme und Ausgabe möglich macht. —

Es kann hier nicht der Ort seyn, die einzelnen Positionen der Neckerschen Berechnung, deren Vollständigkeit und Richtigkeit nachher von Mehrern, besonders von Calonne, (siehe dessen Werk De l'Etat de la France) angegriffen wurde, zu prüfen; die vom Minister angegebenen Resultate waren, daß die ordentlichen Einnahmen des Staates jährlich 475,294,000 Liv. die Ausgaben 531,444,000 Liv. betrugen, daß das Deficit mithin eine Summe von 56,150,000 jährlich ausmachte. Er erinnert hierbei, daß durch seine Verdienste dieses Deficit, welches vor seiner gegenwärtigen Geschäftsführung 75 Millionen betragen habe, bereits auf die angegebene

Summe verringert sey; er nimmt keinen Anstand, sich selbst hierüber großes Lob zu ertheilen und zu erwähnen, daß die Nation diese Verminderung allein seinem weisen Staatshaushalte verdanke. Das Verdienst, welches sich Necker beimißt, verschwindet aber ganz, da er die Maaßregeln angeben sollte, wodurch jene bedeutende Verkleinerung des Deficits bewirkt war; dieses geschah durch Abzüge bei den Pensionen, — eine despotische, ungerechte Maaßregel, die indeß nicht einmal auf Neckers Anstiften sondern von seinem Vorgänger den 13ten October 1787 bereits angeordnet wurde, und durch Ersparnisse bei den Etats des Departements der auswärtigen Angelegenheiten, des Krieges und des Seewesens. Wenn diese Verringerung der zur Disposition der genannten Departements ausgeworfenen Fonds unnöthige Ausgaben verhinderte, so war die Maaßregel durch sich selbst so gerechtfertigt, daß der Minister verbrecherisch gehandelt haben würde, wenn er zu nutzlosen Verschwendungen fernerhin willfährig die Hand bot; waren aber die Ausgaben für den Staat nothwendig, so handelte er strafbar, indem er diesen wichtigen Administrationszweigen die erforderlichen Fonds versagte. — Gelegentlich bemerkt er hier, daß er hoffe, die außerordentlichen Ausgaben, die bei dem Staatshaushalt gar sehr zu berücksichtigen sind, mit 5 Millionen jährlich zu bestreiten; dieser unendlich geringe Anschlag für einen so großen Staat, der jährlich 531 Millionen ordentlicher Ausgaben bedarf, bietet bei jeder Prüfung ein unaufhörliches Räthsel dar. —

Nun legt Necker der Reichsversammlung einen zweifachen Plan vor, um für immer das Deficit, dessen Richtigkeit dahin gestellt bleiben mag, zu decken. Auch hierin ist man geneigt, einen Mangel an Staatsweisheit und ein nie ohne verhängnißreiche Folgen bleibendes Schwanken zu erkennen. — Der eine Plan ist für das Fortbestehen der dermaligen Lage der Dinge in Frankreich, der zweite für eine Aufhebung der Privilegien und für eine gleichmäßige Besteuerung aller Stände berechnet. Hielt der Minister den erstern für ausführbar und genügend, so bedurfte er zum Wohle seines Königs und des Staates die schwierige Maaßregel der allgemeinen Reichsversammlung gar nicht; er konnte, er mußte ja zu dessen Ausführung ohne allen Anstand schreiten, um

durch Verzögerung das Uebel nicht größer zu machen; verzweifelte er aber selbst an der Tauglichkeit dieses Planes, so durfte er seine gegenwärtige Darstellung gar nicht durch dessen Mittheilung ins Breite ziehen.

Mit der Beibehaltung der innern Verfassung Frankreichs suchte Necker die Mittel, das Deficit auszugleichen, in einer Untersuchung und Veränderung der Bedingungen der mit den Generalpächtern und Abgabenerhebern gemachten Contracte (eine höchst despotische Maaßregel, einseitig rechtskräftig, abgeschlossene Contrakte umzustoßen, wovon ein Gewinn von jährlich 24,600,000 Fr. verheißen wird), in der Aufhebung der einigen Provinzen verwilligten Zahlung eines Fixums anstatt der Accisesteuer; (der Betrag dieser Veränderung wird zu 7 Millionen angegeben) in der Einziehung der bisher jährlich zur Abtragung der Schulden der Geistlichkeit verwendeten vier und einer halben Million, wogegen der Schatz unmittelbar die Abbezahlung der Schulden übernehmen soll (wie hieraus eine Vermehrung der Staatsrevenüen erfolgen kann bleibt dunkel, da die Uebernahme des activen Fonds dieser Verpflichtung einer gleich großen Vermehrung der Ausgabe in sich schließt); in dem Ersparniß von 8,200,000 Fr., die der König bisher an Geistliche, Klöster und Frauen-Stiftungen zahlte, und zu deren Erlegung die Geistlichkeit verpflichtet werden soll; in der Aufhebung von mehrern der ostindischen Compagnie zugestandenen Befreiungen und Auflageberechtigungen (veranschlagt zu 1,800,000 Liv.; aber gleichfalls eine einseitige Ueberschreitung abgeschlossener Contracte) in der Ersparniß einer Million bei einer bessern Einrichtung des Sclavenhandels, der zu Gunsten der Colonieen und der Handlung getrieben wird; in der Erhöhung des Tabakpachts in der Bretagne, berechnet zu 1,200,000 Liv.; in der Aufhebung des einzelnen Communen zustehenden Rechtes, Consumtionsabgaben für eigene Rechnung neben den königlichen zu erheben; diese soll der König gegen Entschädigung künftig mit den übrigen in den Schatz fließenden Steuern beitreiben lassen, woraus durch bessere Administration und Erhebungsersparniß ein Gewinn von 2 bis 3 Millionen verheißen wird; — in der Aufhebung des Einfuhrverbotes ostindischer Zeuge gegen eine Eingangsabgabe, die dem Tresor jährlich 800,000 bis 900,000 Fr. verheißt; in dem Gewinn der in der Aus=

gabe veranschlagten nach und nach erlöschenden Leibrenten, berechnet zu anderthalb Millionen; — in einer patriotischen Beisteuer von jährlich 900,000 Fr., welche die beiden Brüder des Königs darbringen wollen; — in einer höhern Besteuerung der Consumtion der Stadt Paris und in genauerer Ausübung des Salzzwanges, angegeben mit einem jährlichen Gewinn von 7 bis 900,000 Liv. und endlich in der Aufhebung der Hafenfreiheiten zu Bajonne und l'Orient, eine Veränderung, die 600,000 Liv. jährliche Einkünfte verheißen soll. —

Wenn die Richtigkeit der hier auf einander folgenden Angaben, wenn die Möglichkeit nach den namhaft gemachten Summen die Einnahmen des Schatzes zu vermehren und mit den Ausgaben ins Gleichgewicht zu stellen, gleich öfter bestritten ist, und wenn bei der Verwickelung der Sache hierüber kein entscheidendes Urtheil ausgesprochen werden darf, so bezeugt dieser Plan doch unleugbar, daß Necker mit unendlichem Fleiße und Aufmerksamkeit alle Theile der Finanzadministration durchging, um Hülfe zu suchen, wo sie nur irgend zu finden war. Wie er sich so ganz in dem Besitz der hierzu erforderlichen Materialien gesetzt hatte, bewies er schon als Schriftsteller durch seine mit vielem Beifall aufgenommene Schrift über Frankreichs Finanzverwaltung (1785); aber die Frage wird durch dieses Anerkenntniß auf keine Weise beseitigt: Warum der Minister nicht bereits mehrere besonders die tadelfreien Mittel, die Schatzeinnahme zu verbessern benutzte? —

Jene Darstellung ist ein Theil des Neckerschen Planes, das Deficit des Staatsschatzes zu decken; der zweite unter der Voraussetzung einer völligen Reform des damaligen Administrations- und Besteuerungssystems gestellte, ist in der Rede mehr angedeutet als entwickelt; für die Ausführung dieses zweiten Vorschlages sind nur einige Grundsätze und Rathschläge angegeben; jene recurriren auf gleichmäßige Besteuerung aller Staatseinwohner, des Adels und der Geistlichkeit wie der Bürger, auf staatswirthschaftliche Anordnungen, gute Administration und Sparsamkeit; diese auf eine nicht voreilig zu unternehmende Beschränkung der Administrationskosten, auf eine Darstellung des Unrechtlichen und Unweisen, einer Herabsetzung der Zinsen der öffentlichen Schuld und der Verringerung oder Einziehung der Pensionen. —

So gut auch das vom Minister hier Gesagte seyn mag, so scheint doch aus der Stellung der einander gegenüber gesetzten Projecte zur Abhelfung des Finanzübels hier nach der damaligen Verfassung, dort nach einer völligen Staatsreform, hier mit den größten Details, dort nach allgemeinen Andeutungen hervorzugehn, daß Necker in dem letztern das einzig wirksame und sichere, aber auch das schwierigere und gefährlichere Hülfsmittel nicht verkannte, welches nach seinen wesentlichen Merkmalen, tief eingreifenden Veränderungen und unmittelbaren Folgen zu entwickeln, er als Minister nicht für gerathen hielt. Wenn er sich in den Mittelpunct des ungeheuern Werkes versetzte, sich als die Haupttriebfeder desselben dachte, konnte er sich Muth und Kraft beimessen, um solchen Plan durchzuführen? — Weder seine frühern Thaten, noch seine gegenwärtige Rede berechtigen zu solchem Vertrauen, denn Necker zieht es vor, den Reichsständen selbst die Ausmittelung und Bestimmung des zu einer Totalreform einzuschlagenden Weges anheim zu stellen. So erscheint denn der Minister wieder gerade auf dem Puncte, wo alles zu entscheiden ist, unbestimmt und Verzögerung suchend, indem er wider seinen Willen immer neuen Gährungsstoff unter die Reichsstände in eine Versammlung warf, in der der neubegonnene Kampf zwischen der Autorität der alten Form und der Kraft der neuen Ideen die Vorzeichen fürchterlicher Ausbrüche gab. Necker verkannte ganz und gar die Sphäre seines Berufes. Als Staatsmann und Minister mußte er sagen: Dieses ist die Lage des Staatsschatzes, dieses ist der Plan zur zweckmäßigen Gleichstellung der Einnahme und Ausgabe, dieses sind die Gründe für den Plan, den der König gebilligt hat, dieses ist die Mitwirkung, die zur Ausführung desselben der Reichsversammlung zusteht, die Mitwirkung verfallt in folgende Theile, über welche der König die Stimme der Repräsentanten vernehmen will, und für welche sie sich in Thätigkeit zu setzen hat. — Konnte er dieses nicht sagen, so durfte er nicht länger Minister bleiben; sagte er's, und fand kein Gehör, so hätte er wenigstens scheidend bekundet, daß er ohne Schwindel auf dem höchsten Punct des Staates zu handeln verstand*). —

*) Fr. v. Staël sagt Thl. I. S. 66: „Der Umfang seines Gei-

Entscheidend, bestimmt und muthig Alles wagend, mußte der Minister um so mehr reden und handeln, da er zögernd bereits den Mitgliedern der Reichsversammlung Muße gelassen hatte, ihre Foderungen klar hinzustellen; sie foderten das ausschließende Recht, Abgaben zu bewilligen, die Nothwendigkeit ihrer Zustimmung zu jeder Gesetzgebung, die Zusicherung der Zusammenberufung der Reichsstände nach bestimmten Zeitfristen, und endlich das Recht, die Minister zur Verantwortung ziehn zu können. — (S. Mouniers Entwicklung Thl. II. Abschn. 5.)

Da Necker, wie vorher gezeigt, rücksichtlich der Mittel zur Wiederherstellung des Staatscredits sich unbestimmt äußerte und es unentschieden ließ, ob selbige durch eine dermalige oder durch eine neue Finanzverwaltung in Ausübung gebracht werden sollten, so konnte auch die Sicherung dieses Credits für die Zukunft auf keinen festen Grund gebauet werden.

Er entwickelt hier wieder allgemeine Administrationsgrundsätze und eine seiner Lieblingsideen, nach der eine jährliche Rechnungsdarlegung und eine genaue Prüfung derselben den Staatscredit für immer begründen soll. Die Maaßregel ist unendlich preiswürdig, verfällt aber ohne die ministerielle Verantwortlichkeit für Richtigkeit der Rechnung, und ohne nähere Angabe der Prüfungsweise in eine nutzlose Formalität. — Dem freien, parteilosen Beobachter bieten sich immer mehr Beweise dar, daß Necker als Finanzier manche richtige Ansichten hatte, die er aber deshalb nicht in ein großes Ganzes verbinden konnte, weil er kein Staatsmann war, das heißt, weil er die Finanzreform nicht wagte auf eine nothwendige Reform der ganzen innern Reichsverfassung zu gründen. So schwankte er immer zwischen liberalen Ansichten und despotischen Verirrungen und bestätigte den oft wiederholten Vorwurf, er sey ein vorlauter, hocheitler Mann, mehr romanhaft als ideenreich, mehr träumerisch als politisch, thätig aber beschränkt, auf dem Comptoir gebildet, ohne Menschenkenntniß, ohne Thatkraft, ohne Regierungskunst, durch seine Erhebung seinem Stand-

stes und seiner Einbildungskraft zog ihm bisweilen das Uebel der Unentschlossenheit zu." — Dieses „Bisweilen" wird in N's Leben immer sichtbar in dem Augenblicke der Entscheidung. —

puncte entrückt, ohne feste Plane und doch eifersüchtig auf die Ideen Anderer. Er glaubte, die Reichsstände wären zusammengekommen, um seine Orakelsprüche zu hören, demüthig zu befolgen, und vergab sich und dem Könige schon vor Eröffnung der Reichsversammlung Alles, was zu gewinnen war. — Immer wird man erinnert an Sieye's treffendes Urtheil über Neckern, er sey ein vollkommener finanzieller Rechenmeister mit poetischen An- und Aussichten, in welcher Charakteristik mehr Ironie als Lob liegt. —

Ehe der Minister in seinem Vortrage zur Darlegung der Gegenstände übergeht, die nach dem Vorhergesagten die Stände erwägen und entscheiden sollen, thut er einen Nothschuß, indem er der Versammlung beweist, daß wenn der König despotische, das heißt, dem Staate nachtheilige Machtsprüche hätte thun wollen, er die Hülfe der Reichsstände gar nicht gebraucht hätte; dann läßt er Seifenblasen steigen, indem er zeigt, welches Glück über das Reich verbreitet werden würde, wenn die Versammlung in die unmittelbar nachher aufgestellten Propositionen einginge. Er macht die richtige Foderung, man müsse alle Parteilichkeit ablegen, den besondern und einzelnen Nutzen vergessen, um die sichere Wohlfahrt des Ganzen, des Staates mit Verleugnung des Egoismus zu bezwecken; dieses könne, meint er ferner, nur geschehen, indem man alles Uebrige für jetzt auf sich beruhen ließe, fernere Berathungen vorbehielte und sich gegenwärtig ausschließlich mit der Wiederherstellung des Staatscredits, mit der Organisation des Finanzwesens und mit der Deckung des Deficits beschäftigte. — Das Fehlerhafte dieses Ganges, der von der Reichsversammlung ohne die größte Verblendung nicht befolgt werden durfte, springt sogleich bei den Vorschlägen selbst in die Augen. —

Die der Nation zur Untersuchung und Berathung vorgelegten Gegenstände theilt der Minister in solche, die für die allgemeine Reichsversammlung und in solche, die zur Discussion der Provinzialversammlungen gehören. Ersterer fällt anheim die Einrichtung einer guten Finanzverwaltung, die nur auf eine gleichförmige Vertheilung aller Abgaben auf alle Staatsbürger, ohne Berücksichtigung des Standes, der Provinz und der Communalrechte angeordnet werden müsse. Ehe man

aber diesen Plan bearbeiten kann, muß offenbar die innere Staatsverfassung mit einer andern verwechselt, die bisher bestandenen Rechte der Stände und der einzelnen Provinzen müssen aufgehoben oder ausgeglichen, eine andere gesetzliche Norm muß hingestellt, eine neue Staatsverfassung muß geschaffen werden. Solches wollte aber Necker nicht, oder getraute sich nicht, es zu sagen; er wollte von der Folter der Finanzverlegenheit erlöst seyn; er wollte gehörige Einnahme haben für die ihn nur zu sehr dringenden Ausgaben und das Uebrige dem Gange des Schicksals und der Weisheit der Reichsversammlung überantworten, von welcher letztern er gegenwärtig nur die Bestimmung der Grundsätze verlangt, einem folgenden Reichstage hingegen die Anwendung und Ausführung vorbehält. — Als höchst schätzenswerthe Vorarbeiten zu dieser Entscheidung theilt Necker viele, gewiß recht mühsam gesammelte Notizen über die einzelnen Abgabenzweige und deren Erhebung in den verschiedenen Provinzen mit und räth zur verständigen Vereinfachung derselben, ohne Mann genug zu seyn, auf durchgreifende Maaßregeln zu dringen; denn zuletzt meint er doch, daß die Lokalverhältnisse sowohl bei den Erhebungssätzen, als bei der Erhebungsart Verschiedenheit nützlich machen, welche zu entwickeln er als Hauptgeschäfte den Provinzialversammlungen vorbehält. — Nicht allein der Feldherr auf dem Schlachtfelde, auch der Staatsmann bedarf einen Heldenmuth, den die Natur dem Minister versagt hatte. Da, wo er die großen Grundzüge seines Planes entwickeln soll, verliert er sich in allgemeine staatswissenschaftliche Raisonnements, und da, wo er zum Detail übergeht, wählt er einzelne Materien, ohne das Ganze zu erschöpfen. —

Ohne die Principien auszusprechen, nach welchen die Administration die Hemmungen der industrieusen Nationalthätigkeit hinwegräumen muß, meint er, daß das Wohl des Ganzen Einschränkungen für die besondern Provinzen erforderlich mache, und will dann Rath hören, ob der Handel nach Ostindien frei zu geben oder auf dem Wege der Monopolisirung einer privilegirten Gesellschaft zu übergeben sey? ob die Caisse d'Escompte, eine vom Staatsrath angeordnete Anstalt zum Discontiren der öffentlichen Fonds, eine Nationalbank werden

solle? welche Gesetze für den Getreidehandel zu machen für zweckmäßig erachtet werde? — Ferner soll die Reichsversammlung dem Könige angeben, wie mit den verpfändeten Domainen zu verfahren ist. Will der Minister die Verpfändungsacte bestehen lassen, so tadelt das Volk die widerrechtliche Schmälerung der Staatseinkünfte, will er sie umstoßen, so beschuldigt man ihn einer alles Recht vernichtenden Despotie. — Die Abschaffung der Frohndienste, besonders in der Bretagne, die Erleichterung des Schicksals der unglücklichen Neger in den Colonieen, die Ergänzung der Armeen u. s. f. — alle diese Gegenstände soll der Reichstag erwägen und berathen. Bei dem letztgenannten Gegenstande vermißt man gleichfalls Einsicht in die Elemente der Staatsverbindung. Er meint, daß es wirklich hart sey, irgend jemanden zum Soldatendienst zu zwingen; er wirft die Frage auf, ob man nicht durch eine allgemeine Abgabe einen Fonds herbeischaffen und aus demselben, vermittelst des Handgeldes, eine genügende freiwillige Rekrutirung veranstalten könne? Er sagt sich aber von der nähern Untersuchung dieses Gegenstandes los, indem er darauf verweist, daß dem Kriegsdepartement die Bearbeitung des Gegenstandes und die Darlegung der nöthigen Vorschläge anbefohlen sey. —

Nachdem er, so unstet und ängstlich umhersuchend, dem Reichstage einen Wirkungskreis angewiesen hat, giebt er den Provinzialversammlungen auf, die Consumtionsauflagen für die gewöhnlichen Lebensmittel zu bestimmen, die gerechte und gleichmäßige Vertheilung der Grund- und Personensteuer anzuordnen, die eintretenden Reclamationen zu entscheiden, in den Zeiten des Mißwachses und Elendes schleunige Hülfe herbeizuschaffen, für die Belebung der Industrie zu sorgen, alle fromme Stiftungen in Obacht zu nehmen und Wege und Landstraßen in gutem Stande zu erhalten. — Alles löbliche Zwecke, die aber in diesem Augenblicke nur die zweite Sorge des Ministers seyn durften.

Zuletzt wendet sich dann nach diesen Mittheilungen Necker zur Constitution, für welche er treffliche Bemerkungen und Vorschläge zu nützlichen Verbesserungen mittheilt, sich aber immer von den allgemeinen philosophischen Ansichten zu einzelnen Abänderungen wendet, ohne die unendliche hier zwischenliegende Kluft auszufüllen

durch einen festen und richtigen Constitutionsplan. Nach den schon früher mitgetheilten Bemerkungen konnte Nekker bei dem Redetheile, wo er von der Staatsverfassung redet, nicht bestimmt auftreten, weil er hier ganz aus der Sphäre seiner eigenthümlichen Kraft trat; er durfte nicht vollständig seyn, wenn er es auch gekonnt hätte, denn die Reichsversammlung sollte nach seiner Meinung zunächst die Abhelfung der Finanzverlegenheit bewirken und die große Organisation der Staatsverfassung späterhin bearbeiten. — Der Schluß der Rede mag nach der rhetorischen Form gut gestellt seyn; er enthält nichts Wesentliches, was hier noch hinzugefügt werden müßte, da die ganze Rede als ein Hauptmoment der großen Staatsrevolution, als der eigentliche Wendepunct von Neckers ministerieller Celebrität, genau beleuchtet ist. — Des Ministers Vortrag fand keinen Beifall und ward, unter heftigem Tadel einzelner Theile, indem er von der Reichsversammlung nicht weiter berücksichtigt wurde, ein bestimmtes Merkmal vom Verfall der königlichen und ministeriellen Kraft und Autorität. Jeder Mißgriff, der mit und durch diese Rede geschah, ließe sich als solcher aus Neckers so reich mit Maximen ausgestatteten Schriften documentiren; der Minister sprach schon vier Jahre zuvor in der Einleitung zu seinem Werke über die Finanzadministration Frankreichs sich und seiner Handlungsweise das Urtheil, wenn er sagt: „Wer schwankt, zerstört den Ruf der Brauchbarkeit und giebt den Uebelgesinnten Zeit, das verächtlich zu machen, was geopfert werden soll." —

Die sich unmittelbar nach dieser in der ersten Versammlung der Reichsstände gehaltenen Rede drängenden großen Ereignisse der Revolution beweisen, daß Necker in der Versammlung kein Gewicht hatte, daß diese, ohne alle Berücksichtigung des Ministers, (nach Sieyes tief durchdachtem Plane) muthig ihren Weg fortging, den großen Staatszweck fest im Auge haltend und die Mittel für denselben richtig berechnend.

In dem vor der Eröffnung der Reichsversammlung in Anregung gekommenen Streite über die Art der Stimmengebung war bis jetzt nichts geändert, nichts entschieden; die Deputirten des Bürgerstandes endeten endlich, der Zänkereien müde, diese Verhandlungen durch den großen und muthigen Schritt, daß sie sich (den 17.

Jun.) als Nationalversammlung constituirten*) und sich dadurch in Opposition stellten gegen die Autorität der bisherigen Verfassung, gegen die Würde der Krone und deren Minister, und gegen die Rechte der privilegirten Stände. Von dem so vertrauensvoll angenommenen Standpuncte aus beschäftigte sich nun sogleich schnell, aber wohl überlegt, die Nationalversammlung mit der Bildung einer neuen Staatsverfassung, die allein den gewagten Schritt zur That erheben und die sich selbst beigelegte Macht sichern konnte. Die kraftlosen Weisungen des Ministers fruchteten nichts gegen dieses Fortschreiten, und das, was man ihm in der größten Verlegenheit zum Nutzen der Finanzverwaltung von dort aus gewährte, wurde verbunden mit der entschiedensten Kränkung des Königs und des Ministers. Schon die erste Sitzung der Nationalversammlung bestimmte, daß, obgleich die bisherigen Abgaben, als von den Ständen nicht bewilligt, unrechtmäßig erhoben worden, solche dennoch bis zur Regulirung dieser Angelegenheit entrichtet werden sollten, daß aber nachher durchaus keine Abgaben in den Provinzen des Reichs ohne förmliche Bewilligung der Nationalversammlung auferlegt und eingetrieben werden dürften, und daß endlich die Staatsgläubiger die Garantie der Nation erhalten sollten. —

So kühne Thaten vernichteten die Trugbilder, auf welche der König und der Minister bisher ihre Aussichten in die Zukunft bauten; sie sahen sich gezwungen, von dem Irrthume zurück zu kommen, als könnten sie ohne ins Innere der Staatsverfassung einzugreifen, dem Finanzübel abhelfen; nun und erst nun versuchte der König, seine Macht (sie war schon hingeopfert) zu gebrauchen. Er erschien den 23sten Juni in allem Glanze des Thrones, umgeben vom Hofe und Militair, im Versammlungssaale der Reichsstände, rügte die Uneinigkeit der Stände, legte ihnen bestimmte Gegenstände der Berathschlagung vor, erklärte, was die Nationalversammlung gethan, für nichtig und befahl, sich jetzt zu entfernen, um morgen sich zur Betreibung der Geschäfte wieder zu versammeln, jeder Stand in dem ihm angewiesenen Versammlungssaale. —

*) Fr. v. Staël im öfter angeführten Werke sagt Thl. I. S. 209 von diesem Beschlusse sehr richtig: „Dieß Decret ging durch, und dieß Decret war die Revolution selbst." —

Der König, die Minister, der Adel, die hohe Geistlichkeit entfernten sich; der Bürgerstand, die Nationalversammlung blieben, erneuerten ihre früheren Beschlüsse und sprachen noch die Unverletzlichkeit ihrer Personen als Nationalgesetz aus, indem sie für einen Verräther des Vaterlandes und des Todes schuldig Jeden erklärten, der hiergegen zu handeln wage. — Der König erließ Befehle; die Natianalversammlung handelte. Ihre Autorität stieg mit jeder Stunde höher. Schon hatte sich in den nächsten Tagen ein großer Theil der Geistlichkeit und des unter Orleans Leitung dem Hofe feindselig gesinnten Adels mit ihr vereinigt. — Wo ist in dieser ganzen Verkettung großer Begebenheiten und streitender Elemente auch nur ein Act zu finden, durch welchen Necker, der erste Staatsminister, seine Fähigkeit als Staatsmann bewährt hätte? Ja der Vorwurf selbstsüchtiger Eitelkeit trifft ihn in so hohem Grade, daß er späterhin beim Rückblicke auf diesen wichtigen Zeitpunct seines Lebens (siehe sein Werk: de pouvoir exécutif. 1792) alle Verwirrungen der Revolution auf die Rechnung der Schwäche und Eitelkeit der Nationalversamnlung schiebt. Ob er gleich selbst als Minister die Schritte des Königs leitete, so stellte er doch auf eine sophistische, alle historische Wahrheit entbehrende Weise die Beleuchtung dieser Vorfälle so, als ob sein Plan für das Glück des Staates blos deshalb gemißglückt wäre, weil die Nationalversammlung darauf eifersüchtig geworden, daß dem Könige die ganze Volksgunst zufallen und von ihm alles Volksglück ausgehen würde. — Hier sind Neckers Worte: „Das erste Mißbehagen, welches die Nationalversammlung empfand, entstand aus der Vorstellung, daß der Monarch einen zu überwiegenden Antheil an der Wiederherstellung des Staatswohls erhalte. Wirklich hatte er, im Besitz voller Freiheit, mit edelmüthiger Aufopferung wenn nicht seiner Rechte doch seiner Macht feierlich erklärt, daß die ganze Gesetzgebung künftig allein von den Repräsentanten der Nation ausgehe, nie ohne ihre ausdrückliche Zustimmung ein Gesetz gegeben oder eine Auflage gemacht werden solle. Er war es ferner, der die Festhaltung, die Größe und die Vertheilung der Staatsausgaben ihrer Entscheidung anheim stellte und bei dieser allgemeinen Regel sich nicht einmal vorbehielt, über das zur Erhaltung der königlichen

Würde erforderliche Einkommen zu bestimmen. Er war es, der ihnen die Wahl der richtigen Mittel zur Verbindung der öffentlichen Ordnung mit der Preßfreiheit, und die Sicherung der persönlichen Freiheit gegen alle Verletzungen des Despotism's übertrug; endlich er, der erhabene Besitzer einer durch die Autorität vieler Jahrhunderte zur Wohlfahrt Frankreichs geheiligten Macht, war es, der in die Hände der Volksrepräsentanten die ruhmvolle Sorge zur Vertheidigung des Nationalwohls gegen die Fehlgriffe der Verwaltungsbehörden niederlegte, um dem Glanze des französischen Namens den aus weisen Gesetzen und durch öffentliche Freiheit entsprießenden hohen Genuß zuzugesellen. — Nicht für einen Augenblick, nicht für den Zeitraum seiner Regierung geschah es, daß der Monarch die Nation aufrief zur Ausübung der köstlichsten Herscherrechte; für immer wollte er seinen Thron umgeben mit den treuesten Dolmetschern der Nationalbedürfnisse und für das Staatswohl ein unauflösliches Bündniß stiften zwischen dem Gesammtwillen und der Gesammtmacht. Es stand zu vermuthen, daß bei einer so edelmüthigen Verzichtleistung von Seiten des Königs die Nationalversammlung, gerührt durch den Anblick so großer Tugend, so vieler Wohlthaten, diese feiernd anerkennen und so zu sagen, in ihr Gefolge treten würde, um mild, traulich und ruhig das Gebäude des Staatswohles und das unsterbliche Werk der Regeneration Frankreichs zu vollenden. Doch weit entfernt, sich einer so natürlichen Sinnesweise hinzugeben, ist die Versammlung in dem Systeme einer allgemeinen Umwälzung der ursprünglichen französischen Nationalfreiheit rastlos vorgeschritten. — Ein so unerwartetes Betragen betäubte das Herz des Königs; er sah sich zurückgestoßen, wenn er mit den größten Aufopferungen hervortreten wollte, er sah sich oft darauf beschränkt, sich seiner wohlthätigen Absichten zu erfreun in der Einsamkeit seines Nachdenkens und seines Gewissens. Man ward gar bald gewahr, daß die Theilnahme des Monarchen am großen Werke des Staatswohls, daß die Mitwirkung seiner Minister, daß die Hülfe der Verwaltungsbehörden der Reichsversammlung, die allen Glanz in sich vereinigen wollte, und die außer dem ihrigen keinen Ruhm duldete, sehr beschwerlich fielen. Vor allem ward sichtbar, daß jene Verfechter, die die vom Ruhme

zu erwartenden Vortheile noch nicht aus Erfahrung kannten, vorzüglich sich befleißigten, die neue glanz- und klangreiche Münze zu erwerben, die sie für jedes andere Erdengut zu verwechseln träumerisch hofften. Das Publicum bemerkte diesen Eifer der Nebenbuhler gar bald und unterhielt sorgsam eine Stimmung, die ihm ohne Mühe großes Ansehn gewährte und es über die Repräsentanten der Nation stellte. So bildete sich Wirkung und Gegenwirkung zwischen den Ruhmsüchtigen und zwischen denen, die sich für die Ruhmvertheiler hielten. —"

Jeder dieser, in Neckers eigenthümlich schwülstiger Redeform mitgetheilter Sätze bietet Veranlassung dar zu historischen Berichtigungen; will man aber auch ganz willfährig die angegebenen Gesichtspuncte als wahr gelten lassen, so gewinnt Necker dadurch nichts, die ihn treffende Rüge wird vielmehr um so größer. Er war ja Minister des Königs, wie durfte er als solcher dazu rathen, wie durfte er es dulden, und wie konnte er Minister bleiben, wenn es wider seinen Willen geschah, daß der Regent den wesentlichsten Bedingungen seines Standpunctes und den nothwendigsten Mitteln zur Erfüllung seines Berufes, wie Necker recht ausdrücklich versichert, freiwillig entsagte und alle Attributionen des Thrones der Willkür einer Versammlung preis gab, der der König wie der Minister nach den gemachten Erfahrungen keinen günstigen Willen zutrauen durfte? — Genz's Urtheil über Necker bewährt sich überall. Er sagt in den Anmerkungen zu Mouniers Entwickelung: „Necker war zu unentschlossen, zu feige, zu kraftlos, um irgend einen Plan für die Zukunft zu entwerfen. Er zitterte, seinen Ruhm aufs Spiel zu setzen, er wollte nicht die Gunst des Hofes, er wollte nicht die Gunst des Volkes verscherzen." Er meinte, die Schwierigkeiten würden sich wohl von selbst heben, der Reichstag würde nach einigen stürmischen Verhandlungen eine Frankreich Glück bringende Constitution schaffen, vermittelst welcher er den Staatsschatz als guter Wirth zu administriren gedachte und sich dagegen das bescheidene Loos zutheilte, von den Zeitgenossen und der Nachwelt als der Urheber der goldenen Zeit Frankreichs gepriesen zu werden. — Solche Phantasmen gehören zu den Ministerialkrankheiten. —

Von dem Augenblicke an, wo Necker die ausführ-

liche Rede über die Finanzverwaltung hielt, und wo er vermittelst derselben Niemandes Erwartungen befriedigte, bildete sich zwischen dem Könige, zwischen der Nationalversammlung, zwischen der Nation und ihm ein neues Verhältniß. — Der König und der Hof verloren das Vertrauen zu seiner Fähigkeit und zu seinem Willen. Man sah nun, daß vom Minister, selbst vermittelst der ihm zusagenden Volksgunst, nichts zu hoffen sey, ja man mißtraute ihm um so mehr, da er mit einer gewissen Popularität lebte und häufig philantropische Ansichten zur Schau stellte, die, den höhern Ständen verhaßt, das Signal der Volkspartei im Gegensatze jener waren. — Die Nationalversammlung, gerade hierdurch für Neckern günstig gestimmt, war zufrieden mit einem ihren Zwecken keine Hindernisse in Weg legenden Minister, der außerdem vielen Fleiß zeigte zur Aufrechterhaltung der öffentlichen Geschäftsverwaltung, und der höchstens beschwerlich fiel durch ewige Anforderungen zur Abhelfung der Noth des Staatsschatzes wie durch selbstgefällige, mit hochtönenden Phrasen geschmückte Reden. Doch ward dieses gute Verhältniß einem baldigen Bruche näher geführt durch die vorhin erwähnte Sitzung der Nationalversammlung am 23sten Juni, wo der König ein Machtwort zu sprechen wagte. Diese mißgeglückte Maaßregel, deren Wahl recht eigentlich auf Neckers Rechnung geschrieben ist, verminderte in gleichem Maaße seinen Credit bei Hofe und in der Versammlung; dort, weil sie gescheitert, hier, weil sie versucht war. — Neckers Gunst beim Volke blieb so ziemlich dieselbe, da er mit den neuen Demagogen, nicht wie die übrigen dem Könige zunächst stehenden Personen, im offenbaren Widerstreit lebte, da er das beliebte Thema von bürgerlicher Freiheit und Menschenrechten vielfach variirte, da er Zahlungen leistete, wo er nur konnte, und vor allem, da er, von Geburt dem Bürgerstande zugehörig, strenge Redlichkeit allen denen erzeugte, die seiner Person nahe kamen.

In dieser gespannten Lage der Dinge, wo sich schon eine aristokratische und eine demokratische Partei vollkommen gebildet hatte, wo der Minister keiner zugehörte, von keiner getraut, jedoch letzterer von ersterer zugezählt wurde, wo die Nationalversammlung selbst bald auf eine Veränderung des Ministerii dringen mußte, entschied sich der König und der Hof für die Entlassung Neckers; er

erhielt den 12ten Jul. 1789 den Befehl, das Königreich zu verlassen. Eine seltene, beharrliche Gunst des Glückes, welche Neckern so oft auf seinen Lebens-Wegen freundlich die Hand bot, verherrlichte dieses ihn betreffende Schicksal zum Triumphe. Die französische Nation erblickte nun in dem entlassenen Minister, dessen Privatredlichkeit man immer schätzte, ein Opfer der Volksliebe, im Widerstreite mit der Hofpartei. Es lag in der Stimmung des Zeitgeistes, Alles zu mißbilligen, was letztere that; daher ward des vom Hofe verstoßenen, aus dem Reiche vertriebenen Ministers Name hochgefeiert. Er, der sich immer in seinen Rathschlägen entscheidenden und gewaltsamen Maaßregeln der Aristokraten widersetzt hatte, erschien als ein Märtyrer. Unter den wilden Stürmen, die den 13ten und 14ten July zum Ausbruche kamen, bei dem Geschrei gedungener Freiheitsprediger, während der Auflösung aller bürgerlichen Ordnung zu Paris und bei der Stürmung der Bastille erscholl Neckers Name, und die Nationalversammlung, die Volksstimmung schmeichelnd, und des Hofes Kränkung planmäßig verfolgend, decretirte, daß Necker die Achtung und das Bedauren der Nation mit sich nehme. —

So endete dieses Ministerium Neckers seine wichtigste Lebensepoche, ohne daß er von den Pflichten des übernommenen großen Berufs und von den glänzenden Bildern der gemachten Verheißungen etwas realisirt hätte. War persönlicher Ruhm sein Lebenszweck *), so hat er diesen für einen gewissen Augenblick nicht verfehlt. Ward er doch sogar vom Könige, der, von den Revolutionsgräueln erschüttert, der Volksstimmung zu huldigen für rathsam hielt, in den nächsten Tagen (den 15ten July), als der Vertriebene bereits Basel erreicht hatte, auf die schmeichelhafteste Weise zurück berufen. Necker, der Ausländer, der schon zweimal Entlassene, der Mann,

*) Dieses lassen viele Andeutungen, die in seinen Schriften zerstreut sind, vermuthen; schon nach seiner ersten Entlassung meinte er, man müsse es der Gnade des göttlichen Schutzes verdanken, wenn man am Ende einer fünfjährigen Verwaltung des Volkes Liebe an sich gefesselt und seinen guten Ruf erhalten habe. Siehe de l'administration des finances, Tom I. Introd. — Willfährig muß ein Staatsmann beides daran geben, denn sein Beruf steht höher als diese kleinlichen Rücksichten. —

welcher im Besitz der jetzt vernichteten königlichen Autorität nichts hatte leisten können, er, der die Steigerung der Gefahr seines Postens nicht verkennen durfte, wäre schon durch die Umstände gerechtfertiget, wenn er solche Rückberufung abgelehnt hätte. — Doch nein, er folgte ihr willfährig. Dieser Schritt ist nicht ohne vielfachen Tadel, wohl aber ohne entscheidende Wirksamkeit geblieben. Es ist bemerklich gemacht, wie er zurückkehrte, um sich in Versailles Lobeserhebungen sagen, sich in Paris rühmen und bewundern zu lassen, wie er im Besitz großer Scheinmacht die Schmeicheleien des Pöbels höher achtete, als die Benutzung jener zur That, wie er gar bald der wilden Menge im Glanze seiner Eitelkeit verdächtig erschien, und wie so der Gipfel seines Triumphes das Wahrzeichen seines Falles wurde. Als der erste Wunsch der Verehrung, den mehr sein guter Name, als sein Betragen in der letzten Periode, und vor allem die Wuth, das Widerspiel der Hofstimmung zu offenbaren, erzeugte, vorüber war, würdigten muthwillige Demagogen ihn herab, und niemand fand sich, der ihn in Schutz genommen hätte. Sein Ansehn sank mit einer Schnelligkeit, von der selbst die an solchen Ereignissen reiche Revolutionsgeschichte wenige Beispiele giebt.

Necker tritt immer mehr und mehr in Hintergrund zurück*). Wir sehen ihn nur das peinliche Bekenntniß erneuern, daß die Cassen leer sind, und gegen den Assignatenunfug eifern, wodurch zuletzt ein solcher Unwille gegen ihn rege wird, daß er für sein Leben zittern muß und unter großen pekuniären Aufopferungen sich die Vergünstigung erkauft, (im Anfang des Septembers 1790) das Reich verlassen zu dürfen. Nicht ohne wirkliche Mißhandlungen zu erfahren, wird ihm dieser Wunsch gewährt. — Als er sich bei der Nationalversammlung über die erlittenen persönlichen Beleidigungen schriftlich beklagte, ging sie zur Tagesordnung über und achtete nicht darauf. — Er schied unbemerkt und unbedauert. —

Neckern, dem Staatsmanne, ist vorgeworfen, daß er,

*) Seine Rathschläge, eine der brittischen Constitution ähnliche Verfassung zu bilden, kamen zu spät, oder zu früh, denn die Geschichte hat keine Beweise aufzuzeigen, daß eine von außen hergeholte Verfassung der Eigenthümlichkeit einer Nation zugesagt, nationelle Festigkeit erlangt und das Staatsglück wirklich begründet hätte.

nur der kleinlichsten Selbstsucht ohne alle Umsicht fröhnend, die letzte Wiederberufung ins Ministerium angenommen habe. Seine individuelle Schwäche mag daran ihren Antheil haben, und dem Staatsmanne wird dieser Schritt nie verziehen werden; aber dem Menschen mag es zur Entschuldigung, und, wenn man will, zum Verdienste angerechnet werden, daß Necker aus reiner, persönlicher Liebe für den König und für dessen eines bessern Schicksals werthe Gemüthsart sich zur Rückkehr bereit finden ließ, da er sich in dem entschiedenen Besitz der Volksliebe einbildete, ihn retten zu können. —

Necker erscheint bei aller Reinigkeit seiner Sitten, großer Ordnungsliebe, vieler Sachkenntniß und entschiedener Neigung, Reformen zu machen, unfähig, die radicale Verbesserung irgend eines Staatsübels durchzuführen; manche nützliche Ansicht würde er durchgesetzt haben, wenn er nicht da innerhalb der engen Gränzen einer verschlossenen, pedantischen, zurückstoßenden Persönlichkeit beharrt hätte, wo nur Weltklugheit, verbunden mit freiem Muth, zum Ziele führen konnten. Alle Tugenden seines öffentlichen Lebens versinken im Schatten einer unbegrenzten Eitelkeit. —

In Hinsicht der Staatsberedsamkeit, ein untergeordnetes, aber sehr nothwendiges Ministerialtalent, kann Necker auf keine Weise sich messen mit den großen Männern, die ihm gegenüber standen. Die ausgezeichneten Volksredner, unter denen Mirabeau *) und Vergniaud glänzen als Sterne erster Größe, erfüllen alle Foderungen einer ansprechenden klaren Darstellung, sie reißen hin zur höchsten Begeisterung in der freien Gewalt des Wortes, indeß Necker ermüdet, wo er ausführlich seyn will; oft verliert er sich in dunkeln Orakelsprüchen und Sentenzen; immer wird er schwülstig, wenn er für seine Meinung zu gewinnen strebt. Seiner eigenen Ueberzeugung mangelt es an Lebendigkeit, seiner Sophistik an leichter Gewandtheit. —

Neckers Celebrität begann mit der Schriftsteller-Laufbahn; zu ihr kehrte er zurück und suchte jene zu erhalten, als er von den öffentlichen Geschäften für immer entfernt war. Das über den Redner ausgesprochene Ur-

---

*) S. die Betrachtungen der Fr. v. Stael, Thl. 1. S. 208 ff. 265 ff. und 413 ff.

theil trifft auch den Schriftsteller; doch verdient letzterer eine besondere Würdigung nach der Reichhaltigkeit der Thatsachen und nach der Verbindung, in welcher seine Werke mit den großen Erscheinungen jener Zeit standen. Ein historischer Werth ist ihnen nicht abzusprechen; Neckers Individualität entfaltet hier die auffallendsten Merkmale. Es steht zu bezweifeln, ob in der ganzen Litteratur ein Autor namhaft gemacht werden kann, dessen sämmtliche Schriften sich so um das eigene Ich in Ruhmredigkeit und unermeßlicher Eitelkeit drehen, als Neckers Werke. —

Einer von Neckers Vorgängern im Ministerio und als Schriftsteller sein eifriger Widersacher, ein Mann, dem selbst seine entschiedensten Gegner den Ruhm großer Einsichten in der Staatswissenschaft nicht versagen, Calonne, stellt zwischen seiner und Neckers Administration, zwischen dem ihn verfolgenden Volkshasse und der Neckers Namen verherrlichenden Volksliebe folgende interessante Parallele auf, indem er Betrachtungen macht über die Gehaltlosigkeit, Inconsequenz und Ungerechtigkeit der Volksstimmung, die so oft mit der öffentlichen Meinung verwechselt wird. In seinem Werke De l'etat de la France sagt er: „Auf der einen Seite hat man einen Staatsmann gesehen, der der grausamsten Verfolgung preis gegeben, durch die schrecklichsten Beschuldigungen herabgewürdigt ist und ein Opfer der Hofintriguen wurde; er, der erste, der den Muth hatte, die Vorrechte der Geistlichkeit und des Adels anzugreifen, ihm maaß die blinde Menge die Verwirrungen bei, die er furchtlos der Nation offenbarte. Man hielt ihn der thörigtsten Verschwendung schuldig, man wüthete gegen ihn und hatte dazu keinen andern Grund, als die verläumderischen Einflüsterungen eines Widersachers, der ihn nach der Verdrängung zu verderben wünschen mußte. Er mochte Beweis fodern von seinen Feinden, auf bestimmte Anklage dringen, er mochte um die genaueste Prüfung seiner ganzen Administration flehen; er ward nicht gehört, man wollte nicht sehen, nicht richten. Selbst noch gegenwärtig, wo die Verläumder in Schweigen versunken sind, lebt die Stimmung, welche sie dem Volke gaben, fort. Auf seine Kosten wurden auch die Verständigern getäuscht; er erhielt keine Genugthuung, er blieb den giftigen Schlangenbissen ausgesetzt. — Uebri-

gens ist man gezwungen, einzugestehen, daß, wenn er in einem Zeitraume von viertehalb Jahren vier bis fünfhundert Millionen aufgebracht hat, selbige zur Abtragung der Kriegsschulden und anderer Rückstände verwendet sind; jedermann muß einräumen, daß er stets Zahlung aufs genaueste leistete, daß unter seiner Verwaltung Zinsen und alle Staatsverpflichtungen abgetragen sind mit einer bis dahin beispiellosen Pünctlichkeit, daß er den Credit wieder hergestellt, den Handel belebt, dem Mangel vorgebeugt und alle Gewerbe aufgemuntert habe. Endlich steht fest, daß er keine neuen Auflagen angeordnet hat, im Gegentheile dem Volke durch Aufhebung mehrerer drückender Lasten Erleichterung verschaffte, und daß das Deficit, welches man ihm Schuld gab, wenn man nach der einmal angenommenen Weise rechnen will, bei seinem Austritte aus dem Ministerio sich nur auf 57 Millionen belief. — Dieß sind Thatsachen, die niemand leugnen kann, die aber nicht in Erwegung gezogen werden. — Auf der andern Seite sah man unmittelbar nach seinem Abgange die Pünctlichkeit der Zahlungen wegfallen, die Staatsverpflichtungen unaufhörlich verletzen, die vergrößerten Anleihen nur mit entehrender Langsamkeit zu Stande kommen, das Deficit anschwellen, die Nationalschulden wachsen und den Credit schwinden; man sah den Handel vernichtet, die Industrie gelähmt, das Elend des Volkes grenzenlos; man sah der größten Ruhe allgemeinen Aufruhr folgen, die Achtung Frankreichs wie einen Traum verschwinden, das Königreich sinken und in Trümmer zerfallen. Man sollte glauben, daß nach diesen Thatsachen Beschwerden, Vorwürfe und Anklagen mit verdoppelter Heftigkeit von dem gemißhandelten Minister gegen dessen Nachfolger gerichtet würden; aber nein, die Rechenschaft ihrer Verwaltung wurde nicht gefodert, achthundert Millionen, die entschwunden waren, wurden nicht bemerkt; man begreift nicht, wie man unter ihrer Dienstführung, nachdem man sich in Declamationen über eine nur eingebildete Vergeudung erschöpfte, mit einem Male so kalt und stumm geworden ist bei den schreiendsten Unordnungen. Der, welcher der Nation zuerst den Maaßstab zur Abhelfung der alten Uebel darlieh, ist verbannt, und der wahre Urheber des gegenwärtigen Unglücks erfreuet sich der höchsten Volksgunst, ist in gewissen Augenblicken

vergöttert, und würde es noch seyn, hätte er Klugheit genug gehabt, den Ruhm, welcher ihm in seine Ruhestatt folgte, nicht von Neuem aufs Spiel zu setzen. —"

So die Ungerechtigkeit der Volksmeinung darthuend, spricht hier ein Widersacher gegen Necker harte Beschuldigungen aus, die wenigstens in so fern die Geschichte nicht für ungegründet erachten muß, als sie auf den Mangel an höherer staatswissenschaftlicher Einsicht und Thatkraft, wie auf persönliche Gefallsucht recurriren. Ueberblickt man das Verhältniß, in welchem Necker zu der Nation, die ihn hoch ehrte, stand, so bemerkt man, daß selbiges auf einem wechselseitigen Irrthume beruhte; daß französische Volk hörte nicht auf, von Neckern gegen die Verwirrung der Staatsfinanzen die Hülfe zu erwarten, die er unter pomphaften Declamationen immer verhieß und nie leistete. Alle fehlgeschlagene Versuche konnten Neckers Eigenliebe nicht zu der Erkenntniß bringen, daß er nicht der Mann sey, dem es möglich, die schwierigste Aufgabe der Staatsweisheit zu lösen; er täuschte aber Andere um so leichter, je weniger er Täuschung beabsichtigte und je mehr der egoistische Irrthum für ihn subjective Wahrheit war und blieb.

Vergleicht man Calonne und Necker*) als Staats- und Finanzminister, so findet sich, daß ersterer, mit den großen Talenten des hohen Berufes geboren, in demselben ein Opfer wurde des Mangels an moralischer Selbstständigkeit; er büßte den ministeriellen Werth ein in der Haltungslosigkeit seines Privatcharakters. Necker hingegen verlor in der ministeriellen Sphäre, für welche ihn das Talent versagt war, seinen persönlichen Werth, er war ein einsichtsvoller Banquier, kein Staatsmann. Tel brille au second rang, qui s'eclipse au premier! Calonne als Minister, Necker als Schatzmeister und Generalcontrolleur hätten in gemeinschaftlicher Wirksamkeit etwas Großes leisten können, jener durch richtigen Blick, geistige Regsamkeit und muthige That, dieser durch Fleiß, Ordnungssinn und redliche Sparsamkeit. — Durch Lei-

*) Wie hoch auch Fr. v. Staël in dem oft angeführten Werke, diesen zu erheben und jenen herabzusetzen sucht, so hatte doch Calonne in seiner Verbannung dasselbe Glück, welches Neckern nach seiner Verabschiedung zu Theil wurde: die ersten Höfe Europa's bezeugten ihm ihre Verehrung, und Catharina II. erließ an ihn die schmeichelhaftesten Einladungen.

denschaft getrennt, sich gegenseitig anfeindend, ging beider eigenthümlicher Werth dem Staate verloren. — Wem es unerwartet kommen möchte, Calonne's Werth hier so hoch angeschlagen zu finden, erinnere sich, daß er bereits unterm 9ten Februar 1789, also mehrere Monate vor der Versammlung der Reichsstände, vor dem Ausbruche der Revolution dem Könige aus seiner Verbannung schrieb: „Im Grunde weiß man nicht, wohin man will und was man verlangt. Man ist zu wenig einsichtsvoll, um einen gründlichen Plan entwerfen zu können; die Gefahr ist darum aber nicht geringer. — Man wird keine Constitution zu Stande bringen, man wird aber die Fundamente des Staatsgebäudes wankend machen. Man wird sich entzweien, sich erhitzen; die Menge wird den Sieg über die Vernunft davon tragen; man wird auf einem Boden verborgener Vulkane ohne Wegweiser umherirren und den Staat in den fürchterlichsten Abgrund stürzen. — Eine Revolution, die ihren Ursprung in verworrenen Vorstellungen hat, deren Entwickelung niemand ermessen kann, muß eine fürchterliche Revolution werden. — Dieß, Sire, ist unsere Lage! —" Wer verkennt hier den großen staatswissenschaftlichen, prophetischen Geist? —

Für einen wahren Staats- und Finanzminister können die Foderungen nicht hoch genug gestellt werden; nicht nach der Laune und mit dem Gnadenbriefe der Regenten tritt er auf; nur selten verherrlicht sich die Natur in Hervorbringung eines so ausgezeichneten Geistes. — Es giebt Reiche, welche in ihrer ganzen Geschichte nicht einen großen Staatsmann namhaft machen können; die Völker aber sind die glücklichsten, welche einen solchen nie entbehrten. —

Henrich Steffens

von

W.

Henrich Steffens.

Das Vereinende, Herstellende, kurz, Rettende in der Welt, der Geist, hatte von jeher seine Siegelbewahrer und Pfleger, uranfänglich in den Priesterkönigen, Priester- und Dichterschulen, später, als die Geister sich mehr von der Uridee entfernten und die profane Wissenschaft vorherrschend ward, in den freien und edlen Genien der Völker, welche, nachdem der vorzugsweise göttliche Genius wieder zur Gemeinschaft im Geist und in der Wahrheit berufen hatte, allein die Akademie und Kirche derselben genannt zu werden verdienen, inwiefern sie die Förderer der Freiheit und die Diener des Höchsten sind. Denn allerdings giebt es auch in diesem Verein, wie in dem größern der Völker, eine Masse, welche nicht zählt, wo es jenes Höchste gilt, Unmündige, die der erziehenden Vormundschaft bedürfen. Jemehr es aber, besonders in den Zeiten des Christenthums, Vergeistigung und Verklärung, Erhebung über das Irdische galt, kurz, je tiefer der Geist in sich selbst grub, desto mehr mußte sich die Masse, die sich mit dem Gangbaren, mehr oder weniger in den Verkehr des täglichen Lebens Gezogenen beschäftigte, und in Frankreich, durch Nachäffung aber auch in Deutschland, wie einen eignen Stand, den der hommes de lettres bildete, ausscheiden von jenen vornehmen Geistern, in welchen allerdings der Bestand und die Hoffnung, kurz, das wahrhaft Wesentliche der Völker und Staaten ruht. Es ist nicht zu besorgen, oder doch leicht zu verschmerzen, wenn diese dem Menschen und seiner angebornen Liebe so natürliche Anhänglichkeit und treue Huldigung gegen das Höhere, was ja eben, als solches, die Persönlichkeit gleich beseitigt, vom Beschränkten und Mißwilligen mit Stolz verwechselt wird. Es

sey also hiermit unumwunden gesagt, daß wir in dem Manne, dessen Leben hier nach gütig mitgetheilten äußern Umrissen geliefert wird, allerdings einen jener vornehmen Geister anerkennen zu müssen glauben. Denn eine edle, durch einen vielverschlungenen, weitzweigigen Proceß gebildete und gereifte Frucht ist sein Leben, so das wissenschaftliche wie das staatsbürgerliche. Diese Liebe und Achtung aber fodert, daß wir auch im Gebrauch dieser Mittheilungen so wenig als möglich von seiner Eigenthümlichkeit verwischen.

Seine väterliche Familie stammt aus Holstein. Sein Großvater war Stadtchirurg in Wilster. Unzufriedenheit mit seiner Lage bestimmte ihn, sein Vaterland zu verlassen. Er ging also nach Surinam, ward Vorsteher einiger Plantagen in Berbice, heirathete eine Holländerin, von Leuwen, und erwarb sich selbst einen Besitz. Hier ward unsers Steffens Vater geboren. Nach Verlauf von einigen Jahren, als sein Vater zwölf bis dreizehn Jahr alt war, kehrte der Großvater, dessen Frau früher gestorben war, nach Wilster zurück. Der Vater studirte die Chirurgie in Copenhagen, ward Districtchirurg in Odsherred, einer entlegenen Gegend in Seeland, und heirathete dort eine Tochter aus einer der angesehensten Familien in Dänemark, eine geborne Bang. Diese Familie hat sich zu verschiedenen Zeiten in der dänischen Geschichte ausgezeichnet. Unter den Mutterbrüdern von Steffens war der durch seinen Einfluß, wie durch seine Stelle bekannte Conferenzrath und Generalprocureur Bang; der zweite, Professor Bang, ist als verdienter Arzt auch durch Schriften im Auslande bekannt.

Steffens Vater erhielt den Auftrag, in Stavanger in Norwegen ein Sieghaus für die an Radesyge (einer Art Aussatz) Leidenden zu errichten. Hier ward Henrich Steffens am 2. Mai 1773 geboren; ein Jahr früher, vor dieser Reise, sein ältester Bruder in Dänemark. Dieser hat sich als guter Mathematiker großen Ruf erworben und starb als Major beim Ingenieurcorps, Lehrer bei der Land- und Artilleriecadettenakademie, Ritter und Mitglied der Akademie der Wissenschaften vor zwei Jahren.

Henrich war drei Jahr alt, als sein Vater als Regimentschirurg nach Drontheim versetzt ward und bis 1779 daselbst blieb. In diesem Jahre machte er mit seiner Frau und seinen zwei ältesten Kindern im December eine Land-

reise quer durch Norwegen und einen Theil von Schweden nach Kopenhagen. Hier sah der siebenthalbjährige Knabe einen der höchsten Berge in Norwegen, Dofrefield, fuhr über den großen gefrornen Landsee Milsen, und es konnte nicht fehlen, daß diese frühern Anschauungen einer großen gewaltigen Natur, die dunkeln Erinnerungen aus dieser Reise, gleichsam einer entschwundenen, geistig nicht von ihm gewältigten Urzeit, die häufige Wiederholung dieser in seines Vaters Leben merkwürdigsten Begebenheiten einen entschiedenen Einfluß auf seine ganze Anschauweise gewannen, und mit ihnen der Anklang jener tiefern beschaulichen Einsenkung in die geheimen Tiefen der Natur durch kühne Bekämpfung der oberflächlichen Hülle gegeben ward.

Sein Vater hatte eine neue Anstellung als Regimentschirurg in Helsingör bei einem Husarenregiment erhalten, wo er bis zum Jahre 1785 blieb. Dort besuchte Henrich die gelehrte Schule, die aber in den niedern Klassen so schlecht als möglich war, übrigens zum Rector den damals in Dänemark als Philosoph berühmten, jetzt in hohem Greisalter norwegischschwedischen Staatsrath zu Christiania, Treskow, hatte. Was Wunder, daß die früher angeschlagene Saite fortschwang und tönte? daß der Sund, die Rhede, das Schiffgewühl aus allen Völkern, ja Welttheilen ihn mehr anzog? Aus der Kinderstube sah er in diese großartige Bewegung hinein. Helsingör hat keinen Hafen; vor seinen Augen gingen auf offener Rhede Schiffe unter, oder geriethen in der Nähe der Häuser in Gefahr; Verunglückte retteten sich in den väterlichen Garten. So wurde die kindliche Phantasie frühzeitig nach allen Gegenden der Erde hingeleitet.

Wie aber in allen tiefen und gediegenen Naturen die Elemente scharf entgegengesetzt und gespannt sind, also war auch, besonders durch einer vortrefflichen, in jahrelanger Krankheit fromm duldenden Mutter Einfluß, ein stiller religiöser Zug in dem Knaben, der ihn in sich gekehrt machte; dabei offenbarte sich auch früh schon eine vorzügliche Rednergabe. Sein Vater arbeitete also, in der freudig stolzen Anerkennung dieser Gabe, eine Predigt aus. Henrich, dessen Gedächtniß vortrefflich war, mußte sie auswendig lernen, und als er eben aus Norwegen kam, ward ein Schemmel in die Kanzel einer Landkirche gesetzt, und er sagte die Rede von der Kanzel herab

zur Erbauung der versammelten Bauern und Verwandten her. Diese Redneranlage und stille Religiosität befestigten den Entschluß der Eltern, ihn für den geistlichen Stand zu bestimmen. Indeß war dieß nur Eine Seite seines Wesens, und mit großer Gewalt hatten ihn die Erscheinungen der Natur ergriffen. Daher, wiewohl es ihm an aller Anleitung fehlte, ja die Beschäftigung gar als unnütz verpönt war, sammelte er doch Pflanzen; die Geschiebe, die runden Steine des Ufers sollten ihm Kunde bringen von der Beschaffenheit der fernen Gebirge, die, in beständigen Nebel gehüllt, über das brausende Kattegat von den schwedischen Küsten hinüberblickten. Dämmernd schwebten vor ihm, wie aus der Seele reichend, die mächtigen Felsen des Geburtslandes mit seinen kecken in der Familie bis zur Vergötterung verehrten Einwohnern. Die Schiffe versezten ihn lebhaft in die entfernten Gegenden, die göttliche Gegend zog ihn an, und alles weckte lebendige Keime, die, still genährt, von der Umgebung kaum gemerkt, in der kindlichen Seele eine Welt voll seligen Genusses erschufen.

Im Jahre 1785 mußte Henrichs Vater Helsingör ungern verlassen, um mit dem Stab des Regiments nach Röskilde zu ziehen. Diese kleine Landstadt war in der glänzendsten Zeit die wichtigste Residenz der Könige. Man fand eine Menge uralter Denkmäler in der Gegend; Trümmern, in Dänemark so selten, waren kaum wahrnehmbar in der Nähe. Die alte Kirche, das einzige Ueberbleibsel der glänzenden Zeit, enthält die Grabstätte der meisten dänischen Könige von uralten Zeiten her. Hiemit entwickelte sich wieder ein neuer Keim in der Seele des Knaben, der Hang zur Geschichte seines Vaterlands, welcher in der Folgezeit so bedeutend ward, indem er ihn wieder in das äußere Leben des Staats thätig und geistreich einzugreifen veranlaßte. Um so mächtiger aber war dieser Zug, je schlechter die gelehrte Schule war. Dort lernte er nichts als Latein und erhielt darin einige Fertigkeit, aber keine gründliche Kenntniß. An Erziehung war gar nicht zu denken, denn die Mutter war fortdauernd krank und konnte nur durch das Beispiel stiller Frömmigkeit wirken; der Vater war außer dem Hause beschäftigt, und so erzogen sich die vier kräftigen Brüder wechselseitig unter einander durch Streit. Daneben hatten mehrere Schüler sich zu einer Gesellschaft verbunden, ka-

men zusammen, um mit Flitzbogen nach einem hölzernen Vogel zu schießen. Da hiebei Reden gehalten wurden, so eröffnete sich für Henrichs Rednergabe ein Feld, und er war beständiger Redner. Dasselbe Talent entwickelte sich auch noch mehr, als sein ältester Bruder, der in Kopenhagen ein Schauspiel gesehen hatte, durch seine Erzählung ihn in eine wunderbare Zauberwelt versetzte. Leicht und schnell anregbar verfertigte Henrich auch Schauspiele, und sie wurden, so gut sichs eben thun ließ, gegeben.

Da er sich als einen künftigen Prediger betrachtete, so besuchte er auch die Kirchen fleißig und ward von der frommen bettlägrigen Mutter immer aufgefodert, ihr die gehörten Predigten zu wiederholen. Auch las er ihr wohl aus Bastholms damals berühmten Predigten vor. Aber es trieb ihn, auch selbst Predigten auszuarbeiten, um so mehr, da sein ganzes Gemüth sich immer mehr der Mutter zuwandte, und er ihren Beifall damit gewann. Sonderbar, wenn nicht eben in dieser reinen Lust am Wort, d. h. in dem Drang, sich klar zu werden und aussprechend zu entwickeln, in seiner Tiefe begründet war die durch keine andre äußere Auffoderung geweckte Lust zur Schriftstellerei. Ein Paar Verwandte, die Schriftsteller waren, lebten fern, wurden selten gesehen und nur mit staunender Bewunderung betrachtet. Henrichs erste Schriftstellerei war ein Wochenblatt vermischten Inhalts, welches in saubern Abschriften unter seinen Mitschülern und den Freunden seiner Eltern herumging, und wozu auch einige Mitschüler Beiträge lieferten. Wiewohl er späterhin alles verlor, was ihm als Denkmal früherer Zeiten übrig geblieben war, hatte ihm doch ein Zufall zwei Bruchstücke daraus gerettet. Das eine war eine Kirchengeschichte, die von Adam bis auf unsere Zeit gehen sollte. Seine Quellen waren die Bibel, eine Uebersetzung von Josephus und Bastholms jüdische Geschichte. Es war viel zusammengeschrieben. Das zweite war ein Entwurf der Hauptlehren der christlichen Religion. So war und blieb dieser religiöse Zug immer der Grund, auf welchen alles aufgetragen seyn wollte. Denn Naturbetrachtung blieb jetzt seine Hauptbeschäftigung, ob er wohl, ohne Aufsicht und Leitung, eine Menge keineswegs nützlicher Romane in die Hände bekam. Alle Haupt- und Staatsactionen, die damaligen Schauspiele, Schäferromane, die englische Pamela, Grandison wurden ver-

schlungen. Besonders machte Tom Jones großen Eindruck; auch die Robinsonaden, die damals Mode waren, zogen ihn sehr an. Hiemit zum Theil war er allmählich aus dem stillen, grübelnden Leben herausgetreten, und seine Heftigkeit, seine Neigung zu mancherlei Possen zogen ihm viele Händel zu. Diese größere Rührigkeit stach freilich von der Neigung zur Frömmigkeit so seltsam ab, daß Manche, welche diese Spannung der Elemente in ihm nicht begreifen konnten, ihm wohl gar Heuchelei vorwarfen. Die jetzige Zeit aber bietet ebenfalls so im Ganzen, wie in einzelnen Individuen, Beispiele dieser Art genug, und das erwachte Naturstudium nach einer langen, dürren und überklugen, oder vielmehr afterwitzigen Begriffsphilosophie ist um so mehr eine ähnliche Erscheinung, da keine wahre Naturbetrachtung ohne Religion möglich ist, weshalb auch dieß ein fröhliches Vorzeichen der nöthigen Wiedergeburt der Zeit ist.

Im Jahr 1787 ward Steffens Vater nach Kopenhagen versetzt und Henrich erhielt zwei Hauslehrer nach einander, beide aber herzlich schlecht, wie er denn überhaupt nicht das Glück hatte, irgend einen Lehrer zu besitzen, dessen Andenken ihm theuer seyn könnte, wenn nicht eben dieß eine Fügung war, die Kräfte seines Gemüths und Kopfs gründlicher, selbstständiger und naturgemäßer zu entwickeln. In Kopenhagen lebte der Vater in großer Dürftigkeit; die reiche Familie konnte ihm nicht helfen; sechs Kinder und eine Frau foderten vielen Aufwand. Sie waren fast ohne allen Umgang, und ein gewisses Gefühl von Stolz hielt sie ab, die Bekanntschaft reicherer jugendlicher Verwandten zu suchen. Eine Leihbibliothek lieferte Henrichen eine Anzahl von Romanen. Doch bald eckelte ihn diese Lectüre an, und vielleicht war es ein Glück, daß er diese Romanenkrankheit so früh überstand. Dagegen fand er in seines Vaters Bibliothek die deutschen klassischen Schriftsteller aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts, Hagedorn, Gellert, Haller, Klopstock. Sie machten aber keinen großen Eindruck auf ihn; weit größern der einheimische, tiefgemüthliche Ewald. War es, daß er sich früher selbst in Gedichten und Romanen versucht hatte, oder gewältigte jener Grundzug seiner Bildung alles Uebrige; kurz es war eben so. Wichtiger war, daß Krügers Physik in der väterlichen Bibliothek ihm in die Hände fiel. Dieß Buch zog, trotz

aller Trockenheit, ihn außerordentlich an, und er ruhte nicht, bis er sich mit den Hauptsätzen der mechanischen Physik vertraut gemacht hatte. Die zum Verständniß nöthigen Elemente der Arithmetik und Geometrie suchte er sich ohne alle Anleitung aus Wolf eigen zu machen. Eine schön gesteigerte Führung aber war es, daß er aus der Leihbibliothek eine Uebersetzung Buffons in die Hände bekam. Dies Buch machte Epoche in seinem Leben, es zog ihn unwiderstehlich an, und seine früher hin und her schwankende Neigung erhielt jetzt eine entschiedene Richtung. Als ob aber die Elemente einer andern Seite seiner Natur nicht nur nicht vorkommen, sondern sich gleichmäßiger entwickeln und somit der harmonische Bau seines Geistes nicht gestört werden sollte, gerieth er auch auf Göthes Faust, diesen Wendepunct der neuen Zeit, diesen mächtigen Bekämpfer des Buchstabens und Propheten des Geistes einer neuen Welt. Steffens wußte bis dahin noch nichts von Göthe, und der funfzehnjährige Knabe vermochte kaum die Tiefe des Gedichts zu durchschauen; aber dennoch erschütterte und regte es ihn tief auf. Die Töne der Sprache, das wilde Streben und die leise Klage, der unendliche Jammer ergriffen ihn, als wäre jetzt erst die Wunde des Daseyns, das eigentliche Grund = und Urelend ihm entgegen getreten. Es war, als hätte er die geheime Alraunwurzel ergriffen; das verborgene Weh der ganzen Natur und des Geschlechts ließ sich in bangen, klagenden Tönen vernehmen, und sein erschüttertes Innere bebte nach, zitterte mit, als wäre der eigentliche Ton der tiefsten Seele getroffen. Er konnte den ganzen Faust auswendig und konnte ihn seitdem zu jeder Zeit hersagen.

Nach einem achtjährigen Krankenlager starb Steffens Mutter. Mit ihr hatte er, immerfort so in dem Geleise seines Bildungsganges erhalten, einige von Jung Stillings Schriften gelesen. Ihr frommer Sinn zeigte ihr im Sohne den künftigen Religionslehrer, und sterbend ermahnte sie ihn, diesem Berufe treu, Glauben und Frömmigkeit zu verbreiten. Dieser Tod einer geliebten Mutter war für die gesammte Familie ein großer Verlust. Eine frühere Heftigkeit war durch langwierige Krankheit gebrochen; ihr Leiden und ihr frommer Sinn knüpfte Alle, und vor allen Henrich an sie. Jene letzte Ermahnung weckte einen großen innern, sehr quälenden Kampf

in ihm; denn schon war er entschlossen, nicht Prediger zu werden. Wie theuer ihm die Religion auch war, das theologische Studium schien ihm abschreckend, und der Trieb, die Natur zu erforschen, hatte ihn ganz ergriffen. Einige chemische Schriften hatten ihn zum Laboriren gebracht, des Vaters Hausapotheke mußte herhalten, und die Wirkungen der Säuren und Alcalien und die Bildung der Salze unter seinen Händen schienen ihm etwas Feenhaftes. So verlor er sich ganz in ein Studium, das ihn in den frühesten Jahren ergriffen hatte, und die Beschäftigung gewann dadurch sehr an Reiz, daß ihm nur wenig Stunden dazu vergönnt waren, daß weder Vater noch Lehrer in diesem Spiel etwas Bedeutendes fanden. Nur letzterer äußerte oft seine Unzufriedenheit, weil damit, wie ihm schien, die Zeit auf unnütze Weise versplittert würde. Noch ward Naturgeschichte in Steffens Vaterlande nicht als ein Theil der Erziehung betrachtet. Aber so ungescheut er sich dieser Neigung überließ, warf er sich dennoch im Stillen vor, daß er so wenig auf die Ermahnungen der sterbenden Mutter achtete; und vielleicht hätten diese das Uebergewicht gewonnen, wenn nicht zwei Vorfälle seinen Entschluß befestigt hätten.

Einmal nämlich fand er bei einem Vetter, den er damals noch selten besuchte, ein naturwissenschaftliches Buch aus der Bibliothek des berühmten und liberalen Kammerherrn Suhm. Er erfuhr dabei, daß dieser eine große Bibliothek besäße und Bücher daraus ausleihe; daß des Vetters Vater dem Kammerherrn bekannt wäre. Henrichen setzte die mögliche Aussicht, aus einem ansehnlichen Bücherschatz Bücher erhalten zu können, in die lebhafteste Bewegung. In einer Beschreibung von Kopenhagen las er, daß die Bibliothek berühmten Gelehrten offen stehe. Dieß war freilich niederschlagend; aber er hatte keine Ruhe. Du mußt es wagen, dachte er, und that es, obwohl mit Zagen, und weil er keine Bekanntschaft, keinen Menschen hatte, der ihn empfehlen konnte. Funfzehn Jahr alt und für sein Alter sehr klein, zog er also sein bestes Kleid an und ging zitternd und zagend nach Suhm's Hause. Die Stunde, in welcher die Bibliothek offen war, kannte er; er trat in die Stube, wo Prof. Nyerup, in spätern Jahren sein Freund, die Bücher empfing und ausgab, voller Furcht, daß man ein so thö-

richtes Ansinnen spöttisch abweisen würde. Aber es geschah nicht. So ausgezeichnet war die Freimildigkeit des herrlichen Mannes, daß er selbst Kindern, die ganz unbekannt waren, die Bücher anvertraute. Der Bibliothekar schien gar nicht befremdet. Steffens foderte Linne's System; es ward ihm überbracht, und er schrieb die Quittung. Dabei konnte er durch die geöffnete Thür einen Blick in die große Bibliothek aus etwa 100,000 Bänden werfen. Zum ersten Mal übersah er mit einem Blick eine solche Menge wissenschaftlicher Bücher; und über diese konnte er gebieten. Noch war ihm nichts begegnet, das ihn mit solchem Uebermaaß von Freude überschüttete; der Blick in die Bibliothek hatte seine Phantasie gewaltsam aufgeregt. Von dieser Zeit an lieh er immer naturhistorische Werke und erhielt selbst die theuersten ohne Umstände. Er ward dem Bibliothekar, dem Eigenthümer bekannt, und durfte selbst in den Schätzen der naturwissenschaftlichen Werke herumwühlen, und fing nun an, nicht allein deutsche, sondern auch französische Schriften zu lesen, obgleich er für diese Sprache gar keine Anleitung hatte.

Das zweite für ihn entscheidende Ereigniß war die Errichtung einer Gesellschaft für Verbreitung des Studiums der Naturgeschichte. Sie wurde durch den berühmten Prof. Abildzaurd veranlaßt, hatte einen bedeutenden Fonds, eine zoologische Sammlung ward angelegt, der König gab einen Platz, und der große Botaniker Wahl ward als Lehrer angestellt und erhielt Auftrag, öffentliche Vorträge über Zoologie und Botanik zu halten. Natürlich eilte Henrich, an diesen Vorträgen Theil zu nehmen, und hatte das Glück, gleich im Anfange Wahls Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Er ward nun im eigentlichsten Sinne sein erster Lehrer. Die Zoologie trieb er mit vielem Eifer. Weniger zog ihn die nomenclatorische Botanik an, in welcher er, Linne's Schüler, in ganz Europa der entschiedenste Meister war, obgleich diesem strengen Unterricht St. viel verdankte. So hatte also sein künftiges Leben eine entschiedene Richtung gewonnen.

Im Jahr 1790 ward er mit einem jüngern Bruder Student. In Dänemark müssen die angehenden Studenten sich öffentlich prüfen lassen. Der schlechte Lehrer wußte so wenig, welche Fortschritte das Brüderpaar ge-

macht hatte, daß er sich, aus Furcht, sie möchten abgewiesen werden, verbarg, in der Absicht, wie er mindestens versicherte, bei einem schlechten Erfolg sich das Leben zu nehmen. Aber zu seinem Glück erhielten beide das erste Zeugniß. Henrich hörte im ersten Halbjahr nicht weniger als acht Vorlesungen. Die crusius-baumgartensche Philosophie ergötzte ihn, aber er nahm sie sehr leicht; mit dem herrschenden, psychologisch-moralisch-sentimental aufgeklärten Radotiren, practische Philosophie genannt, war er hinlänglich bekannt. Das Selbststudium der Mathematik hatte ihn so weit gebracht, daß er mit Nutzen Prof. Wolfs strenge Vorlesungen hören konnte. In der Physik unter Kranzstein zeichnete er sich aus. Die Lust besonders zur vaterländischen Geschichte, die ihn schon früher angezogen, stellte sich auch wieder ein, und er trieb sie mit Eifer. Nach allen Richtungen aufgeregt, unterwarf er sich nach einem halben Jahr der sogenannten philosophischen Prüfung in Physik, Astronomie, Philosophie, und bestand sie mit Auszeichnung. Das zweite Halbjahr ward nun fast ausschließlich der Naturwissenschaft gewidmet; er unterwarf sich der philologischen Prüfung in Latein, Griechisch, Geschichte, und seine Kenntnisse der vaterländischen Geschichte besonders erwarben ihm vielen Ruhm, so, daß er mit Professor Müller, jetzt einem der ausgezeichnetsten vaterländischen Geschichtforscher, wetteiferte.

Jetzt aber trat eine sehr entscheidende Epoche ein. Sein Vater war sehr arm; die reichen Verwandten boten alle Unterstützung an, aber mit der ausdrücklichen Bedingung, daß er Theologie studiren sollte. Als er daher bestimmt erklärte, daß er lediglich für die Naturwissenschaft leben wolle, wurden sie sehr entrüstet. Daß ein junger Mensch, der ohne Unterstützung gar nicht leben konnte, ein so theures Studium wählte und alle Brodstudien verschmähte, schien ihnen fast Wahnsinn; und somit zogen sich alle zurück. Sein Vater zwar setzte sich seinem Entschluß nicht entgegen; aber unterstützen konnte er ihn auch nicht. Wie zu geschehn pflegt, förderten diese Schwierigkeiten seinen Entschluß. Er brachte das folgende Jahr bei einem Verwandten auf dem Lande zu, der ein eifriger Landwirth und selbst als landwirthschaftlicher Schriftsteller bekannt war. Im Schoos der Natur trieb er eifrig Naturgeschichte, und auch die Land-

wirthschaft mit ihrem reichen, sicher gezogenen Kreis von Beschäftigungen zog ihn an. Da der Lehrer der Kinder abwesend war, um sich examiniren zu lassen, so vertrat Henrich seine Stelle, taugte aber wenig dazu. Eines Tages schlief er ermüdet von einem botanischen Ausflug auf einer Heide ein. Der Hut fiel ihm vom Kopf, die Sonne brannte auf das entblößte Haupt. Als er erwachte, fand er sich zu Hauße. Er hatte einen Sonnenstich erhalten und war in tiefe Ohnmacht gefallen. Da diese sich öfter einstellte, ward er wieder nach Kopenhagen gebracht und lebte in einem großen Siechhauße, worin, seiner vortrefflichen Einrichtung wegen, selbst angesehene Kranke sich aufnehmen ließen. Prof. Bank, sein Ohm, war der erste Arzt. Nach seiner Herstellung war er nun sich selbst überlassen, und besorgt, wie er leben sollte. Der Entschluß, Theologie zu studiren, hätte ihn gleich in eine sehr angenehme Lage versetzt; aber lauter sprach sein innerer Drang, und er folgte ihm standhaft. Lohn und Gewähr der Richtigkeit des einzuschlagenden Weges war, daß es besser ging als er dachte. Er manuducirte, schriftstellerte, und sein vortrefflicher Oheim, Prof. Bang, wie unzufrieden er auch mit ihm war, verließ ihn nicht ganz. Der beste Umgang war mit seinen Stiefsöhnen. Mynster, der ältere, ist jetzt Professor und Nachfolger des Vaters als erster Arzt beim Friedrichshospital. Der jüngere ist Prediger in Kopenhagen und Mitglied eines für Schulen und Universität errichteten Departements. Beide waren sehr ausgezeichnete Jünglinge. Von diesen ward er in die Welt eingeführt, mit ausgezeichneten jungen Männern bekannt, lernte die Litteratur im Großen und Ganzen kennen; die berühmtesten Männer, die sich in Poesie, Kunst und Philosophie auszeichneten, waren ihnen bekannt. Gelehrte Blätter setzten ihn mit dem gelehrten Treiben des Tages in Verbindung, und so war seine Lage innerlich und äußerlich sehr heiter. Entschiedenen Einfluß hatte besonders der ältere, Mynster. Henrich war in beständigen, nie ruhenden Productionen begriffen, eine Menge von Ansichten durchkreuzten sich in seinem Kopf, er wollte das Kühnste anfangen und ausführen. Da stand ihm nun Mynster mit einem scharfen kritischen Talent gegenüber. Diesem theilte er seine Ansichten mit, und meist erschienen sie, von ihm geprüft, in ihrer Rich-

tigkeit. Aber eine große Neigung verband beide; wie oft auch zurückgestoßen, ward Henrich doch immer von Neuem zu ihm hingezogen, und unvergeßlich ist ihm, was er ihm schuldig ist. Sein Bruder, ein stiller, sanfter Mensch von schönen Talenten und gründlichen Kenntnissen, ist Henrichen eine der heitersten Erscheinungen, die ihm je entgegengetreten und einer seiner tiefsten Freunde.

Indeß trieb er das naturwissenschaftliche Studium mit vielem Eifer. Wahl war fortdauernd sein Lehrer. Mineralogie hatte er ganz auf eigne Hand getrieben. Spengler, als Conchyliolog bekannt, hatte eine vortreffliche Sammlung; er war Steffens Vater bekannt, und durch ihn ward, noch ehe Henrich die Universität bezog, der Grund zu einer eigenen Sammlung gelegt. Er erhielt durch ihn auch Mineralien. Ein wunderlicher Mensch, ein gewisser Colsmann, hatte sein ganzes Vermögen an allerlei Sammlungen mit einer Art idiosynkrastischer Verrücktheit verschwendet. Da er wenig oder gar keine Kenntnisse besaß, so brauchte er Henrich, seine Mineralien zu bestimmen, und dieser vermehrte seine eigene Mineraliensammlung durch ihn ansehnlich. Jetzt fing bei der Gesellschaft für die Naturgeschichte auch Schuhmacher seine Vorlesungen über Mineralogie an und benutzte seine eigene reiche Sammlung. Er war in Paris gewesen, und ein Schüler von Romé d'Isle. Dieses Studium riß Steffens ganz hin, so daß er, zu Wahls nicht geringer Unzufriedenheit, Zoologie und vorzüglich Botanik versäumte. Chemie trieb er ganz auf eigene Hand, äußerst eifrig.

Noch mehr. In Kopenhagen war damals unter einer Menge geistreicher junger Männer ein sehr lebhaftes Interesse für die Naturwissenschaft erwacht. Der ältere Mynster sammelte diese verschiedenen Strahlen in **einen** Brennpunct, und so entstand eine, in ihrer innern Einrichtung, nach damals herrschender Ansicht, freilich völlig anarchisch democratische Gesellschaft. Aufsätze wurden ausgearbeitet, die eine Zeitlang herumgingen; dann wurden sie in den Sitzungen vorgetragen und lebhaft ihr Inhalt erörtert. Nach diesen Erörterungen ward gegessen und getrunken. Aber die jugendlichen Mitglieder hielten nicht das rechte Maaß. Die Gesellschaft ward bald durch das lebhafte äußere Treiben eben so berühmt, als durch das innere. Lobenswerth aber blieb immer

der Eifer. Auch haben sich die Mitglieder fast sämmtlich ausgezeichnet. Hecholdt, der berühmte Arzt, Stafu, der Pflanzenphysiolog, Rathje, der ausgezeichnete Zoolog, Hornemann, der Botaniker, gehörten zu diesem Kreise. Mynster entwarf den Plan eines physisch=medicinisch=ökonomischen Journals, wie es in Dänemark noch nicht da war. Henrich nahm den lebhaftesten Antheil, und Arbeiten der Gesellschaft bildeten den Grund. Von St. erschien hier ein Aufsatz über die Oxydation der Metalle, der erste antiphlogistische in Dänemark. Früher hatte er, aufgemuntert durch Wahl, Wildenows Grundzüge der Botanik übersetzt, die Terminologie erweitert und den ersten Versuch einer dänischen gemacht. So waren denn Alle äußerst thätig und rieben sich durch Recensiren und allerlei Angriffe an Andern. Endlich gingen sie in sich; die gar zu jubelnden Gelage wurden abgeschafft. Damit aber erlahmte auch die Gesellschaft, und erst später ist aus ihr die bekannte medicinische Gesellschaft geworden, deren Mitglied jedoch Steffens nicht ist, wie er überhaupt nicht das Glück hat, mit irgend einer gelehrten Gesellschaft seines Vaterlandes in Verbindung zu stehen.

So lebte er in den Jahren 1792. 93. und den Winter 94, wenn auch in keiner glänzenden Lage, doch angenehm, und bedeutende Männer fingen an, von ihm gute Hoffnungen zu hegen. Es war eben die Zeit, da ganz Europa durch die Umwälzung bewegt war; und daß ein lebhafter junger Mann in den ersten Jahren derselben ganz dafür war, ist gar zu natürlich. Aber in keiner Stadt des festen Landes, außer Paris, wurde das Thema der Staatsumwälzung mit mehr Kühnheit, ja Frechheit behandelt und verbreitet, als in Kopenhagen, wo damals noch eine unumschränkte Preßfreiheit herrschte. Politischer Schriften wegen einem Fiskalproceß unterworfen zu seyn, war der Gegenstand des Ehrgeizes vieler junger Männer, ja auch ältere strebten nach diesem eitlen Kranz. Eine Menge Flugschriften äußerten wahrhaft anarchische Grundsätze und griffen die Regierung auf die frechste Weise an. Wiewohl Steffens keine Furcht kannte und, gleich andern jungen Leuten, etwas darein setzte, eifriger und kühner Demokrat zu seyn, so konnte er es doch nicht über sich erhalten, eine Flugschrift der Art zu schreiben, und sein richtiger Tiefsinn fand zuletzt das Geschrei über Menschen=

rechte, Freiheit und Gleichheit unsäglich flach. Zu denjenigen seiner Freunde, die gar zu sehr von dieser Richtung ergriffen waren, deren Opfer er auch ward, gehörte auch Malte-Brun, der in Frankreich als Geograph großen Ruf genoß. Indeß war hiemit ein Keim aufgebrochen, der nun herrlichere Früchte getragen.

Merkwürdig war aber sein Verhältniß zur Philosophie. Rüsbrogh, der alte Professor der Philosophie, erwartete etwas von Steffens und hatte ihn in den ersten Universitätsjahren sehr zu diesem Studium ermuntert. Seine Freunde beschäftigten sich lebhaft mit der kantischen Philosophie, und kein innrer Trieb, sondern bloße Eitelkeit brachte ihn dazu, die Kritik der reinen Vernunft zur Hand zn nehmen. Es war ihm aber nicht möglich, durchzudringen; ja zuletzt, wiewohl er sich sonst nicht wenig zutraute, sprach er sich selbst alle Fähigkeit für dieß Studium ab. Die Freunde unterhielten sich in seiner Gegenwart über die erhabensten Gegenstände; er ward als ausgeschlossen von diesen Unterhaltungen betrachtet und ließ sichs gefallen. Nicht, als hätte er sich gar nicht mit speculativen Ansichten befaßt, — vielmehr setzten ihn gar mancherlei Träume von einem allgemeinen Leben der Natur in lebhafte Bewegung — sondern weil sie gar wenig tief begründet waren, durchaus gar keinen Beifall fanden, und sein eifriges Streben nach Außen und sinnlicher gesunder Anschauung, seine chemischen, geologischen, mineralogischen und geognostischen Untersuchungen nicht geeignet waren, sie zu beleben.

Im Jahre 1794 ließ sich St. von der Gesellschaft für Naturgeschichte prüfen und erhielt ein Stipendium von 150 Rthlr., um eine Sommerreise nach Norwegen anzutreten. Brauchte er gleich in Kopenhagen selbst viel mehr Geld, so hatte er doch nie darüber nachgedacht und fand daher diese kleine Summe hinreichend. Aber unglücklicherweise ward ihm nur die Hälfte ausgezahlt, und selbst diese zwangen ihn seine Gläubiger vor der Abreise fast ganz zu bezahlen. So verließ er auf die unbesonnenste Weise eine glückliche Lage, um mit 9 Thalern im Mai 1794 nach Bergen in Norwegen zu reisen. Das Schiff ging fort, die Seereise, der Wechsel der Gegenstände riß ihn hin, und er vergaß seine Lage. Von früher Kindheit an mit der See befreundet, hatte er keine Seekrankheit zu nbestehe. Ein widriger Wind zwang indeß, im südlichen

Norwegen einen Hafen zu suchen, und hier sah er nun das längst ersehnte Gebirg wieder. Es machte unglaublichen Eindruck auf ihn; seine Freude kannte keine Gränzen, und er besaß mineralogische Kenntnisse genug, um das Gestein zu bestimmen. Als man in Bergen ankam, hatte er nicht einmal Geld genug, um die Ueberfahrt zu bezahlen; aber er fand Vertrauen und lebte in Bergen in einem kleinen Gasthof, dessen Wirth seine Lage kannte, deßunerachtet aber doch sich nicht besann, ihm zu creditiren. Indeß erlaubte freilich die beschränkte Lage nicht, bedeutende Reisen zu machen, und so brachte er die Zeit unter den umliegenden Bergen zu, die er ihrer Structur nach kennen zu lernen suchte und einige Wochen zwischen den Inseln mit Untersuchung der Mollusken. Er hatte große Ideen, was er hier alles treiben, was entdecken wollte. Was geschah, schien ihm nichts zu seyn; und so ward er von tiefer Scham ergriffen und versank in tiefe Melancholie. Ganz allein, von wenigen jungen Leuten umgeben, irrte er unter den kahlen Felsen herum, die ihm an dieser Lage ihre Bedeutung tückisch zu verschließen schienen. Hier aber in sich hineingedrängt, erwachte bei ihm die Philosophie. Der Geist der Natur und der Dinge schien ihm näher zu treten, und er vertiefte sich in Grübeleien, die noch später, wenn er in seinem Tagebuche aus jener Zeit blätterte, ihn durch die richtige Tiefe überraschten.

Nach Kopenhagen zurückzukehren schien ihm unmöglich. Er faßte den tollen Entschluß, nach Deutschland zu gehen. Dort wollte er sich einen großen Ruhm erwerben und erst dann wieder unter seinen Freunden erscheinen. Ein Freund gab ihm eine kleine Anweisung auf einen Hamburger Kaufmann, und im Oct. ging er ab. Ungünstige Winde trieben das Schiff nach den Orkneyinseln, dann nach den schottischen Küsten im Süden bis in die Nähe von Techsel. Als es sich Helgoland näherte, war ein fürchterlicher Sturm; da sich kein Lootse herauswagte, ging es ohne Lootsen in die Mündung der Elbe zwischen den Tonnen hinein. Der Sturm wüthete. Abends stieß das Schiff an, die Masten wurden gekappt, die großen Böte gingen verloren. Um Mitternacht wollte es sinken, und funfzehn Menschen suchten sich in einem kleinen Boot durch die Brandung gegen das Schiff mit Lebensgefahr zu retten. Sechs Stunden trie-

ben sich die Reisenden herum, still; die meisten murmelten Gebete, alle erwarteten jeden Augenblick den Tod, jede Welle drohte, sie zu verschlingen, und so trieben sie nach dem Meere zu. Gegen Morgen in der Dämmerung entdeckten sie ein Schiff und wurden gerettet. Aber dieß Schiff war selbst in Gefahr. Indessen ward es Tag. Man ließ das Anker stecken, und das Schiff flog, vom Sturme getrieben, die Elbe hinauf. Steffens hatte Alles verloren. Sein Reiseschrein war verpackt und nicht zu retten. Ein altes Kleid, was er trug, war zerrissen. Eine Sammlung von Mollusken, darunter eine neue Laplysia, seine Bücher, Mineralien, Sammlung von Excerpten, Erzeugnisse eines siebenjährigen mühsamen Fleißes, blieben auf dem Wrak. Der rettende Schiffer lieh ihm seinen Ueberrock.

Und so kam er zuerst nach Altona mit einem geliehenen Kleide, von allem entblößt; nur sein Tagebuch war gerettet. Er kannte keinen Menschen und sprach sehr schlecht deutsch. Seine Anweisung war auch verloren gegangen. Zum Glück hatte ein dänischer Kaufmann, welcher mit reiste, sein Geld gerettet. Sein erster Gang war zu dem Kaufmanne, auf welchen die Anweisung lautete. Dieser hatte das schöne Vertrauen, ihm auf sein bloßes Wort das Geld auszuzahlen. So lebte er im Winter 1794 — 95 höchst abentheuerlich in Hamburg. Oheim Bang, der Professor, bot ihm an, wieder nach Kopenhagen zu kommen; er wolle ihn dort versorgen. Aber er blieb trotzig und seinem Entschluß treu. Standhaft lebte er damals acht Tage von Aepfeln, hungerte acht und vierzig Stunden, bis er, zu seinem Glück, krank ward. Denn war er bis dahin zu stolz gewesen, sich seine Lage merken zu lassen, so ward er nun von theuern Freunden gepflegt.

Steffens Vater lebte seit 1791 in äußerst bedrängter Lage zu Rendsburg. Er beschwor ihn dahin zu kommen, und freilich blieb ihm nichts anders übrig. Aber er brachte dort fast ein Jahr in der furchtbarsten Lage zu. Ein jüngerer Bruder, mit welchem er von frühester Kindheit auf in den genauesten Verhältnissen lebte, sein theuerster Freund, der auch des Bruders innres Thun und Treiben verstand und theilte, der später als dänischer Officier Manches erlebte, theilte auch hier das Elend mit ihm.

In Kopenhagen hatte Steffens eine kleine, für seine

dürftige Lage aber nicht ganz unbedeutende Bibliothek zurückgelassen, vorzüglich aber eine Naturaliensammlung, die aus ein Paar tausend Pflanzen, tausend Insecten, vielen Eingeweidwürmern, vor allem aber aus Mineralien bestand. Während seines Aufenthaltes in Rendsburg verzehrte (im Sommer 1795) das Feuer einen bedeutenden Theil von Kopenhagen, seine ganze Sammlung brannte auf, und somit hatte er alles, was er in der Welt besaß, verloren. Diese Führung diente, wie sich immer mehr zeigen wird, eben so sehr, ihn in seinem Innern zu kräftigen, als liebend an die Menschenwelt zu knüpfen und somit das schöne Gleichmaaß seiner Bildung zu bewahren.

Im Frühling 1796 ging er mit 5 Thalern nach Kiel. Hier änderte sich mit dem Schauplatz seine Lage. Auf eine ihm ewig unvergeßliche Weise ward er hier aufgenommen. Fabricius munterte ihn zu Vorlesungen über die Naturgeschichte auf; der alte Hensler nahm sich seiner väterlich an, und nach wenigen Monaten hatte er viel Zuhörer. Bescheiden nahm er dieß mehr für persönliche Zuneigung als für gebührendes Anerkenntniß des Werths seiner Vorlesungen. Durch Privatunterricht erwarb er außerdem das Nöthige, und der Umgang, die Freundschaft vorzüglicher Gelehrten machten ihm seinen Aufenthalt äußerst angenehm. Seine Neigung zur Speculation nahm indeß zu. Der stille, von allem Aeußern getrennte Aufenthalt in Rendsburg hatte sie genährt; aber noch kannte er keine der ältern und neuern Philosophen. Alle seine Grübeleien gehörten ihm selbst zu. Hier in Kiel lernte er zuerst Jacobs Briefe über Spinoza kennen und fing an, die Ethik zu studiren. Die große Konsequenz riß den sinnigen, kräftigen Geist ganz hin, und hier schien ihm das Räthsel des Daseyns gelößt. Aber die schöne Natur, das bunte bewegliche Leben, das schlagende Herz erstarrte doch in dieser Strenge. Das Spiel mit Stoffen, Kräften und unlebendigen Formen schien ihm klein, und selbst während er die Wissenschaft vortrug, schien sie ihm fremd, verändert. Somit entwickelte sich ein ungeheurer Widerspruch, der nicht gelößt werden konnte, am wenigsten aber dadurch, daß er einige junge Männer kennen lernte, die, von Jena kommend, Fichte's eifrige Anhänger waren. Wie unendlich theuer sie ihm waren, wie sehr er sie als Freunde achtete; ihre Ansichten sprachen

ihn nicht an, den schon jahrelang das rege Leben der Natur angesprochen. Diese Freiheit, welche sich vermaaß, die Objecte aus der Tasche zu spielen und selbst den Boden und Träger, ja die Bühne ihres Verkehrs als hohlen, unwesentlichen Begriff zu erzeugen, mußte ihm bald, trotz aller Folgerichtigkeit im Gange, unerquicklich und dürr scheinen. Indeß bezeichnete eine kleine Schrift über die Mineralogie und das mineralogische Studium diesen seinen Zustand der Sehnsucht nach speculativer Einsicht, indem sie vorzüglich durch Einfluß der kritischen Philosophie entstand, deren äußere Herrschaft ihm imponirte, als aus innerer Ueberzeugung. Dazu kannte er damals die Ethik noch nicht. Spinoza folgte er mit schwerem Kampf und verfiel darüber abermals in einen tiefen Trübsinn, immer nach der schönen Beschäftigung mit der Natur greifend, und immer durch die Strenge der Forschung zurückgescheucht, die ihn ergriffen hatte.

Jetzt traten wie versöhnend Schellings Ideen zu einer Philosophie der Natur ihm entgegen. Die herrliche Begeisterung in der Vorrede mußte in seiner damaligen Lage den tiefsten Eindruck auf ihn machen. Sein ganzes Leben schien ihm in eine doppelte Richtung zerrissen, und hier war die Vereinung, nämlich die wissenschaftliche, denn die religiöse hatte zum Glück nie aufgehört, ihn zu begleiten, und im eigentlichsten Sinne aufgeklärt war er nie oder höchstens in frühern Jahren. Den Streit zwischen Religion und Philosophie hatte er von jeher nur als etwas ihm Fremdes construiren müssen; ihm schienen sie nie im Widerstreit. Jetzt war sein innerster Wunsch, Schelling kennen zu lernen. Er mußte reisen. Aber wie? In Dänemark hatte er keine mächtige Bekannte, die sich seiner angenommen hätten. Doch der Entschluß war gefaßt. Er war Doctor geworden, Adjunct der philosophischen Facultät und deutscher Schriftsteller, dessen sogar in Frankreich kritische Blätter rühmlich erwähnt hatten. Wie natürlich, daß er nun so weit gekommen zu seyn glaubte, ohne Scham in Kopenhagen erscheinen zu können und sein Wort gelöst zu haben! Die Universität gab ihm ein in der That glänzendes Zeugniß, Hensler Empfehlungen, Abildgaard machte ihn mit Graf Schimmelmann bekannt, und einer seiner vertrautesten Freunde, der sein Privatsecretär geworden war, verschaffte ihm Zutritt zu seinem Hause. Dieser Finanzminister war ei-

ner der trefflichsten Menschen, ein tiefes herrliches Gemüth, welches von Philosophie und Poesie vor allem angezogen ward. Es gelang Steffens bald, seine Zuneigung zu gewinnen, und in wenigen Wochen hatte er ein ansehnliches Stipendium aus der Staatscasse und ein kleineres von der Copenhagener Universität.

Jetzt eilte er nach Jena. Es war im Sommer 1798. Hier war Göthe in der Nähe, hier das lebhafteste geistige Streben der Zeit. Den Sommer brachte er auf dem Harz, in dem Thüringer Gebirge zu, und, als er im Herbst nach Jena zurückkam, war Schelling da. Wie thätig er damals eingriff, weiß, wär' es auch nur durch Verunglimpfungen und schalen Witz, wer die damalige Zeit und ihre freilich heilsamen Reibungen erlebt hat, oder kennt. Steffens blieb den Winter da und reiste über Berlin nach Freiberg. Dieser Ort fesselte ihn vor allen. Der große Werner ward sein Lehrer und Freund, und wie wichtig dessen große Entdeckungen ihm wurden, weiß jeder, der Steffens Schriften kennt. Hier schrieb er seine Beiträge zur innern Naturgeschichte der Erde, worin auch die wernersche Theorie weitläufiger, als St. selbst wünschte, auseinandergesetzt wurde und jene wichtige Idee auftrat, daß das Pflanzenleben aus Kohlenstoff und Kieselgeschlecht, die Thierwelt aber aus dem Stickstoff des Kalkgeschlechts hervorgehe. Von hier aus nahm er an der Zeitschrift für speculative Physik Theil. Im Sommer reiste er meist in Deutschland herum, besuchte viele Gebirgsgegenden und kehrte im Winter nach Freiberg zurück. Sein ganzes Leben hatte jetzt seine Bedeutung erhalten, und im Jahre 1802 reisete er nach Dänemark zurück. Auf der Rückreise versprach er sich mit einer Tochter vom Kapellmeister Reichardt.

In Kopenhagen fand er vielen Widerstand. Er hatte einen Ruf nach Ireland erhalten als Bergrath. Man wollte dort ein Bergcollegium errichten und wünschte wernersche Schüler. Dieser Ruf verschaffte ihm einen ziemlichen Gehalt in Kopenhagen; er erhielt eine Pension und ein Jahrgehalt, um in Norwegen geognostische Untersuchungen anzustellen. Aber er fand zwei mächtige Gegner. Der eine war der Herzog von Augustenburg, ein Schwager des Königs, Schüler von Platner und entschiedener Feind der Naturphilosophie, Curator der Universität. Der zweite war der Minister, Graf Rewentlow,

ein durchaus praktischer Mann, der sich ein für allemal in den Kopf gesetzt hatte, mit einem Philosophen sey nichts auszurichten. Dennoch fing Steffens im Herbst 1802 öffentliche philosophische Vorlesungen an. Das erstemal waren vielleicht 60 — 70 Zuhörer zugegen, das zweitemal 200 — 300, und kaum hatte er eine Woche gelesen, so konnte das ansehnliche Auditorium die Zuhörer nicht fassen. So lange die Universität existirte, hatten noch keine Vorlesungen einen so lebhaften Eindruck gemacht. Angesehene Beamte, Prediger, Bürger, Kriegsmänner, Professoren drängten sich mit Studenten zu seinen Vorlesungen. Eine wissenschaftliche Gährung entwickelte sich, und, nicht seine Anhänger, nein seine scheltenden Gegner, gestehen, daß diese Vorträge einen Wendepunct in der ganzen dänischen Literatur bezeichnen. Im Frühling brach er die Vorträge ab, um sie nächsten Winter fortzusetzen, denn jetzt erhielt er den Auftrag, den Gypsberg in Segeberg und die Salinen bei Oldesloe zu untersuchen. Er nahm die Gelegenheit wahr, nach Halle zu reisen, wo er heirathete und mit seiner Frau nach Kopenhagen reiste.

Das Interresse für seine Vorlesungen hatte keineswegs abgenommen; aber die Parteien fingen an und hatten Zeit, sich zu bilden. Er trug, was ihn ergriffen hatte, rücksichtlos vor, ohne an den Parteien Antheil zu nehmen. Nur sein Einfluß auf einen Dichter, den er gleich nach seiner ersten Rückkehr kennen lernte, der sich selbst so wenig kannte, als er seinem Vaterlande bekannt war, nämlich Oelenschläger, ist in Dänemark allgemein bekannt. Bei dem allen aber war seine Lage höchst unangenehm. Der Herzog haßte ihn; unsinnige Gerüchte über angebliche gefährliche Aeußerungen wurden mit Vergnügen aufgenommen; Rewentlow suchte seine äußere Thätigkeit zu lähmen und wollte ihm die Aufträge zu Untersuchungen nicht ertheilen. Selbst Graf Schimmelmann schien ängstlich.

In dieser Lage erhielt er durch Reils Vermittelung einen ansehnlichen Professorruf nach Halle. Die Dänen warfen es ihm vor, daß er ihn annahm, aber seine Lage, genau gekannt, mußte ihn entschuldigen. In Dänemark hatte er nur einige einleitende philosophische Vorlesungen drucken lassen. In Jena war er früher so glücklich, die Zeit der herrlichsten Begeisterung zu erleben. Ein vor-

übergehender Aufenthalt ließ ihn Theil nehmen an einer dort blühenden schönen Zeit. Er war durch dieß alles günstig geweckt, gerichtet, geklärt. Halle war damals in den Jahren 1804 — 6 unstreitig die erste Universität in Deutschland. Von allen Gegenden Deutschlands kamen die Studirenden hier zusammen. Schleiermacher und Steffens wirkten in Verbindung mit einander, und ihre besten Zuhörer waren gemeinschaftlich. Reil war ihm in andern Rücksichten unendlich wichtig, worüber öffentliche Aeußerungen vorhanden sind. So hatte er endlich eine Stellung erhalten, ganz wie er sie wünschte. Freilich bedurfte es einige Zeit, um seine äußere Lage, die bei den vielen Reisen nicht geordnet seyn konnte, in Ordnung zu bringen; aber ein gefülltes und immer wechselndes Auditorium eröffnete ihm auch in dieser Rücksicht die heitersten Aussichten.

Doch auch dieß vorübergehende Glück sollte er mit einem großen Verlust erkaufen. In einer Reihe von Jahren hatte er sich vorzüglich mit dem Erdmagnetismus beschäftigt, hatte eine Sammlung von Abweichungs- und Neigungskarten von vielem Werth, worunter viele seltene waren. Als er Kopenhagen verließ, hatte der Tischler die größte Küste, worein ein Theil seiner Bibliothek verpackt war, schlecht gezimmert. Sie ging entzwei, und so waren die gut eingebundenen Bücher, eine Menge Zeichnungen und alle Karten verschwunden. Ein harter, durchaus unersetzlicher Verlust!

Noch mehr aber! Kaum zwei Jahre hatte er hier zugebracht, als die unglückliche Schlacht bekanntlich die Universität zerstörte. Eben war Schleiermacher in Steffens Hause, als die Franzosen in Halle eindrangen. St. wohnte mit seiner Familie auf einem einsamen Platz in einer entfernten Gegend, und Schleiermacher rieth, Weib und Kind in seiner Wohnung mitten in der Stadt in Sicherheit zu bringen. Man entschloß sich etwas spät dazu. Die Straßen waren schon leer, die Einwohner ängstlich in ihre Häuser verschlossen. Die Familie mußte den Marktplatz, wo in wildem Getümmel sich die Preußen zu retten suchten, wo Wagen, Kanonen, Munitionswagen sich drängten, quer durchschneiden. Steffens trug sein Kind und gerieth wirklich in Gefahr, ja es war unbegreiflich wie er durchkam. Kaum hatte er die Ecke

der gegenüberliegenden Straße erreicht, als die Feinde den Platz besetzten und hinter ihm her schossen.

Nun war er ohne Gehalt und mit denjenigen seiner Collegen, die, wie er, ohne Vermögen waren, in der bedenklichsten Lage. In dem Falle, daß die Universität an den Feind abgetreten würde, daß der König von Preußen, der für alte verdiente Unterthanen zu sorgen hatte, seine Dienste nicht länger bedurfte, wollte er für die Zukunft seine Lage in seinem Vaterlande sichern. Da er jetzt mit Beifall als Lehrer auf einer der berühmtesten deutschen Universitäten aufgetreten war, so glaubte er, würde man vielleicht jetzt Manches anders ansehen. In diesem Sinne schrieb er seinem jüngern Bruder und trug ihm auf, sich zu erkundigen, wie man über ihn dächte. Dieser Bruder war Officier in Kiel, wo damals der Kronprinz, Regent des Landes, der jetzige König, sich aufhielt. Erschrocken über Henrichs Lage, ging er ohne Auftrag zum Kronprinzen. Dieser äußerte, der Bruder möchte nur kommen, man könnte ihn brauchen. Steffens schrieb, wie sich die Sache gemacht hatte, an Schimmelmann; es wurden Unterhandlungen darüber eingeleitet. Aber jetzt war sein Entschluß, unter keiner Bedingung preußische Dienste zu verlassen, fest geworden. Als er, weil er in Halle nicht länger leben konnte, nach Holstein reis'te, erklärte er dieß dem Rector der Universität und dem Minister von Massow. Er hielt für schimpflich, den König, dem er in bessern Zeiten gedient, jetzt zu verlassen; er wollte dem verhaßten Feind das Recht, die Universität aufzuheben, nicht zugestehen. Nur in dem nicht unwahrscheinlichen Fall, daß man ihn, den Ausländer, entließ, betrachtete er sich als frei. Eben so äußerte er sich auch gegen Schimmelmann. Er reiste nach Hamburg und kam allein nach Kiel, wo er den Kronprinzen selbst sprach. Mit Schrecken erfuhr er, daß er zwar angestellt werden, das Lesen aber ihm verboten seyn sollte. Der edle natürliche Mann war keineswegs entschlossen, seinen innern Beruf irgend einem äußern aufzuopfern, und erklärte dies unumwunden. Einige Aeußerungen, wie er sie seiner Lage, vor allem aber der wissenschaftlichen Freiheit schuldig zu seyn glaubte, schienen den Kronprinzen zu beleidigen. Nun reiste St. nach Kopenhagen, ein kleines Erbtheil zu heben, das ihn wenigstens mit seiner Familie vor dem Verhungern schützte, und

fand mit Verwunderung, daß die höchsten Behörden noch vor seiner Ankunft ihn vorgeladen hatten. Gott weiß, woher das wunderliche Mißverständniß her rührte, daß er jetzt, der Regierung zum Trutz, in Kopenhagen lesen wollte. Dagegen nun hatte man, ohne auch nur einen entfernten Schritt seinerseits, gar wunderliche Vorkehrungen getroffen. Aber sie schienen seinen Stolz wenig zu kennen, denn er wußte gar wohl, was er seiner Lage als Lehrer bei einer berühmten Universität schuldig war. Was er als Lehrer in Dänemark vermochte, hatte er gezeigt. Auch hatte er auf die Anfrage geantwortet, daß, wenn man etwa in der Zukunft einsähe, daß er als Lehrer nützlich wäre, er sich besinnen würde; jetzt hätte man durchaus nichts zu befürchten. So war er denn auf immer von seinem Vaterlande getrennt, und er läugnet nicht, daß es ihn schmerzte. Selbst Freunde haben sein Benehmen getadelt; aber der kühne, freie, offene, im Leben schon gehärtete Geist konnte nicht anders handeln, ohne sich zu verläugnen. Auch hatte ihn damals das ungeheure Schicksal, welches richtend über die Welt ging, so ergriffen, daß er wenig an sich, desto lebhafter aber an den Geist dachte, dem er Treue geschworen hatte. Im Sommer 1807 und Winter 1808 — 9 lebte er in Holstein, Hamburg und Lübeck bei Freunden, bis er, nachdem die Universität hergestellt war, nach Halle zurückkehrte. Hier lebte er ganz still. Schon in Hamburg hatte er hessische Patrioten kennen gelernt; die stillen Unternehmungen in Hessen und Berlin waren ihm bekannt; er nahm an ihnen Theil und lebte in beständiger Gefahr, weil mehrere preußische Officiere keinesweges die nöthige Vorsicht beobachteten, wie er dieß selbst in Krosigks Leben (Zeitgen. IX.) ausführlich erzählt.

Vor Ausbruch des Krieges hatte er in Halle die Grundzüge der philos. Naturwissenschaft drucken lassen; in der traurigen Zeit die geognostisch-geologischen Aufsätze und eine kleine Schrift über die Idee der Universitäten. Schwerlich ist etwas Kühneres im Königreich Westphalen durch einen namhaften Schriftsteller erschienen, der ganz in der Gewalt des Tyrannen und selbst verdächtig war. Vom Handbuch der Oryktognosie erschien der erste Theil. Freilich war diese Zeit nicht dazu geeignet, seine äußere, durch mancherlei Unglücksfälle zerrüttete Lage zu verbessern. Er kam im Herbst 1811 nach Breslau,

wo er Anfangs mit manchem zu kämpfen hatte, was sich später ebnete. Als der König nach Breslau kam, als die Begeisterung das ganze Volk ergriff, hatte er abermals das Glück, die schönste Zeit in ihrer ersten fröhlichen Blüthe zu genießen. Als die Auffoderung zur freiwilligen Bewaffnung Montag Nachmittags ihm bekannt wurde, fiel ihm, indem er einsam auf seinem Zimmer sich zu einer philosophischen Vorlesung am Dienstage vorbereitete, ein, daß es ja in seiner Gewalt stände, was noch nicht ganz ausgesprochen, laut werden zu lassen. Im Sinne der Regierung zu handeln, war er durchaus überzeugt. Er erklärte daher seinen nicht zahlreich versammelten Zuhörern, daß er entschlossen sey, über die gegenwärtige Lage mit den Studirenden zu sprechen, daß er dazu die Stunde von 11 — 12 festsetze, und alle Studenten erwarte. Keinem Menschen hatte er davon etwas gesagt, auch seiner Familie nicht. Das Zuströmen, nicht von Studenten allein, war unglaublich. Eindruck mußte er machen; denn er war selbst im höchsten Grade begeistert, und hatte erklärt, daß er die Gefahr theilen wollte, obwohl er noch nicht wußte, wie? Nach seiner Rede war der französische Gesandte, der noch in Breslau war, zum Staatskanzler gegangen, um sich eine Erklärung über eine so unerwartete Begebenheit unter den Augen des Königs zu erbitten. Dieser wußte ihm auszuweichen, ließ aber den Rector zu sich kommen. Eine große Menge der Studirenden waren zu Steffens gekommen und baten, daß er noch einmal reden möchte. Da setzte er dieselbe Stunde den nächsten Tag fest. Dieß hatte der Staatskanzler schon erfahren; denn alles war in dieser herrlichen Zeit schon in Spannung und Jedes theilte sich Allen wie durch einen Blitzstrahl mit. Der Rector kam vom Staatskanzler zu Steffens. Er ließ ihm sagen, daß er zwar seinen individuellen Aeußerungen keine Hindernisse in den Weg legen wollte, nur möchte er Napoleon nicht nennen. Noch schwankte die Lage der Sachen; er wußte, daß er redend und ergriffen sich selbst nicht in seiner Gewalt hatte, und hatte schon in der ersten Stunde Napoleon nicht zu nennen beschlossen. Jetzt eilte er zu dem herrlichen Scharnhorst, dem er schon früher durch seine Gesinnung bekannt war, und ward der erste Freiwillige. Am zweiten Tage konnte er sich genauer erklären. Eine große Menge Stu-

direnden verbanden sich mit ihm. Der König machte ihn durch ein gnädiges Handschreiben zum Freiwilligenofficier. Er eilte, sich dem Bataillonchef, dem jetzigen General von Jagow, und Boltenstern, der das errichtete Detachement befehligte, die ersten equipirten Freiwilligen dem Könige vorzuführen, der sich, gegen ihn gewandt, auf eine Weise äußerte, die für ihn die höchste Belohnung war. Es ward exercirt, sie zogen nach Sachsen; aber immer deutlicher ward es Steffens, daß ein vierzigjähriger Gelehrter einen schlechten Secondlieutenant abgiebt. Er vermochte es nicht, sich die Menge kleiner Fertigkeiten zu erwerben, die doch so nothwendig sind. Scharnhorst stellte ihn also beim Generalstabe an. Er wohnte den Schlachten von Lützen und Bautzen bei, vor dem Waffenstillstande. So lange dieser dauerte, sollte er den Landsturm, der aber nicht gebraucht ward, im Gebirge organisiren und für Nachrichten über die Stellungen der Feinde sorgen, was ihm zur Zufriedenheit gelang. In derselben Absicht begleitete er General Borostin nach der Schlacht an der Katzbach, welcher er nicht beiwohnte. Aber mit dem genannten Feldherrn, der die Vorhut des Generals St. Priest befehligte, nahm er Theil an den Gefechten bei Greifenberg, Markliſſa, Lobau, Hochkirch und Bischofswerda. Einigemal kundschaftete er mit Kosakencommandos. Zurückgekehrt zum Generalstabe wohnte er den Schlachten bei Wartenburg und Leipzig bei und begleitete den General Wasilikow, als er die Franzosen mit leichten Truppen verfolgte. Von Gießen aus ward er nach Westphalen geschickt, um die Landwehrbewaffnung befördern zu helfen, und, in Düsseldorf auf ähnliche Weise mit Gruner thätig, half er die jetzige Einrichtung des vortrefflichen Gymnasiums befördern. Mit einer Brigade, befehligt vom jetzigen General Hacke, suchte er das Hauptlager des Feldmarschalls wieder auf. Bei Metz entgingen sie nur durch einen glücklichen Irrthum einem Hinterhalte. Sie waren von Trier bei Bezieres in der Nähe von Vertus ohne Rastag marschirt und zwei Stunden nach ihrer Ankunft suchten sie den Feind bei Etoges auf, der sich zurückzog. Der Tag darauf war der verhängnißvolle Tag bei Formentieres, für Blücher und seine Schaaren gleich gefahr- wie ehrenvoll, wo Blücher und seine Begleitung eingeschlossen war. Steffens theilte diese Gefahr, und jener Tag ist ihm in der Erin-

nerung einer der größten und schönsten, die er erlebt. Nach diesem erlebte er die Schlacht bei Laon, begleitete den General Gneisenau beim Angriff auf ein Quarre des marmontschen Corps bei La Fere Champenoise, und wohnte der Schlacht von Montmartre bei. In Paris blieb er zwei Monate, erhielt seinen Abschied vom Militair mit einem Handschreiben des Königs, dessen Inhalt sein größter Stolz ist, und das eiserne Kreuz. Er benutzte die Zeit für Kunst und Wissenschaft so gut, als es die verwirrte äußere und innere Lage erlauben wollte, und eilte durch das südliche Deutschland nach Breslau zurück.

Er ist Doctor der Arzneikunde (durch ein Ehrendiplom der Kieler Universität bei Gelegenheit der Krönungsfeierlichkeiten) und Philosophie, ordentlicher öffentlicher Lehrer der Physik und der philosophischen Naturkunde auf der Universität zu Breslau, Ritter des eisernen Kreuzes, ordentliches Mitglied der königl. baierschen Akademie der Wissenschaften zu München, p. t. Secretair der physikalischen Section der Gesellschaft für vaterländische Cultur zu Breslau, ordentliches Mitglied der philomathischen Gesellschaft daselbst, der naturforschenden Gesellschaft zu Halle, der mineralogischen zu Jena, correspondirendes Mitglied der naturforschenden Gesellschaft daselbst, der k. k. märisch-schlesischen Gesellschaft des Ackerbaus, der Natur- und Länderkunde, Ehrenmitglied der Wetterauischen Gesellschaft für die gesammte Naturkunde und der physisch-medicinischen Gesellschaft zu Erlangen.

Wie harmonisch und allseitig Steffens gebildet sey, wie er, erzogen von einer gährenden, entzündeten, eine neue Welt vorbereitenden Zeit, dennoch ihrem Strome eine angeborene Kraft männlich entgegensetzend sich behauptete in seinem eigenthümlichen Leben, ihr aber das Beste, was sie trug, abgewann, es pflegte und in sich lebendig werden ließ, wie ein frommer, religiöser, ja christlicher Sinn ihn sicher leitete, das spricht sein Leben, das sprechen seine beiden letzten umfassendern Werke, nämlich „Die gegenwärtige Zeit und wie sie geworden,“ und die „Karikaturen des Heiligsten“ aus, von welchem letztern eben der erste Band erschienen ist. Dieser alle Geschichte durch die geheimnißvolle Lehre Christi von der Welterlösung bindende und in ihr ausgleichende und versöhnende, ja welches eins mit dem edelsten Streben der

Jetztwelt ist, vergeistigende und erklärende Sinn hat Steffens unter den edelsten und höchsten Geistern der Zeit eine bedeutende Rolle gewonnen. Er ist es, der kindlich fromm aus den Brüsten der Natur Leben gesogen, dieß Leben in die erstorbene, an trostloser Speculation kränkelnde Wissenschaft übergetragen und sie damit zu einem heitern, schönen Geistesbau gebildet hat. Sein leises und zartes Ahnungsvermögen des innersten Geistes, wir möchten sagen, des Gemüths der Natur, seine scharfe, reiche Beobachtung, seine dialectische Gewandtheit, seine an goldnen Zügeln lenkende Sprachgewalt machen ihn musterhaft nicht bloß für die gegenwärtige Zeit. Die Ohnmächtigen, dem raschen Umschwung der Zeit nicht Gewachsenen, haben ihn wohl scheltend einen stürmischen Feuerkopf genannt, und den Zerrbildern, welche jede aufgeregte Zeit fördert, zugezählt, dabei wohl auch allerlei veraltete oder doch mißverstandene Waidsprüchlein über ihn ausgerufen, dabei aber nicht bedacht, daß auch in der Geisterwelt ein edleres, höheres Gewächs mehr Gluth und Lebensströme braucht, daß seine Elemente herber und schärfer gespannt seyn müssen, daß eine Palme eben nicht wie unser Erlengebüsch aussehen kann rc. Freilich haben ihn nicht bloß Bücher und Stube, ihn hat das Leben in seinen Schwingungen gebildet, und was er von ihm empfangen, das hat er als Apostel und Herold der wiedererstandenen Idee und des damit wieder zu erlangenden Heils in dem, in welchen sie Mensch ward, mit frommer Begeisterung auf seinen Reisen, in seinem Leben und Wirken eben so sehr und noch mehr, als durch Schriften verkündet und in den großen Weltstrom zurückgegeben. Darum und weil in ihm eben ein reges, reiches Leben quillt, mußte er jedes lebenswarme Herz ansprechen und jedes frische Gemüth entzünden und begeistern. Mit schönem, freiem, sorglosem, weil vertraunvollem Jugendmuthe hat er von je in Leben und Wissenschaft alles Hemmende, Kleinliche, Unfreie, Einzelne hingegeben und hingeworfen, um das Innerste, den Geist, in seiner Freiheit und Klarheit siegreich darzustellen; er hat gekämpft, gelitten, geopfert, und noch rinnt unversiegbar die Quelle der ewigen Jugend in ihm. Das ist auch sein Verdienst um die Naturwissenschaft, daß er sie immer mehr zur lebendigen Anerkenntniß des ewig frei Fortschreitenden und sich allmählich immer mehr bis zum

Menschen hinauf erlösenden und rettenden Lebens der Natur fortgebildet hat. Mit großer Elasticität des Geistes vermag er in alle Schwankungen der Zeit einzugehen, aber auch sich ihnen frei zu entheben. Muthig und folgerecht faßt und führt er jede Erscheinung bis zu ihrem Gipfel, wo er sie gläubig, froh und fromm an das Ganze abgiebt. Insofern convergiren in ihm die verschiedensten Strahlen der Zeit, und er selbst ist zu einer Eigenthümlichkeit durchgebildet, in welcher manche Schwankungen der Zeit bestimmt, manche Verworrenheiten wie im Voraus gelöst sind, und so hat er, wie die Würdigsten und Besten, nicht nur für seine, sondern für alle Zeiten gelebt. Die Geschichte der Naturwissenschaft wird sein Verdienst, als Gelehrten und Forschers, würdigen. Hier galt es, die geistige Gestaltung des Menschen überhaupt hervorzuheben. Ob dieß, so weit es hier möglich und erforderlich, gelungen, muß aus dem innern Zusammenhange und Einklange des aufgestellten Bildes hervorgehen. Möge mindestens die Liebe zu dem dargestellten Manne nicht verkannt oder gar tadelnd Vorliebe genannt werden! Wir könnten darauf nichts antworten, als: keine Liebe ohne Aneignung und keine Aneignung ohne Liebe. Die Liebe aber bleibet das Größte.

Don

Juan Antonio Llorente.

Vorwort.

Llorente, dem wir die neusten gründlichen, aus urkundlichen Quellen geflossenen Untersuchungen über die Geschichte der spanischen Inquisition verdanken, wurde durch den Herausgeber der Zeitgenossen aufgefodert, Nachrichten über die Ereignisse seines Lebens für diese Zeitschrift mitzutheilen. Diese Auffoderung veranlaßte die Schrift: Noticia biografica de D. Juan Antonio Llorente, o memorias para la historia de su vida, escritas por el mismo, die er 1818 zu Paris (XXIV und 239 S. 12.) heraus gab. Als Anhänger des Königs Joseph, der den gelehrten und freisinnigen Mann in verschiedenen Staatsgeschäften brauchte, aus seinem Vaterlande verbannt, benutzt er diese Gelegenheit, eine Rechtfertigung seines öffentlichen Lebens während der Revolution zu geben. Er hat sich mehr darauf eingelassen, seine Thätigkeit als Gelehrter und Schriftsteller und seine Wirksamkeit als Staatsdiener in spätern Jahren zuweilen mit unfruchtbarer Umständlichkeit zu schildern, überhaupt seine äußeren Schicksale zu erzählen, als die Bildungsgeschichte seines Inneren zu entwickeln. Der Verfasser nachstehender Blätter, dem in der letzten Hinsicht andere Quellen nicht zu Gebote standen, hat daher auch nur den

Stoff, welchen die genannte Urschrift liefert, im Wesentlichen hier mitgetheilt, wobei die gelegentlichen Angaben und Nachrichten, welche für die Geschichte Spaniens und seiner Literatur Ausbeute geben, nicht übergangen werden durften. Ueberall, wo Llorente's eigenthümliche Ansichten herausgehoben werden mußten, sind auch seine eigenen Worte mitgetheilt worden.

W. A. Lb.

Don

Juan Antonio Llorente.

Juan Antonio Llorente wurde am 30. März 1756 zu Rincon del Soto, einem der Krone unmittelbar unterworfenen Orte (villa realenga), der bis zum 17ten Jahrhunderte als Dorf zu der benachbarten Stadt Calahorra in Aragon gehört hatte, geboren. Seine Eltern, Juan Francisco Llorente y Alcaráz und Maria Manuela Mendizábal, waren gleichfalls dort einheimisch, von altem Adel und mit vielen angesehenen Geschlechtern verwandt, aber nicht reich und nur im Besitze eines kleinen Gutes, das sie selbst anbauten und verwalteten. Für denjenigen ihrer Söhne, der sich dem geistlichen Stande widmen wollte, hatten sie jedoch ererbte Ansprüche auf verschiedene Pfründen, welche Juan Antonio in späterer Zeit nach und nach in seiner Hand vereinte, aber, bis auf eine, wieder an seine Neffen abtrat.

In den ersten Monaten seines Lebens verlor er seinen Vater und im zehnten Jahre auch seine Mutter, die ihn nebst 2 Brüdern und 2 Schwestern verwaiset zurück ließ. Der älteste Bruder, welcher Pfarrer in einem benachbarten Orte war, starb jung, der zweite Bruder aber und die Schwestern hatten Kinder und Enkel. Das elterliche Vermögen war zwar hinlänglich gewesen für den anständigen Unterhalt des Hauses, aber, getheilt unter vier Kinder, war es nicht hinreichend, jedes vor Armuth zu sichern. Der Mutter Bruder, Josef Gonzalez y Mendizábal, nahm sich des verwaiseten Knaben väterlich an. Er war Pfründner der vereinigten Pfarrkirchen zu Calahorra und dessen Tochterpfarren, in der Gottesgelehrtheit sehr bewandert und ein Muster von Wohlthätigkeit und andern Tugenden. Der junge Llorente lernte unter der Aufsicht

dieses Mannes in dem benachbarten Dorfe Aldea Nueva del Ebro bis 1765 die lateinische Sprache, und der Oheim hatte alle Hülfsmittel bereit, seinen Pflegling auf die Hochschule zu Zaragoza zu senden, um ihn der Philosophie sich widmen zu lassen, als sein Freund Manuel de Medrano y Albarez de Arellano, der aus Calahorra stammte und damals Erzdechant in Calatayud war, zum Besuche nach Rincon del Soto kam. Er fand Gefallen an dem lebhaften Knaben und bat den Oheim, ihm denselben zu überlassen, da sich auch in Tarazona Gelegenheit zum Unterrichte in der Philosophie finden würde. Wahrscheinlich aber leitete ihn der Wunsch, dem redlichen Freunde die Beschwerden zu erleichtern, welche die Sorge für vier Neffen und Nichten gab.

Llorente war 14 Jahre alt, als er von dem Bischof von Calahorra, auf seines neuen Pflegers und seines Oheims Bitte, die erste Tonsur erhielt. Er begann in demselben Jahre in der Klosterschule die Erlernung der Logik, worauf er in den beiden folgenden Jahren zur Physik und Metaphysik überging. Der Schriftsteller, dem man bei den Vorlesungen folgte, war der Jesuit Goudin, woraus man abnehmen kann, sagt Llorente, was für eine Philosophie hier zu lernen war. Während dieser Zeit wurden drei Pfründen in Calahorra erledigt, wozu die übrigen Pfründenbesitzer der Pfarreien nur Einen aus denjenigen wählen konnten, welche ihnen der Bischof als solche, die in der Prüfung bestanden hatten, bezeichnete. Auch Llorente stellte sich zur Prüfung, und obgleich er durch seine Kenntnisse sich vor mehrern Mitbewerbern, unter welchen sogar Priester waren, auszeichnete, so konnte er doch, als sechzehnjähriger Jüngling, nicht zur Wahl gelangen. Bei der ersten Bewerbung begleitete ein angesehener Ritter aus Calahorra, Don Pedro Medrano, der Neffe des Erzdechants, den Jüngling bei den Höflichkeitsbesuchen, welche die Bewerber Tags vorher bei den Prüfern machen mußten. Als sie zu dem Prior der Karmeliter, einem der Richter, kamen, war auch ein anderer Mitbewerber, ein Priester, zugegen. Llorente's Jugend gab dem Ritter Veranlassung, den Prior zu bitten, er möge im Zweifelsfalle für den Jüngling stimmen, wäre es auch nur für die letzte Stelle, damit Abweisung ihn nicht für die Zukunft muthlos mache. Erst seit den zwei Monaten, wo die Pfründe erledigt sey, setzte

er hinzu, habe Llorente auf Moral-Theologie sich gelegt und daher auf Nachsicht Anspruch. Das ist wohl wenig Moral für dasjenige, was der Pater Prior verlangt, sprach der andre Mitbewerber. Bei der Prüfung fiel dieser durch, und Llorente wurde der Zweite. Medrano wiederholte jene Worte des Priesters so oft, daß sie sprüchwörtlich wurden, wenn man sagen wollte, daß irgend etwas nicht hinlänglich sey zur Erreichung einer Absicht.

Im Jahre 1773 ging Llorente nach Zaragoza, um die Rechtswissenschaft zu erlernen. Vier Jahre lang beschäftigte man sich hier bloß mit dem römischen Rechte. Im ersten und dritten erklärte ein Lehrer die Institutionen, ein anderer las über irgend eine gewählte Rechtslehre, und in einer spätern Stunde ließ ein Repetent die Studenten die tägliche Lection aus dem Werke des Arnold Vinnius über Justinians Institutionen aufsagen. Ein anderer Lehrer las Nachmittags über den Coder. Im zweiten und vierten Jahre wurden die Pandecten vorgetragen und die Uebungen bei dem Repetenten wie in den andern Jahren fortgesetzt. Die vier Lehrer bekümmerten sich wenig um die Fortschritte der Schüler, denn da sie für ihre Lehrstellen schlecht bezahlt wurden, so betrachteten sie diese Beschäftigung bloß als eine Ehre, die ihrem Erwerbe als ausübenden Rechtsgelehrten hinderlich war. Die Schüler verdankten daher ihre Ausbildung hauptsächlich dem Repetenten, der nicht nur die Abschnitte des Handbuches erklärte, sondern auch die Lehrlinge unter einander darüber sich besprechen ließ. Zu Repetenten wurden gewöhnlich die Baccalaurei der Rechte ernannt, und sie erwarben sich, wenn sie sich auszeichneten, eine Empfehlung zu einer Lehrstelle, hatten aber sonst keinen Genuß für ihre Arbeit. Llorente's Repetent war Franz Xavier de Lizana, der damals noch sehr jung war und vor einigen Jahren als Erzbischof von Mexico starb.

Während der Ferien im Jahre 1775 begleitete Llorente seinen Wohlthäter Medrano nach Madrid, das er zum ersten Male sah. Er besuchte bei dieser Gelegenheit die beiden Theater del Principe und de la Cruz, und es erwachte in ihm die Neigung zur dramatischen Dichtkunst. Später las er die Poetik des Aristoteles mit der spanischen Erläuterung von Josef Gonzalez de Salas, die Epistel an die Pisonen in spanischen Versen von Vincente Espinel, und andre ähnliche Werke, um sich mit

den Regeln des Drama's bekannt zu machen. Endlich wagte er sich an ein Lustspiel: Die Heirath wider Willen, das er aber selbst bald für mißlungen erkannte und den Flammen übergab.

Im folgenden Jahre ward er Baccalaureus der Rechte zu Zaragoza, obgleich er nur drei Cursus gemacht hatte, da nach einer kurz vorher gegebenen Verordnung Karls III. der vierte Cursus demjenigen erlassen wurde, der nicht nur die für einen Baccalaureus der Rechte nach 4 Cursus erfoderlichen Uebungen gemacht hatte, sondern auch noch eine Prüfung bestand, woran alle Doctoren Theil nehmen konnten. Die literarischen Uebungen bestanden in einem freien halbstündigen Vortrage ohne Heft über einen Abschnitt aus den Institutionen, der aus drei durch das Loos bestimmten Gegenständen gewählt und wozu eine Zeit von 24 Stunden zur Vorbereitung gestattet wurde; in der Bestreitung der Beweisgründe, welche zwei Lehrer in der Form von Schlußsätzen, jeder eine Viertelstunde lang, gegen einen Satz vorbrachten, den der Geprüfte in seinem Texte behauptet und in seiner Vorlesung durchgeführt hatte; in der Beantwortung der Fragen, welche andere Lehrer 15 Minuten lang, und zwar aus allen Rechtslehren, vorlegten; und endlich in der Beantwortung ähnlicher Fragen von andern Rechtsgelehrten. Die ganze Prüfung, woran, außer dem Rector und 4 Lehrern, 14 Doctoren Theil nahmen, dauerte nur drei Viertelstunden, und alles wurde lateinisch verhandelt.

Als in demselben Jahre andre Pfründen in Calahorra erledigt wurden, erhielt Llorente bei der zweiten Bewerbung den Vorzug und kam bald darauf in den Besitz, nachdem er vorher die niedern Weihen erhalten hatte. Um diese Zeit fing er an, sich mit dem geistlichen Rechte zu beschäftigen. Bei dem Vortrage befolgte man die bei dem römischen Rechte übliche Lehrweise. Der Repetent war auch hier der Hauptlehrer. Man folgte dem Lehrbuche des Andreas Valense, das man auswendig lernte. Die Grundlage des Studiums waren die päpstlichen Decretalen, und die Grundsätze durchaus im Geiste des römischen Hofes. Van Espen war des Jansenismus verdächtig.

Als er diese Beschäftigungen bis 1778 fortgesetzt hatte, wurde er von seinem Bischofe entlassen und zum Diacon geweiht, worauf er 1779, erst 23 Jahre alt,

zum Priester geweiht wurde. Einige Wochen später erhielt er auch die Erlaubniß, Männern Beichte zu sitzen, für Weiber aber erst 5 Jahre nachher. Er erwähnt eines merkwürdigen Umstandes, der bei seiner Priesterweihe sich ereignete. Als er mit den übrigen neuen Priestern die Hostie geweiht hatte, wurde er auf einige Minuten ohnmächtig. Man brachte ihn zu sich selbst, indem man ihn auf den bischöflichen Stuhl führte, wo der Bischof, vor ihm stehend, in der unterbrochenen Handlung der Weihe fortfuhr, und so geschah es, daß er in seiner ersten Messe nicht communiciren konnte.

Im Jahre 1780 wurde er Doctor des geistlichen Rechts zu Valencia und war darauf einer der Mitbewerber um das erledigte Doctorats-Canonicat zu Tarazona, wo sein Beschützer Medrano Dechant geworden war. Leider aber wurde dieser krank, und sein Zustand bald so bedenklich, daß er seinen letzten Willen zum Vortheile seiner Neffen machte und Llorente zum Vollzieher desselben bestellte. Als Llorente seinen Freund auf einige Zeit verlassen hatte, gelang es einem Karmeliter-Mönche, den Kranken zu bewegen, den letzten Willen zu ändern und sein Vermögen zu Messen und andern frommen Werken zu bestimmen. Llorente suchte dem Mönche zu zeigen, es sey das größte und beste aller frommen Werke, arme weibliche Verwandte auszusteuern, wie der Kranke gethan hatte, und setzte hinzu, es werde Anlaß zu Rechtsstreitigkeiten geben, wenn es bei dem zweiten Testamente bleiben solle, da sich leicht beweisen lasse, der Kranke sey, als man dieses gemacht habe, nicht mehr bei vollem Verstande gewesen. Der Mönch versprach, die Verfügung ändern zu lassen; aber es geschah nicht, und Medrano's Nachlaß wurde ein Gegenstand des Streits. „Wie viele Uebel," ruft Llorente aus, „bringen der Gesellschaft die irrigen Ansichten, welche Unwissende als Tugendgrundsätze aufstellen!"

Um dieselbe Zeit, im J. 1781, begab er sich zum zweiten Mal nach Madrid, um sich von dem hohen Rathe von Castilien zum Advocaten aufnehmen zu lassen, was nach vorhergegangener Prüfung geschah. Ein Haupterforderniß dabei war, daß man sich 4 Jahre nach Empfang des Baccalaureats der Rechte mit dem spanischen Landrechte und den in Spanien gewöhnlichen Arten des gerichtlichen Verfahrens, dem gemeinen Prozeß, dem Exe-

cutiv= Criminal= und Concursprozeß beschäftigt haben mußte, was herkömmlich durch das Zeugniß eines ausübenden Rechtsgelehrten bewiesen wurde. In demselben Jahre ward er von der Akademie des canonischen Rechts, der Liturgie und Kirchengeschichte von Spanien zum Mitgliede aufgenommen. Er schrieb bei dieser Gelegenheit eine geschichtliche Abhandlung über den Titel der Decretalen Gregors IX. de clericis pugnantibus in duello, worin er zeigte, daß dem geistlichen Stande der Geist des Friedens eigen seyn solle, und der Gebrauch der Waffen ihm nicht zieme. „Ich dachte nicht," sagt er, „daß eine Zeit kommen sollte, wo ich die darin vertheidigten Lehren zur Rechtfertigung meines Betragens während der spanischen Revolution würde anführen müssen."

Im Jahre 1782 erhielt er das erledigte Amt eines geistlichen Oberfiscals im Bisthum Calahorra und wurde zugleich Stellvertreter des Generalvicars, zwei wichtige Aemter in einem bischöflichen Sprengel, der 913 Ortschaften enthält und nur ein geistliches Gericht hat, das überdieß Appellations=Instanz für verschiedene, ehedem zu andern Sprengeln gehörige Oerter ist. In seinen Nebenstunden schrieb er für eine Privatbühne ein Singspiel, das man damals in Spanien Zarzuela, jetzt Opereta und in Frankreich Melodrame nennt. Es hieß der Rekrut aus Galizien (el recluta gallego) und den Stoff gab die herrschende Sitte in Galizien, daß jährlich viele Jünglinge ausziehen, um die Weinberge in den angränzenden Landschaften zu bearbeiten, und bei dieser Gelegenheit gewöhnlich einige Haufen von Soldaten mit Fahnen erscheinen, um zu werben. Die spanischen Verse des Stückes waren der aus verschiedenen italienischen Opern entlehnten Musik untergelegt. Das Stück wurde nicht gedruckt und nur auf jener Privatbühne, nie aber auf einer öffentlichen gegeben.

Zwei Jahre später, wo er nach dem Tode seines Bischofs die Stelle eines Oberfiscals einem Andern abtreten mußte, ging eine große Umwandlung in seiner Denkart vor, indem er die ultramontanischen Grundsätze in der Rechtslehre, die scholastischen in der Theologie und die peripatetischen in der Philosophie aufgab. Er beschreibt dieses für seine literarische und bürgerliche Wirksamkeit entscheidende Ereigniß sehr umständlich. Ein Ge=

lehrter, der sich in Calahorra eine Zeitlang aufhielt, den aber Llorente nicht nennen will, um, wie er sagt, politische Unannehmlichkeiten zu vermeiden — vermuthlich ein Franzose — zeigte ihm mit überzeugenden Gründen, daß er in einseitigen Ansichten befangen sey. „Ich merke," „sagte er, „daß Sie seit dem frühesten Unterrichte Irr-„thümer gelernt, daß Sie bei der Fortsetzung ihrer ge-„lehrten Laufbahn immer nur irrige Grundsätze angenom-„men haben. Ich sehe wohl, daß Sie als Rechtsgelehrter „zu bedeutendem Rufe gelangt sind, weil sie viel gelesen „haben; Schade aber, daß es nur schlechte Werke gewe-„sen sind, die bloß dazu dienten, Sie in Ihren Irrthü-„mern zu bestärken. Jemehr Sie zu lesen und sich zu „unterrichten suchen, desto größer wird der Nachtheil für „Sie seyn, wenn Sie bei der Wahl ihrer Bücher nicht „einen ganz andern Weg einschlagen." Llorente hatte bemerkt, daß dieser Fremde allen Geistlichen und Weltlichen in Calahorra in wissenschaftlicher Bildung sehr überlegen war. Er hörte von ihm stets Ideen und Nachrichten, wovon er nichts in seinen Büchern fand und nichts von allen Männern hörte, die im Rufe der Gelehrtheit standen. Dieß hatte ihm die Freundschaft des Mannes werth gemacht, und er ward dessen gelehriger Schüler. Sein Wissensdurst war unersättlich. „Sie „müssen vergessen, was Sie wissen, weil es schlecht ist," „sprach der Fremde zu ihm, „Sie müssen von der Tafel „Ihres Verstandes die aus schlechten Büchern entlehnten „Gedanken wegwischen. Schon die Neigung, zu viel „zu lesen, hat geschadet, denn Ihr Lesen hat die Irr-„thümer so sehr befestigt, daß ich zweifele, ob Sie stark „genug seyn werden, sich von den Vorurtheilen los zu „machen, die seit früher Jugend in Ihnen gewurzelt haben." Llorente meinte, daß dieß nicht so sehr der Fall seyn werde. Seine Neigung zur Dichtkunst habe ihn zur Bekanntschaft mit einigen Dichtern geführt, mit dem Theater befreundet, und schon auf diesem Wege sey der Zweifel in ihm aufgestiegen, ob alles Gelesene gut sey. Der Umstand aber, daß solche Bücher von den Gerichten gut geheißen worden, oder von Männern, die im Rufe der Gelehrtheit standen, daß man in den Gerichten solche Grundsätze befolgt habe, und endlich der Mangel eines bildenden Umgangs habe ihn gehindert, das Licht zu suchen. Der Freund erwiederte, es sey vor allen

Dingen nöthig, sich mit der Geschichte bekannt zu machen, Llorente möge anfangen, die Literaturgeschichte zu erforschen, um den in jedem Zeitalter herrschenden Geschmack kennen zu lernen und zu erfahren, in welcher Zeit die berühmten Schriftsteller gelebt und welche Grundsätze sie behauptet hätten. Er empfahl ihm, die Grundsätze der Kritik sich eigen zu machen und keine Thatsache ohne glaubwürdige Zeugnisse anzunehmen, keinem Vernunftschlusse beizustimmen, wenn nicht innere Gründe den Verstand überzeugten, da äußeres Ansehn hier keine Giltigkeit habe. Llorente genoß vier Monate lang den belehrenden Umgang des Fremden, er gab die bis dahin geachteten Bücher auf, wählte bessere und sah täglich mehr ein, daß er sich von falschen Grundsätzen hatte leiten lassen.

Im Jahre 1785 ernannte ihn das Inquisitionsgericht zu Logroño zu seinem Commissär. Er mußte vor seiner Anstellung, wie es herkömmlich war, beweisen, daß seine Eltern und Vorfahren bis ins vierte Glied weder von dem Inquisitionsgerichte gestraft worden, noch von Juden und Mauren abstammten, noch Ketzer gewesen waren. Dieser Beweis wurde von den ersten Inquisitoren zu Ende des 15ten Jahrhunderts vorgeschrieben und ist jetzt nichts als eine leere Förmlichkeit. „Das „vierte Glied der damals lebenden Personen, welchen „der Beweis aufgelegt wurde, fiel mir erst in die Mitte „des 17ten Jahrhunderts," sagt Llorente. „Jede derselben hatte 16 Ureltern, 32 Vorfahren im vierten Gliede, „64 im fünften zu Anfange des genannten Jahrhunderts, 128 im sechsten, 246 im siebenten, 512 im achten, 1024 im neunten zu Anfange des 16ten Jahrhunderts, und 2048 im zehnten zur Zeit der Stiftung der „Inquisition, folglich überhaupt 4095 Vorfahren. Wozu nützt es also, die Probe von den 30 nächsten zu „führen? wer kann beweisen, daß von den übrigen 4065 „keiner ein Jude, Maure oder Ketzer gewesen oder von „dem Glaubensgerichte gezüchtigt worden sey?"

Die literarische Beschäftigung, welcher er sich um diese Zeit zu widmen beschloß, war ohne Zweifel eine Folge der veränderten Richtung seines Geistes. Er wollte dem Mangel eines Handbuches über das spanische Recht abhelfen und ein Werk ausarbeiten, das die Erläuterungen des Arnold Vinnius verdrängen und dazu beitragen

sollte, das Studium des vaterländischen Rechts statt des römischen zu befördern. Er machte den damaligen ersten Staatssecretär, den Grafen von **Florida Blanca**, mit seiner Absicht bekannt und eröffnete ihm seinen Zweifel, ob das Werk nicht lieber spanisch als lateinisch, wie es Llorente's erster Entwurf war, geschrieben werden möchte. Der Minister antwortete, Llorente möge es machen, wie es ihm am besten dünke, und das Werk, wenn es vollendet wäre, dem hohen Rathe von Castilien vorlegen. Llorente schloß aus dieser Antwort, daß man die Sache mit gleichgiltigen Augen ansah. Dieß und andere zufällige Umstände bewogen ihn, das Unternehmen unvollendet liegen zu lassen.

Bald nachher (1786) schrieb er über den **Vorrang der spanischen Gesandten vor den französischen auf Kirchenversammlungen und bei andern Gelegenheiten***). Er suchte die auf der Kirchenversammlung zu Trient unentschieden gebliebene, durch spätere Uebereinkünfte zwischen beiden Reichen nur einstweilig und vorläufig bestimmte Streitfrage, über welche schon Valdes unter Philipp III. ohne Kritik geschrieben hatte**), auszumachen. Auch diese Schrift aber blieb ungedruckt, da bald nach Vollendung derselben die französische Revolution ausbrach, während welcher die Herausgabe dem Verfasser unpassend zu seyn schien. „Die Jugend," sagt er, „führt uns zuweilen auf Ideen, die man in reifern Jahren verwirft, wo man zu hellern Ansichten gelangt ist, „und die Wichtigkeit oder Nichtigkeit der Gegenstände „besser unterscheiden kann. Spaniens wahrer Vortheil „ist Förderung des Ackerbaus, der Künste, des Handels, „des Kunstfleißes, der Fabriken und Manufacturen; der „Vorrang oder Nachrang seiner Gesandten aber ist höchst „unbedeutend." Sein nächstes Werk, welches den Ursprung der Patrimonial-Pfründen des Bisthums Calahorra untersuchte und 1790 gedruckt wurde, hatte zwar nur eine örtliche Wichtigkeit; Llorente genoß aber die

*) Preferencia de los embasadores de España á los de Francia en los concilios generales, en la corte de Roma y en otras asambleas generales.

**) De dignitate regum regnorumque Hispaniae, et honoratiori loco eis seu eorum legatis — debito. Granada 1602. Fol. und Frankf. 1626. 4.

Genugthuung, daß er die Ansprüche der Parochial-Capitel, zu jenen Pfründen vorzuschlagen, mit so vielem Glücke verfocht, daß der Fiscal, der jenes Recht dem Könige zuschrieb, seine Behauptung aufgab.

Im Jahre 1788 wurde er in neue Verhältnisse gesetzt, die auf seine bürgerliche Lage sowohl als die Richtung seiner Thätigkeit als Gelehrter von entscheidendem Einflusse waren. Die Herzogin von Sotomayor, Vize-Oberhofmeisterin der Königin Luise, ernannte ihn zu ihrem Rechtsfreunde und später zum Vollzieher ihres letzten Willens. Er mußte deshalb seinen bisherigen Wohnort Calahorra verlassen und nach Madrid ziehen. Im folgenden Jahre nach dem Tode der Herzogin wurde er Vormund ihres Neffen, des jetzigen Herzogs von Sotomayor. Da es ihm oblag, die Ansprüche seines Pfleglings auf verschiedene Majorate zu untersuchen, so war er genöthigt, sich in genealogische Nachforschungen einzulassen. Anfangs war ihm diese Beschäftigung sehr zuwider, weil er sie mit dem Vorurtheile begann, daß die Genealogie nur unfruchtbare Kenntnisse darbiete und bloß einen thörichten Geschlechtsstolz nähre. Eigene Erfahrung belehrte ihn aber bald eines Bessern, als er fand, wie wenig jene Kenntnisse zur Ausmittelung von Rechten und Familienansprüchen entbehrt werden können, wie wichtig die in den Familienarchiven aufbewahrten Urkunden oft nicht bloß für jene Rechte, sondern für die Landesgeschichte überhaupt sind, und wie häufig die Untersuchung der genealogischen Geschichte der Adelsgeschlechter zur Aufhellung von Umständen führt, über welche andere Quellen schweigen. Er fand in dieser Hinsicht in dem gelehrten Luis de Salazar y Castro, dessen Geschichten der Häuser Lara und Sylva für die Landesgeschichte so schätzbar sind, ein aufmunterndes Beispiel. Seine genealogischen Forschungen waren für ihn sehr nützlich und erleichterten ihm ungemein die Ausmittelung der Rechte des Hauses Sotomayor, dessen Ursprung bis ins 11te Jahrhundert hinauf sich nach urkundlichen Spuren verfolgen läßt. Mit solchen Kenntnissen ausgerüstet, konnte er späterhin auch Andern nützlich werden, indem er ihre Genealogien aufklärte und sie in Stand setzte, nicht gekannte oder verloren geglaubte Rechte zu vertheidigen.

Außer diesen Arbeiten beschäftigte ihn während der

ersten Zeit seines Aufenthalts in Madrid die Beschreibung der römischen Denkmäler, die man in Calahorra nicht lange vor seiner Abreise entdeckt hatte. Ein Grabstein, der unweit des römischen Circus war gefunden worden, veranlaßte Llorente, viele Nachgrabungen anzustellen, wodurch die alten Wasserleitungen aufgefunden wurden, die das Wasser in den Circus geführt hatten. Er fand in diesem Umstande eine Bestätigung der von Moret in seinen Anales de Navarra behaupteten, von Risco aber in seiner Fortsetzung der España sagrada in Zweifel gezogenen Meinung, daß der Circus den Römern zu Naumachien gedient habe. Auch das alte Pflaster des Circus, das mit Mörtel verkittet war, um das Durchsickern des Wassers zu verhüten, wurde entdeckt und gefunden, daß die acht aufgegrabenen Wasserleitungen unterirdische Abflüsse hatten, um das im Circus nicht gebrauchte Wasser in die Stadt zu leiten, wo es Brunnen füllte, oder auch die umliegenden Felder wässerte. Alles dieß wurde in seiner Schrift (Monumento romano descubierto en Calahorra — Madrid 1789. 4.) beschrieben.

Im Anfange des Jahres 1789 wurde Llorente von dem Groß-Inquisitor, Augustin Rubin de Cevallos, Bischof von Jaen, zum Secretär des Inquisitionsgerichts zu Madrid ernannt. In demselben Jahre wurde er dem Könige und der Königin vorgestellt, um ihnen die Vermächtnisse der verstorbenen Herzogin von Sotomayor zu überreichen, nämlich der Königin eine Kupferplatte, welche das Gesicht des Heilands darstellte, demjenigen gleich, das man in Jaen als einen von den Abdrücken des Schweißtuches der sogenannten heiligen Veronica verehrte; dem Könige aber eine Abhandlung über die Wiedereinführung der Lanze und Pike, die Don Jayme Massones de Lima, Graf von Montalvo, Oheim der Herzogin, herausgegeben hatte. Der König und die Königin versprachen ihm bei dieser Gelegenheit einen Beweis ihrer Gunst, und schon im Anfange des folgenden Jahres erhielt er ein Canonicat zu Calahorra; aber er sollte nicht verbunden seyn, dort zu wohnen, sondern seine Amtsgeschäfte bei der Inquisition fortsetzen. Nicht lange nachher wollte der Groß-Inquisitor ihn zum Inquisitor zu Cartagena in Amerika ernennen, aber er lehnte es ab, da er als Inquisitor in den Colonien die

Einkünfte seiner Pfründe in Spanien nicht hätte beziehen können.

Bei seiner Aufnahme zum Ehrenmitgliede der Akademie der schönen Wissenschaften (Academia de bellas letras) zu Sevilla (1790) schrieb er eine Abhandlung über die Lage des alten Segobriga, das er für das jetzige Cabeza del Griego unweit Ucles in der Landschaft Cuença hielt, und die daselbst gefundenen Ueberreste eines gothischen Tempels mit vielen gothischen und römischen Inschriften bestärkten ihn in seiner Meinung. Nicht lange nachher nahm ihn auch die Akademie der Literargeschichte zu S. Isidro in Madrid in ihre Mitte. Der Vorsitzer der Gesellschaft, Don Miguel de Manuel, trug acht Mitgliedern auf, kritische Abhandlungen über verschiedene Gegenstände auszuarbeiten. Llorente, einer von diesen, schrieb eine Abhandlung über die Unterrichtsplane, welche Cassiodor in Italien im 6ten Jahrhunderte, Isidor zu Sevilla im 7ten und Karl der Große mit Alcuins Hilfe in Frankreich zu Ende des achten zur Beförderung der sinkenden theologischen Literatur vorgeschlagen hatten, und über die Frage, ob, und mit welchen Abänderungen einer derselben in unsern Tagen anwendbar sey. In einem spätern Aufsatze suchte er darzuthun, daß es gut seyn werde, Isidors Plan mit Verbesserungen und Zusätzen nach den neuern Entdeckungen zu befolgen, wobei er zeigte, wie wenig in Italien und Frankreich die Bildungsplane Cassiodors und Alcuins und wie sehr Isidors Plane in Spanien gewirkt haben. Nach seiner Darstellung war das siebente Jahrhundert für Spanien, hinsichtlich der theologischen Wissenschaften, so glänzend als das 4te für die gesammte Kirche oder gar noch glänzender, wie man aus der Anzahl und dem Werthe der Schriftsteller schließen kann, die zur Zeit des Einfalles der Mauren in Spanien lebten. Acht Abhandlungen von eben so vielen Mitgliedern der Akademie über verschiedene Gegenstände wurden ausgewählt, deren Sätze ihre Verfasser bei der öffentlichen Verhandlung vertheidigen sollten. Llorente's Aufsatz war darunter. Der Graf von Florida Blanca hielt es im Jahre 1792 auf den Vorschlag des Vorsitzers der Akademie seinen politischen Absichten für angemessen, Europa zu zeigen, daß man in Spanien die Wissenschaften nach den Regeln der Kritik zu bearbeiten wieder an-

gefangen habe. Er ließ eine Uebersicht der acht Abhandlungen drucken. Es wurde eine öffentliche Sitzung zur Vertheidigung derselben angeordnet und alles zum Empfange von Herren und Frauen prächtig eingerichtet, und die Gesandten und alle angesehene Einwohner der Hauptstadt erhielten Einladungen. Der Minister selbst führte den Vorsitz und saß unter den Vertheidigern der Sätze, und der Erzbischof von Toledo, Cardinal Lorenzana, war einer der Bestreiter. Die glänzende Versammlung wurde mit Gefrornem, mit Scherbet und Zuckerwerk bewirthet, und die Hofzeitung sprach von der Feierlichkeit.

In den Jahren 1790 und 1791 war Llorente einer der Censoren, wozu ihn Felix Ribero, Mitglied des hohen Rathes von Castilien, den der König zum Richter über das gesammte Bücherwesen in Spanien bestellt hatte, ernannte. In dieselbe Zeit fällt seine Ausgabe des Textes des altspanischen Gesetzbuches Fuero juzgo, worin er viele Irrthümer der einzigen bekannten castilischen Ausgabe verbesserte und eine Erklärung der veralteten Wörter aus dem XIII. Jahrhunderte, dem Zeitalter der Uebersetzung, so wie eine chronologische Uebersicht aller Gesetzsammlungen in Spanien hinzufügte.

Der Aufenthalt in Madrid wurde ihm jedoch gegen Ende des Jahres 1791 durch die Unannehmlichkeiten verleidet, welche ihm die Vormundschaft über den Herzog von Sotomayor zuzog. Die Mutter desselben, verwitwete Gräfin von Castillo aus Sardinien, kam nach Spanien und wollte selbst die Angelegenheiten ihres Sohnes verwalten. Llorente hatte nichts dagegen; König Karl IV. aber wollte es nicht gestatten, und die Gräfin fing an, Llorente's Aufrichtigkeit zu bezweifeln. Er bat den König durch das Staatssecretariat des Grafen von Florida Blanca um die Erlaubniß, nach Calahorra zurückzukehren, um seiner Pfründe zu leben. Er bekam zweimal abschlägige Antwort, weil man der Gräfin die Angelegenheiten ihres Sohnes nicht überlassen wollte; aber Llorente wiederholte sein Gesuch mit neuen Gründen. Der Justizminister, Marques von Beramar, erließ indessen eine Verordnung an den Rath von Castilien, worin er sagte, dem Könige sey berichtet worden, daß Llorente unter dem Vorwande der Vormundschaft über den Herzog von Sotomayor seine Pfründe versäume, daher sollte jene Behörde ihn anweisen, sich nach Calahorra zu begeben.

Der hohe Rath theilte jenen Befehl dem erzbischöflichen Vicar zu Madrid mit, welcher als Inquisitor in Madrid wohl wußte, daß Llorente als Secretair des Inquisitionsgerichts in Madrid zu wohnen befugt sey. Llorente wandte sich an den Grafen von Florida Blanca; der Befehl wurde widerrufen und ihm frei gestellt, zu gehen oder zu bleiben. Dem hohen Rathe wurde zwar auch empfohlen, seine Verdienste bei vorkommenden Gelegenheiten zu berücksichtigen, aber als er kurz nachher um das Archidiaconat in Tortosa anhielt, war der Erfolg, daß man, ungeachtet die Königin selbst ihm ihre Unterstützung versprochen hatte, die Stelle einem Stiftsherrn des Capitels zu Tortosa gab und dem zurückgesetzten Llorente das dadurch erledigte Canonicat anbot. Er schlug es aus und kehrte nach Calahorra zurück. Später erfuhr er, daß Hofränke und die durch den Widerruf der Verordnung gekränkte Eigenliebe des Justizministers seine Hoffnungen vereitelt hatten.

Als im Jahre 1792 eine große Anzahl ausgewanderter oder verwiesener Geistlichen aus Frankreich nach Calahorra kamen, erhielt Llorente, als der Einzige, der Französisch verstand, von dem Bischofe und dem Corregidor der Stadt und dem Inquisitionsgerichte zu Logroño den Auftrag, die Schriften und Bücher jener Geistlichen zu untersuchen. Er nahm sich ihrer thätig an, um ihnen Unterkommen zu verschaffen, und war ihr Beichtvater, bis sich Andre fanden, die dazu ermächtiget werden konnten. Der Bischof sorgte dafür, daß sie sich durch Messelesen etwas verdienen konnten, und mehrere wurden späterhin als Gehülfen bei den Pfarrgeistlichen angestellt. Llorente verschaffte ihnen auch reichliche Geldunterstützungen, und er selbst unterhielt einen Geistlichen fünf Jahre lang in seinem Hause. Im Jahre 1793 schrieb er eine Geschichte der Auswanderung der französischen Geistlichen in Spanien, die er dem Rathe von Castilien mit der Bitte um die Erlaubniß zum Drucke vorlegte. Man verlangte, daß erst der königliche Fiscal die Schrift ansehe. Llorente übergab sie dem Gehülfen desselben, der ihm aber nach einiger Zeit sagte, die Handschrift sey verloren gegangen, und er wisse nicht, wie es geschehen, noch wohin sie gekommen sey. Der Fiscal selbst äußerte mündlich, daß die Zeitumstände es nöthig

machten, über die französische Revolution zu schweigen; und Llorente gab den Gedanken auf.

Um dieselbe Zeit ernannte ihn der apostolische General-Commissar der Kreuzbulle (santa cruzada) zum stellvertretenden Richter bei dem Gerichtshofe der Kreuzbulle im Bisthum Calahorra, wo auch die Rechtsstreitigkeiten entschieden werden, welche durch die Abgaben, die kraft päpstlicher Bullen von den Geistlichen bezahlt werden müssen, vorkommen. Seine literarischen Beschäftigungen waren um diese Zeit hauptsächlich auf genealogische Forschungen gerichtet, und er bearbeitete für mehrere adelige Häuser Geschlechtsgeschichten und Stammbäume.

Als er im Jahre 1793 eine Reise nach Madrid machte, wohnte er als Secretär der Inquisition mehrern Sitzungen des Gerichts bei. Manuel Abad la Sierra, Erzbischof von Selimbria, ehemaliger Bischof von Astorga, ein sehr gelehrter Mann, war um jene Zeit Groß-Inquisitor. Mit Llorente's Ansichten bekannt, trug er ihm auf, einen Plan zur Verbesserung der Einrichtungen des Inquisitionsgerichtes, hinsichtlich der Ernennung und der Amtsgewalt der sogenannten Meinungsprüfer (calificadores), zu entwerfen. Llorente schlug unter andern vor, zwölf Stellen für gelehrte Weltgeistliche zu schaffen, mit welchen bestimmte Einkünfte verbunden seyn müßten. Jeder Bewerber sollte drei Abhandlungen liefern und zwar erstens über einen durch das Loos bestimmten Gegenstand der Glaubenslehre, zweitens über die von den Kirchenversammlungen verdammten Ketzereien, drittens über die nach und nach erfolgte Veränderung der theologischen Meinungen in Schulen und gelehrten Werken, hinsichtlich der nicht entschiedenen Puncte. Bei der Uebergabe und Beurtheilung der Abhandlungen sollte wie bei den Preisschriften gelehrter Gesellschaften verfahren werden, und der Groß-Inquisitor die Beamten nach dem über die Schriften gefällten Urtheile wählen. Die Amtsgewalt der Gewählten bestand darin, daß sie angegriffene Sätze prüften und entschieden, ob dieselben ketzerisch seyn oder nicht, und im ersten Falle den biblischen Text oder die Erklärung der Kirchenversammlung anführten, wodurch sie ihre Ansicht rechtfertigen konnten. Der verständige Groß-Inquisitor war mit Llorente's Vorschlägen so zufrieden, daß er ihm auftrug, ein anderes Werk zu schreiben und darin alle Verbesserungen, die er bei dem Verfah-

ren des Inquisitionsgerichts nöthig hielte, anzugeben. Llorente kehrte nach Calahorra zurück, um seinen Entwurf bei ruhiger Muße auszuarbeiten; aber ehe er denselben vollendet hatte, wurde der König durch Hofränke bewogen, dem Groß-Inquisitor zu befehlen, sein Amt niederzulegen und sich im Benedictiner-Kloster zu Sopetran, 7 Meilen von Madrid, aufzuhalten. Llorente, der die fertigen Bogen seiner Schrift nach und nach dem Erzbischofe geschickt hatte, hörte bei dieser Nachricht sogleich mit seinen Sendungen auf, und die Arbeit blieb mehrere Jahre liegen.

Von den folgenden drei Jahren erzählt Llorente kein Ereigniß, das für sein bürgerliches oder literarisches Leben von bedeutendem Einflusse gewesen wäre. Bei Gelegenheit eines Rechtsstreites wegen der Wiederherstellung des alten Bisthums Alava, das im 11ten Jahrhunderte mit Calahorra war vereinigt worden, mußte er die Rechte seines Capitels wahren; aber der Einfall der Franzosen in Navarra und Guipuzcoa störte den Gang der rechtlichen Verhandlungen. Als die Feinde bald nachher in Alava und Biscaya vorrückten, sollten alle Güter, welche der spanischen Regierung oder solchen Personen gehörten, die nicht in dem besetzten Gebiete wohnhaft waren, eingezogen werden. Das Capitel in Calahorra, das große in den Händen der Einnehmer seiner Zehnten in jenen Gegenden befindliche Geldsummen besaß, war in Verlegenheit, und da niemand es wagen wollte, in das besetzte Gebiet zu reisen, übernahm es Llorente in weltlicher Kleidung, und unterstützt durch seine Kenntniß der französischen Sprache, gelang es ihm, eine beträchtliche Summe zu heben und glücklich nach Calahorra zu bringen. — Als ihn die patriotische Gesellschaft von Aragon, die zu Zaragoza ihren Sitz hatte, zum Mitgliede ernannte, schickte er ihr einen Aufsatz über die Schifffahrt auf dem Ebro. Er zeigte, welche Vortheile es für den Handel haben würde, den Ebro von Zaragoza an bis 40 Stunden aufwärts schiffbar zu machen. Die Schwierigkeiten konnten nach seiner Meinung nicht groß seyn, da sich aus den römischen Geschichtschreibern ergiebt, daß die Schiffe vor Zeiten vom Meere bis Barrea gingen, einer sehr volkreichen Stadt, die 30 Wegstunden von der Küste lag. Auch lesen wir, daß Alfons der Schlachtengewinner, König von Aragon, während er seit dem Jahre 1110 die

Landschaft Rioja beherrschte, mehrere Schiffe nicht weit von Miranda am Ebro, in dem jetzt öden Orte Nave de Albuera, mit Holze belud und sie zwanzig Meilen weit bis Zaragoza gehen ließ.

Im Anfange des Jahres 1797 schrieb Don Nicolas de los Heros, Secretär und Rechnungsführer der Inquisition, ein Bruder des Staatssecretärs, Grafen von Montalvo, an Llorente und sagte ihm, er habe die Vorschläge über die Calificadores und einen Theil der Schrift über die Verbesserung des gerichtlichen Verfahrens der Inquisition gelesen und glaube, daß sich eine günstige Gelegenheit darbiete, ein Werk dieser Art gemeinnütziger zu vollenden. Er versicherte, daß der Staatsrath, der sich um Ostern versammelte, die vollendete Schrift mit Vergnügen annehmen und sein Bruder dem Grafen Campomanes den Auftrag geben werde, dieselbe zu prüfen und mit Llorente den Verbesserungsentwurf zu besprechen. Da dieser Brief nicht amtlich war, so antwortete Llorente, er könne die Arbeit nicht eher übernehmen, bis der Graf von Montalvo ihn dazu auffodere, denn sonst müsse er fürchten, das Mißvergnügen des Groß-Inquisitors, Francisco de Lorenzana, Erzbischofs von Toledo, zu erwecken. Don Nicolas erwiederte, man pflege solche Angelegenheiten stets als Geheimnisse an Höfen zu behandeln, da Verbesserungsvorschläge vor der wirklichen Annahme oft Nachtheile hervorbringen könnten, sein Bruder könne daher amtlich zwar keinen Schritt thun, wisse aber um alles, und Llorente habe nichts zu fürchten. Llorente erwog den Inhalt des Briefes mit dem Bischofe von Calahorra, Francisco Aguirriano, einem gelehrten, vorurtheilsfreien und mit dem Geschäftsgange in der Hauptstadt sehr bekannten Manne, der lange in Madrid Gehülfe des Erzbischofs von Toledo gewesen war. Dieser rieth, die Schrift zu vollenden, sie dann selbst nach Madrid zu bringen und mit gehöriger Vorsicht zu übergeben. Er sah Llorente's Entwurf durch und schrieb Verbesserungen dazu. „Das that eben der Mann, der in spätern „Jahren in der Ständeversammlung zu Cadix für die „Beibehaltung der Inquisition sprach," setzt Llorente hinzu. „Ohne Zweifel wollte er sie nur unter der Bedingung beibehalten wissen, daß die nothwendigen Verbes-„serungen in den Verhandlungen angenommen würden, „weil er sonst gegen seine Grundsätze gestimmt hätte; aber

lassen, wo derselbe zum Staatsdienste nöthig sey. Die Veranlassung dieses Rufes lag in frühern Ereignissen. Der König hatte durch eine päpstliche Bulle die Erlaubniß erhalten, von der spanischen Geistlichkeit jährlich 7 Millionen Realen und überdieß für Einmal eine außerordentliche Abgabe von 36 Millionen Realen zu erheben, als Beitrag zu den Kosten des Krieges gegen Frankreich, jedoch ohne Eintrag der alten Abgabe von 5 Millionen Realen jährlicher Steuer, welche die Geistlichkeit seit Philipps II. Regierung bezahlte. Die Geistlichkeit in Biscaya — wo hinsichtlich der Angelegenheiten dieser Art die weltlichen Zehnten-Einnehmer auf die Vorrechte der Geistlichen Anspruch machen — hatte stets, wie die übrige spanische Geistlichkeit, zu den alten Steuern beigetragen, aber sie verweigerte die Bezahlung der neuen Abgaben. Der Steuer-Einnehmer wandte sich an die Behörde für die Angelegenheiten der Kreuzbulle, welcher Llorente vorstand, und die auch in den Sachen, die sich auf die neue Steuer bezogen, entscheiden sollte. Llorente erließ den gewöhnlichen Befehl, zur Beitreibung der Abgaben zu schreiten. Die widerspenstigen Geistlichen aber wußten es dahin zu bringen, daß niemand diesen Befehl vollziehen wollte, solange nicht der einheimische Beamte, welcher General-Deputirter von Biscaya genannt wird, seine Zustimmung gegeben hätte. Dieser weigerte sich. Auf die Anzeige des Einnehmers wurde zwar ein wiederholter Befehl erlassen, der aber eben so wenig als der erste Erfolg hatte. Die Provinz Biscaya, behauptete man, sey nicht verbunden zur Bezahlung der Abgabe, weil sie von aller Steuer frei sey, kraft ihrer Landrechte (Fueros), welche auf einen Vertrag zwischen den Biscayern und ihren alten Beherrschern gegründet seyn sollten, die, nach ihrer Behauptung, die Herrschaft durch freiwillige Abtretung von der freien, unabhängigen Republik Biscaya erhalten haben. Llorente berichtete diesen Vorgang dem Ober-Commissar für die Kreuzbulle und bemerkte dabei, es sey nöthig, dem Könige die Sache vorzutragen; denn wofern man Einmal der Deputation von Biscaya nachgebe, so werde man sich in Biscaya stets der Bezahlung aller Abgaben weigern, und die übrige spanische Geistlichkeit unbillig belastet werden, wenn der auf die Biscayer fallende Antheil von ihr übernommen werden müsse. Er fügte hinzu, die gegen die Zahlungs-

verbindlichkeit angeführten Gründe seyen unstatthaft, da es aus der spanischen Geschichte erhelle, daß Biscaya zu keiner Zeit ein unabhängiger Freistaat, sondern stets unterworfene Landschaft von einem der spanischen Reiche, anfangs von Asturien, dann von Leon, eine Zeitlang von Navarra und endlich von Castilien gewesen wäre, und daß die Biscayer nie ihren Herrn erwählt hätten. Denn die Herrschaftsrechte der Mittelbaren in Biscaya seyen stets von der Krone ausgegangen wie andere Gutsherrnrechte in Spanien; die Landrechte von Biscaya könnten daher auch nicht Verträge mit dem ersten Herrn gewesen seyn, sondern seyen bloß Vorrechte, welche der König mit Rücksicht auf die Unfruchtbarkeit des Landes und auf andere Umstände ertheilt habe. Jovellanos, der eine Abschrift von diesem Aufsatze besaß, glaubte, daß es nützlich seyn werde, jene Gedanken ausführlicher und umfassender zu entwickeln. Llorente erhielt einen königlichen Befehl, zu diesem Zwecke eine Schrift auszuarbeiten und die beweisenden Urkunden hinzuzufügen. Jede Abschnitt des Werks sollte, nach der Weisung des Ministers Jovellanos, vorher der Durchsicht des Fiscals des Ober-Kriegsraths, Don Juan Villamil, (späterhin Justizministers) unterworfen werden. Llorente vollendete seine Arbeit. Villamil und Don Josef de Cornide, beide Mitglieder der Akademie der Geschichte, mußten das Werk prüfen, und ihr Urtheil war beifällig. Es wurde auf königliche Kosten gedruckt, und mündlich versprach der Minister dem Verfasser, ihn zum Dechanten von Calahorra zu erheben, da man dem damaligen Inhaber dieser Pfründe ein Bisthum bestimmt hatte; aber in derselben Woche, wo Jovellanos diese Angelegenheit vorbereitete, verlor er selbst seine Stelle. Die Hofränke, die in jener Zeit so häufig waren, vermochten seinen Nachfolger, den Entwurf seines Vorgängers aufzugeben und Llorente nach Calahorra zurück zu senden; aber eben der neue Minister rief ihn im Jahre 1805 wegen derselben Angelegenheit zurück. Man theilte ihm noch mehr Urkunden mit, und so erschien das umgearbeitete Werk unter dem Titel: Noticias historicas de las tres provincias vascongadas, Alava, Guipuzcoa y Vizcaya y del origen de sus fueros, wovon in den Jahren 1806 und 7 fünf Bände gedruckt wurden. Die bald folgenden Ereignisse hinderten den Druck der Fortsetzung, und es blieben zwei

Bände liegen, und zwar die wichtigsten, da sie die Sammlung der alten Landrechte von Biscaya und andern Landschaften, schätzbare Beiträge zur Geschichte der spanischen Gesetzgebung, enthielten.

Im Jahre 1799 wurde Llorente noch einmal nach Madrid berufen, als eines von den erwählten Mitgliedern der spanischen Geistlichkeit, die sich unter dem Vorsitze des Ober-Commissars der Kreuzbulle versammeln sollten, um über die Mittel sich zu berathen, den Credit des Staatspapiers, der Vales Reales, unter der Bürgschaft der spanischen Geistlichkeit und ihrer Güter und Einkünfte, zu heben. Llorente war Secretär und Protokollführer dieser sogenannten Junta ecclesiastica de vales reales. „Man verabredete Mittel, welche, wenn „man sie ausgeführt hätte, gewiß so wirksam gewesen „seyn würden, daß im Jahre 1808, beim Ausbruche der „Revolution, nur eine sehr kleine Anzahl von Vales „Reales übrig gewesen seyn würde." Llorente besorgte die Ausarbeitung des Entwurfs, durch jährliche Vernichtung einer gewissen Anzahl von Vales Reales die übrigen zu heben. Der Finanzminister, Don Miguel Cayetano Soler, war so zufrieden mit dem Entwurfe, daß 3000 Abdrücke davon gemacht werden mußten, um sie unter die spanischen Minister und die Gesandten und Consuln der auswärtigen Mächte zu vertheilen, damit die Angelegenheit zur allgemeinen Kunde gebracht und das Steigen des Staatspapiers befördert werde. Das bloße Gerücht, der König habe dem Entwurfe der Geistlichkeit seine Zustimmung gegeben, war in der That so wirksam, daß sich die Vales in wenigen Tagen hoben. Auf Llorente's Antrag wurde die Bekanntmachung so lange aufgeschoben, bis von allen Erzbischöfen, Bischöfen und Capiteln die Beitrittserklärung eingegangen seyn werde, da nach seiner Meinung die Junta nicht die Macht hatte, die Einwilligung derjenigen zu ergänzen, die Geldopfer bringen sollten. Llorente, der die Puncte kannte, welche die Einwilligung erschweren mußten, verbreitete ein gedrucktes und ein handschriftliches Umlaufsschreiben. In jenem legte er die öffentlichen, in diesem die geheimen Gründe dar, die zur Beistimmung bewegen mußten. Alle Prälaten traten bei, wiewohl viele ungern. Der Minister schmeichelte sich, die Einwilligung des Königs zu erhalten und einen glücklichen Erfolg zu sehen. Die Mit-

glieder der Junta aber waren besser unterrichtet von den furchtbaren Ränken und Umtrieben, wodurch man hinter dem Rükken des Ministers die Vollziehung des Entwurfes zu hindern suchte. Einer der Hauptpuncte war, der Geistlichkeit die Verwaltung sämmtlicher Einkünfte aus den Zehnten, die dem Könige gehörten, zu übergeben, damit dieselben ungetrennt von den der Geistlichkeit zustehenden Zehnten verwaltet werden möchten, weil nur auf diese Art der wahre Ertrag herausgebracht werden konnte, der mehr als das Doppelte, ja Dreifache dessen war, was in den königlichen Schatz floß*). Diese Bestimmung des Plans mußte die Gesellschaft der cinco gremios majores und Andre, die sich durch Verwaltung und Pachtung königlicher Zehnten und andrer Staatseinkünfte bereicherten, um große Vortheile bringen. Es gelang ihnen durch Mittel, deren nähere Angabe Llorente nicht für angemessen hält, zu bewirken, daß der König der Junta eröffnete, er könne seine Zehnten nicht zur Tilgung der Vales hergeben, da er sie zu andern Staatsbedürfnissen brauche. So scheiterte der Plan, und die Vales fielen beträchtlich, troz des königlichen Befehls, der unter schweren Strafen gebot, sie für den Nennwerth zu nehmen; denn in solchen Dingen, sagt Llorente, hat die öffentliche Meinung stets mehr als die Meinung der Könige gegolten.

Im Jahre 1801 wurde Jovellanos als Gefangener durch Calahorra nach Mallorca geführt. Llorente wünschte vergebens, ihn besuchen zu dürfen. Er ahnete noch nicht, daß er in das Schicksal des Verfolgten verwickelt werden sollte. Man hatte unter den Schriften des gefallenen Ministers Llorente's Werk über die Verbesserung des gerichtlichen Verfahrens bei der Inquisition gefunden. Dazu kam noch ein anderer Umstand. Mehrere angesehene Personen wurden wegen ihrer Verbindung mit Jovellanos verfolgt, bald unter dem Vorwande des Jansenismus, bald unter andern Vorwänden. Die Inquisition ließ D. Antonio Cuesta, Archidiaconus der Domkirche zu Avila, und dessen Bruder, Geromino, Ca-

*) Als L. den neuen Finanzplan des Ministers Garay sah, wunderte er sich, daß der Betrag dessen, was die geistlichen Renten in den Schatz bringen, so gering angeschlagen wurde, da er früher bewiesen hatte, daß man jährlich 150 Millionen Realen darauf rechnen kann, und daß die Verwaltung Schuld ist, wenn sie nur 70 Mill. einbringen.

nonicus daselbst, verhaften. Dieser wurde nach Valladolid geführt, wo er 5 Jahre in dem Kerker der Inquisition lag, jener entfloh nach Frankreich. Beide wurden späterhin für unschuldig erklärt; aber daß sie es wirklich waren, würde ihnen wenig geholfen haben, wenn nicht andere Hofränke dazu gekommen wären *). Auf gleiche Art wurden Prozesse gegen die Gräfin von Montijo, gegen Don Antonio Palafox, Bischof von Cuenca, Don Antonio Tabira, Bischof von Salamanca, Don Augustin Abad la Sierra, Bischof von Barbastro, und mehrere Stiftsherrn des Capitels San Isidro in Madrid eingeleitet. Llorente erhielt heimlich Nachricht über diese Ränke. Er gab der Gräfin von Montijo, seiner alten Gönnerin, einen Wink, aber er argwohnte nicht, daß man auf der Post in Madrid seine Briefe erbrechen würde. Diese Briefe wurden nach genommener Abschrift weiter befördert, und eben so ging es mit den Antworten der Gräfin. Als man drei Briefe von beiden hatte, übergab man sie dem Groß-Inquisitor, als Llorente's Vorgesetztem, damit er gegen ihn verfahre. Es wurden zwei Personen an ihn abgeschickt mit einer Kutsche und einem Briefe, worin es hieß: „Auf Befehl des Königs „werden Sie sich im Kloster del Rosario allhier zu Madrid einstellen, begleitet von denjenigen, die Ihnen dieß „überbringen, welchen Sie Ihren ganzen Briefwechsel „und alle Ihre ungedruckten Schriften, ohne irgend etwas an sich zu behalten, zu übergeben haben." Sobald Llorente im Dominicaner-Kloster zu Madrid angelangt war, erhielt er den Befehl, das Kloster nicht zu verlassen und mit niemanden außer demselben weder mündlich noch schriftlich Verkehr zu unterhalten. Am dritten Tage mußte er dem Don Manuel Gomez de Salazar, Mitgliede des Inquisitionsraths (später Bischof zu Avila), eine eidliche Erklärung über seinen Briefwechsel und seine Schrift über die Inquisition abgeben. Zehn Tage nachher brachte ihm jener eine Verfügung, wodurch man ihm den Titel eines Secretärs und Commissars der Inquisition nahm und ihn verurtheilte, eine Geldbuße von 50 Dukados **) zu zahlen, und sich einen

*) Die Geschichte ihres Prozesses (von Prof. Hasse in Dresden) in der Zeitschrift Pallas St. 7. (Tübingen 1809) S. 88. ff.

**) Jeder 16 — 18 Groschen.

Monat lang in einem Franciscaner-Kloster, 9 Wegstunden nördlich von Madrid, aufzuhalten. Angeblich hatte der König den Spruch bestätigt. Die Verfügung gab nicht an, was sein Verbrechen sey. Salazar gab auf Llorente's Frage zur Antwort, dieser habe das eidliche Versprechen verletzt, in Angelegenheiten der Inquisition das Geheimniß zu bewahren. Vergebens stellte Llorente vor, daß er in seinen Briefen nichts von den Geheimnissen der Inquisition verrathen und seine Schrift auf Befehl seines Vorgesetzten geschrieben habe. Man gab ihm seine Papiere zurück, ausgenommen diejenigen, welche sich auf die Inquisition bezogen, und unter andern auch ein Gutachten, das Llorente im Jahre 1799 zu Gunsten der königlichen Verordnung vom 5ten Sept. abgegeben hatte, welche befahl, während der Erledigung des päpstlichen Stuhles keine Bullen in Ehedispensationen und andern Angelegenheiten von Rom zu holen und wegen dieser Sachen bis zur Wahl eines neuen Papstes an die Landesbischöfe verwies. Auch behielt man zurück Llorente's Uebersetzung einer Schrift des gelehrten Portugiesen Pereira über das Recht der Metropolitan-Bischöfe, die übrigen Landesbischöfe zu bestätigen, worin die Anmaßungen des römischen Hofes gründlich dargelegt wurden, eine Arbeit, die Llorente schon früher würde herausgegeben haben, wenn nicht die oben erwähnte Verordnung vom 5ten September mit ihrem Urheber, dem Minister Urquijo, gefallen wäre, der große Verfolgung durch die Hofränke erlitt, welche Spanien einen jener Männer raubten, der sehr dazu gestimmt war, die Mißbräuche der geistlichen Gewalt auszurotten.

Als Llorente seine Bußzeit im Kloster vollbracht hatte, kehrte er im Julius 1801 nach Calahorra zurück. Man hatte ausgebreitet, er sey von der Inquisition gezüchtigt und die Erlaubniß zu predigen ihm genommen worden. Um dieses Gerücht zu widerlegen, predigte er bald nachher am Feste der spanischen Märtyrer Hemeterio und Celedonio über den Text: Die Gerechten werden standhaft bleiben gegen ihre Verfolger, und die Worte eines ihnen geweihten Kirchengesanges: Veritas crimen putatur — Vox fidelis plectitur (die Wahrheit gilt für Verbrechen und Züchtigung trifft ihren treuen Bekenner) gaben ihm Stoff zu dem Lobe

„stalten dem Staate nichts kosteten, da die Lehrstühle „durch Privatstiftungen unterhalten wurden, um den Be„wohnern der Umgegend das Besuchen entfernter Lehr„anstalten, wie Valladolid, Alcala, Salamanca, zu er„sparen."

Im Jahre 1807 wurde er zum Ritter des Ordens Karls III. erhoben, nachdem man die Adelsprobe, welche nach der Verfassung erfoderlich war, hinlänglich gefunden hatte, denn er bewies nicht nur 4 Ahnen, wie das Gesetz verlangte, sondern konnte sogar von 16 Vorfahren im vierten Gliede nach aufsteigender Linie rechtmäßige Geburt und rein-christliches Blut (limpieza de sangre) darthun.

Die Revolution begann, und mit ihr eröffnete sich auch für Llorente, wie für so viele andere kenntnißreiche und freisinnige Männer in Spanien, eine neue Laufbahn. Im Mai 1808 erhielt er von dem Großherzoge von Berg, als damaligem Gouverneur von Spanien, den Befehl, sogleich als Mitglied der Notabeln nach Bayonne zu reisen, wo diese Versammlung sich über die in der Verwaltung des Reiches vorzunehmenden Veränderungen berathen und eine neue Verfassung als Vertrag zwischen dem Fürsten und dem Volke entwerfen sollte. Llorente entschuldigte sich, mußte aber einem geschärften Befehle folgen und kam am 17ten Junius in Bayonne an, wo Josef Bonaparte bereits zum Könige erklärt worden war. Auch hatte die Junta schon mehrere Sitzungen gehalten und sich über verschiedene Bestimmungen der neuen Verfassung vereinigt, von welcher ein zweiter Entwurf war gedruckt worden, den man Llorente mittheilte. Die Versammlung wurde geschlossen. Josef beschwur die Verfassung des Reichs, und die Mitglieder der Junta huldigten ihm als König von Spanien und Indien. Dasselbe thaten die Grandes und die Räthe, welche dem Könige Ferdinand VII. jetzt in verschiedenen Aemtern dienen, ohne daß die Grandes, die dem neuen Könige während des ganzen Monats Julius dienten, oder die Räthe, die ihm noch weit länger anhingen, deshalb Nachtheile gehabt haben. Am Ende des Julius wurde Llorente, gegen seine Erwartung und ohne sein Zuthun, von dem Könige Josef zum Staatsrathe ernannt. Am Ende jenes Monats verließ er Madrid mit dem Könige und ging nach Vitoria. Er würde

nie diese Reise gemacht haben, wenn er nicht gefürchtet hätte, in Madrid oder Toledo das Leben zu verlieren. „Die Nachricht von der Schlacht bei Baylen wandelte „plötzlich die öffentliche Meinung um, und man hielt es „für möglich, den Franzosen zu widerstehen. In Ma-„drid, Toledo und andern Orten war Aufstand des „Pöbels, erregt durch einige Uebelgesinnte oder an Eng-„lands Einfluß verkaufte Menschen. Viele achtbare Män-„ner wurden bloß deswegen ermordet, weil sie die Mei-„nung geäußert hatten, daß Widerstand gegen Frank-„reichs ungeheuere Macht die Verwüstung Spaniens nach „sich ziehen werde." Llorente's Ernennung zum Staats-rathe erweckte die Vermuthung, daß er ein Anhänger der Franzosen sey. Die Erfahrung zeigte, daß seine Be-sorgniß gegründet gewesen war. Andere Personen wur-den aus weit weniger scheinbaren Beweggründen Opfer der Volkswuth. Später erfuhr er, daß einige Uebelge-sinnte ihn wirklich in seinem Hause gesucht hatten.

Im August 1808, als er noch zu Vitoria war, er-hielt er vom Könige Josef, der zu Miranda am Ebro sich aufhielt, den Befehl, ihn auf seiner Reise durch die Landschaft Rioja zu begleiten. Er hatte hier Gelegenheit, seinen Landsleuten nützlich zu werden. Auf seine Verwen-dung gab der Marschall Jourdan den Ackerbauern in Lo-groño mehr als 100 Stück Vieh, die man geplündert hatte, zurück, und ähnliche Wiedererstattungen geschahen in Calahorra und anderwärts. In Miranda rettete er 17 Personen, die für die Ermordung eines französischen Soldaten mit dem Leben büßen sollten. König Josef gab in Logroño dem Armenhause ein ansehnliches Geschenk, und viele Pfarrer erhielten Gaben zur Wiederanschaffung von Kirchengefäßen, die nach ihrer Angabe waren geraubt worden. Llorente vermittelte es, daß für die Gemeine von Logroño und andere Orte die Drohung eines Kriegs-befehls, der alle Bewohner einer Gemeine für jeden auf ihrem Gebiete begangenen Mord französischer Soldaten verantwortlich machte, ohne Wirkung blieb.

Als er im Anfange des Decembers nach Napoleons Siegen mit dem Könige wieder nach Madrid kam, ließ er bald nachher eine Abhandlung über das spanische Reichswappen (Discurso heraldico sobre el escudo de armas de España — Madrid 1809) drucken. Llorente hatte diese Schrift der Versammlung zu Bayonne vor-

gelesen, als man über das königliche Wappen Berathungen hielt. Er zeigte, daß Spanien als Ein Reich bis dahin kein eigenes Wappen gehabt hatte. Da Spanien zu der Zeit, wo die Wappen aufkamen, noch nicht ein einziges Reich bildete, so entstanden nur Wappen für die einzelnen Reiche, das Schloß für Castilien, der Löwe für Leon, das Kreuz (später Ketten) für Navarra, ein anderes Kreuz (wofür später die Pfähle — barras — der Grafen von Barcelona angenommen wurden) für Aragon. Portugal hatte verschiedene Wappenschilde, bis es endlich die Silberpfennige (Quinas) annahm. Die maurischen Reiche Toledo, Sevilla u. a. hatten gleichfalls eigene Wappen. Als Karl I. (V) Spanien vereinigte, dachte er auf ein allgemeines Reichswappen; er begnügte sich aber, die Wappenschilde von Castilien, Leon, Aragon, Navarra und Granada zu vereinigen, da man die übrigen Landschaften als Theile von jenen betrachtete. Llorente's Vorschlag war: zwei silberne Säulen im rothen Felde, eine rechts mit der Halbkugel der alten Welt und der Inschrift: Non plus ultra, die andre links mit der Halbkugel der neuen Welt und der Inschrift: Plus ultra, und einer Sonne oben im blauen Felde, die Halbkugeln erleuchtend. Llorente setzte die Gründe dieser Meinung aus einander und suchte darzuthun, daß die Ausführung des Vorschlages dazu beitragen werde, volkthümlichen Gemeingeist, statt des engen landschaftlichen Geistes, zu wecken. Auf den Fall, daß sein Antrag nicht genehmigt werden sollte, schlug er vor, den Wappenschild aus 4 Feldern und einem Mittelschilde bestehen zu lassen, und das erste Feld für Castilien, das zweite für Leon, das dritte für Aragon, das vierte für Navarra und den Mittelschild für Indien (durch zwei Weltkugeln und Säulen angedeutet) zu bestimmen. Die Versammlung zu Bayonne entschied nichts, da man sagte, daß dem Könige die Wahl des Wappens zustehe. Josef zog Llorente's zweiten Vorschlag vor, fügte aber ein sechstes Feld mit dem Wappen von Granada hinzu.

Nach der Aufhebung der Inquisition durch Napoleons wohlthätige Verordnung vom 4. December 1808, gab König Josef den Befehl, daß die Archive der General-Inquisition, so wie der Untergerichte in Madrid und andern Orten, unter Llorente's Obhuth stehen, und die Aufseher aller Archive ihm alle Urkunden und gerichtlichen

Verhandlungen, die er verlangen möchte, zur Abschrift überliefern, so wie jede Nachricht ertheilen sollten, die zum Behufe einer Geschichte der Inquisition nützlich seyn könnte. Llorente verschaffte sich auf diesem Wege reiche Vorräthe, und beschäftigte zwei Jahre hindurch viele Personen mit Abschriften und Auszügen, die er ihnen angab. Diese Vorarbeiten und seine trefflichen Handschriften, die er seit 1789 gesammelt hatte, setzten ihn in Stand, seine Werke über die Inquisition zu schreiben.

In demselben Jahre wurde er, nach der Aufhebung der Klöster (19. August 1809), zum Ober-Einnehmer alles Klostereigenthums ernannt, mit dem Auftrage, die Aufhebung nach und nach zu vollziehen. Llorente ließ Jeden alles, was die Zelle zu eigenem Gebrauche enthielt, frei mitnehmen, und selbst aus dem gemeinsamen Klostereigenthume dasjenige, was jeder bei der neuen Lebensweise, wozu er übergehen sollte, für den Anfang brauchen mochte. Man gab ihm verschiedene Prälaten und Mönche an, welche Geschmeide, Geld, Staatspapiere, Schuldscheine verheimlicht haben sollten, was bei hohen Strafen verboten war; aber er hat nie solchen Angaben strenge nachgeforscht. So lange er Einfluß hatte, wurden auch alle den Bewohnern der aufgehobenen Klöster ausgesetzte Jahrgelder pünctlich bezahlt.

Bald nachher wurde Llorente zum Ober-Aufseher der Nationalgüter bestellt. Dazu gehörten auch die Güter derjenigen, welche ihre Wohnungen verlassen hatten, um nach Cadiz zu gehen, und nicht zu der durch königliche Verordnungen bestimmten Frist zurückkehrten. Llorente sorgte dafür, soviel von ihm abhing, daß bei der Vollziehung der höheren Befehle, welche die Einziehung der Güter verfügten, die Nachtheile für die Angehörigen der Bestraften, soviel als möglich, vermindert wurden. Er wußte es zu vermitteln, daß die Verwaltung der eingezogenen Güter den Gattinnen, Töchtern und Schwestern der Ausgewanderten übertragen ward.

Die neue Regierung wußte nicht nur die Geschäftsthätigkeit des fleißigen Mannes für den Staatsdienst zu benutzen, sondern auch seine gelehrten Kenntnisse und freisinnigen Ansichten in fruchtbare Wirksamkeit zu setzen. Im Jahre 1809 gab er eine Sammlung von alten und neuen Urkunden, welche die Aufhebung kirchlicher Ehehindernisse und anderer Gegenstände der

Kirchenzucht betrafen (Coleccion diplomatica de varios papeles antiguos y modernos sobre dispensas matrimoniales y otros puntos de disciplina eclesiastica) heraus. Sie enthielt die oben erwähnte Verordnung vom 5. September, 1799, welche der König nach dem Tode des Papstes Pius VI. erlassen hatte, nebst den Schreiben aller Erzbischöfe und Bischöfe, die den königlichen Befehl zu befolgen versprochen hatten, und verschiedene damals geschriebene Abhandlungen über diesen Gegenstand. Die Herausgabe dieses Werkes geschah auf ausdrückliche Anordnung des Königs, der die öffentliche Meinung auf die Aufhebung der Nachtheile, welche der Ausfluß des Geldes für päpstliche Ausfertigungen herbei führte, vorbereiten wollte. Im nächsten Jahre ließ er eine Abhandlung über die Gewalt, welche die spanischen Könige bis zum 12ten Jahrhunderte in der Vertheilung der Bisthümer und in andern Puncten der Kirchenzucht ausübten (Disertacion sobre el poder que los Reyes españoles exercieron hasta el siglo XII en la division de obispados y otros puntos de disciplina eclesiastica, con un apéndice de escrituras justificativas) folgen. Auch zu diesem Werke gab König Josef Veranlassung, um das Volk auf die Veränderungen vorzubereiten, die künftig Statt finden sollten, da der Verfasser darin zeigte, daß bis zum zwölften Jahrhunderte alle jene Angelegenheiten von dem Könige mit Zustimmung der Bischöfe waren abgemacht worden, ohne deßhalb mit Rom zu verhandeln.

In demselben Jahre wurde er von dem Könige zum höchsten Beamten in den Angelegenheiten der Kreuzbulle (comisario general apostólico de la santa cruzada) ernannt. Er gab die Oberaufsicht über die Nationalgüter gern auf, da es ihm angenehmer war, Wohlthaten zu vertheilen. Die Kriegsumstände waren Schuld, daß nicht mehr die ansehnlichen Summen eingingen, die ehedem von der Behörde der Kreuzbulle für die Erlaubniß, an Fasttagen Fleisch zu essen, so wie für die Umänderung gewisser Bußübungen kraft päpstlicher Bullen waren erhoben worden. Das Findelhaus zu Madrid, das Waisenhaus, die wohlthätige Anstalt, welche das Haus der Töchter des Friedens (casa de niñas de la paz) genannt wird, hätte man schließen müssen, und viele Unglückliche würden umgekommen seyn, wenn es nicht

Llorente gelungen wäre, mit dem Wenigen, was die Einkünfte abwarfen, sie zu unterstützen. Viele Personen hohen Standes, die ihre ehemaligen Jahrgelder entbehrten, würden genöthigt gewesen seyn, ihren Unterhalt zu erbetteln, wenn Llorente ihnen nicht heimlich Beistand geleistet hätte.

Als er im Jahre 1811 zum ordentlichen Mitgliede der Akademie der Geschichte aufrückte, verfaßte er eine Schrift über die öffentliche Meinung in Spanien, hinsichtlich des Inquisitionsgerichts (Memoria historica sobre qual ha sido la opinion nacional en España acerca del tribunal de la inquisicion), die 1812 gedruckt wurde. Er zeigte, daß sich das spanische Volk aus allen Kräften der Einführung der Anstalt widersetzt und stets auf die Verbesserung derselben gedrungen habe. Um dieselbe Zeit schrieb er ein Trauerspiel: Eurico, dessen Stoff zwar aus den Zeiten der Westgothen entlehnt war, worin er aber die Umstände seiner Zeit unter dem Bilde eines entfernten Zeitalters und alter Begebenheiten schilderte.

Im Jahre 1812, wo er Mitglied der Akademie der spanischen Sprache wurde, gab er den 1sten Band seiner Jahrbücher der spanischen Inquisition (Anales de la inquisicion de España) heraus, welcher die Erzählung von der Stiftung bis zum Jahre 1508 fortführt. Der zweite Band, der 1813 gedruckt wurde, geht bis 1530. Der Druck des dritten (bis 1564) und des vierten (bis 1578) war vorbereitet, und Stoff zur Fortsetzung gesammelt, dessen Verarbeitung verschiedene Reisen hinderten.

Im August 1812 ging Llorente im Gefolge des Königs Josef von Madrid nach Valencia, da der Marschall Marmont die Schlacht bei Arapiles oder Salamanca gegen Wellington verloren hatte. Er schrieb in dieser Zeit auf besonderen Auftrag des Königs mehrere Flugschriften in Beziehung auf die Angelegenheiten des Tages. Zuerst: Die öffentliche Meinung in Spanien über den Krieg mit Frankreich (Discurso sobre la opinion nacional de España acerca de la guerra con Francia) — eine Abhandlung, worin er unwidersprechlich darthat, „daß nur die Grandes, die „Lehnherrn, die Mönche, so wie diejenigen Weltgeistli„chen, welche im Besitze von Zehnten und reichen Län-

„dereien waren, den Krieg wollten, und daß diese den=
„selben bloß aus Eigennutz und gegen des Volkes Vor=
„theil zu unterhalten suchten, indem sie ihren Einfluß
„auf die unwissende geringere Volksclasse mißbrauchten,
„welche selbst ihre Ketten schmiedete und ihren Untergang
„bereitete.“ In einer andern Abhandlung unter der Auf=
schrift: Bemerkungen über die spanischen Dyna=
stien (Observaciones sobre las dinastias de España)
zeigte er den wichtigen Einfluß der geographischen Lage
auf die Ereignisse in einem Lande, indem er aus der
spanischen Geschichte darthat, daß alle Fürstengeschlechter,
die seit den Westgothen das Land beherrscht haben, aus
Frankreich gekommen sind, da selbst die österreichische
Dynastie französischen Ursprungs war. Er hielt es für
zeitgemäß, diese Puncte der Landesgeschichte dem Volke
aufzuhellen, damit die Herrschaft des neuen Fürsten we=
niger auffallend erscheine.

Von Valencia begab sich Llorente nach Zaragoza,
wo er bis in den Julius 1813 blieb und die oben ge=
nannten Aufsätze mit neuen Zugaben wieder abdrucken ließ.
Ferner wurde von ihm die Vorstellung des Bischofs
von Orense an die Regentschaft in Cadiz mit
Anmerkungen begleitet (Representacion del Señor
Obispo de Orense á la regencia de Cadiz con reflexi-
ones del editor) herausgegeben. Der Bischof war durch
eine Verordnung der Cortes vom 15ten August 1812
des spanischen Namens für unwürdig erklärt, geächtet
und aller bürgerlichen Rechte beraubt worden, weil er
die von den Cortes bekannt gemachte Verfassungsurkunde
nur unter gewissen Einschränkungen hatte beschwören wol=
len. Die Schrift des Bischofs gab dem Herausgeber
Gelegenheit, zu zeigen, „daß die Spanier, welche zu Ca=
„diz regierten, nicht Vertreter des spanischen Volkes,
„noch des spanischen Volksgeistes, sondern nur Diener
„des englischen Ministeriums seyen, das Spaniens Un=
„tergang und das Verderben seiner Seemacht und seiner
„Colonien unter der Larve eines Freundes und Verbün=
„deten herbeiführe.“ Er schloß mit dem Aufrufe: „daß
„alle wahre Vaterlandsfreunde zur Rettung des Landes
„sich verbinden, von der Partei des Aufstandes sich tren=
„nen und sich mit dem Könige Josef vereinigen sollten,
„dem sie vor dem Sacramente in einer feierlichen Messe
„in jedem Kirchspiele des Königreichs Treue geschworen;

„denn, der unglücklichen Schlacht bei Salamanca unge-„achtet, würden die Franzosen, nach geendigtem Kriege „gegen Rußland, mit Uebermacht zurückkehren."

Llorente sah aber nur zu bald alle jene Erwartungen verschwinden und mußte im Julius 1813 von Zaragoza nach Frankreich eilen, um den Gefahren wilder Gesetzlosigkeit zu entfliehen, die er voraus sah, als das französische Heer sich zurückzog. Warnend standen die unglücklichen Erfahrungen des Jahrs 1808, wo so viele wackere Männer unter ähnlichen Umständen ihren Tod gefunden hatten, vor seinen Augen, und der Erfolg bewies, daß er dem gefaßten Entschlusse seine Rettung verdankte. Zwei seiner Amtsgenossen, die in Spanien blieben, wurden die Opfer der Wuth des entzügelten Pöbels, und Einer von ihnen verlor sein Leben, während der Andre Mißhandlungen aller Art erlitt. Er reiste durch das südliche Frankreich und kam im März 1814 nach Paris, um die Bekanntschaft einiger Gelehrten zu machen und die dortigen Bücherschätze zu benutzen.

Als Ferdinand VII. im März 1814 von Valençay nach Spanien zurückgekehrt war, beeiferten sich diejenigen, welche unter Josef Minister oder Staatsräthe gewesen und jetzt ihres Eides entbunden waren, den König anzuerkennen. „Sie handelten dabei," setzt Llorente „hinzu, „eben so redlich als zu der Zeit, wo sie dem „Könige Josef gehuldigt hatten, da die Nothwendigkeit, „der französischen Macht zu weichen, es ihnen geboten „hatte, wozu das löbliche Verlangen kam, den Schaden „des Vaterlandes abzuwenden oder zu vermindern." Im April schrieb er an den König und stellte sein Betragen während der fremden Herrschaft und die Beweggründe seiner Reise nach Frankreich dar. Auch schrieb er zu gleicher Zeit an das Capitel zu Toledo, den Wunsch aussprechend, zum Genusse seiner Pfründe zurück zu kehren. Beide Schreiben blieben ohne Antwort. Im Mai desselben Jahres erließ der Justiz-Minister eine Verfügung des Inhalts, daß diejenigen Spanier, welche zu gewissen in der Verordnung angegebenen Classen gehörten, ohne des Königs Erlaubniß nicht in ihr Vaterland zurückkehren und ihrer Güter und Einkünfte verlustig seyn sollten. Llorente traf dieses Schicksal doppelt hart, da er auch seine Bücher, die größte und beste Privatsammlung in Madrid, verlor, mehr als 8000 Bände, worun-

ter viele Handschriften und höchst seltene Werke waren. Im September wiederholte er sein Gesuch bei dem Könige und schrieb noch einmal an das Capitel zu Toledo. Von Seiten des Königs erfolgte keine Antwort; von dem Secretär des Capitels aber ward ihm gemeldet, er sey, kraft königlicher und geistlicher Gewalt, seiner Stiftspfründe für verlustig erklärt worden.

Llorente schickte eine Verwahrung seiner Rechte nach Toledo und behauptete die Nichtigkeit des Verfahrens gegen ihn, da er nicht vorgeladen und gehört worden sey. Zu Anfange des Decembers schickte er eine neue Vorstellung an den König. Er setzte weitläufig die politischen Umstände aus einander, welche zu den getroffenen Maaßregeln Anlaß gegeben hatten, und suchte darzuthun, daß der König übel berathen sey, wenn er ein Betragen, das er selber mehr als einmal befohlen, selber in einem weit größern Umfange befolgt habe, für verbrecherisch halte, und wenn er sich über diejenigen beklagen wolle, welche denselben Weg eingeschlagen. „Die „Furcht, eines unglücklichen Todes zu sterben," — sagt „er — „wie Don Juan Diego Duro und Don Candido „Mendivil, beide Stiftsherrn in Toledo, befreit mich „von dem Vorwurfe, daß meine Abwesenheit ein Ver„brechen sey, und ich mich einer treulosen Flucht schuldig „gemacht habe, als ich mich entfernte, solange nicht die „Herrschaft der Gesetze hergestellt war, welchen ich mich „stets unterwerfe. Niemand weiß es besser als Ew. Ma„jestät, welche giltige Entschuldigung die Furcht vor dem „Tode und vor andern Uebeln ist, wenn man der Ge„walt nachgeben muß. Die gerechte Furcht, Ihr Leben „und das Leben der Infanten Don Carlos und Don An„tonio in Gefahr zu bringen und Spanien furchtbarem „Unglücke auszusetzen, bewog Ew. Majestät, der Krone, „zu Gunsten ihres Vaters am 5ten Mai 1808 zu ent„sagen; am 6ten desselben Monats Don Evaristo Perez „de Castro nach Madrid abzusenden, damit nichts von „allem geschehe, was Sie am Morgen des 5ten Mai „vor Ihrer Thronentsagung der Regierungs-Junta be„fohlen hatten; Ihre Entsagung am 10ten durch einen „feierlichen Vertrag zu bestätigen; den Spaniern am „12ten zu befehlen, dem Kaiser Napoleon zu gehorchen; „den Bruder desselben am 22sten Junius als rechtmäßi-

„gen König von Spanien anzuerkennen und ihm den
„Wunsch zu eröffnen, daß ein freundschaftlicher Brief=
„wechsel zwischen Ew. Majestät und ihm angeknüpft wer=
„den möge; im April des Jahres 1810 die Vermählung
„des Kaisers Napoleon durch große Festlichkeiten zu feiern,
„wobei Sie auf dessen Wohlseyn tranken und ihn den
„Oberherrn Ew. Majestät (soberano de V. M.) nann=
„ten; endlich das Verlangen zu erklären, daß Sie von
„Napoleon an Sohnes Statt angenommen werden möch=
„ten, und viele andere Dinge zu thun, die nicht weni=
„ger Ihren Wünschen entgegen seyn mußten. — —
„Meine Sache war gut, weil ich der Meinung Ew. Ma=
„jestät folgte, nämlich, daß Spanien in großes Unglück
„würde verwickelt werden, wenn die Spanier gegen jene
„gewaltige Macht, die den Kaisern von Oesterreich und
„Rußland, den Königen von Schweden, Dänemark,
„Preußen, Baiern, Sachsen, Würtemberg, Sicilien und
„Sardinien Schrecken einflößte, einen Widerstand hätten
„versuchen wollen, den man für unnütz hielt. Englands
„Einfluß reizte zum Widerstande, und es erfolgten die
„Uebel, die Ew. Majestät und ich selber gefürchtet hatten.
„Josef aber wurde dessen ungeachtet in allen Theilen
„Spaniens als König anerkannt, ausgenommen in Ca=
„diz, Alicante und Cartagena, und Ew. M. beklagte
„diese Uebel in Ihrem Schreiben aus Valençay vom 8.
„April 1810. — — Ich war nie treulos, — sagt er
„weiter — sondern stets Ew. M. getreu. Ich war es
„vom 19ten März 1808, wo Sie den Thron bestiegen,
„bis mir der hohe Rath von Castilien befahl, Ihren
„Vater, König Karl IV., wieder anzuerkennen. Ich kehrte
„treu zu Ew. M. zurück, sobald ich von dem Vertrage
„zu Valençay vom 11ten December 1813, der Ihnen
„die Krone zurück gab, Nachricht erhielt. In der Zwi=
„schenzeit konnte ich Ew. M. weder treu noch untreu
„seyn, da Sie nicht wirklich die Herrschaft über Spa=
„nien ausübten. Ich war ein Anhänger der Regierung,
„die man jetzt eine angemaaßte nennt. Ew. M. hatten
„dieselbe jedoch als eine rechtmäßige Gewalt anerkannt,
„und ich hing ihr an, weil es keine andere im Lande gab.
„Späterhin bildete sich allerdings durch Aufstand eine
„andre Gewalt, welche den Namen Ew. Maj. sich an=
„maaßte, weil sie nur auf diese Weise die Unwissenden
„hintergehn konnte; aber ihre wahren Absichten sind mit

„der Zeit enthüllt worden. Ich war und bin ein An„hänger des Königthums. Ich glaubte, meinem Vater„lande nützlich zu seyn und die Monarchie gegen das „republicanische System zu bewahren. Die Geschichte der „ununterbrochenen Kriege, welche im 16ten und 17ten „Jahrhunderte zwischen Spanien und Frankreich geführt „wurden, weil zwei verschiedene Fürstenhäuser in diesen „Reichen herrschten, und des dauernden Friedens, der „im 18ten Jahrhunderte aus der entgegengesetzten Ur„sache bestand, bestärkte mich in der Meinung, daß wir „bei der Voraussetzung, daß Ew. Majestät Unglück ent„schieden sey, dem Eide treu bleiben müßten, den wir „dem uns vom französischen Herrscherstamme gegebenen „Könige geleistet hatten, um nicht die unglücklichen Zei„ten unter Karl V. und Franz I. und ihren Nachfolgern „zurück zu führen. Hätte die Partei des Aufstandes „nicht den Bürgerkrieg erregt, so würde Amerika, das „mit der Verfassung von Bayonne sehr zufrieden war, „mit dem Mutterlande vereinigt geblieben seyn. Nur „zwei Ergebnisse sahen wir vor Augen: entweder wurde „Napoleon eines Tages besiegt oder nicht. Wäre es „nie der Fall gewesen, so würden Ew. M. stets des „Thrones beraubt geblieben seyn, aber das spanische Reich „wäre unzerrissen geblieben, seine Ortschaften wären nicht „verheert, seine Bewohner nicht in Armuth gestürzt wor„den und die Amerikaner nicht abgefallen. Fiel Napo„leon, so kehrte Ew. M. auf Ihren Thron zurück wie „Ihr Oheim in Neapel und andere Fürsten, ohne daß „Spanien auf lange Zeit unglücklich geworden wäre, „ohne daß es seine Colonien verloren und großen Scha„den durch den Bürgerkrieg erlitten hätte. Das natür„liche Recht, welches, einstimmig mit dem göttlichen, „uns befiehlt, die Ehre zu bewahren, ermächtigt mich, „Allergnädigster Herr, Wahrheiten zu sagen, die bitter „seyn können, aber zur Vertheidigung meiner Ehre nö„thig sind. Ich betheure und werde es mit meinem Blute, „mit meinem Leben behaupten, daß ich Keinen von bei„den Parteien des Verbrechens der Treulosigkeit schuldig „halte, da jeder dem Vaterlande auf dem Wege, den er „wählte, am besten zu dienen glaubte, und Irrthum, „oder glückliches Treffen hier weder Verbrechen noch „Verdienst ist. Könnte man ja Spanier der Treulosig„keit anklagen, so würden es diejenigen seyn, die den

„Bürgerkrieg entzündeten, die Verheerung von Städten „und Dörfern, die Verarmung der Bewohner und den „Verlust von Amerika herbei führten. Der Mangel ei„nes giltigen Rechtsanspruches bei der Erwerbung der „Herrschaft war nur Vorwand, nicht wahrer Beweggrund. „Nichtig war Ferdinands V. Anspruch auf Neapel, nich„tig sein Anspruch auf Amerika, nichtig die Ansprüche „fast aller Eroberer; aber deßungeachtet wird alles im „Fortgange der Zeit rechtmäßig, weil es das Wohl des „Vaterlandes verlangt. Die Personen und die Geschlech„ter der Könige heißen heute so und morgen anders, „aber das Vaterland ist beharrlich bei solchem Wechsel. „Dem Herrscher gebührt Treue, solange er die Ober„gewalt ausübt, dem Vaterlande immer."

Llorente erfuhr nicht, ob sein Schreiben, das noch mehrere eben so freimüthige Aeußerungen als die mitgetheilten enthält, in des Königs Hände gekommen wäre. Er ließ es daher in Paris drucken und schickte Exemplare desselben an alle Minister in Spanien und an den Erzbischof und das Capitel in Toledo. Auch diese schwiegen.

Während der beiden ersten Jahre seines Aufenthalts in Paris gab er seine Denkwürdigkeiten zur Geschichte der spanischen Revolution (Memorias para la historia de la revolucion de España) in drei Bänden heraus, die eine Menge von Urkunden enthalten, ohne deren Kenntniß man die Vorgänge jener Zeit nicht richtig beurtheilen kann. Die beiden ersten Bände erschienen auch in französischer Uebersetzung: Mémoires pour servir à l'histoire de la revolution d'Espagne unter dem anagrammatisch versetzten Namen Don Juan Nellerto. „Bald darauf gab de Pradt seine Denk„würdigkeiten heraus, die ihm viel Geld eingetragen „haben," setzt Llorente hinzu, „aber vier Fünftheile sei„ner Erzählung und alle Urkunden hat er aus meinem „Werke entlehnt, ohne es zu sagen."

Als man nach der Rückkehr der Bourbone auf die Throne von Spanien und Frankreich die Grundsätze der gesetzlichen Erblichkeit (Legitimität) zu Gunsten jenes Hauses verfocht, rühmte man dieses als das älteste europäische Fürstengeschlecht. Die Frage, ob und inwiefern dieß gegründet sey, beschäftigte ihn ernstlich, und gewohnt, bei solchen Gelegenheiten nicht auf halbem Wege stehen zu bleiben, benutzte er seine Muße in Paris zu

fleißiger Quellenforschung. Das Ergebniß seiner Untersuchungen war, daß Graf Robert der Starke nicht, nach der später aufgekommenen Meinung, von Pipin von Heristal abstamme, sondern, wie schon im dreizehnten Jahrhunderte Konrad von Ursperg gezeigt habe, ein Sohn Wittekinds III., Herzogs von Sachsen, also ein Urenkel des großen Wittekinds gewesen sey. Diese Untersuchungen wurden die Grundlage eines neuen Werkes: Erläuterungen des Stammbaums des Königs von Spanien, Ferdinands VII. Er führte in dieser Schrift den Stamm des Königs bis zu einem Ziele, wohin deutsche Forscher auf sicherm geschichtlichen Boden zu gelangen längst aufgegeben haben, bis zu Wittekinds Ahnherrn, Sigard (633 nach Chr.), einem angeblichen Könige der Sachsen. Llorente wollte dem Beispiele früherer Forscher folgen, die ihre genealogischen Werke den spanischen Königen gewidmet hatten, und schrieb deßhalb an den ersten Staatssecretär, Cevallos, welchem er die Reinschrift überschickte. Er erhielt nie Nachricht, ob und wie der König das Werk aufgenommen habe. „Ich bin nicht beschämt über diese Verschmähung," sagt er, „meine jetzige Lage erlaubt noch empfindlichere; aber wenn „ich Minister wäre, so würde ich mich eines solchen Betragens schämen, da die größte Strenge mit Höflichkeit vereinbar ist."

Im November 1815 erfuhr Llorente, daß der Secretär des Raths von Castilien ein Umlaufschreiben an die Bischöfe erlassen habe, worin er ihnen auftrug, diejenigen Geistlichen, welche mit dem französischen Heere nach Frankreich gegangen waren, vorzuladen, wegen der Entsetzung von ihren Pfründen gegen sie zu verfahren und die Verhandlungen an den Rath von Castilien zu senden. Er wußte, daß auch er in das Bisthum Calahorra vorgeladen war, und bestellte einen Bevollmächtigten. Zu gleicher Zeit (1816) ließ er eine Vertheidigung gegen die wider ihn angebrachten Beschuldigungen drucken. Der Rath von Castilien erkannte die Gerechtigkeit seiner Sache. Er erklärte, daß Llorente, da er auf die Ladung sich gehörig gemeldet und auf die Anklage zu antworten bereit gewesen sey, keineswegs der Strafe des Nicht-Erscheinens schuldig sey, daher seiner Pfründe nicht beraubt werden könne, sondern das geistliche Gericht seine Vertheidigung anhören müsse. „Dieß war," setzt Llo-

„rente hinzu, „der erste und letzte Beweis von Gerech-
„tigkeit, den ich seit meiner Entfernung aus Spanien
„erhielt." Aber er blieb ohne Wirkung, denn es kam
bald der Befehl, alle Prozesse gegen die nach Frankreich
entflohenen Spanier niederzuschlagen.

Während der Sitzung der Deputirten-Kammer von
1816 — 17 wurden von zwei Mitgliedern einige harte
Aeußerungen gegen die unglücklichen Verbannten ausge-
sprochen, welche dießseit der Pyrenäen eine gastfreund-
liche Zuflucht gefunden hatten. Clauzel de Cousergues,
aus dem Departement des Aveiron, ließ seine Stimme
drucken und sagte in einer Anmerkung, daß einige Spa-
nier, welchen die Rückkehr gestattet worden sey, von
dieser Erlaubniß aus Furcht vor der Inquisition Gebrauch
zu machen unterließen, und diese Besorgniß doch keinen
Grund habe, da jenes Gericht sehr milde, ein Muster
von Mäßigung sey und sich bloß auf Bücherrichten be-
schränke, da der Geist der Duldung in den Verordnun-
gen desselben herrsche, die öffentlichen Gerichtshandlun-
gen (autos de Fé) aufgehört hätten, und im Lande
von einem solchen Gerichte kaum geredet werde. Llo-
rente ließ zur Widerlegung jener Behauptungen ein
Schreiben an Clauzel*) drucken, worin er darthat,
daß die Angabe, es sey seit dem Jahre 1680 kein Auto
de Fé gehalten worden, falsch sey, da erweislich von
1700 bis 1808 durch die Flammen der Iquisition
1578 Personen umgekommen, 788 aber, die vor dem
Urtheilsspruche flüchtig geworden oder gestorben waren,
im Bildnisse verbrannt, 11998 Personen zu mehr oder
weniger harten Bußübungen verurtheilt, und also über-
haupt 14,364 Opfer der Inquisition gezählt worden seyen.
Dieß und der Umstand, daß kein einziges Gesetz des
Inquisitionsgerichts widerrufen worden ist, stößt Clau-
zel's Behauptung völlig um. Llorente zeigte, daß zwar
allerdings durch die allgemein verbreitete Aufklärung die
ehemalige Strenge des Gerichts gemildert worden sey,
aber deßungeachtet sey es eine große Härte, einen Ge-
fangenen viele Jahre eingesperrt zu halten, ohne Rath-
geber, ohne Gesellschafter, ohne ihm die Verhandlungen
des Prozesses zu zeigen, ohne ihm die Zeugen bekannt

*) Carta de D. Iuan Antonio de Llorente á M. Clauzel de Cousergues sobre la inquisicion de España.

zu machen, ohne ihm eine wahre Vertheidigung seiner Ehre, seines Lebens und seiner Habe zu gestatten.

Ausführlicher sprach Llorente über alles dieß in seiner bald nachher in einer französischen Ausgabe erschienenen kritischen Geschichte der spanischen Inquisition, worin er die Ergebnisse vieljähriger Forschungen vereinte. Bis jetzt sind vier Bände davon herausgekommen.

Am Schlusse seiner Lebensbeschreibung giebt Llorente das Verzeichniß verschiedener Schriften, welche in der Handschrift theils vollendet, theils der Vollendung nahe sind. Auch hier mögen diese Angaben eine Stelle finden. 1) Das Hauptwerk: Ein topographisches Wörterbuch des alten und neuen Spaniens, nebst Angabe der Oerter, welche unter den alten Namen zu suchen sind. 2) Eine Lebensgeschichte des Antonio Perez, ersten Staatssecretärs Philipps II. Die bereits gedruckten Werke über diesen merkwürdigen Mann, dessen Begebenheiten mit der damaligen Geschichte Spaniens enge verflochten sind, geben nicht hinlängliches Licht. Die Verhandlungen, welche nach dem Tode des Verfolgten auf Ansuchen seiner Witwe und seiner Söhne zur Wiederherstellung seines Andenkens eingeleitet wurden, liefern wichtige Beiträge, und der Prozeß, den die Inquisition zu Zaragoza in seiner Abwesenheit gegen ihn führte, klärt viele Zweifel auf. Llorente hat denjenigen Theil des Werkes, der nicht aus gedruckten Quellen geschöpft werden kann, bereits ausgearbeitet und wird, wenn er Muße hat, das Ganze vollenden. 3) Eine Abhandlung über die Eintheilung der Bisthümer in Spanien, welche der westgothische König Wamba im 7ten Jahrhunderte gemacht haben soll. Llorente behauptet gegen Florez — der sich in s. España sagrada darüber erklärt — daß jene Theilung wirklich Statt gefunden habe, und daß die Schrift, worauf man sich bezieht (in Aguirre's Werke über die spanischen Kirchenversammlungen), keineswegs erdichtet sey, jedoch manche Veränderungen erlitten habe. 4) Unter mehrern kleinern Aufsätzen, die theils für Zeitschriften, theils zu andern Zwecken bestimmt sind, nennt er folgende: a) Abhandlung über die Staatsverfassung von Aragon, worin er zeigt, daß die Spanier bereits im 8ten Jahrhunderte die Grundsätze kannten, die man in neuern Zeiten über die ursprüngliche Gewalt des Volkes, über die Begränzung der aus-

übenden Staatsgewalt, und den Vorbehalt der Entthronung im Falle einer Verletzung des Grundvertrages aufgestellt hat; b) Ueber die beharrliche Sorgfalt der Aragoner, ihre Könige zur Beobachtung der den Unterthanen ursprünglich vorbehaltenen Rechte zu vermögen, oder Angabe der merkwürdigsten Vorfälle, wo die Aragoner ihre Könige nöthigten, zurückzutreten, wenn dieselben zu willkürlicher Herrschaft vorschritten, Auflagen vorschrieben oder die persönliche Freiheit kränkten; c) Ueber die Nachtheile, welche Spanien durch den Ehrgeiz seiner Großen erlitten hat; d) Ueber den Widerstand der Spanier gegen unrechtmäßige Herrscher; e) Ueber den nachtheiligen Einfluß, welchen Unkunde in der Naturlehre und Mathematik auf Castilien gehabt hat; f) Abhandlung über die Quellen der Romane des Le Sage, worin er zeigt, daß der Franzose nicht mehr als Uebersetzer spanischer Werke war, und überhaupt Nachrichten über die Literatur der spanischen Romane mittheilt; g) Ueber die schädlichen Folgen, welche die Vervielfältigung der Festtage in religiöser, sittlicher und politischer Hinsicht hat.

Johann Friedrich Cotta.

Johann Friedrich Cotta.

Johann Friedrich Cotta, geboren den 27. April 1764, kann seine Abkunft bis zu dem alten römischen Geschlecht hinauf verfolgen, welches in der Zeit der Republik blühte. Nach dem vom Kaiser Otto dem ersten am Ende des zehnten Jahrhunderts dieser Familie ertheilten und vom Kaiser Sigismund im vierzehnten Jahrhundert bestätigten Adelsbrief kam sie von Rom nach Mailand und von da nach Oesterreich und Sachsen, wo sie zur Zeit der Reformation unter die angesehensten Einwohner Eisenach's gehörte und selbst Luther'n (durch Anna Cotta) unterstützte. Von Eisenach kam ein Zweig nach Dresden, wovon 1640 ein jüngerer Sohn, Johann Georg, der bei Zimmermann in Wittenberg die Buchhandlung erlernte, nach einigen Jahren nach Tübingen zog und dort die bis heutigen Tag bestehende Joh. Georg Cotta'ische Buchhandlung stiftete. Es sind mithin fast zweihundert Jahre, daß dieser Handlungszweig von dieser Familie mit glücklichem Erfolg betrieben wird. Wie bedeutend ihr Geschäftskreis war, kann daraus erhellen, daß der Großvater des jetzigen Cotta nebst seinem Bruder im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts schon zwanzig Pressen beschäftigte, und daß ihnen die Pariser Akademie damals den Druck ihrer Memoiren soll angetragen haben. Aber auch den Wissenschaften gab diese Familie wichtige Männer, wovon wir nur den in der gelehrten Welt rühmlich bekannten Johann Friedrich Cotta, Kanzler der Tübinger Universität, der im Jahre 1779 starb, nennen wollen. Dem Wunsch dieses berühmten Gottesgelehrten gemäß, ward unser Cotta dem Studium der Theologie gewidmet, weßhalb er sich, nebst den übrigen Wissenschaften, auf dem

Gymnasium zu Stuttgart auch mit der Erlernung der orientalischen Sprachen beschäftigte. In dem Jüngling hatte sich aber schon, als bestimmter Charakterzug, eine Neigung zur Selbstprüfung entwickelt; dieser gemäß schien ihn der geistliche Stand mit zu großen Anfoderungen zu bedrohen, besonders schien das Predigen und öffentliche Auftreten seiner auf Einsicht des Besten gegründeten Schüchternheit eine so schwer zu lösende Aufgabe, daß er mit Kummer seine Laufbahn verfolgte. Der Vater nahm seine Seelenstimmung endlich wahr, sprach ihn von dem geistlichen Stande los und überließ ihm die Wahl seiner Laufbahn. Cotta erklärte nun, daß er sich dem Kriegsdienst zu widmen gedächte. Wahrscheinlich hatten ihn die Erzählungen seines Vaters dazu veranlaßt. Dieser hatte in dem österreichischen Heere unter Laudon gedient und den Feldzug von 1740 mitgemacht; das Lesen militairischer Schriften, so wie des jungen Mannes Neigung zum Studium der Mathematik kamen diesem Entschluß zu statten. Da ihn der Vater gut hieß, ward fortan Mathematik der Hauptgegenstand seines Fleißes; er machte darin ehrenwerthe Fortschritte; und da er nun das obere Gymnasium betrat, so suchte der damalige Professor Rößler ihm dieses sein Lieblings-Studium auch von der Seite wichtig zu machen, daß sich dadurch die besten Kameralisten bilden ließen, und daß diese Laufbahn doch nützlicher als die militairische sey. Im Jahre 1782 ward der jetzt noch thätige und berühmte Professor Pfleiderer von Warschau nach Tübingen berufen, und dadurch Cotta veranlaßt, zur Vervollkommnung seiner mathematischen Kenntnisse auf dieser Universität sein Schüler zu werden. Er gewann die Zuneigung dieses seines Lehrers in so einem hohen Grade, daß er ihm die Stelle eines Erziehers des jungen, damals vierjährigen Fürsten Lubomirsky in Warschau anbot, die, nach drei Jahren zu übernehmen, er sich selbst anheischig gemacht hatte. Diese Aussicht war Cotta sehr angenehm, und die Mutter des jungen Fürsten ließ sich, durch Pfleiderers Auseinandersetzung der Umstände unterrichtet, den Tausch sehr gern gefallen. Zu den mathematischen Studien fügte nun Cotta das der Rechtswissenschaft hinzu, damit er einst bei seiner Rückkehr aus Polen auf Anstellung Anspruch machen könnte. So gewissenhaft und stets mit Berücksichtigung seines künftigen Lehrerberufs mit seinen Studien beschäftigt, blieb dem

Jüngling wenig Zeit zum Genuß übrig. Sommer und Winter von vier Uhr des Morgens bis neun Uhr des Nachts beschäftigt, kam er dem Nachtheil des beständigen Sitzens nur durch Fechtübungen, Voltigirunterricht und ein höchst abhärtendes, mäßiges Leben zuvor. Sein Fleiß gewann ihm die Liebe seiner Lehrer so sehr, daß sie beinahe alle keine Collegien-Gelder von ihm annahmen; auch Bande inniger Freundschaft wurden in jener Zeit geknüpft und entwickelten in Cotta das Bedürfniß des freundschaftlichen Vereintseyns, so wie die Gewohnheit fester Treue, aber auch die Ueberzeugung, daß Freunde in Glauben und Duldung gegen einander nie ermüden sollen. Drei also verlebter Jahre waren verflossen, als Cotta erfuhr, daß der rühmlichst bekannte Kupferstecher, Professor Müller, auf ein halbes Jahr nach Paris zu reisen gedächte, um, zum Behuf seines Kupferstichs, die Zeichnung von dem Gemälde Ludwigs XVI. zu verfertigen. Da nun genaue Bekanntschaft mit der französischen Sprache für seinen Beruf, als Erzieher in Warschau, so sehr nothwendig war, so wünschte er sehnlich, Frankreich in so guter Gesellschaft besuchen zu dürfen. Sein Vater und Müller willigten ein, und dieser letzte gewann Cotta so lieb, daß er, bis er eine königliche Wohnung erhielt, in Paris Tisch uud Wohnung mit ihm theilte. Dem Jüngling entstand aus diesem günstigen Verhältnisse der Vortheil, in sehr guter Gesellschaft zu leben und mit einer Menge Kunstansichten vertraut zu werden. Er genoß dabei den Unterricht der besten Lehrer in der französischen Sprache, der Mathematik, Naturgeschichte u. s. w., so wie er schon damals Bekanntschaft mit den in der Literatur und den Wissenschaften berühmtesten Männern Frankreichs anknüpfte.

Kaum hatte Cotta sich also die Mittel bereitet, seinen Aufenthalt in Paris auf das Vortheilhafteste zu benutzen, so rief ihn sein Vater schleunigst zurück, weil er glaubte, ihn in diesem Augenblick günstig versorgen zu können. Cotta gehorchte im Gefühl seiner kindlichen Pflicht; er fand auch, daß die Stelle, welche er jetzt zu erlangen sicher war, alle seine Wünsche erfüllte; allein indem er ihr entsagte, konnte er die Versorgung seiner ältesten Schwester begründen: er gebot demnach den Wünschen seines Herzens, widerstrebte sogar denen seines Vaters, verzichtete auf diese Stelle und blieb dem Entschluß

treu, nach seiner vollendeten Aufgabe in Polen eine Versorgung in seinem Vaterlande zu suchen. Das Opfer ward Cotta nicht schwer; aber mit strengem Ernst blickte er auf seine Zukunft, als seine beiden innigsten Freunde ihm sagten, daß die Vorsehung in ihr müßte kund thun, daß ihr dieses Opfer genehm sey.

Cotta kehrte nun nach Tübingen zurück, ließ sich beim Hofgericht examiniren und wurde als Advocat bei diesem höchsten Gericht aufgenommen. Die Rechtswissenschaft wurde aber von ihm weder practisch ausgeführt, noch theoretisch fortgeübt, sondern alle Zeit und Bemühung den physischen Wissenschaften gewidmet. Die Zeit war nun gekommen, in welcher er seine Stelle in Warschau hätte antreten sollen, und täglich sah er der Bestimmung seiner Abreise entgegen. Allein die Unruhen in Polen hatten die Fürstin Lubomirska bewogen, mit ihrem Sohne eine Reise nach Italien und Frankreich zu machen; sie hatte zwar alle Anstalten getroffen, um Cotta's Aufenthalt in Warschau, falls er vor ihrer Rückkehr daselbst eintreffen sollte, auf das Anständigste zu sichern; dieser hatte auch große Lust, dahin abzureisen und der Fürstin Rückkehr daselbst abzuwarten: allein sein väterlicher Freund, Pfleiderer, welcher während seiner Amtsführung als Director des Cadettenhauses die dasigen Verhältnisse hatte kennen lernen, rieth ihm davon ab. Hätte Cotta damals seinen Willen durchgesetzt, so würden ihn die damaligen in Warschan Statt findenden Vorfälle wahrscheinlich seiner Jugendneigung einer kriegerischen Laufbahn wieder zugeführt haben, und den nun so Vielen seiner Zeitgenossen interessanten Mann in dem zerrissenen Polen, so wie manchen Edlen, ein unbekanntes Grab decken. Indeß er also in Tübingen der Fürstin Rückkehr abwartete, kam Pfleiderers Lehrer, der berühmte Genfer Mathematiker Le Sage, dahin zum Besuch. Pfleiderer machte ihn mit dem jungen Cotta und seinem Streben bekannt; der junge Mann hatte mehrere von seinen Abhandlungen für ihn ins Französische übersetzen müssen. Ein sehr vortheilhafter Antrag, als Erzieher bei Herrn Mallet in Genf, war die Folge dieser Bekanntschaft. Dieses Mannes Familie lebte einen Theil des Jahres in der Schweiz, den andern in Paris. Le Sage und Pfleiderer wünschten sehr, daß Cotta diesem Rufe folge, seine eigene Neigung trieb ihn dazu an; allein sein Vater zeigte jetzt eine entschiedene

Abneigung, den Sohn das Vaterland verlassen zu sehn, und drang in ihn, die ihm zugehörende Johann Georg Cotta'ische Buchhandlung in Tübingen zu übernehmen. Der Schritt war für einen jungen Mann sehr schwer, der mit redlichem Eifer und feurigem Streben seine Jugend der Aussaat für eine ganz andre Ernte geweiht hatte. Ohne Buchhändler-Kenntniß sollte er jetzt eine Buchhandlung übernehmen, die, seit mehreren Jahren nur durch Factore geführt, so herabgekommen war, daß sie nicht mehr für 3000 Fl. jährlichen Absatz hatte. Der Wille des Vaters ward ihm abermals zur Richtschnur; das Anerbieten der Familie Mallet ward ausgeschlagen, und das schwere Unternehmen gewagt. Aber auch hier, so wie bei der Verzichtleistung auf die Warschauer Reise, ward es Cotta vergönnt, durch eigene Erkenntniß die Fügung der göttlichen Vorsehung gewahr zu werden. Jenes Haus Mallet, eines der reichsten jener Zeit, verlor durch die französische Revolution sein ganzes Vermögen. Der Erzieher, welcher die Cotta angebotne Stelle erhalten hatte, begleitete seine Zöglinge bei der nothgedrungenen Auswanderung seiner Familie bis nach Hamburg, von wo sie sich nach St. Domingo einschiffte, um dort die Trümmer ihres Vermögens zu retten. Damals waren sie aber dergestalt von allen Mitteln entblößt, daß dieser Erzieher seinen letzten Jahrgehalt ihren nothwendigsten Bedürfnissen aufgeopfert haben soll.

Cotta, der mit dem beklommensten Herzen die Buchhandlung übernommen hatte, ward tief betrübt, wie er sah, daß die meisten Professoren, die ihm bisher seines treuen Fleißes wegen Achtung bezeigt hatten, sich nun von ihm zurückzogen, oder doch ihm theilnahmlos zusahen. Nicht alle äußerten diese kurzsichtige, illiberale Denkart; mit freudigem Dank für alte Freundschaft nennt der nun dem Hafen Zusteuernde die Namen, welche dem Aussegelnden auf stürmischem Meere freundlich nachriefen. Cotta war überzeugt, daß nur die angespannteste Arbeitsamkeit, nur die höchste Thätigkeit und Redlichkeit dem Handel glücklichen Erfolg verschaffen könnte; wie sehr er sich dieses zur Regel gemacht, bewies sein damaliges Verfahren. Von dem 1sten December 1787, wo er die Buchhandlung übernommen, bis zur Abreise auf die Leipziger Ostermesse 1788, arbeitete er von Morgens vier bis Nachts eilf Uhr, um sich die nöthigen Kenntnisse

seines Fachs, so viel möglich, zu erwerben. Dabei kämpfte er mit jedem Hinderniß, welches auch von finanzieller Seite einen Anfänger drücken kann. Ein Capital von 3000 Fl., welches ihm zur Abtragung der dringendsten Schulden damals nothwendig war, hat ihm, der von Haus gar keine Unterstützung erhielt, damals so viele schwere Stunden gemacht, daß er sich ihrer oft erinnern mag, wenn er Anfängern mehr als Einer Art jetzt Vorschüsse macht, die er nie nennt, und die sie seinen aburtheilenden Zeitgenossen — wie es meistens natürlich ist — auch nicht verkünden. Sein erster Verlagsartikel war ein mediciniſches Werk des verdienten alten Hopfengärtner's, und seine ersten Buchhändler-Verbindungen mit dem alten Hartknoch und Göschen. Er erhielt während dieser Ostermesse 1788 in Leipzig die Nachricht, daß ihm die Fürstin Lubomirska nach langem Warten auf ein Lebenszeichen von ihrer Seite 300 Dukaten zur Entschädigung des nachtheiligen Einflusses habe auszahlen lassen, den sein langes Harren auf seine Laufbahn gehabt haben mußte. Diese Summe war damals eine wichtige Aushilfe für den sorgebelasteten Mann, dem es für seine mäßigen häuslichen Bedürfnisse, wenn sie einige Gulden überstiegen, oft an der nöthigen Baarschaft gebrach. Mit welchen Mühen mußte er kämpfen, bis er ein Capital von 500 Fl. auftrieb, um seine erste glückliche Speculation mit Gaertner's decken zu können! Ein Zufall verschaffte sie ihm, welcher zugleich auf das häusliche Schicksal des Mannes einen wesentlichen Einfluß hatte, mit dem sich Cotta damals 1789 assocürte. Dieser war redlich und sehr geschickt, aber seine Neigungen waren dem gefährlichen und unruhigen Geschäfte des Buchhandels nicht angemessen. Nach einigen Jahren trennten sie sich wieder unter Umständen, die Cotta's treue Freundschaft bewährten, ihn aber dennoch nicht vor schmerzlichem Verdruß hüten konnten. Gerade damals, als diese Trennung Verlust und Gewinn auf seine alleinige Rechnung lud, nahm die Buchhandlung ihren glücklichsten Schwung. So wie Cotta klare Ansicht in seinem Geschäfte gewann, machte er es sich zum Gesetz, seine Unternehmungen unabhängig und von ihm selbst ausgehend zu machen und es nicht dem Zufall zu überlassen, ob ihm ein Gelehrter dieses oder jenes Werk anbiete. Im Verfolg dieses Grundsatzes entstand die allgemeine Zeitung, und diese bewirkte auch die Verbindung

mit Schiller. Dieser kam, seiner zerrütteten Gesundheit durch die vaterländische Luft einige Erleichterung zu verschaffen, 1793 nach Schwaben. Cotta, der gerade damals von Tübingen durch Stuttgart zur Leipziger Messe reisete, traf mit ihm bei einer freundschaftlichen Mahlzeit zusammen, und als nach Tische die ganze Gesellschaft eine Spazierfahrt auf den Kahlenstein, den schönsten Standpunct für dasige Gegend, machte, legte er Schillern seinen ganzen Plan vor. Schiller's Einbildungskraft erwärmte sich für so ein Unternehmen; er eilte mit Cotta nach Hause, um es ganz zu besprechen. Beide trennten sich mit der Abrede, daß Cotta nach der Leipziger Messe über Jena gehen sollte, wohin Schiller bis dahin zurückgekehrt seyn wollte, um dann mit ihm den Plan vollständig zu entwerfen. Das geschah auch, und der Contract ist noch vorhanden. Cotta wollte zur Ausführung desselben das folgende Jahr nach Jena ziehn, nach Erfurt wäre eine tägliche Post angelegt worden, und Schiller und Posselt hätten die Zeitung gemeinschaftlich geschrieben. Schiller sagte sich seiner Gesundheit wegen wieder von dieser Verbindung los, bot aber Cotta die Horen dagegen an, und das Band, das auf diese Art einmal geknüpft war, löste sich nie wieder auf.

Der Plan der allgemeinen Zeitung ward aber in Tübingen selbst ausgeführt. Das Unternehmen war schwierig an einem Ort, wo die Post nur zweimal die Woche ankam und abging. Eine eigene Post ward nach dem neun Stunden entfernten Cannstadt angelegt, Posselt zog nach Tübingen, und das Werk sollte beginnen. Doch in welches Erstaunen gerieth Cotta, als ihm jener acht Tage vor dem Erscheinen des ersten Blattes erklärte, daß er zu nichts weniger als der Redaction einer täglichen Zeitung gemacht sey. Und es war auch also. Posselt schrieb nur die zwei ersten Nummern, alle folgenden wurden vom Doctor Zahn, Cotta's ehemaligem Associé, und ihm selbst verfaßt, bis Huber aus Neuchatel in Tübingen eintraf, dieses Geschäft zu übernehmen. Cotta's Verbindung mit diesem, in dem Herzen seiner Freunde noch lebenden Mann hatte schon einige Jahre gedauert und gründete sich von Huber's Seite auf Aeußerungen der Theilnahme und Achtung, die Cotta gegen den verstorbenen Georg Forster, Huber's Freund, ausgedrückt hatte, zu einer Zeit, wo diese Gesinnungen im Preis sehr gestiegen waren. Sie legten den Grund zu dem

Vertrauen, mit dem Huber das Werk unternahm. Wer ihn kannte, mild, treu und edel wie er war, der wird diese beiden Männer auch um ihres Geschäftsverhältnisses willen ehren; es entstand ein Werk daraus, das künftigen Zeiten für die Geschichte der unseren so unentbehrlich seyn wird, wie dessen Einfluß auf die Mitlebenden umfassend und wohlthätig gewesen ist. Nur mit der größten Vorsicht, Kühnheit und Redlichkeit ließ sich in jener politisch gefährlichen Zeit ein solches Unternehmen begründen. Cotta entging der Verläumdung nicht, nicht den unziemlichsten Beschuldigungen. Im Jahr 1798 verlegte er die Redaction der allg. Zeitung von Tübingen nach Stuttgart, wo sie bis ins Jahr 1803 blieb und seitdem, wie das Publicum weiß, ununterbrochen in Bayern herauskommt. Im Jahr 1799 scheint Cotta zum ersten Mal unmittelbaren Antheil an den allgemeinen Angelegenheiten seines Vaterlandes genommen zu haben. Die würtembergische Landschaft bat ihn aufs dringendste, eine Reise nach Paris zu unternehmen, um bei dem Andringen der französischen Armee sein Vaterland, so viel als möglich, vor den Gräueln des Kriegs zu bewahren. Er machte sich Anfangs November durch die feindlichen Heere auf den Weg und kam nach Paris, wie der achtzehnte Brümaire eben Statt gehabt hatte. Er fand die Machthaber nicht sehr geneigt, in seine Unterhandlungen einzugehn. Einige günstige persönliche Verhältnisse, und die Beherztheit, den passenden Augenblick zu benutzen, führten ihn dennoch zu seinem Zweck; er erhielt den Entwurf eines Friedens, dem zufolge Würtemberg, gegen acht Millionen Livers Contribution, hinlängliche Entschädigung an Ländereien erhalten und als im Frieden mit Frankreich begriffen angesehn werden sollte. Diese Bedingungen wollte man, als Moreau schon bei Hohentwyl stand, noch gelten lassen. Wie viel Ungemach und Verderben wäre dadurch dem Lande erspart worden! Cotta kam durch unvorsichtige Maaßnahmen in dem Geschäftswesen der Landstände über dem Zweck seiner Pariser Reise in Untersuchung. Seine Rechtlichkeit und daraus entstehende Fassung wendeten aber alle übeln Folgen deßhalb von ihm ab und sie verschaffte ihm die persönliche Bekanntschaft einer großen Anzahl der interessantesten Männer dieser Zeit, unter denen man ihm um die von Moreau und Kosciusko wohl zuerst Glück wünschen wird. Außer dem Genusse, durch den Anblick solcher Männer lebendiger

mit seiner Zeit fortzuleben, spannen sich ihm auch sehr wesentliche Vortheile für seine allgemeine Zeitung an. Er kam durch sie und eine Menge wichtiger Ausgewanderten und Deportirten, die sich nach dem achtzehnten Brumaire nach Deutschland und besonders in die Neckargegenden zurückzogen, in zahlreiche Verhältnisse, durch die er häufige Nachrichten aus der ersten Hand erhielt, wodurch er manchen treffenden Gesichtspunct zu fassen im Stande war, welche dem abgesonderten und einsamen Redacteur anderer Blätter ermangeln und ungemein viel beitragen, seiner Zeitung die Haltung zu geben, die sie stets auszeichnete und ihr einen bleibenden Werth giebt.

Im Frühjahr 1801 nach dem Lüneviller Frieden ward Cotta von einem benachbarten Fürsten ersucht, eine zweite Reise nach Paris zu unternehmen. Er hatte dort Gelegenheit, manchen Blick in die sich damals entwickelnde Politik Napoleons zu thun und auch dadurch für seine Unternehmungen heilsame Ansichten zu gewinnen. Nie hat er sich durch diese zufälligen Geschäfte, wie umfassend auch ihr Interesse war, von der äußersten Sorgfalt für seine Buchhandlung abwenden lassen. Wer ihn in seinem Comptoir oder auf den Messen beobachtet hat, wird ihm dieses Zeugniß ablegen. Während einer langen Reihe von Jahren war auch nicht Eine Note, die nicht von seiner Hand in das Hauptbuch eingetragen wäre, so wie alle schriftlichen Geschäfte mit Gelehrten, Künstlern, Buchdruckern, Papiermachern, was bei einem Detail-Handel von mehr als 40000 Fl. jährlich viel sagen will. Bei so überwältigender Arbeit war es für ihn wirklicher Lebensbalsam, wenn ihn hie und da ein Geschäft mit einem Manne in Verhältnisse brachte und erhielt, der zu gleicher Zeit sein Freund war, und ihn Stunden der Freundschaft genießen ließ. Diese verdankte er Göthe und Schiller, so oft ihn seine Meßreisen einen Besuch bei diesen Männern gestatteten. Dieser war er bei Huber gewiß, er mochte sich schriftlich oder mündlich mit ihm unterhalten. Die Bekanntschaften mit den wichtigsten Staatsmännern unserer Zeit waren fortwährend so zahlreich und setzten ihn so oft in Stand, zu wirken und zu dienen, daß es sehr zu wünschen wäre, er verschaffte sich nach einem so gespannt thätigen Frühling und Sommer des Lebens unabhängige Herbst-Tage, um die Denkwürdigkeiten seiner Zeit für die Mit- und Nachwelt nieder zu schreiben. Wir fürchten sehr, daß er auch Einer unserer

Landsleute seyn wird, welche diese interessante Arbeit versäumen, durch deren Mangel dem Erzähler deutscher Geschichten stets die Farben zur Individualisirung seiner Gemälde gebrechen werden.

Unter den vielen Geschäften für das allgemeine, so wie für das würtembergisch vaterländische Beste, gehört der ruhmvolle Auftrag, den er von Seiten der Buchhändler an den Wiener Congreß erhielt. Das Resultat davon ist bekannt. Er hatte hier abermals die günstigste Gelegenheit, die interessantesten Menschen des Zeitpunctes kennen zu lernen und sich persönlich zu überzeugen, daß sie Eifer, Thätigkeit und Treue im Geschäft auszuzeichnen wissen.

Vom Congreß nach Stuttgart zurückgekehrt, wurde er zum Repräsentanten des bevorstehenden Landtags gewählt. Er machte es sich zur Pflicht, seiner Denkart gemäß die Rechte des Volks zu vertheidigen, aber mit der Umsicht, welche die Ueberzeugung gebietet, daß nie das Volksglück auf Zwist mit seinem Fürsten gegründet werden soll. Diese, die innigste Anhänglichkeit für sein Land, die aufrichtigste Ergebenheit für seinen Fürsten und dessen edle Gemahlin waren die Triebfedern seiner Handlungen als würtembergischer Patriot. Er hat sich beurtheilen, verurtheilen, verleumden lassen müssen — das ist allgemeines Schicksal der Thätigen, Betriebsamen, Einwirkenden. — Die Zeit wird ihn verstehn lehren oder vergessen machen, wie sie will! Es werden ihn Einrichtungen überleben, die ohne seinen Namen Denkmal seines öffentlichen Lebens sind. Dahin gehört der Antheil, den er an der Errichtung der Hilfscasse hatte, an der Sparcasse, an der Errichtung des landwirthschaftlichen Vereins, und vielleicht trug er dazu bei, wenn einst statt der Hofbank eine Nationalbank errichtet werden sollte.

Cotta's häusliche Verhältnisse haben wir nicht erwähnt, weil sie dem frommen Gesetz alter Väter-Sitte so gemäß sind, daß sie die alles besprechende Mitwelt nie zu berühren versuchte. Er verband sich mit einer Landsmännin zur Zeit seiner zuweilen kümmerlichen Beschränkung; sie theilte seine Freuden, sie theilte sein Leid, sie schenkte ihm einige Kinder, in deren traulichem Umgang ihm die wahren Freuden gesichert sind, die ihm seltenes Gelingen in seinem Geschäft nicht erkaufen könnten, die ihm Mißgunst und Irrthum nicht zu rauben vermögend sind.

Madame Florissent,

bekannter unter dem Namen:

Mistreß Billington.

Am 26sten August dieses Jahres starb zu St. Artien ohnweit Venedig die ehemals berühmte Sängerin Mrs. Billington. Von ihrem Leben erschien kürzlich in der London Literary Gazette (No. 90) der nachstehende kurze Abriß, der nach dem Urtheil des New monthly Magazine (No. 58) von einem mit der Geschichte der Verstorbenen genau bekannten Verfasser herrührt.

„Sollte die Sprache dieser biographischen Skizze," so rechtfertigt der brittische Verfasser seine mit schonungsloser Strenge entworfene Darstellung, „zu hart scheinen, so können wir bloß sagen, daß es unserer Pflicht zuwiderläuft, hingeschiedene, verderbte Menschen mit allen möglichen Tugenden zu schmücken. Anstatt diese gefährliche Laufbahn zu betreten, halten wir es für die Pflicht jedes tugendhaften Weibes, die unsere Zeilen liest, ihren rühmlichen Charakter von einer gänzlichen Hintenansetzung aller reinsten Bande der Gesellschaft und der heiligsten Vorschriften der Religion entfernt zu halten. Das Geschäft des Biographen ist, soll es nützlich seyn, oft sehr schmerzlich."

Soweit die eigne Apologie des Verfassers. Der Herausgeber der „Zeitgenossen" stellt es seinen Lesern anheim, ob sie in ihrem Urtheil über die abgeschiedne Künstlerin den Ansichten des strengen Biographen oder den milderen, welche die in den Memoiren ihrer vertrautesten, nicht minder merkwürdigen Freundin, der Lady Hamilton, enthaltenen Züge darbieten, folgen wollen.

Mistreß Billington war die Tochter eines reisenden deutschen Musikers, Namens Weichsel. Durch Musikunterricht und mit Hilfe der Talente seiner Gattin, einer ziemlich guten Sängerin in Vauxhall und andern Concerten des untern Ranges, verschaffte er sich die Mittel zur

Erziehung seiner Tochter und ihres Bruders, des jetzigen Violinspielers. Miß Weichsel zeigte die den Kindern der Musiker gewöhnlich eigene frühzeitige Fassungskraft zur Erlernung der Tonkunst. Uebung unter der Leitung ihres Vaters und einiger andern vorzüglichen Künstler machten sie bald zu einer Meisterin auf dem Pianoforte. Ihre Talente wurden benutzt, während man ihre Kindheit zur Schau stellte, und schon im Alter von sieben Jahren spielte sie auf dem Haymarket-Theater ein Concert. So schnell waren ihre Fortschritte, daß sie sich in ihrem eilften Jahre mit einem Concert von eigner Composition hören ließ. Einer ihrer Lehrer war Schröter, der beste Pianofortespieler seiner Zeit. Später erhielt sie Unterricht von Hrn. James Billington, einem Manne, dessen Name auf die Lebensgeschichte dieser Frau einen der schwärzesten Flekken wirft. Er war beim Theater von Drury Lane als Musiker angestellt und ein achtungswerther Mann. Mit ihm verheirathete sich Miß Weichsel im Jahre 1782, und bald nachher begleitete sie ihren Gatten nach Irland, wo dieser die Absicht hatte, sie zu einer öffentlichen Sängerin zu bilden. Sie war damals, was sie bis an ihr Lebensende blieb, ein reizendes Weib. Daly, der irländische Schauspieldirector, war ein Mann, der die Zügellosigkeit seiner Sitten zur Schau trug, und Mistreß Billington kam in den Ruf, die Genossin dieser Zügellosigkeit zu seyn.

Irland befand sich damals in einer besondern Lage. In Sitten zwischen Rohheit und Civilisation, an Geldmitteln zwischen der tiefsten Armuth und Wohlhabenheit, in der Politik zwischen Sclaverey und Staatsverfassung das Mittel haltend, hatte es alle Unzuträglichkeiten mittlerer Staaten; Regierung, Volkssitten und Gemeinsinn waren in dem unruhigen, verworrenen Zustande eines Zwischenreichs; die Nothwendigkeit, die neue Legislatur den Absichten der Englischen Regierung gemäß zu leiten, verbreitete ungeheure Summen öffentlicher Gelder unter den Mitgliedern des irländischen Parlaments; die verderbliche Anwesenheit eines sittenlosen Statthalters krönte das Werk der Volksverführung, und das heiße Blut der Irländer, beseelt von ausschweifenden Feudalbegriffen, Familienstolz, lockeren Grundsätzen und priesterlichem Aberglauben, erzeugte unbegrenzte, beispiellose Zügellosigkeit. In diesen Andeutungen der Vergangenheit soll kein Mangel an Achtung gegen die Gesinnungen eines schätzbaren Volkes liegen;

aber wir reden die Wahrheit, und Krone und Scepter Irlands, zerbrochen auf das Grab der Landesverfassung hingeworfen, sind traurige Beweise, daß der Wahnsinn des Volks ihr ein frühes Grab bereitete. Einige Jahre lang glänzte Mistreß Billington auf diesem Amphitheater des Lasters als eine der berüchtigtsten handelnden Personen. Dublin war kein Athen, und Mrs. Billington keine Aspasia; dennoch fanden sich unter dem Heere ihrer Anbeter Männer von ausgezeichneten Talenten, und der erste Redner der Irländischen Gerichtshöfe entwürdigte seinen Namen und verhöhnte den öffentlichen Anstand durch eine unverhohlne Verbindung mit der reizenden Sängerin. Der Statthalter (Lord Lieutenant), auch unter den Ausschweifendsten der Erste, galt ebenfalls für einen Anbeter dieser Circe.

Im Jahre 1786 ward Mrs. Billington für die Bühne von Covent-Garden engagirt und trat zuerst als Rosetta in „Love in a Village" (Liebe auf dem Dorfe) auf; doch ward sie nicht mit ausgezeichnetem Beifall aufgenommen. Auch in Irland waren nicht ihre theatralischen Talente am einträglichsten für sie gewesen, und oft hatte das Publicum sie vernachlässigt. In England fand sie für einen gleichen Mangel an theatralischem Effect nicht den nämlichen Ersatz und sah sich dadurch genöthigt, den Mitteln zur Auszeichnung auf der Bühne eifriger nachzustreben. Sacchini bezauberte damals die Pariser Welt, und ihn suchte Mrs. Billington auf, um ihm einen Theil seiner Zaubermittel abzulernen. Das Ergebniß ihrer Klugheit, Anmuth und fleißigen Uebung war eine erfolgreiche Benutzung der Lehren des Italieners. Aufs Neue in Covent-Garden engagirt, trat sie mit Auszeichnung auf und ward allmählich der Liebling des Publicums. Was ihrer Stimme an Sicherheit fehlte, ersetzte sie durch eine eigenthümliche Lieblichkeit. Um sich in gründlichen musikalischen Kenntnissen zu vervollkommnen, ging sie im Jahre 1794 nach Italien. Auch hier machte sie schnelle Fortschritte in der Tonkunst; in der Kunst zu fesseln blieb ihr wenig, an Sittenlosigkeit nichts zu lernen übrig. Das Leben ihres unglücklichen Gatten ward getrübt durch ihre Ausschweifungen, und endlich ward es ein Opfer derselben. Plötzlich starb er, und zwar nach einigen Nachrichten am Schlage, nach andern an Gift. Nicht außergewöhnlich ist das Verbrechen der Vergiftung in jenem Lande, und es widerstrebt unserm Gefühl, es einer Engländerin Schuld zu geben. Ohne Zweifel war es die That

eines italienischen Liebhabers. Der Tod des Hrn. Billington erfolgte zu Neapel im Jahre 1796. Seine Witwe spielte nicht lange die Rolle der Matrone von Ephesus, sondern schon im folgenden Jahre verheirathete sie sich mit Hrn. Florissent, einem Lyonneser, kaufte ein Landgut im Venetianischen und schien sich dort dauernd niederlassen zu wollen. Doch plötzlich erschien sie 1801 aufs Neue in London. Als Veranlassung ihrer Rückkehr erzählte man, daß sie durch einen betrügerischen Liebhaber ihres Vermögens beraubt sey. Ihre Kunstfertigkeit stand damals auf dem Gipfel der Kraft; die Neugier des Publicums war aufs Aeußerste gespannt und die drei Hauptbühnen Londons wetteiferten in dem Streben, sie für sich zu gewinnen. Endlich ward zu ihren Gunsten die außergewöhnliche Einrichtung getroffen, daß sie wechselnd in Covent-Garden und Drury-Lane auftrat. Zuerst erschien sie als Mandane im „Artaxerxes" auf der Bühne von Covent-Garden und bezauberte durch Alles, was Auge und Ohr zu fesseln vermag. Immer noch war sie in den Jahren, wo zwar die Blüthe, aber nicht das Feuer der Jugend verschwunden ist, ihr Geist war gereift und ihr Talent auf dem höchsten Punct der Vollkommenheit. So stand sie vor dem Publicum, — ein anmuthvolles, liebliches Weib mit edlen Zügen und der schmelzendsten, herzergreifendsten Stimme, verschönert durch alle Geheimnisse des italienischen Kunstgeschmacks. Kurz, sie galt für die vollendetste Sängerin, die je in England geboren ward.

Jetzt hatte sie Gelegenheit, von ihren Verirrungen zurückzukehren; die Zeit ihrer Abwesenheit bildete einen heilsamen Zwischenraum ihres vergangnen und künftigen Lebens, ganz geeignet für ihre Rückkehr zur Tugend. Allein nachdem sie eine Zeitlang ihres öffentlichen Triumphs genossen hatte, fiel sie in ihre gewöhnliche Lebensweise zurück, und ein Mann vom höchsten Range galt für ihren erklärten, begünstigten Liebhaber, eine Verbindung, die bis kurz vor ihrem Tode fortwährte. Vergebens hatte ihr Gatte, Hr. Florissent, einen Versuch gemacht, sie aus England zu entfernen; eine Geldsumme und die Fremden-Bill vermochten ihn, ohne seine treulose Gattin nach Italien zurückzukehren. Doch einige Jahre nachher verließ sie freiwillig ihr Vaterland und vereinigte sich mit ihm in Italien und zwar, nach dem spöttelnden Gerede der feinen Welt, aus bloßem Ueberdruß gegen ihre hohe Verbindung in England; nach anderen, hoffentlich wahreren Gerüchten, angetrieben durch Erinnerungen, die nicht selten bei dem Gefallnen, wenn er die Annäherung seines Todes fühlt, erwachen und vielleicht die Hälfte seiner Schuld abbüßen. Grenzenloser Kummer beugte bei ihrer Flucht den heimischen Liebhaber, und auch ihn lehrte hoffentlich sein Kummer, daß Ausschweifungen keinen ungetrübten Genuß gewähren.

Mrs. Billington hatte einst großen Reichthum gesammelt. Bei der Plünderung der venetianischen Bank durch die Franzosen soll sie zehntausend Pfund Sterling verloren haben; doch machte sie in England nach ihrer Entfernung von der Bühne (1808) großen Aufwand, und ihre Dejeuners wurden von einigen Männern besucht, die schon durch ihren hohen Rang dem Publicum zu einem bessern Beispiele verpflichtet waren.

Literarische Anzeige.

In der zweyten Hälfte des Jahres 1818 erschienen in der Buchhandlung Brockhaus in Leipzig folgende neue Schriften, die in allen Deutschen Buchhandlungen zu den dabey bemerkten Preisen zu haben sind.

Byron (Lord), Manfred; Trauerspiel. Deutsch von **Adolph Wagner**. Mit gegenüber gedrucktem Originaltext. 8. 1 Thlr. 12 Gr. (2 Fl. 42 Xr.)

Calderon de la Barca, Schauspiele. Uebersetzt vom Freiherrn Ernst F. G. O. von der Malsburg. 1r Theil enthält: 1) Es ist schlimmer als es war; 2) Es ist besser als es war. 8. 2 Thlr. (3 Fl. 36 Xr.)

Conversations-Lexicon, oder Handwörterbuch für die gebildeten Stände, rc. 10r Band, To–Z. 8. (zur 1n, 2n, 3n und 4n Auflage passend und als Rest; einzeln wird dieser Band abgelassen zu 1 Thlr. 6 Gr. [2 Fl. 15 Xr.])

— — fünfte Originalausgabe, s. Real Encyclopädie.

Ennemoser (D. Joseph), der Magnetismus, nach der allseitigen Beziehung seines Wesens, seiner Erscheinungen, Anwendung und Enträthselung, in einer geschichtlichen Entwickelung von allen Zeiten und bei allen Völkern wissenschaftlich dargestellt. gr. 8. 3 Thlr. (5 Fl. 24 Xr.)

Ersch (Prof. J. S.), Literatur der Philologie, Philosophie und Pädagogik, seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts bis auf die neueste Zeit, systematisch bearbeitet, und mit den nöthigen Registern versehen. Aus des Verfassers Handbuch der deutschen Literatur besonders abgedruckt. Neuer unveränderter Abdruck. gr 8. 1 Thlr. 6 Gr. (2 F. 15 Xr.)

— — Literatur der Theologie, seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts bis auf die neueste Zeit. (u. s. w. wie vorstehend). Neuer unveränderter Abdruck. gr. 8. 1 Thlr. 6 Gr. (2 Fl. 15 Xr.)

Falk (Johannes), auserlesene Werke. (Alt und neu). In drey Theilen. (1r Theil Liebesbüchlein; 2r Theil Osterbüchlein; 3r Theil Narrenbüchlein.) 8. 5 Thlr. 8 Gr. (9 Fl. 36 Xr.)

Friedländer (D. Hermann), Ansichten von Italien während einer Reise in den Jahren 1815 und 1816. In zwey Theilen. Erster Theil. 8. 1 Thlr. 18 Gr. (3 Fl. 9 Xr.)

Furchau (Friedrich), Hans Sachs. In zwey Abtheilungen. Erste Abtheilung: die Wanderschaft. gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr. (2 Fl. 24 Xr.)

Handwörterbuch, Leipziger, der Handlungs-Comptoir- und Waarenkunde nebst einem europäischen Handlungs-Adreß-Buche (die Firmen und Geschäfte der wichtigsten Handlungshäuser in ganz Europa enthaltend). Zwey Theile in drey Bänden gr. 8. Fein Druckp. 10 Thlr. (18 Fl.) Velinpap. 13 Thlr. 8 Gr. (24 Fl.)

Hermes, oder Leipziger kritisches Jahrbuch der Literatur. (Geleitet vom Prof. **W. T. Krug.**) 1s Heft gr. 8. Der Jahrgang in 4 Heften, 8 Thlr. (14 Fl. 24 Xr.) einzelne Hefte 2 Thlr. 6 Gr. (4 Fl. 3 Xr.)

Kanne (Friedrich August), Vier Nächte, oder romantische Gemälde der Phantasie. 8. 1 Thlr. 4 Gr. (2 Fl. 6 Xr.)

Karamsin, Aglaja. Sammlung von romantischen und historischen Erzählungen. Aus dem Russischen übersetzt von **Ferdinand von Biedenfeld.** 8. 1 Thlr. 8 Gr. (2 Fl. 24 Xr.)

Kriegsgeschichtliche und kriegswissenschaftliche Monographieen aus der neuern Zeit seit dem Jahre 1792. 3r Band. Mit 1 Karte und 2 Planen. gr. 8. 2 Thlr 16 Gr. (4 Fl. 48 Xr.) (Der eine dieser Plane stellt die Schlacht von Wagram vor und ist meisterhaft von Bach in Dresden gestochen.)

Las Casas, (E. A. D., Grafen von), Leben und Schicksale. Nebst Las Casas zwey Sendschreiben von St. Helena an Lucian Bonaparte (vom Engl. Ministerio unterdrückt) und von Frankfurt an den Grafen Bathurst (bisher unbekannt geblieben) Nach authentischen Mittheilungen und hier zuerst bekannt gemacht. Aus den Zeitgenossen XII. besonders abgedruckt. gr. 8. 20 Gr. (1 Fl. 30. Xr.)

Mémoires secrets sur la vie privée, politique et littéraire de Lucien Buonaparte, prince de Canino, rédigés sur sa correspondance et sur des pièces authentiques et inédites. 2 Tomes. gr. 8. 2 Thlr. 12 Gr. (4 Fl. 30 Xr.)

(Möller, Nicolaus) Speculative Darstellung des Christenthums. gr. 8. 1 Thlr. (1 Fl. 48 Xr.)

Petrarca, Francesco, italienische Gedichte, übersetzt und mit erläuternden Anmerkungen begleitet von Prof. Carl Förster. (Mit gegenüber gedrucktem Original-Text) 2r (und letzter) Theil. 8. 2 Thlr. 12 Gr. (4 Fl. 30 Xr.)

Real-Encyclopädie, allgemeine deutsche, für die gebildeten Stände. (Conversations-Lexicon.) In zehn Bänden. Fünfte Original-Ausgabe. 8. Pränum. Preis:
auf weiß Druckp. in ord. 8. 12 Thlr. 12 Gr. (22 Fl. 30 Xr.)
auf Schreibpapier in ord. 8. 18 Thlr. 18 Gr. (33 Fl. 45 Xr.)
auf fein weiß Druckp. in Med. Format 22 Thlr. (39 Fl. 36 Xr.)
auf supra fein Berliner Pap. in Med. Format 28 Thlr. (50 Fl. 24 Xr.)
auf engl. Velinpap. in Med. Format 45 Thlr. (81 Fl.)
(Die ersten 5 Bände sind erschienen. Die zweyten 5 Bände werden in der Leipziger Jubilate-Messe gratis nachgeliefert.)

Rosenmüller (D. J. G.), Handbuch eines allgemein faßlichen Unterrichts in der christlichen Glaubens- und Sittenlehre, nach seinem christlichen Lehrbuche für die Jugend. In zwey Theilen. Zweyter und letzter Theil: christliche Sittenlehre. gr. 8. 2 Thlr. (3 Fl. 36 Xr.)

Saalfeld (Prof. Friedrich), allgemeine Geschichte der neuesten Zeit, seit dem Anfange der französischen Revolution. In 4 Bänden oder 8 Abtheilungen. Zweyten Bandes zweyte Abtheilung: von dem Frieden von Campo Formio bis zu den Friedensschlüssen von Lüneville und Amiens. gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr. (2 Fl. 42 Xr.)

Schopenhauer (D. Arthur), Die Welt als Wille und Vorstellung: vier Bücher; nebst einem Anhange, der die Kritik der Kantischen Philosophie enthält. gr. 8. 3 Thlr. (5 Fl. 24 Xr.)

Shakspeare's Schauspiele, übersetzt von Johann Heinrich Voß und dessen Söhnen Heinrich Voß und Abraham Voß. Mit Erläuterungen. Zweyter Band. gr. 8. 3 Thlr. (5 Fl 24 Xr.) Dieser Band enthält: Der Kaufmann von Venedig von Joh. Heinrich Voß; Maas für Maas von Abraham Voß; Was ihr wollt, von Johann Heinrich Voß; der Liebe Müh umsonst, von Heinrich Voß.

— — Der Kaufmann von Venedig, übersetzt von Joh. Heinrich Voß. Mit Erläuterungen. gr. 8. 20 Gr. (1 Fl. 30 Xr.) (Aus dem 2n Bande der Schauspiele bes. abgedruckt.)

Sismondi, (J. C. L. Simonde de), die Literatur des südlichen Europa. Deutsch herausgegeben und mit Anmerkungen begleitet von L. Hain. Zweyten (und letzten) Bandes zweyte (und letzte) Abtheilung. gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr. (2 Fl. 42 Xr.)

Staatswirthschaft, die, nach Naturgesetzen. gr. 8. 2 Thlr. (3 Fl. 36 Xr.)

Steffens (Henrich) Caricaturen des Heiligsten. In zwey Theilen. Erster Theil gr. 8. 2 Thlr 12 Gr. (4 Fl. 30 Xr.)

Taschen-Encyclopädie, deutsche, oder Handbibliothek des Wissenswürdigsten, in Hinsicht auf Natur und Kunst, Staat und Kirche, Wissenschaft und Sitte. In alphabetischer Ordnung. Vier Theile mit 50 Kupfern. 3r Theil L — R. mit 12 Kupfern. 2 Thlr. (3 Fl. 36 Xr.)

Tasso's (Torquato) Leben und Charakteristik, nach Ginguené dargestellt und mit ausführlichen Ausgaben-Verzeichnissen seiner Werke begleitet von D. F. A. Ebert. 8. 1 Thlr. 8 Gr. (2 Fl. 24 Xr.)

Urania. Taschenbuch auf das Jahr 1819. Neue Folge, erster Jahrgang. Mit sechs Kupfern. 2 Thlr. (3 Fl. 36 Xr.) Große Ausgabe mit Kupfern vor der Schrift 3 Thlr. 18 Gr. (6 Fl. 18 Xr.)

Venturini (D. Carl), Rußlands und Deutschlands Befreiungskriege von der Franzosen-Herrschaft unter Napoleon Buonaparte in den Jahren 1812 — 15. 4r (und letzter) Theil. Der Krieg in Frankreich 1815 und End-Resultate. Mit 7 Kupfern. gr. 8. 2 Thlr. 16 Gr. (4 Fl. 48 Xr.)

Werner (F. L. Z.) Der vierundzwanzigste Februar. Tragödie in einem Act. Zweyte Ausgabe. kl. 8. 18 Gr. (1 Fl. 21 Xr.) und Ausgabe mit einem Titelkupfer 1 Thlr. (1 Fl. 48 Xr.)

Wolfart (D. und Prof. K. Chr.), Jahrbücher für den Lebens-Magnetismus, oder neues Asklépieion. Allgemeines Zeitblatt für die gesammte Heilkunde nach den Grundsätzen des Mesmerismus. Ersten Bandes zweytes Heft. gr. 8. 1 Thlr. (1 Fl. 48 Xr.)

Zeitgenossen. Biographien und Charakteristiken, Dritten Bandes vierte Abtheilung und vierten Bandes erste und zweyte Abtheilung (XII — XIV.). gr. 8. Jede Abtheilung 1 Thlr. (1 Fl. 48 Xr.)

Zeitgenossen.

Vierten Bandes
dritte Abtheilung.

Aubin Louis Millin.

Geschildert

von

Karl Wilhelm Kraft;

mit

Skizzen zu Millin's Schilderung

von

C. A. Böttiger.

Der ist gut vor allen, der selbst jedwedes erkennet,
Gut ist jener zunächst, der den wohl Zuredenden anhört.

Hesiodus.

Vorwort.

Es ist eine billige Vergeltung! Das Maaß, womit wir Andern gemessen, füllt sich auch für uns. Shakspeare's Measure for measure noch in einem andern Sinne! Der im Sommer des verflossnen Jahres zu früh gestorbene Millin verdient es, daß ihm unter den Zeitgenossen ein Ehrenplatz zu Theil werde. Wie viele Denksteine hatte er im Laufe seiner literarischen Thätigkeit Andern gesetzt, die ihm durch Wissenschaft und Kunstliebe theuer geworden waren! So mag auch ihm ein Denkstein nicht fehlen. Was ein würdiger Deutsche in Paris, Kraft, ein Nachfolger Winklers, Baders und so viel Anderer in dem Vertrauen des Verstorbenen und bis zu seinem Tode sein Privatsecretär, in den encyclopädischen Annalen, deren letzten Jahrgang er nach dem Tode des Freundes bis zum Schluß des Jahres fortführte, über ihn niedergeschrieben hat, durfte auch hier nicht übergangen werden. Es wird in einer treuen Uebersetzung geliefert. Allein was seinem Zweck in einer Monatsschrift, die Millins Namen trug, vollkommen genügte, war zu oberflächlich für eine ge-

nauere Würdigung seiner Verdienste unter uns, den ferne stehenden. So durfte es wohl einem Deutschen, dem es wenigstens nie an gutem Willen gefehlt hat, dem weiten Felde der Alterthumskunde treue und verständige Arbeiter zu gewinnen und hie und da auch selbst Hand anzulegen, um so mehr gestattet seyn, einige Züge, nicht zur Lebensgeschichte, sondern zum literarischen und moralischen Charakter eines biedern Freundes zuzufügen, mit welchem er seit dem Jahre 1795 in ununterbrochenem Briefwechsel und in dem mannichfaltigsten Ideen-Austausch gestanden und von dem er stets die unzweideutigsten Beweise ungeheuchelter, ausdauernder Freundschaft empfangen hat. Dieß herzliche Verhältniß hat ihn indeß nicht abgehalten, auch die schwachen Seiten der literarischen und alterthümlichen Bemühungen Millins freimüthig einzugestehen. Denn wer auch nicht als Erfinder und Vormann auf der ersten Linie stehen kann, wird doch als rastloser Sammler und Förderer, als fortbildender und das Vorhandene geschickt anwendender Kunstgenosse auf der zweiten Linie seinen Mann stellen.

Böttiger.

I.

Aubin Louis Millin.

Von

Karl Wilhelm Kraft.*)

---

*) Aus den Annales encyclopédiques Novbr. 1818 übersetzt vom Hofrath Methusalem Müller.

Aubin Louis Millin.

Aubin Louis Millin wurde geboren zu Paris den 19ten Juli 1759. Seine Familie stammt aus Italien und zählt unter ihren Gliedern mehrere Männer, welche dem Staate und der Kirche ausgezeichnete Dienste geleistet haben *). In der Folge wurde sie in Frankreich naturalisirt, und erhielt das Lehn von Grandmaison in der Nähe von Paris, wovon sie den Namen annahm; allein seit sich dieses Lehn in fremden Händen befindet, wollte Millin blos seinen Familiennamen beibehalten.

Aubin Louis war noch Kind, als sein Vater der grausamen Behandlung erlag, die er von einer Horde von Wilden in Ostindien auszustehen hatte, wo er in Angelegenheiten der französischen Regierung reiste. Louis hatte drei Brüder, wovon der eine im Feldzuge auf Corsika das Leben verlor; die beiden andern aber sind, zur Belohnung der Dienste, die sie ihrem Vaterlande geleistet hatten, mit dem Kreutze des königlichen Militairordens vom heil. Ludwig geziert worden; der älteste starb vor wenig Jahren, der jüngste aber büßte unter dem Beile der Revolutionairs seine edle Ergebung gegen den besten König, den er dem schrecklichsten Tode entreißen wollte.

Liebe zur Unabhängigkeit und Neigung zu den Wissenschaften hinderten Herrn Millin die militairische Laufbahn zu betreten; nur kindliche Liebe vermochte ihn, beim Austritt aus dem Collége sich den Wünschen seiner Mutter zu fügen, und den geistlichen Stand zu ergreifen; allein bald bestimmte ihn Reue darüber, daß

*) Der Prälat Millino, ein Römer, aus der Familie der Vorfahren des Hrn. Millin, wurde Kardinal 1681 und starb 1701.

er sich verpflichtet hatte den Wissenschaften sich zu entziehen und die Hora's abzuwarten, diese Laufbahn zu verlassen, um sich ganz dem Dienste der Musen zu weihen. Sein sehr ansehnliches Vermögen setzte ihn in den Stand, seiner unwiderstehlichen Neigung ohne Einschränkung zu folgen.

So wie sich seine Verbindungen außerhalb des väterlichen Hauses ausdehnten, wurde Millin in den glänzendsten und geistreichsten Zirkeln aufgenommen. Der Eifer, womit man nach seiner Bekanntschaft strebte, der Genuß, den ihm eine so gewählte Gesellschaft gewährte und das Bedürfniß derselben von seiner Seite, verleiteten ihn jedoch nie seinem Vergnügen zu viel Zeit zu opfern; bis zum Ende seines Lebens widmete er zwei Drittheile eines Tages literarischen Beschäftigungen und den übrigen nur dem Leben in der Gesellschaft.

Lange Zeit arbeitete Millin ohne einen bestimmten Zweck zu haben; er las die classischen Schriftsteller jeder Nation blos in der Absicht, sich zu unterrichten, und ohne über die Art und Weise nachzudenken, die Kenntnisse die er in dieser Schule erworben hatte, anzuwenden. Indessen waren diese Arbeiten nicht verloren: er versuchte die interessantesten Stellen dieser Schriften ins Französische zu übersetzen, und gab so seine Mélanges de Littérature étrangère, Paris 1785. 6 Vol. in 12. und seine Comparaison de la langue punique et de la langue irlandoise, [aus dem Englischen des Obersten Wallancay übersetzt *)] Paris, Débure 1786 in 12. heraus.

Er war noch nicht zwanzig Jahre alt, als ihn Freundschaft mit einem jungen Manne voll Talent und brennenden Eifers für die Wissenschaften, Pierre-Remy-Willemet, Sohne des berühmten Botanikers dieses Namens verband. Der junge Willemet verfolgte mit Glück die Laufbahn seines Vaters und flößte auch seinem Freunde Geschmack an derselben Wissenschaft ein. Herr von Montucla hatte damals seine Geschichte der Mathematik geschrieben; die der Astronomie von Bailly war sehr beliebt; Millin beschloß diesen großen Beispielen zu folgen und die Geschichte der Naturwissenschaften zu schreiben. Der Gegenstand war damals noch ganz neu;

*) S. Collectan. de Rebus Hibernicis.

um sich mit dem großen Unternehmen das er ausführen wollte, vertraut zu machen, beschloß er, fleißig die Vorlesungen von Brisson, Darcet, d'Aubenton, Fourcroy, und Desfontaines am Collége de France und am Museum der Naturgeschichte zu besuchen, er wohnte den Herborisationen des Herrn von Jussieu bei, und trat in genaue Verbindung mit den berühmtesten Naturforschern seiner Zeit. Bei Verfolgung seines Planes sahe er ein, daß er, um zum Ziel zu gelangen, mit dem Lesen der Classiker auch das Studium alter Denkmäler verbinden müsse; er forschte daher auf Münzen, geschnittenen Steinen, und Basreliefs nach Allem, was zu seinem Plane paßte, und bald machte er einige Proben des großen Werks bekannt woran er arbeitete *) und für welches er ungeheure Materialien gesammelt hatte.

Brisson hatte damals seine Methode die Vögel zu classifiziren bekannt gemacht, Geoffroy sein System der Insekten, und Jussieu hatte die naturgemäße Methode aufgefunden die Pflanzen zu ordnen; allein Büffon hatte dem Publikum eine Verachtung alles Systems beigebracht; diese Lehre würde, wenn sie allgemein angenommen, und der aufblühenden Generation eingeprägt worden wäre, unbezweifelt die ganze Naturgeschichte in ein weites Labyrinth verkehrt, und die Trümmer dieser Wissenschaft schwachen Geistern Preis gegeben haben.

Um diese Gefahr abzuwenden, unternahm es Herr Millin das Ansehen des großen Linné in Frankreich geltend zu machen. Er vermochte die kleine Anzahl von Naturforschern, welche seine Ansicht theilten, sich zu einer Gesellschaft unter dem Namen der Linnéischen zu vereinigen, ähnlich der, welche D. Smith damals eben zu London gebildet hatte. Diese Gesellschaft bestand

---

*) Abhandlung über Reynier's Denkschrift in Bezug auf die Bildung der Körper durch bloße Anhäufung der organisirten Materie, und über das Thier das die Alten Thos nennen. S. Journ. de Physique 1787. — Minéralogie homérique 1790. 8. ins Deutsche übersetzt von Rink 1794. 8. Zweite Aufl. des Originals 1816. in 8. — Dissertat. sur quelques medailles des villes grecques où l'on a representé des objets d'histoire naturelle. S. Journ. d'histoire nat. 1792. Vol. II. — Observations sur les manuscripts de Dioscorides, qui sont conservés dans la bibliothèque nationale. S. Usteri Ann. der Botanik und Mag. Enc. 1796 Vol. II.

aus den Herren Willemet, Bose, l'Heritier, August Broussonet, Desfontaines, Alex. Brongniart und Millin; sie arbeiteten mit Eifer und fingen an die Naturwissenschaften mit der Fackel einer gesunden Kritik zu beleuchten. Aber bald erregte der gerechte Ruhm und der Einfluß, den sich diese Gesellschaft erworben hatte, bei mehrern Mitgliedern der ersten Corporationen des Staats die Furcht, ihren Ruf gefährdet zu sehen, und die Vermuthung, die Eifersucht möchte ihnen den Eintritt in die Akademie verschließen, bestimmte die Gesellschaftsglieder ihre Arbeiten zu unterbrechen. Während der Revolution begannen sie dieselben von neuem unter dem Namen der Société d'histoire naturelle, und sie hatten die Freude, die berühmtesten Naturforscher Frankreichs und des Auslandes in die Zahl ihrer Mitbrüder aufnehmen zu können.

Herr Millin gab einen neuen Beweis seiner Verehrung für Linné durch die franz. Uebersetzung des Werks von Pulteney, über das Leben und die Schriften dieses Gelehrten, und begleitete es mit Noten, die es um einen Band vermehrten *).

Er war Sekretair der Linnéischen Gesellschaft gewesen, und erhielt dieselbe Stelle bei der Gesellschaft der Naturwissenschaften, in welcher Eigenschaft er ihr die wichtigsten Dienste leistete. Diese Gesellschaft hat sich ebenfalls um die Wissenschaften und um die Menschheit verdient gemacht; sie war es, die von der constituirenden National-Versammlung das Decret zu erhalten wußte, Kraft dessen die Expedition zu Aufsuchung des unglücklichen Lapeyrouse ausgerüstet wurde, und der wir so viel wichtige Entdeckungen zu verdanken haben. Während Herr Millin das genannte Amt bekleidete, gab er mehrere Abhandlungen über Gegenstände der Naturwissenschaften heraus.

Die constituirende Nat. Vers. hatte alle Klöster geöffnet. Eine große Zahl von Abteien, Kirchen und Klöstern wurde eingezogen. Millin sahe voraus, daß die hier befindlichen historischen Denkmäler bald zerstört oder verdorben werden würden; ihre Zahl war zu groß, als daß sie alle hätten beschrieben werden können; indeß wollte Millin

*) Revue général des écrits de Linné, avec des notes et additions du traducteur. Paris 1789. 2 Vol. 8. (A general view of the writings of Linnéus. London 1781. 8.)

doch diejenigen der Vergessenheit entreißen, die er zu studiren Gelegenheit gehabt hatte. Er besuchte in dieser Absicht die benachbarten Departements um Paris, die Normandie, Picardie, und Flandern, und sammelte so die Materialien zu seinen Antiquités nationales.

Er stand noch in voller Jugendkraft als die Revolution ausbrach. Tausend wichtige Plane, die man damals zum allgemeinen Besten entwarf, erfüllten seine Seele mit den süßesten Hoffnungen. Er stand in den genauesten Verhältnissen mit den vornehmsten Mitgliedern der constituirenden Nationalversammlung, wie hätte er bei seinem brennenden Eifer das Reich der Vernunft zu erweitern und zu befestigen nicht Theil nehmen sollen an dem großen Kampfe des Lichts gegen die Finsterniß? — Er gab daher verschiedene politische Schriften heraus *), und redigirte zu dieser Zeit mit Noël, Condorcet, und Rabaud de Saint-Etienne, die Chronik von Paris **).

Allein als die constituirende Nationalversammlung, nachdem sie auseinander gegangen war, Frankreich der Wuth der Demagogen überlassen hatte, die ihr folgten, hatte Millin den Muth, ihre verderblichen Plane öffentlich anzugreifen. Er zog sich dadurch ihren Haß zu, bald war seine Freiheit bedroht. Um sich ihren Verfolgungen zu entziehen, unternahm er einige Reisen, und bekleidete sogar eine Stelle bei der Verwaltung der Militairtransporte; allein er konnte ihnen doch nicht entgehen. Ein ganzes Jahr schmachtete er im Gefängnisse mit der Aussicht auf einen frühzeitigen und gewissen Tod. Den 8ten und 9ten Thermidor hatte er den Schmerz 150 seiner Leidensgefährten vor das Revolut. Tribunal führen zu sehen, den 11ten sollte er selbst nebst 50 andern Schlachtopfern vor demselben erscheinen; glücklicher Weise aber machte der 9te Thermidor diesen Mordscenen ein Ende, und Millin erhielt seine Freiheit wieder.

Selbst während seiner langen Gefangenschaft unterbrach er seine gelehrten Arbeiten nicht. Der National-

*) Lettre d'un empereur romain à un roi des Gaules 1789. Lettre sur la censure des gravures 1789. — De la liberté du théatre 1789. 8.

**) 1789 — 1792. in 4to.

convent hatte Preise ausgesetzt für die besten Elementarbücher über verschiedene Zweige der Wissenschaften, es fehlte noch ein ähnliches Werk über die Naturgeschichte. Millin ergriff mit Eifer diese Gelegenheit sich seinem Vaterlande nützlich zu machen, und seinen traurigen Aufenthalt einigermaßen zu verschönern. In der Vorrede zu seinen Elémens d'histoire naturelle stellt er seine Bewegungsgründe zu dieser Arbeit dar und schildert zugleich die peinliche Lage, in der er sie vollendet habe, auf eine Art, die seinem Herzen große Ehre macht.

Ich glaube seinen edlen Charakter nicht besser bezeichnen zu können, als wenn ich einen Theil dieser Vorrede hierher setze:

„Diese Elemente," sagt er, „sind während der langen Gefangenschaft verfaßt worden, worinnen ich nebst so viel andern tugendhaften und gelehrten Männern geschmachtet habe, deren Schicksal ich beinahe hätte theilen müssen. Ich hatte sie zur Preisbewerbung bestimmt, und je heftiger die Verfolgung gegen Gelehrte war, je schneller die Wirkungen derselben sich zeigten, je zahlreicher die Schlachtopfer waren, desto mehr Beständigkeit und Beharrlichkeit bewies ich bei meiner Arbeit, desto ungeduldiger war ich, das Ende davon zu beschleunigen; ich vollendete sie auch zur bestimmten Frist. Ich hatte damals dem Glücke entsagt, aus meinem Gefängnisse zu kommen, diejenigen meiner Freunde wieder zu sehen, welche der Proscription entgangen waren, in die fast alle verwickelt wurden, und dem Alter einer verehrten Mutter diejenige Pflege zu widmen, die sie meiner Kindheit gewidmet hatte; allein ich behielt stets den Stolz, die letzten Augenblicke meines Lebens nützlich zu machen. Ich glaubte, die Wichtigkeit der Elementarbücher für die Erziehung würde die Jury vermögen ihre Entscheidungen zu beschleunigen, ich schmeichelte mir, ihre Urtheile würden vielleicht den blutigen Beschlüssen des Revolutionstribunals zuvorkommen; ich wiegte mich mit dem Gedanken, von dem einem gekrönt zu werden ehe ich von dem andern geopfert würde, und als ihre Langsamkeit diese Hoffnung hatte verschwinden lassen, tröstete mich die, nach meinem Tode einen Preis zu erhalten, der einigen Schmerz über meinen Verlust erwecken würde.

Seit diesem Zeitraume sind die Mitglieder der Jury fast sämmtlich zerstreut worden, ohne ein Urtheil zu sprechen, ich habe daher mein Werk wieder vorgenommen, um es vor den großen Richterstuhl der öffentlichen Meinung zu bringen.

Ich kann diese Vorrede eines Buches, das ich in eurer Mitte verfaßt habe, nicht vollenden, ohne einige Blumen auf euren Grabhügel zu streuen, ohne noch einige Thränen eurem unglücklichen Ende zu weihen, ihr unschuldigen und edelmüthigen Schlachtopfer, Roucher! du ausgezeichneter Gelehrter, achtungswerther Familienvater! André Chenier, du, dessen Seele so viel Energie besaß, dessen Geschmack so rein, dessen Gelehrsamkeit so glänzend und umfassend war! Und du braver und rechtlicher Biron, dessen Wohlthaten insgeheim den Mangel deiner Unglücksgefährten erleichterten, und der du lieber auf dem Blutgerüste sterben, als dadurch dich ihm zu entziehen suchen wolltest, daß du zuerst gegen das Ungeheuer, das dich daher geführt hat, eine rechtmäßige und augenscheinliche Anklage erhobst; so sehr empörte jede Denunciation dein großes Herz! Junger Trudaine, deiner Staffelei entrissen, und nebst deinem Bruder den Wissenschaften entzogen, trotz der strengsten Reinheit deiner Sitten, und der liebenswürdigen Sanftmuth deines Charakters! Achtungswürdiger und arbeitsamer Dormesson, getragen zum Blutgerichte auf deinem Bette, woran dich ein schmerzliches und unheilbares Uebel auf immer gefesselt hatte, umgeben von deinen Büchern und allen Schätzen der morgenländischen Literatur, der du den Tod erduldetest wie Sokrates, nachdem du den Schmerz ertragen hattest wie Epictet u. s. w."

Kurz nachher, als er seine Freiheit wieder erhalten hatte, erhielt er auch den Preis, um den er gerungen hatte, und übergab seine Werke dem Druck *).

Jetzt aber sah er sich auch um den größten Theil seines Vermögens gebracht, durch das Decret, welches die Herabsetzung der Renten anbefohlen, und durch die Auswanderung seiner Gläubiger. Alle seine Mittel wa-

*) Elémens d'histoire naturelle. Paris 1794. 8. 1797. 8. 1802. 8. Dieses Werk ist auch ins Italiänische übersetzt worden.

ren erschöpft, er nahm daher die Stelle eines Divisionschefs in den Bureaux des Ausschusses für den öffentlichen Unterricht an, auch befand er sich unter den Gelehrten, denen die Nation eine gewisse Geldsumme, als Belohnung oder Aufmunterung bewilligte.

Bald darauf wurde er zum Professor der Geschichte an der Centralschule des Seinedepartements ernannt. Von nun an ergab er sich ausschließend den Wissenschaften, ohne im Geringsten an Politik Theil zu nehmen.

In den ersten Jahren der Revolution hatten die Naturwissenschaften in Frankreich außerordentliche Fortschritte gemacht, allein die alte Literatur war fast gänzlich vernachlässigt worden. Um seinen Mitbürgern von neuem Geschmack an humanistischen Studien einzuflößen, unternahm Millin Anfangs in Gemeinschaft mit Noël und Warrens, dann allein die Herausgabe des Magazin encyclopédique, dadurch wollte er zunächst das Journal des savans, doch nach einem weit umfassendern Plane ersetzen. Seine Kenntniß mehrerer fremden Sprachen setzte ihn in den Stand in seinem Magazine von sehr vielen literarischen Erzeugnissen aus allen Theilen der civilisirten Welt zu sprechen. Die ausgezeichnetsten Gelehrten Frankreichs und des Auslandes verbanden sich mit ihm zu diesem Unternehmen, und Millin unterhielt mit ihnen eine äußerst lebhafte literarische Correspondenz. Die deutschen Gelehrten besonders bezeugten ihm ihre Dankbarkeit dafür, daß er ihre Arbeiten in Frankreich bekannt machte.

Nach dem Tode des berühmten Abbé Barthélemy im J. 1794 wurde Millin zum Conservateur des Cabinets der Münzen, geschnittenen Steine und Antiken der königl. Bibliothek ernannt. Von nun an ergab er sich mit unermüdlichem Eifer und fast ausschließend den Arbeiten seines neuen Amtes, wozu er sich durch ein gründliches Studium der alten Denkmäler und der Bibliographie ausgebildet hatte. Er wandte sich nun ganz von der Naturgeschichte ab, und damit ihn nichts wieder zu einer Wissenschaft zurückführen möchte, die für ihn so viel Reitze behielt, zerstreute er sein reiches Cabinet, das er sich selbst geschaffen hatte. Er verletzte dieses strenge Gesetz auch nur ein einziges Mal, um der Freundschaft ein Denkmal zu stiften.

Die Neigung nehmlich zur Naturgeschichte hatte den jungen Willemet bestimmt, eine Reise nach Indien zu unternehmen, allein der englische Gouverneur auf Pondichery behandelte ihn sehr übel, weil er sich nicht vorstellen konnte, daß Neigung zur Botanik allein einen Franzosen habe bestimmen können, sein Vaterland und seine Familie zu verlassen. Aus Gram darüber starb der junge Willemet in der Blüthe seines Lebens. Das einzige Denkmal seiner mühevollen Arbeiten, was er hinterließ, war eine kleine Flora von Isle de France*), welche Millin, das Andenken seines Freundes zu ehren, herausgab.

Seit seiner Ernennung zum Conservateur hatte Millin nichts Angelegentlicheres als der französischen Jugend Geschmack an dem Studium der Alterthümer einzuflößen. Er lehrte nach und nach mehrere Zweige dieser Wissenschaft, und gab kleine Uebersichten davon heraus **). Er pflegte seine Vorlesungen nie aufzuschreiben; um sein Gedächtniß zu unterstützen, ließ er bloß die Stellen aus den Alten und die Erläuterungen und Erörterungen neuerer Schriftsteller, die Bezug auf seinen Gegenstand hatten, abschreiben, oder übersetzen. Sein umfassendes Gedächtniß, seine glänzende Einbildungskraft, seine treffliche Methode erlaubten ihm in seinen Vorlesungen diese Documente fast ohne einen Blick in sein Manuscript zu thun, zu verbinden, zu würdigen, neue hinzuzufügen, und das Ganze mit jenem Zauber zu bekleiden, der ihm den Beifall eines stets zahlreichen und gewählten Auditoriums sicherte. Er erhöhte das Interessante seiner Vorlesungen vorzüglich durch Vorlegung alter Denkmäler aller Art; entweder im Originale oder in Kopien, wovon er selbst eine ungeheure ja vielleicht einzige Sammlung besaß.

---

*) Herbarium Mauritianum auctore Petro Remigio Willemet; praefatus est Alb. Lud. Millin. Lips. 1796. 8.

**) Introduction à l'étude des monumens antiques 1796. 8. ins Deutsche übersetzt Halle 1798. 8. — Introd. à l'étude des medailles 1798. 8. — Introd. à l'étude des pierres gravées 1796. 8. II. edit. 1798. — Programme d'un cours d'histoire de l'art 1805. — Cours de mythologie, 1808. 8. — Cours d'histoire héroique 1810. 8. — Introd. à la connaissance des vases peints 1811. 8.

Bekannt ist es, mit welcher liebenswürdigen verbindlichen Art er Gelehrten und Liebhabern die Schätze des Cabinets zeigte, welches ihm zur Aufsicht anvertraut war, und wie angenehm und unterrichtend seine Erklärungen waren.

Um kein Mittel zu vernachlässigen in Frankreich das Studium der Alterthumskunde und der Kunstgeschichte zu verbreiten, und um das weite Feld seiner Kenntnisse auch Personen zugänglich zu machen, welche sich zu schwach fühlten, um es ganz zu durchlaufen, oder welche sich durch die Schwierigkeiten, auf die sie hier stoßen könnten, zurück schrecken ließen, verfaßte er Wörterbücher über mehrere Zweige dieser Wissenschaften*).

Millin hatte, wie bemerkt worden, in den ersten Jahren der Revolution eine große Menge nationeller Denkmäler bekannt gemacht, zehn Jahr später sammelte er mit gleichem Eifer die der alten Aegypter, der Griechen und Römer, die sich in Frankreich vorfanden. Er rückte mehrere Abhandlungen über solche Denkmäler in sein Magazin encyclopédique ein; und nach und nach machte er eine noch ansehnlichere Zahl davon bekannt in den Sammlungen, welche der ganzen gelehrten Welt zu bekannt sind, als daß man hier umständlicher davon zu sprechen brauchte**).

Nicht zufrieden den größten Theil der Denkmäler beschrieben zu haben, welche seiner Aufsicht anvertraut waren, oder die den verschiedenen Anstalten der Hauptstadt zugehörten, wollte Millin auch die aufsuchen und bekannt machen, die in den Departements zerstreut sind, und der Aufmerksamkeit der Alterthumsforscher entgangen waren. Dies war der Hauptzweck seiner Reise in das mittägige Frankreich***).

Langes Arbeiten hatte seine Gesundheit erschöpft, eine langwierige Krankheit hatte eine große Schwäche bei ihm hinterlassen, mehrere Aerzte riethen ihm, zu

*) Dictionnaire de la fable par Chompré, nouvelle ed. augm. p. Millin 1801. 2 Vol. 8. — Dict. des beaux Arts, 1807 3 Vol. 8.

**) Monumens antiques inédits 1802—1806. 2 V. 4. — Peintures des vases dits étrusques. 1809—1810 2 V. fol. — Galerie Mythologique 1811. 2 Vol. 8. — Description des statues des Tuileries 8.

***) Voyage dans les départements du midi de la France 1807. 4 Vol. 8. und Atlas 4to.

schnellerer Wiederherstellung den Süden zu bereisen. Natürlich mußten sich seine Blicke auf Italien richten, dessen Namen der Freund des Alterthums nie ohne Rührung ausspricht, indeß blieb Frankreich doch immer der erste Gegenstand seiner Gedanken. Allein er wollte nicht blos die Alterthümer des südlichen Frankreichs untersuchen, sondern seine Aufmerksamkeit verweilte auf jedem einiges Interesse darbietenden Gegenstande.

Zur Unterstützung in seinen Arbeiten nahm er seinen Freund, den nun auch verstorbenen Winkler mit, der bei dem Medaillencabinette angestellt, durch seine Talente, so wie durch die Zartheit und Anmuth seines Charakters sich allgemeine Achtung und Liebe erworben hatte. Winkler war in der Kenntniß alter Sprachen und der Alterthümer sehr bewandert, und ohngeachtet seiner Bescheidenheit, war sein Name von den vornehmsten Gelehrten Frankreichs und des Auslandes gekannt.

Der Weg, den unsere Reisenden zurücklegten, war nicht unbeträchtlich. Beim Ausgange aus Paris fingen sie ihre Beobachtungen an, und schlossen sie erst bei ihrer Rückkehr.

Ueberall fanden sie die erwünschteste Aufnahme und Unterstützung. Die Ortsbehörden und zahlreichen Freunde Millins unterstützten um die Wette seine Absicht sich in jeder Stadt aufzuhalten, die in Hinsicht auf Künste und Wissenschaften einiges Interesse haben konnte, oder an Orten, welche an bedeutende Ereignisse erinnern, die Denkmäler des Alterthums so wie die des Mittelalters zu untersuchen, ihren gegenwärtigen Zustand mit ihrem ehemaligen zu vergleichen, die Veränderungen anzugeben die sie erfahren hatten, und die Mittel zu ihrer Erhaltung anzugeben, die öffentlichen und Privatbibliotheken und Cabinette zu besuchen, und dann der Bibliothek, zu deren Conservatoren er gehörte, durch Ankauf und Tausch, Bücher, Manuscripte und Medaillen zu verschaffen, und so viel als möglich Notizen über seltene Ausgaben, oder interessante Manuscripte, die er zu sehen Gelegenheit gehabt hatte, zu sammeln.

Viele seltene Gegenstände, die sich in den Klöstern und den ältern öffentlichen Anstalten befanden, sind seit der Revolution verschwunden; Millin bemühte sich die Spuren davon aufzufinden; andere im Gegentheil, die aus den Klöstern und den Privatsammlungen weggekom-

men waren, sind in öffentlichen Aufbewahrungsorten zusammen gebracht worden, und bleiben hier unbekannt. Millin brachte davon Zeichnungen oder Beschreibungen mit und ließ sorgfältige Copieen der Inschriften machen, welche incorrekt herausgegeben worden, besonders aber derer, die noch gar nicht herausgegeben worden waren. Allein er beschränkte sich nicht blos auf Nachforschungen in Beziehung auf Künste und Wissenschaften, er besuchte auch die Werkstätten, die Manufakturen, die Anstalten der Wohlthätigkeit und des Unterrichts, mit einem Worte, er ließ wenig ununtersucht und unbeachtet.

Nach seiner Rückkehr nach Paris beschäftigte sich Millin mehrere Jahre damit, dem Publikum die Resultate seiner Reise vorzulegen, und einige Werke herauszugeben, deren bereits früher gedacht worden ist. Er richtete seine Blicke auf England, und um die Franzosen mit den Fortschritten der Archäologie und schönen Künste in diesem Lande bekannt zu machen, gab er eine von Freundes Hand verfertigte Uebersetzung *) des Werkes von Dallaway heraus **). Dieses Werk enthält gründlich ausgeführte Anmerkungen über die vornehmsten antiken und modernen Denkmäler der Baukunst, und die bedeutendsten Werke der Malerei und Bildhauerkunst, die sich in den öffentlichen und Privatsammlungen zu London und Oxford, so wie in den Schlössern und Landhäusern befinden; eine Anzeige der Statüen, Büsten, Basreliefs, die neuerlich durch die auf Kosten von Engländern zu Rom angestellten Nachgrabungen, gewonnen worden, und der Gemälde, die sie auf dem festen Lande gekauft haben; endlich auch eine Geschichte der Baukunst, Malerei, und Bildhauerkunst in England, und Anekdoten von den berühmtesten ältern und neuern Künstlern. Millin hat dieses Werk mit Noten bereichert, die es um einen Band vergrößert haben, und die sich besonders auf die Geschichte der Kunst vornehmlich bei den Alten beziehen. Dallaway hat sich streng an Winkelmanns Ideen gehalten; Millin aber hat das hinzugefügt, was seit der Zeit jenes berühmten Archäologen durch die Beobachtung gewonnen worden ist.

*) Les beaux arts en Angleterre. Paris 1807. 2 Vol.

**) Anecdotes of the arts in England. London 1800.

Nach Millins Rückkehr aus dem südlichen Frankreich wandten sich seine Blicke immerfort nach dem classischen Boden, der so viel Meisterwerke der Kunst in sich schließt. Man hatte freilich schon eine große Menge von Beschreibungen Italiens und seiner Merkwürdigkeiten, indeß Vieles war in diesen Werken veraltet, indem neuere Veränderungen in den politischen Verhältnissen der Staaten auch Vieles in den öffentlichen Anstalten und Privatbesitzthümern verändert hatten, so daß Millin hoffen durfte eine Schilderung jenes Landes zu geben, welche man allgemein interessant finden würde.

Er befolgte bei dieser Reise die Methode, die er bei seiner ersten beobachtet hatte. Sein Hauptzweck war, die Denkmäler aufzusuchen, die der Wißbegier der Alterthumsforscher bisher entgangen waren; zugleich bemühte er sich, seine Beobachtungen über das südliche Frankreich zu vervollständigen, und zu berichtigen. Er richtete daher seine Aufmerksamkeit auf alle die Gegenstände, welche sich ihm darstellten, seit er, den 10. Septbr. 1811. Paris verlassen hatte.

Seine erste Sorge war zu Sens nach dem verbindlichen Herrn Tarbé zu fragen, der ihm von neuem bei seinen Nachforschungen zum Führer diente. Millin hatte die Freude zu sehen, daß man in dieser Stadt es sehr wichtig fand die besondern Denkmale, die er beschrieben hatte, zu erhalten; daher untersuchte er sie mit neuem Interesse. In dem ehemaligen Kloster der Cölestiner bemerkte er Weihgeschenke der Frömmigkeit, und mehrere andere Stücke worauf er bei seiner ersten Reise nicht sehr geachtet hatte. Unter diesen befindet sich auch eine alte Tapete von Gold und Seide, worauf man die Namen liest: Salomonis, Bersabé, Hester (sic) Assuère. Diese Endungen und diese Orthographie, welche sich denen der alten Italioten nähern, könnten vielleicht einige Gelehrte irre führen, welche den Ursprung derselben in alten oskischen oder toskanischen Idiomen suchen möchten, wenn sie profane Gegenstände bezeichneten. Als Kunstfreund betrachtete er mit achtungsvollem Vergnügen den herrlichen Christus aus Elfenbein von Bouchardon, der in Hinsicht des Stoffes von ungeheurer Größe ist. Die prächtigen Basreliefs von Silber, ein Werk von Germain, welche die Basis des Reliquienkastens von Saint-Loup zieren, und welche es wohl verdienten durch

den Grabstichel vervielfältigt zu werden, waren gleichfalls für ihn Gegenstände der Beobachtung. Die Basreliefs von Saint-Savinien und von Saint-Potentien wovon eins den Märtyrertod des Letztern darstellt, dem der Henker einen Arm abhaut, schienen ihm aus derselben Schule zu seyn.

Millin hatte in seiner Reise durch das südliche Frankreich, das Grabmal des Dauphin, des Vaters Ludwigs XVI. beschrieben, das sich in der Kathedrale von Sens befindet, allein er hatte des Grabmals des Maréchal de Muy nicht gedacht; diesmal zollte er die gerechte Bewunderung dem treuen Diener, der zu den Füßen seines edlen Herrn beerdigt seyn wollte, dessen Ménin *) er gewesen war, und er las mit Rührung die Worte, welche seinen edlen Schmerz so treffend aussprechen:

Huc usque luctus meus.

Da Millin diesen ganzen Weg schon besucht hatte, hielt er sich blos zu Autún auf, um die alten Thore der Stadt wieder zu besehen; ohne seinen Postillon würde er Mühe gehabt haben das von Arroux wieder zu erkennen, welches er für die Vorderseite einer Schenke hielt, wegen der weißen Kreide, womit es zum Theil übertüncht ist. Angelangt bei dieser ehrwürdigen Trümmer erkannte er die Ursache seiner Täuschung; die Bewohner haben geglaubt diesen Pfeiler bis zur Hälfte der Höhe mit Mörtel überziehen zu müssen, und haben dann diesen Kalküberzug, der eben so wenig Erfindungsgeist als Geld gekostet hat, in einer Spitze geendigt, um eine im Alterthum hier angebrachte Niche hervortreten zu lassen, worein sie wieder eine kleine Madonna gestellt haben. „Die christlichen Bilder," sagt er, „auf antike Denkmale gestellt, sind lebhafte Allegorieen des Sieges des Glaubens über das Heidenthum; allein damit diese Vermischung einige Wirkung hervorbringe, muß man ihren Ursprung nicht kennen, muß es den Anschein haben, als lasse sie sich auf die ersten Zeiten des Christenthums zurückführen. Indessen muß man die Wiederaufstellung des heiligen Bildes an dem Orte den es sonst einnahm

*) Die Benennung, welche man den jungen Edelleuten gab, die mit den Kindern der Könige erzogen wurden, um ihnen Gesellschaft zu leisten.

billigen, allein deshalb einen antiken Bogen zu übertünchen und den ehrwürdigen Anstrich, womit ihn die Zeit bekleidet hat, durch einen Kalküberzug zu verderben, ist ein wahres Sacrilegium. Man kann die Religion ehren ohne die Künste zu entweihen."

Millin gedachte nur einen Tag in der Nähe von Macon auf dem Landgute des verstorbenen Herrn von Igé, seines alten Freundes zuzubringen, der, nachdem er einen ansehnlichen Posten in der Magistratur bekleidet hatte, sich als Weiser der Verwaltung seines großen Vermögens widmete. Er hatte bei ihm Gelegenheit die Behandlungsart und die Instrumente zu untersuchen, deren man sich zur Bereitung des Weines in diesem Theile des Maconnesischen bedient. Die Süßigkeit der Ruhe, die Reize der Freundschaft stellten seine Gesundheit schnell wieder her, welche durch anhaltendes Arbeiten und den Aufenthalt in der Stadt unvermerkt geschwächt worden war.

Indessen war Millin während der kurzen Zeit, die er bei Herrn von Igé zubrachte, nicht müßig; er besuchte die Abtei von Cluny, deren Kirche eins der schönsten Denkmale unserer alten Architectur war, wo der Umfang der Gärten, die Größe des Klosters, die Pracht der Treppe, und die Wohnung des Abts, die alten viereckigen Thürme, womit die Mauer besetzt ist — genug wo Alles von dem Reichthume und der Macht dieses Hauptortes des Benedictinerordens zeugt.

Die lange Beschreibung, welche Millin in seiner Reise durch das südliche Frankreich von Lyon gemacht hat, beweist hinreichend, wie sehr er die Alterthümer dieser Stadt studirt, und wie sorgfältig er die öffentlichen Anstalten besucht hatte. In dieser Stadt hatte er daher nur wenig zu sehen, auch blieb er nur zwei Tage daselbst, allein diese boten ihm immerwährende Genüsse. Einer der größten war für ihn ohnstreitig der, zu sehen daß man die von ihm gegebene Idee realisirt hatte, die Inschriften und andere geschichtliche Denkmale von Lyon, welche Paradin, Colonia, Ménestrier, Spon entdeckt haben, und die welche man den Nachgrabungen verdankt, die man neuer Bauten wegen in mehrern Theilen des Gebietes von Fourviéres vorgenommen hatte, an einen passenden Ort bringen zu lassen: ihnen entsprechende Nummern in einem gedruckten Cataloge zu geben, und

so Diejenigen, welche in dieser Stadt, oder deren Umgebungen, neue historische Denkmäler entdecken möchten, aufzumuntern, sie der allgemeinen Sammlung als Beitrag zu überlassen.

Nachdem er seinen Freund, Herrn Delandine umarmt, und den berühmten Astronomen von Zach besucht hatte, der sich damals zu Lyon aufhielt, blieb Millin nichts Neues in dieser Stadt zu sehen übrig; er reiste daher nach Grenoble ab, wo er die Natur in ihrer vollen Anmuth und Größe, eine rege Industrie, Geschmack an Künsten und Wissenschaften, eine vollkommen gleiche Ansicht von allem Nützlichen, und Gesinnungen fand, die Triebe zum Guten zeigten und die edlen Kennzeichen eines ächten Allgemeingeistes sind.

Den Tag nach seiner Ankunft besuchte Millin das Museum und die Bibliothek von Grenoble. Diese ist zahlreich, und gut gesammelt, von den Ausgaben des funfzehnten Jahrhunderts befanden sich damals mehr als zwei Hundert daselbst. Millin bemerkte hier auch unter andern zwei im 15ten Jahrhundert zu Grenoble selbst gedruckte Werke, welche in keiner Bibliographie angezeigt sind; das eine ist ein Meßbuch, das andere eine Sammlung von Entscheidungen des berühmten Juristen Gui-Pape. Das Museum enthält mehr als 200 Gemälde meistens von guten Meistern. Das Cabinet der Naturgeschichte umfaßt vorzüglich Landeserzeugnisse, insbesondere sehr seltene Alpenpflanzen. Das Cabinet der Alterthümer besteht aus Lampen und kleinen mehr oder minder seltenen Bildwerken. Millin fand hier mehrere interessante Stücke, vorzüglich zwei ägyptische Mumien. Auch sahe er hier zwei Vasen von der Gestalt derjenigen, welche man gewöhnlich Canopen nennt, und die zu Aufbewahrung der Substanzen dienten, deren sich die Mumisirer bedienten. Sie sind von orientalischem Alabaster; der Deckel der einen ist der Kopf eines Schakals, der andere eines Cynocephalus, ihr Bauch ist geziert mit sieben Reihen hohl gravirter Hieroglyphen. Eine dieser Vasen ist noch voller Balsam. Millin hat sie zeichnen lassen.

Natürlich wollte Millin die Umgebungen Grenoble's nicht verlassen, ohne die berühmte Wüste zu sehen, welche die Natur für Menschen gebildet zu haben scheint, die sich ganz von dem Kreise der andern Lebendigen

absondern wollen. Er reiste daher den 1. Oktbr. mit den Herren Le Pasquier, Champollion und Bourgeat nach der großen Karthause. Er sammelte eine große Menge genauer und interessanter Nachrichten über dieses Haus, die sonderbaren Gebräuche, die industriöse Thätigkeit der Mönche, die Wirthschaften die sie angelegt hatten, und die Art des Landbaues die sie betrieben. Er kopirte sorgfältig Inschriften, wo die Frömmigkeit jenen Anstrich von Melancholie annimmt, der dem Style einen geheimen Zauber verleiht; so wie die Gemälde und Statuen, deren Gegenstände aus der heiligen Geschichte genommen sind, ein ihnen eigenthümliches Ideal haben.

Man kann leicht denken, daß Millin nicht unterließ die kleine Kapelle zu besuchen, wohin, wie die Sage erzählt, der heilige Bruno sich zuerst mit einigen Mönchen zurückzog. Er gedachte sogar eine Zeichnung davon zu geben.

Nachdem er mehrere Ausflüge in Grenobles Umgebungen gemacht, die vornehmsten Gebäude der Stadt, das Schloß von Vizille und die heiße Quelle bei Vif, ingleichen das Verfahren des Handschuhmachens, eines der Hauptnahrungszweige der Einwohner, und des Flachshächelns in Augenschein genommen hatte, reiste er den 31sten Oktbr. von Grenoble ab, um sich nach Chambery zu begeben. Mit Schmerz bemerkte er, daß in dem Maaße, wie man sich von der erstern dieser Städte entfernt, der Ackerbau unvermerkt abzunehmen beginnt.

Der Weg von Chambery nach Turin bot ihm wenig der Beobachtung werthes dar. Ueberdies dürfen wir hier auch nicht umständlich uns über Millins Reise nach Savoyen, Piemont, Nizza und Genua, noch über die nach Mayland, Piacenza, Parma, Modena, Mantua, Cremona, und mehrere andere Städte der ehemaligen Lombardey verbreiten, da das Publikum schon die Resultate davon kennt.

Auf dieser Reise durch Italien, wo ihm nicht leicht Etwas verborgen blieb, was nur irgend den Blick des Alterthumsforschers reizen konnte, besuchte er auch Venedig. Die Beschreibung der Reise durch diesen Staat befindet sich, ganz von seiner Hand ausgearbeitet und geordnet, bereits unter der Presse, und wird, wenn nicht ein Streit über die Manuscripte entsteht, worüber Millin in seinem Testamente verfügt hat, nächstens erscheinen.

Der Leser wird vielleicht unserm unermüdlichen Reisenden lieber in das Königreich Neapel und in die Hauptstadt der christlichen Welt folgen, wo seine Nachforschungen den glücklichsten Erfolg hatten.

Die Jahreszeit rückte vor. Millin dachte, wenn er sich in Mayland und Toscana u. s. w. aufhielte, so würde er zu spät nach Rom kommen, wegen des Einflusses der schlechten Luft (aria cattiva) die hier nur zu fühlbar ist, und für ihn leicht gefährlich werden konnte, wenn er genöthigt war den Sommer daselbst zuzubringen. Er glaubte überdies, er müsse, ehe er das übrige Italien besuche, erst seine Augen gewöhnen, die Wunderwerke zu schauen und zu beobachten, welche die Hauptstadt der Künste umschließt. Nicht minder wurde er gedrängt, wegen des Aufenthalts den er im Frühling zu Neapel nehmen wollte, und wegen seines Wunsches Großgriechenland zu besuchen. Er begab sich daher gerades Weges nach Rom, wo er den 30. Novbr. eintraf. Hier brachte er vier Monate zu, während welcher er auch nicht einen Tag verstreichen ließ, ohne seine Forschungen und Beobachtungen fortzusetzen. Von diesen Arbeiten werden wir weiter unten sprechen.

Der gelehrte Reisende befand sich eben zu Rom mitten im Genusse aller Kunstschätze, die dieser classische Boden für den Freund der Kunst und Geschichte aufbewahrt, als er die plötzliche Nachricht von einem Unfall erhielt, den ihm die schwärzeste Undankbarkeit zugezogen hatte, und der eben so nachtheilig für ihn selbst, wie für die ganze literarische Welt war.

Im Monat Juny 1788 hatte Millin einige Monate zu Beauchamp in der Picardie zugebracht. Er verweilte zu Amiens, und fand in der Kathedralkirche dieser Stadt einen Knaben von 14 Jahren, mit Namen August Mention, der den Fremden die Merkwürdigkeiten der Kirche zeigte. Er war der Bruder eines Bedienten der Marquise de Monnerod, mit welcher Millin nach Beauchamp ging. Mention schien seinen Bruder um sein Schicksal zu beneiden; Millin nahm ihn in seine Dienste, und die Freude des Knaben war außerordentlich. Mention schien sanft, und war treu, allein er hatte eine schwere Fassungskraft und ein undankbares Gedächtniß; sein linkisches Benehmen, sein schiefes Urtheil, seine abgeschmackten Antworten, stellten die Geduld seines Herrn

oft auf sehr starke Proben. Die erste Requisition rief Mention zur Armee; er blieb hier eilf Jahre ohne Etwas von sich hören zu lassen, und ohne sich nach seinem Wohlthäter zu erkundigen; dies zeigte denn nicht viel Dankbarkeit, allein Millin schrieb die Rohheit des Herzens auf Rechnung des Mangels an Verstande.

Nach Beendigung des Krieges erschien Mention bei seinem alten Herrn, indem er sagte: er kehre, nachdem er seine Dienstzeit überstanden habe, zu ihm zurück, um ihn nie wieder zu verlassen. Millin hielt diesen Schritt für einen Beweis von Anhänglichkeit, und wurde dadurch gerührt; er glaubte daß ein eilfjähriger Dienst Mention gebildet haben würde, und hatte die Schwachheit ihn wieder zu nehmen. Dieser bewies Anfangs viel Treue und Aufmerksamkeit in seinem Dienste. Millin mußte bald darauf nach dem südlichen Frankreich reisen, und befahl ihm daher sich vorzubereiten, um ihn zu begleiten, da gestand ihm denn Mention, daß er noch nicht ganz frei sey, sondern nur einen Urlaub für ein halbes Jahr habe, dessen Dauer abgelaufen sey. Er war also wirklich ein Deserteur, jedoch nach eilfjährigem ununterbrochenen Dienste, war so etwas verzeihlich. Millin brachte es also dahin, daß er in der Amnestie mit eingeschlossen wurde. Er folgte nun seinem Herrn nach dem südl. Frankreich.

Niemand paßte weniger als dieser Mensch zu den kleinen Diensten und Aufmerksamkeiten, welche bei jener Reise nöthig waren; sein Herr hatte keinen andern Vortheil als den, daß er auf seine Treue rechnen konnte. Als Millin beschlossen hatte die Reise nach Italien zu unternehmen, zeigten ihm die Erfahrungen die er bisher gemacht hatte, daß er Mention dahin nicht mitnehmen könnte; er sagte ihm daher, daß er seinen Kameraden mitnehmen würde, der noch nicht so lange im Dienste war, als er. Mention fühlte sich natürlich dadurch gedemüthigt daß ein anderer ihm vorgezogen wurde; überdieß beschloß Millin auch, sich ihn vom Halse zu schaffen. Wenige Tage nach seiner Abreise schrieb er ihm daher einen Brief, worinne er ihm sein Betragen und die Unmöglichkeit vorstellte, in seinem Hause einen Menschen 'zu behalten, der hier blos ein Unterkommen suche und nichts thun wolle. Er meldete ihm, daß er ihm seinen Gehalt auf drei Monate geben wolle, er

möchte nun früher oder später eine Stelle finden. In Geheim hatte er auch einen Freund beauftragt, Mention zu unterhalten, so oft er ohne Herrn seyn würde; er wollte nicht daß der junge Mensch je in den Fall kommen sollte, Etwas von der ansehnlichen Summe anzugreifen, die er bei ihm erworben hatte. Er sandte ihm auch einen Brief, worinnen er alle seine Freunde bat, sich für sein Schicksal zu interessiren.

Man schrieb Millin, Mention habe bei Empfange dieser Nachricht eine große Verzweiflung blicken lassen und sein Blick sey finster, und unheilbringend gewesen. Millin ließ sich nochmals von der Lage und dem Schmerze des jungen Menschen rühren, allein er wollte prüfen, ob jener aufrichtig sey; daher meldete er ihm, daß er seinen Entschluß nicht zurücknehmen werde, allein er erlaube ihm in seinem Hause zu bleiben, bis zu seiner Rückkehr. Vom Monat December an gerechnet sollte er eine Gratification von 50 Franken monatlich erhalten. Mention schien damit zufrieden. Im Monat Januar ließ ihm Millin Neujahrsgeschenke reichen, wofür er dankte. Mention hatte seine Heiterkeit wieder erhalten, und Niemand konnte im Geringsten das Verbrechen ahnen, das er zu begehen Willens war.

Die Gelehrten aller Nationen, welche Herrn Millin zu Paris besucht haben, kennen seine schöne Bibliothek. Sie ist stets der studirenden Jugend gewidmet gewesen, stets fand man Gelehrte aus allen Ländern daselbst welche Nachrichten sammelten, Künstler welche zeichneten; es war ein wahrer Tempel der Künste *). Sie be-

---

*) Am Eingange dieser Bibliothek stand folgende Inschrift:

Quisquis ingenuus hoc Musarum sacello
delectarier honeste cupias
has leges perpendier
recte sciens
nunquam negligito
de Regibus rerumve moderatoribus
nihil nisi honorifice loquuntor
de primo sedendi loco
nulla siet quaestio
omnes liberalium doctrinarum artiumque cultores
qui dulci camaenarum melle
sunt nutriti
quos dilexit divus Apollo
vel Mnemosyna sancta fovet

stand damals aus mehr als 12000 Bänden, und war seitdem bis 20000 vermehrt worden, fast sämmtlich sich beziehend auf die alte Geschichte, die Geschichte des Mittelalters, Alterthumskunde, schöne Künste, geschichtliche Hülfswissenschaften, Numismatik und Diplomatik.

Durch Nachforschungen, Aufwand, Bemühungen, Correspondenz war es Herrn Millin gelungen, eine in ganz Frankreich, wo nicht in Europa einzige Sammlung zusammen zu bringen. Die Zahl der Dissertationen, kleinen Abhandlungen über besondere Gegenstände, war ungeheuer; die Bücher waren in der besten Ordnung aufgestellt, und man konnte hier leicht Nachsuchungen anstellen vermittelst eines systematisch geordneten Catalogs, worinnen sogar die in Journalen, in academischen Memoiren, und in verschiedenen Sammlungen befindlichen Stücke angegeben waren, und eines andern Catalogs nach dem Namen des Verfassers, der jedes Werk sogleich nach seiner Nummer auffinden ließ. Mehr als hundert Portefeuilles enthielten eine ansehnliche Sammlung von Kupferstichen, nach demselben System geordnet, wie die Bücher, und alle auf dieselben Gegenstände sich beziehend, auch findet man hier in Classen abgetheilt die Monumente, Gebäude, die allgemeinen und topographischen Charten, und viele Stücke, die sich auf die Sitten und Gebräuche der Völker, vornehmlich Egyptens, Griechenlands, Frankreichs, und Italiens beziehen.

Seit fünf und zwanzig Jahren hatte Millin die berühmtesten Werke über die Alterthumskunde gelesen

---

in veneranda litterarum sodalitate
sunt pares
in re aliena temere curiosi
Blatterones inepti insulse loquentes
palpatores importuni officiis tristes
contracta fronte
Censores adunco naso procul eliminantor
mordere et quidquid salem
inurbanum sapit
penitus interdicitor
quae in proxima tabella gallice scripta
de libris codicibus
ac tota erudita supellectili
statuta sunt
inviolate observantor
his legibus utere mecum.

und excerpirt, er hatte die Stellen der Classiker gesammelt, hatte die Titel aller Schriften angemerkt, worinnen die Denkmäler erklärt oder dargestellt worden, und alle diese Papiere, welche fast hundert Portefeuilles ausmachten, waren nach der schönsten Ordnung classificirt. Diese Noten sind die Grundlage der verschiedenen Vorlesungen geworden, welche Millin über die Beschreibung der alten Welt, über die verschiedenen Theile der Alterthumskunde, über die Mythologie, die Geschichte der Kunst, die Geschichte der Egyptier, die französische Geschichte gehalten hat. Er besaß noch eine große Menge die sich auf Diplomatik und die christlichen Denkmäler bezogen; und in dieser unermeßlichen Arbeit fand er den Stoff zu den Werken und Abhandlungen, die er von Zeit zu Zeit herausgab. Dieses war für Millin ein unerschöpflicher Schatz, der sich noch täglich vermehrte. Er brachte in diesem Heiligthume der Musen die süßesten Stunden zu, und hatte oft geäußert, daß, wenn er durch irgend einen Zufall seine Manuscripte verlieren sollte, dies sein Glück ganz zerstören würde. Gerade aber weil er dies geäußert hatte, beschloß ein Wüthender sie durch Feuer zu zerstören.

Am 17. Februar 1812., fünf Monate nach Millins Abreise, bemerkte man Rauch der durch die Fenster der Bibliothek drang. Man ging hinein, und fand die Papiere alle aus den Mappen gerissen; eine große Menge derselben war in Kugeln zusammengerollt, damit sie sich desto leichter entzünden sollten; Alles war in dem Hauptzimmer, das sehr groß ist, umhergestreut; das Feuer war in den vier Ecken angelegt, und in der Mitte stand ein Licht, welches noch brannte als man hereintrat. Dieses Ereigniß konnte nicht durch Unvorsichtigkeit verursacht worden seyn. Mention ließ sich nicht sehen; natürlich fiel der Verdacht auf ihn; man wollte nach seinem Zimmer, es war verrammelt, man sprengte die Thür und fand ihn — todt, das Scheermesser noch in der Hand haltend, womit er sich den Hals bis zum Nacken durchschnitten hatte.

Millin trug sein Unglück mit Ruhe und Ergebung. „Ich würde es nicht verdienen Bücher zu besitzen," schrieb er an einen seiner Freunde *), „wenn sie mich

*) Brief an Herrn D. Koreff Rom 1812. 8. Alle Exemplare dieses Briefs, welche Herr Millin mit der Post

nicht gelehrt hätten, die unvermeidlichen Widerwärtigkeiten des Lebens zu ertragen. Ueber den Verlust unbelebter Gegenstände einen ausschweifenden Schmerz nähren, heißt sich an der Natur und der Freundschaft versündigen. Was soll man thun bei dem Tode der nächsten Verwandten, der theuersten Freunde, wenn man sich über den Verlust seines Vermögens, und selbst derjenigen Dinge, woran man am meisten hängt, zur Verzweiflung hinreißen läßt? Jedermann ist dem Unglücke einen Tribut schuldig, nach einer so langen Glückseligkeit, womit mich die Musen und die Freundschaft überhäuft haben, muß ich ihn endlich wie jeder Andere bezahlen. Denken Sie nur an das Sprichwort: dem Polycrates mußte doch irgend ein Unglück begegnen! Ich trage kein Bedenken mich dem Tyrannen von Syrakus zu vergleichen, denn vor dem Verluste meiner Manuscripte hielt ich mich für reicher als ihn, und war gewiß glücklicher als er." Gegen seinen außerordentlichen Verlust war er indeß keineswegs gleichgültig. Daß dies jener Verlust aber war wird man aus Folgendem sehen:

Ein großer Theil der Bücher war wirklich verbrannt, und man kann denken, wie die übrigen durch Feuer und Wasser zugleich beschädigt worden waren. Unter den Manuscripten hatte Millin besonders mehrere angefangene und ganz vollendete Arbeiten zu bedauern, so wie alle Artikel, die er für eine neue Ausgabe des Dictionnaire des beaux arts eingerichtet hatte, mehrere Notizen, die in das Receuil de pierres gravées inedites kommen sollten, und eine große Menge Abhandlungen über mehrere Gegenstände der Geschichte und Alterthumskunde. Die Galerie mythologique ist blos eine Einleitung zu einem großen Werke, wofür Millin alle classische Stellen, und die Anzeigen aller bekannten Denkmäler gesammelt hatte; auch diese köstliche Sammlung war ein Raub der Flammen geworden. Millin dachte den folgenden Winter ein ähnliches Werk über die Geschichte der Kunst bekannt zu machen und gleichfalls ein anderes über diesen Gegenstand, nach seiner Bereisung

---

nach Paris gesandt hatte, wurden auf Befehl des Ministers des Innern zurückbehalten. Es existirt nur eine sehr kleine Anzahl von Exemplaren davon.

Italiens zu geben. Auch besaß er eine ungemein ansehnliche Briefsammlung von Gelehrten aus allen Theilen Europens. Sie war alphabetisch in mehr als 60 Mappen geordnet, mehrere dieser Briefe waren mit Planen, Zeichnungen, und Abhandlungen begleitet; der größte Theil dieser Correspondenz wurde gleichfalls vom Feuer verzehrt.

So sehr Millin dieser Verlust schmerzte, so ließ er sich doch dadurch den Muth nicht benehmen. Er setzte seine Nachforschungen in Italien mit verdoppelter Thätigkeit fort. In Oberitalien und Rom brachte er mehr als 600 topographische Werke zusammen, welche kostbare Notizen über heidnische und christliche Denkmäler und eine große Menge von Figuren enthalten. Er hatte überdies mehr als 600 Zeichnungen von Denkmälern genommen, die noch nie bekannt, oder doch in den gewöhnlichen Kupferstichen sehr entstellt worden waren, desgleichen mehr als 500 Inschriften des Mittelalters, vom Jahr 1000. bis 1450. mit den treu copirten Schriftzügen, endlich mehr als 12000 Kupferstiche gesammelt, alle sich beziehend auf Gegenden Italiens die er durchreist hatte; diese neuen Reichthümer ersetzten ihm denn zum Theil die verlornen, und er vermehrte sie noch ansehnlich in dem Königreiche Neapel, in Calabrien und Apulien. Während seines Aufenthaltes in Neapel schrieb er auch die Descriptions des tombeaux qui ont été decouverts à Pompeji dans l'anné 1812. Naples 1813. so wie er vorher in Rom Lettre à M. Langlés sur le carnaval de Rome (Mag. encyclop. ann. 1812. Tom II. p. 241.) geschrieben hatte.

Mit Ausnahme einiger Inschriften, welche Millin zu Mola di Gaëta copirt hatte, hat er auf seinem Wege von Rom nach Neapel nichts Neues gesammelt. Sogleich nach seiner Ankunft in dieser Stadt besah er ihre Sammlungen und ihre Gebäude; er sahe wohl wie viel der Bekanntmachung werthe Gegenstände sie enthielt, allein es war verboten Etwas zu zeichnen; indessen hob die Regierung zu seinen Gunsten diese Schwierigkeit und ließ ihm eine allgemeine Erlaubniß ertheilen. Nachdem er diese erhalten hatte, mußte er Leute aufsuchen, welche im Stande waren die Zeichnungen die er wünschte auszuführen, wozu verschiedene Arten des Talents erfordert wurden. Wenigstens sahe Millin bald, daß alle diese

Künstler nicht geschickt waren die nehmlichen Gegenstände zu zeichnen. Er mußte Versuche mit ihnen machen, die Gegenstände auswählen, sie den Künstlern anzeigen, und lange genug zu Neapel verweilen, um ihre ersten Versuche übersehen zu können. Das that er indeß er seine Reise nach Calabrien vorbereitete.

Er verließ nun Neapel den 6. May 1812 nachdem er einen Theil des Tages zu Pompeji zugebracht hatte. Er war Zeuge eines Patronalfestes, begleitet von sonderbaren religiösen Auftritten. Er ließ diese Scenen zeichnen, die zur Ehre der Madonna del Bagno bey Scafati Statt fanden. Der niedliche, runde Tempel von Nocera ist allen Reisenden bekannt; er ist gestochen, allein man hatte einen Cippus vernachlässigt, mit einer Inschrift, deren Buchstaben sich in perpendicularer Richtung befinden. Millin nahm davon eine Zeichnung.

Hierauf begab er sich nach Salerno. Folgendes ist das Resultat seiner Nachforschungen. Er nahm eine sehr schöne Zeichnung von der Cathedrale, eine von einer prächtigen Vase, die sich in der Mitte des reichen Portikus dieser Kirche befindet, und von den Sarcophagen, die sie umgeben; blos zwey von diesen Sarcophagen waren, von Paolo gezeichnet, in seinem großen Werke über Pästum angebracht worden, und seine Zeichnungen haben nicht das Geringste, was an den Styl des Alterthums erinnert. Millin ließ sieben davon zeichnen, die sich entweder unter dem Portikus oder in der Kirche befinden, so wie ein schönes Basrelief, das man an der Treppe der unterirrdischen Kirche sieht. Es war gerade die Osterzeit; ein großer Vorhang hing von der Kanzel herab worauf die Ceremonien dargestellt waren, die sich auf die Osterkerze beziehen, und zwar in mehrern Bildern, nach den ältesten Gebräuchen der Kirche. Millin nahm davon eine farbige Zeichnung. Endlich ist der Hauptaltar der Sakristey mit einer großen Einfassung geziert, der viereckige Stücke Elfenbein enthält, an der Zahl 30; sie stellen verschiedene Geschichten des alten und neuen Testaments dar, auf einigen dieser Sculpturen ließt man Griechische Namen. Auch dieses christliche Denkmal ließ Millin zeichnen. Indeß sein Zeichner damit beschäftigt war, copirte er in der Stadt seltene Inschriften zur Geschichte von Salerno zu den Zeiten der Römer und welche noch nicht bekannt geworden sind.

Das Grabmal der Königin Margarethe war aus einer aufgehobenen Kirche in die Cathedrale gebracht worden; es ist mit zwei großen noch nicht edirten Basreliefs geziert, wovon Millin Zeichnungen hat nehmen lassen.

Er beschränkte sich nicht blos auf die Aufsuchung dessen was Salerno noch jetzt Wichtiges für die Geschichte und Künste besitzt; sondern er stellte auch Excursionen in die Umgegend der Stadt an, er brachte zwei Tage in dem berühmten Kloster de la Cava zu, dessen Archive er untersuchte, und worüber er eine sehr interessante Notiz aufsetzte; er nähm in diesem Kloster kalkirte Zeichnungen der Figuren, welche den berühmten Codex der lombardischen Gesetze zieren, wegen der Costümes und der Seltenheit der Zeichnungen; die Figuren stellen die Fürsten und Könige Rachis, Johannes, Ludovicus, Pipinus, Lotharius und Adelchis vor.

Von Salerno begab sich Millin zur See nach Amalfi. Er brachte von hier Zeichnungen der Ansichten der Hauptstädte Citara Majori, Minori, Adrano, Amalfi mit.

Zu Pästum ließ er zeichnen einige Gräber, Wirthschaftsgeräthe, Meublen und Kleidertrachten; während seiner ganzen Reise hat er, so viel als möglich, die letzten nie vernachlässigt. Der Syndikus oder Maire ließ, um ihm gefällig zu seyn, Frauen in ihrem Putze erscheinen, und indeß sein Künstler zeichnete, schrieb Millin seine Nachrichten nieder. Diese Zeichnungen haben den Vorzug, daß sie nicht nach der Idee gemacht sind, wie für's Theater, so wie die, welche man zu Neapel, Rom, und in mehrern Städten Italiens verkauft, sondern es sind wirkliche Portraits und die Nationalphysiognomie ist hier ganz erhalten. Er besuchte auch die Grotta delle Ossa, die Grotte des Palinurus, das Grabmal des Palinurus, welches er zeichnete, wie die Grotte, der man den Namen des Gefährten des Aeneas beilegt, und das Grabmal des heil. Johannes zu Pira, einer Stadt, welche auf einem höchst malerischen Felsen gelegen ist; zu Policastro copirte er mehrere Inschriften, indeß Herr Catel einige Basreliefs zeichnete. Er setzte seinen Weg längs der Küste fort bis Castelli, von wo er sich über Lapadulla, nach Lagonegro, Castro villari, Cosenza, Nicastro, und Monte Leone begab; er brachte drei Tage in dieser Stadt zu, wo er einige Denkmäler, und einige schöne Inschriften zu copiren fand, die noch

nicht bekannt sind. Zu Mileto nahm er auch einige Zeichnungen, welche den ehemaligen Boden der Stadt in seinem jetzigen Zustande darstellen, und eine schöne Copie von einem prächtigen antiken Sarcophage, worein Roger gelegt worden war; Millin ließ darneben nachgraben und fand auch den auf, worinnen Adelaide, die Gemahlin dieses Königs gelegen hatte.

Einen ganzen Tag brachte er zu Scylla zu, wo er alle Operationen beim Fange des Fisches Spada beobachtete; sie sind eben so wie sie Strabo schon beschrieben hat; allein falsch ist es, daß die Ausdrücke deren man sich bedient, griechisch seyen; Millin nahm ein Verzeichniß davon auf, und hat keinen Hellenismus darunter bemerkt. Zu Gerace fand er einige interessante Denkmäler; in der Ebene von Locri copirte er einige griechische und andere Inschriften, welche römisch sind; er ließ hier einen schönen bronzenen Helm zeichnen, geziert mit einer griechischen Inschrift in sehr alten Buchstaben; ferner ein Fragment einer gefärbten Vase von bewundernswerther Schönheit, und einige Denkmäler des Mittelalters. Zu Squillace fand er ebenfalls einige interessante Denkmäler, und nahm den Riß auf von einem großen Gebäude, welches ihm eine schöne Kirche gewesen zu seyn schien, die man in den ersten Zeiten gebaut hatte, wo die Christen eine öffentliche Gottesverehrung halten durften. Drei Tage brachte er zu Rossano zu, um auszuruhen, einen verwandte er auf einen Ausflug nach dem alten Kloster der Basilidier, La Madonna del Patire genannt; dieses höchst interessante Kloster, worinnen sich antike Bildhauerarbeiten, griechische Manuscripte und Diplome befanden, ist dergestalt geplündert und verheert worden, daß es keinen Stein giebt, der nicht Spuren menschlicher Bosheit zeigte. Millin zeichnete indessen die Kirche, welche von sehr merkwürdiger normännischer Architectur ist, ferner den musivischen Fußboden in arabischem Geschmack, und eine große marmorne Vase, welche an dem Rande eine griechische Inschrift aus den spätern Zeiten trägt. Kurz nachher begab er sich nach Salerno und Neapel, indem er noch einen langen Aufenthalt zu Pompeji nahm.

Nach seiner Rückkehr aus Calabrien, brachte er, vom 18ten July, dem Tage seiner Rückkunft nach Neapel, an, vierzehn Tage damit zu, seine Nachforschun-

gen in der Stadt fortzusetzen, und einige Ausflüge in die Umgegend zu machen, um das Cap Miseno herum, nach Puzzoli, nach Cumä, bis zum See Patria; hier nahm er Zeichnungen einiger Basreliefs, welche noch nicht bekannt gemacht worden sind. Zu Capua ließ er die schönen colossalen Köpfe zeichnen, von denen er in seiner Abhandlung über die Gräber zu Pompeji gesprochen hat, so wie ein prächtiges Basrelief, das sich in der unterirdischen Kirche von Duomo befindet, desgleichen einige andere Sarcophage, welche den Portikus dieser Kirche zieren.

Er brachte einen Theil des Tages und die Nacht zu Saint-Germain zu, und beim Anbruche des Tages war er auf dem Gebirge, welches nach dem Monte-Cassino führt; dieses Kloster ist als Seminar beibehalten worden. Millin brachte einen ganzen Tag in der Bibliothek zu; er nahm eine figurirte Copie der bronzenen Kirchthüren, in mehrern Blättern, desgleichen eine von der berühmten Vision Alberics, wovon Montfaucon eine Anzeige gegeben, und der gelehrte Mönch Constanzo einen Auszug geliefert hat.

Millin hielt sich ziemlich lange in der Ebene auf, wo Karl von Anjou Conradins Armee vernichtete, der ihn besiegt zu haben glaubte. Herr Catel hat diese Gegend für die Decorationen eines Trauerspiels gezeichnet, welches der gelehrte Reisegefährte Millins, der Doctor Koreff, unter dem Titel: Conradin, verfaßt hat.

Millin war den 27sten August von Neapel abgereist, und kehrte den 16ten Septbr. dahin zurück. Drei Tage nachher verließ er es abermals um die ganze Küste von Castellamare bis zum Vorgebirge der Sirenen zu besichtigen, und die Insel Capri zu besuchen. Er brachte von Sorrent die Zeichnungen von fünf Basreliefs und einigen Inschriften mit, und kehrte erst nach einem neuen Ausfluge nach La Cava und Salerno, und nachdem er sich zweimal mehrere Stunden zu Pompeji aufgehalten hatte, nach Neapel zurück. Den 12ten Octbr. reiste er von neuem aus der Hauptstadt nach Venafro und Isernia ab, wo sich Ueberreste der cyclopischen Mauern, und bemerkenswerthe Denkmäler und Inschriften befinden, wovon er treue und genaue Zeichnungen und Copien mitbrachte. Zu Sulmone ließ er bloß einige Denkmale der spätern Zeit zeichnen, interessant für die Ge-

schichte der Architektur, und die Statue des Ovid welche aus dem Ende des funfzehnten Jahrhunderts herrührt; sie hält eine Rolle, die Werke des Dichters, in der Hand. Von Sulmone begab er sich über Chieti, nach Atri, wo er sich überzeugte daß man dieser Stadt die schönen Asse zuschreiben müsse, die Lanzi für hetrurische hält. Er nahm eine Beschreibung dieser beiden Münzen auf, die noch unedirt waren.

Nach Apulien konnte er erst nach der Regenzeit abreisen, die zu Anfange des November einfällt; allein dann sind die Tage sehr kurz und die Witterung wird beschwerlich in einer Gegend, wo man selten Feuer findet und wo es keine Fenster, selbst in den schönsten Pallästen giebt, die nicht zerbrochne Scheiben hätten. Er schob daher diese Reise einige Wochen auf, und verwandte diese Zeit zu Fortsetzung der Arbeiten die er zu Neapel unternommen hatte, und zu Verfassung seiner Abhandlung: Ueber die Gräber zu Pompeji. *)

Endlich reiste er den 18ten Decbr. von Neapel ab und traf bei Einbruche der Nacht zu Avellino ein. Den Tag darauf besuchte er das Kloster von Monte-Vergine und die Städte Atripolda, Eclanum, und Ariano. An dem letzten Orte fand er mehrere Denkmäler, und fing an sich zu überzeugen, wie unsorgsam einige selbst Landesschriftsteller die Inschriften wiedergeben, indem sie sich wechselseitig abschreiben, ohne die Copieen mit dem Originale zusammenzuhalten, selbst wenn sich diese unter ihren Augen befinden. In der Kathedrale von Ariano erblickt man eine große steinerne Wanne oder Kufe, worauf sich eine Inschrift befindet; sie ist von mehrern Schriftstellern herausgegeben worden, von Ughelli an, der sie zuerst bekannt machte, bis auf Monsignor Lupoli, der 1808 einen dicken Band in 4. unter dem Titel: Iter Venusinum drucken ließ und den Canonicus Vitale, der vier Jahre nachher eine Geschichte von Ariano erscheinen ließ. Alle haben behauptet die Inschrift bestehe aus longobardischen Buchstaben, und der bloße Anblick hat Herrn Millin überzeugt daß sie aus den Zeiten der Angeviner herrühre. Die Buchstaben sind sehr groß, sehr leserlich und gut erhalten; es ist darinnen die Rede von einem Bischoff, Namens Mainald, der diese Wanne ge-

*) Description des tombeaux qui ont été decouverts à Pompeji dans l'année 1812. Naples 1813. 8.

schenkt hat; nach den Copieen heißt es darinnen er sey aus Padua gewesen, Pataviis natus. Sein Name war jedoch nicht italiänisch, und die Inschrift sagt Pictavis natus; er war also aus Pictevin.

Zu Troja ließ Millin die beiden bronzenen Kirchthüren zeichnen; er nahm hier Copieen von antiken Inschriften, und von solchen aus dem Mittelalter. Von Lucera brachte er mit die Zeichnung der Kirche, des Baptisteriums, und eine arabische Inschrift die sich auf einen Gouverneur der Stadt bezieht. Zu Cerignola copirte er einige antike Inschriften, und eine Meile von der Stadt, in einer kleinen Kapelle Notre Dame de la Victoire genannt, kalkirte er bei dem Altare eine sonderbare Inschrift, welche Gonsalvo di Cordova, nach seinem Siege über die Franzosen hier selbst mit der Spitze seines Dolches spanisch eingrub. Millin verließ nun die Hauptstraße um Canosa zu besuchen, wo es sehr seltene Denkmäler verschiedener Zeiten giebt; er ließ die in der von Bohemund gestifteten Kirche des heil. Sabinus zeichnen, nehmlich das Grabmal dieses Fürsten, die bronzenen Thüren, die jedoch seine Beraubung nicht gehindert haben, die bischöfliche Kanzel, das Pult u. s. w. Er sammelte mit Sorgfalt die Denkmäler aller Art die er zu Trani, Bisceglia, Molfetta, Giovenazzo finden konnte, so wie die der Geschichte des Mittelalters die zu Bari sich finden. Dann begab er sich über Mola und Polignano nach Brindes, wo er unter andern seltenen Denkmälern, den Mosaik zeichnen ließ, worauf man den Roland sieht, und den Erzbischof Turpin neben Cain, Noa, und andern Personen des alten Testaments. Er ließ alle Denkmäler copiren, die sich noch zu Venosa, Horaz's Vaterstadt befinden; er verbesserte die Inschriften, welche in dem Iter Venusinum angeführt sind, und er konnte sich von neuem überzeugen, daß der Verfasser dieses Werks es für unnütz gehalten hat die Originale zu untersuchen. Die Venusiner rühmten Herrn Millin sehr ihre Liebe zu ihrem Landsmann Horaz, dessen angebliche Büste sie ihm auf dem Marktplatze zeigten; es ist aber die eines Juristen aus dem vorletzten Jahrhundert. Die Säule worauf dieselbe steht, ist zwar von afrikanischen Bruche, allein man hat eine eiserne Kette daran befestigt, und stellt diejenigen daran aus, welche, wie man in Italien zu sagen pflegt zur Ver-

line, d. h. zum Pranger verurtheilt sind. Horaz würde wohl nicht gedacht haben, daß seine Manen je Zeugen solcher Executionen seyn würden.

Hierauf machte Millin einen Umweg nach Melfi und gelangte so spät an das damals gefährliche Ufer des Ofanto, daß er daselbst das Schicksal der Römer fürchtete, er verweilte in einer Schäferhütte. Vor Tages Anbruch ging er bei Mondenschein über den Ofanto; um 8 Uhr befand er sich zu Foggia; statt, wie man ihn einlud, sich hier auszuruhen, ließ er Postpferde vor eine Caracatelle legen, und begab sich nach Manfredonia. Er bestieg den Gargano, und war beim Einbruch der Nacht in dem Kloster des Monte Sant-Angiolo. Er betrachtete die seltene Basilika, die ins Gebirge gehauen ist, und nahm eine treue Zeichnung von der bronzenen Thüre welche in den Memoiren über Benevent des berühmten Cardinal Borgia so flüchtig abgebildet worden war. Als er sich in der Nähe von Manfredonia befand, sandte er seinen Zeichner voraus, und indeß er selbst einige Inschriften copirte, machte dieser eine schöne Zeichnung von der reizenden Kirche, welche Manfred unsrer lieben Frauen de la Victoire geweiht hat, und welche über der alten Basilika von Siponte erbaut ist, die noch existirt.

Bei seiner Rückkehr nach Foggia nahm er ein Curricolo um schneller fortzukommen, weil er den Weg, den er schon gemacht hatte, wieder zurückmachen mußte, und traf in anderthalb Tagen zu Neapel ein, statt drei die man mit gewöhnlichen Wagen braucht. Er war hier noch drei Tage Zeuge des Carnevals, welche ihm genügten um dieses mit dem römischen zu vergleichen, dessen Schilderung er herausgegeben hatte. *)

Nachdem wir eine Uebersicht der Ausflüge gegeben haben, die Millin in die Provinzen des Königreichs Neapel gemacht hat, bleibt uns nichts übrig als von den Arbeiten zu sprechen, die er in der Hauptstadt unternahm.

Die Menge anziehender Gegenstände der Kunst, welche diese Stadt, trotz den Zerstörungen von 1799, in Kirchen und Museen noch enthält, setzte ihn in Erstaunen. Er faßte daher sogleich den Plan Alles was

(* Lettre à M. Langlès sur le carnaval de Rome. S. Mag. encyclop. an 1812. Tom. II. pag. 241. wird auch besonders ausgegeben in 8 mit K.

ihm unbekannt und doch bekannt zu werden würdig schien, zeichnen zu lassen. Die Statuen und Basreliefs des Museums degli Studj die noch nicht erschienen sind, und die fünf großen farbigen Mosaiken, die sich nicht in den pavimenti befinden, waren das erste. Dann wählte er aus der Gallerie der Vasen 47 der schönsten aus, so wie er 13 treffliche griechische und mehrere lateinische Inschriften copiren ließ. In dem Museum der Königin ließ er 117 Vasen, die Werke in Bronze und gebrannter Erde, welche ihm interessant schienen, zeichnen. Unter den Bronzen befindet sich hier ein Helm der zu Locri gefunden worden, und eine Inschrift mit sehr alten griechischen Buchstaben zeigt.

Nachdem Millin die Zeichnungen des Museums degli Studj und des der Königin beendigt hatte, ließ er den größten Theil derjenigen copiren, die sich in Privatsammlungen befanden. Diese verschiedenen Cabinette haben ihm mehr als 93 Stück dargeboten, wovon er Zeichnungen nahm.

Indem er die öffentlichen Gebäude und andere Orte besuchte, bemerkte er, daß die neapolitanische Schule uns bloß durch die Geschichte von Dominici, das Memoire von Hackert, und den Auszug bekannt ist, den der berühmte Abbé Lanzi von diesen Werken in seiner allgemeinen Geschichte der Malerei in Italien gegeben hat. Er erstaunte über die Schönheit der Frescogemälde des Zingaro (Andrea Solaro) welche das Kloster von Sant-Severino zieren, wo man sie täglich mehr verderben läßt; Millin ließ sie in 22 großen Folioblättern zeichnen. Er fügte noch die Zeichnung des ganzen Klosters hinzu, aus dessen Mitte sich der schöne Baum erhebt, der schon zu den Zeiten des Heil. Benedict gepflanzt worden seyn sollte; zum wenigsten widerspricht dem sein ehrwürdiges Alterthum nicht.

Er bemerkte Frescogemälde, noch älter als die vorigen, und merkwürdiger durch die Naivität der Ausführung und die Seltsamkeit der Gegenstände; sie befinden sich in der Kirche von San-Giovanni a Carbonaro; man sieht darauf verschiedene Scenen aus dem Leben der Väter der Wüste, dargestellt in 6 Abtheilungen; die vornehmsten Handlungen aus dem Leben der Jungfrau, und Gott mitten unter Myriaden von Engeln, Erzengeln, Cherubim, Tugenden, und Heiligen

u. s. w. Er entdeckte darauf den Namen des Verfassers, der in keinem Berichte erwähnt wird, und der Bisuccio di Milano heißt.

Nie hat man daran gedacht die Grabmäler der Könige von Neapel zu sammeln. Millin ließ diejenigen davon zeichnen, die er in den Provinzen gefunden hatte, und fügte alle die von dem Geschlecht Anjou bei, die sich in der Hauptstadt befinden. Man erstaunt über die unermeßlichen Details derer von Ladislas, Carracciolo, Robert, die in seinen Portefeuillen liegen. Diese Grabmäler, die der Fürsten und Großen aus der nehmlichen Zeit, welche er gesammelt hat, sind mit der Feder höchst sorgfältig gezeichnet. Die Inschriften sind treu wiedergegeben, und aus Furcht vor Irrthum, und wegen der Kleinheit der Buchstaben hat er noch besondre Copieen davon genommen.

Man hat behauptet, es befänden sich keine Gemälde in den Katakomben von Neapel. Millin besuchte sie mehrmals, und brachte die Zeichnungen von 21 derselben mit, die sich noch daselbst befinden, welche aber von dem Fackelrauche bald ganz unscheinbar gemacht werden dürften. Er nahm auch eine Zeichnung von dem Innern der Katacomben.

Die Karikaturen, welche man unter dem Namen neapolitanischer Costums verkauft, wollte er nicht darstellen lassen, indessen ließ er doch einige Scenen, welche die Trachten und Sitten des Landes erkennen lassen, in Aquarell und mit Farben zeichnen.

Jetzt dachte er darauf den beschreibenden Theil seiner Reise auszuarbeiten. Er bildete sich eine zahlreiche Sammlung von besondern Geschichten, und speciellen Abhandlungen über die merkwürdigsten Klöster, Städte, und Orte des Landes, das er durchreist hatte, und dieser Theil seiner Bibliothek ist fast ganz vollständig.

In Rom, wohin er den 15ten April 1813. zurückkam, verwandte er seine Zeit auf gleiche nützliche Weise. In dem Museum Pio-Clementinum und Chiaramonte so wie in den Sammlungen des Vatikan ließ er 124 mehr oder weniger bedeutende Denkmäler zeichnen, von denen sich jedes durch ein besonderes Interesse auszeichnet. Dieselbe Arbeit unternahm er auch in den Palästen und bei Liebhabern. Hier sammelte er an Hundert noch

unedirte Denkmale. Er begnügte sich nicht damit sie zeichnen zu lassen, er begann auch den Stich derselben, der kurz darauf beendigt wurde. „Die Zeit verstreicht," sagt er in einem Briefe an das Institut über seine Reise durch Italien, „der Tod nähert sich, und ich muß eilen, um nicht die Frucht meiner Nachforschungen verloren gehen zu lassen."

Millin begnügte sich auch nicht damit, so viel er konnte, die alten griechischen oder römischen Denkmäler zu erschöpfen, welche die Museen bereichern, und die Palläste und Villen schmücken, sondern er wandte seine Aufmerksamkeit auch auf die christlichen Denkmäler, welche weit mehr von der Zerstörung bedroht sind. Diejenigen, welche man in den Werken von Ciampini, Boldetti und Bottari findet, ließ er nicht zeichnen; wohl aber einige von denen, die schon in dem Werke des achtungswürdigen d'Agincourt gestochen sind. Dieser Schriftsteller hat sie nach einem Maasstabe gegeben, der für seinen Plan paßt; Herr Millin aber hatte zum Zwecke, die Aufmerksamkeit der Regierung auf die Denkmäler zu richten, welche sie darstellen. Diese Zeichnungen sind mit der größten Treue gemacht; die Farbe des Marmor und des Emails so wie die des Goldes ist nachgeahmt. Diese Nachforschung ließ ihn auch in den Sacristeyen seltene christliche Denkmäler und Geräthschaften auffinden, z. B. die Kappe Leo III. welche dieser Papst bei der Krönung von Karl dem Großen getragen haben soll, das Pluviale Sylvesters III. u. s. w.

In dem Museum Pio Clementinum befindet sich eine herrliche zu Otricoli aufgefundene Mosaick, welche fünf und zwanzig Tragödienscenen darstellt. Millin ließ jede Abtheilung zeichnen, weil diese, ein Gemälde in Herkulanum ausgenommen, das einzige bekannte Denkmal ist, wo man die Schauspieler der Alten, in ihrem farbigen Costum sieht. Die Zeichnungen sind mit der genauesten Sorgfalt gearbeitet *). Nicht minder ließ er die berühmte Mosaik von Palästrina zeichnen, wovon man noch keine ganz treue Abbildung besitzt; er hatte ein um so größeres Interesse diese Zeichnung zu besitzen, da

*) Dieses, unter den Augen des Vrf. selbst gedruckte Werk, soll nächstens in einem Bande in Fol. erscheinen.

er schon seit langer Zeit eine Abhandlung über die darauf abgebildeten Gegenstände der Naturgeschichte vorbereitete.

Man hat sich viel mit den Denkmalen des alten Rom beschäftigt, weniger jedoch mit denen des Mittelalters, und doch sind sie gewiß von eben so großem Interesse. Marini hat in seinen gelehrten Werken über die Archiatros und das römische Gymnasium gezeigt, wie viel Nutzen sich aus ihnen für die Literargeschichte ziehen läßt. Millin brachte eine kostbare und einzige Sammlung von Inschriften vom fünften Jahrhundert bis 1450 mit Figuren, welche die Denkmäler zieren, zusammen; so wie auch die mit Figuren begleiteten Copieen aller Inschriften des Corridor delle Lapidi, der Bibliothek des Vatikan, der Kirche St. Paul, und eine große Menge anderer. Immer hat er, mit Recht, diese Sammlung als einen wahren Lapidarischen Schatz betrachtet.

Alles dieses bildete ihm Materialien zu dem gelehrten Theile seiner römischen Reisen. Den beschreibenden Theil derselben anlangend hat er eine große Menge von Kupferstichen gesammelt, die in Verbindung mit seinen Noten, ihm das Gesehene mehr vergegenwärtigen sollten, desgleichen topographische Schriften, wo er Nachweisungen finden konnte, über das, was ihm der Besuch von einigen Stunden nicht hatte zeigen können.

Er begnügte sich nicht damit die Stadt zu besehen, sondern durchstrich auch die Campagna di Roma, von Ostia bis Corneto und bis nach Subiaco; von Corneto brachte er eine treue Nachbildung der Gemälde mit, die man noch jetzt dort sieht. Diese Zeichnungen sind die einzigen, welche einen wahrhaft in den Stand setzen, ein Urtheil darüber zu fällen.

Millin reiste von Rom ab den 14ten Juny 1813. Er durchstrich Toscana, die Venetianischen Staaten, verweilte einige Zeit zu Mailand, und wollte seine italiänische Reise mit dem Besuche der Lombardey und des Genuesischen Staates endigen durch den er nur gefahren war; allein überall ertönte das Geräusch der Waffen, die Museen und Cabinette waren nicht zugänglich. Millin glaubte daher nach Paris zurückkehren, und eine günstigere Zeit abwarten zu müssen, um seine Nachforschungen in diesem Lande fortzusetzen; allein dieser Augenblick ist späterhin nicht wieder erschienen. Die Ereignisse der Jahre 1814 und 15 waren Millins Arbei-

ten wenig günstig, und doch wünschte er seiner Verpflichtungen gegen die gelehrte Welt sich zu entledigen ehe er neue Plane ausführte.

Als Millin nach Paris zurückgekehrt war, wollte er Anfangs die Früchte seiner Reise dem Publikum in einem großen Prachtwerke unter dem Titel: Voyage pittoresque d'Italie vorlegen, allein das Verlangen sie gemeinnütziger zu machen, bestimmte ihn seine Beschreibung in mehrern Werken, und besondern Abhandlungen herauszugeben *). In den Prachtwerken behandelte er nur diejenigen Gegenstände, welche die Aufmerksamkeit der Gelehrten oder sehr reicher Liebhaber erregen konnten **). Zu gleicher Zeit gab er die Annales encyclopédiques, als Fortsetzung des Magazin heraus. Er beschränkte sich aber nicht darauf durch seine Schriften zu nutzen, sondern benutzte dazu jedes in seiner Macht stehende andere Mittel; eines der wirksamsten waren ohnstreitig seine Soirées litéraires wo er seit länger als zwanzig Jahren die ausgezeichnetsten Gelehrten der Hauptstadt vereinigte, an welche sich die bedeutendsten Wissenschaft und Kunst liebenden Fremden, während ihres Aufenthalts in Paris gern anschlossen.

Auf diese Art erwarb sich Millin Ansprüche auf die Dankbarkeit und Verehrung des ganzen literarischen Europa's, und er erhielt davon bis ans Ende seines Lebens die sprechendsten Beweise. So empfing er die Decoration der Ehrenlegion kurz nach der Stiftung dieses Ordens; während seines Aufenthalts in Neapel das Kreuz des Ordens beider Sicilien, und im Anfange des Jah-

*) Voyage en Savoie, en Piémont, à Nice et dans l'état de Gênes, pendant les années 1811 et 1813. Paris, 1816, 2 vol. 8. — Voyage dans le Milanois, à Plaisance, à Parme, à Modène, à Mantoue, à Crémone, et dans plusieurs autres villes de la Lombardie. Paris, 1817, 2 vol. 8.

**) Description des tombeaux de Canosa, ainsi que des bas-reliefs, des armures et des vases peints qui y ont été découverts en 1813. Paris, 1816, fol. — L'Orestéide, ou Description de deux superbes bas-reliefs inédits, du palais Grimani à Venise, et d'autres monumens qui appartiennent à l'histoire d'Oreste. Paris, 1817, grand 4. — La Mosaïque du Vatican.

res 1818 von dem Kaiser von Rußland den St. Annen Orden. Mehrere Gelehrte eigneten ihm ihre Werke zu, und viele auswärtige Schriftsteller, die ihn in Paris kennen gelernt hatten, gedenken seiner mit Achtung in ihren Schriften. „Ich glaubte," sagt Reichard in seinen **Vertrauten Briefen aus Paris** in den Jahren 1802 und 1803, „in Herrn Millin einen alten Pedanten zu finden, allein ich hatte mich sehr getäuscht, er ist klein von Wuchs, und lebhaften Temperaments, hat einen durchdringenden Blick, ist in steter Bewegung, und läßt einem kaum Zeit auf eine Frage zu antworten, indem er sich schon wieder zur Unterhaltung mit Jemand anders wendet." Fast alle gelehrten Gesellschaften und Akademieen Europens beeiferten sich Millin unter ihre Mitglieder aufzunehmen, und er wußte diese Ehre wohl zu schätzen. Man hat ihn zuweilen der Eitelkeit beschuldigt, wenn man auf den Titeln seiner Werke die Namen aller dieser Gesellschaften fand, allein er verdiente diesen Vorwurf nicht; blos auf dem Titel der Annales encyclopédiques hat er sie sämmtlich aufgezählt, und hier hielt er es für Pflicht, weil dieses Journal großen Theils durch die Correspondenz bestand, welche diese Gesellschaften mit ihm unterhielten.

Die Anstrengungen auf seinen Reisen, und die Arbeiten, womit er seit seiner Rückkehr aus Italien überhäuft war, griffen unvermerkt seine Gesundheit an, so daß seit zwei Jahren seine Freunde ernstlich um sein Leben besorgt wurden. Er allein, beseelt von dem glühenden Verlangen nur so lange zu leben, um seine großen, wahrhaft menschenfreundlichen Plane ausführen zu können, besonders um das Publikum mit dem Resultate seiner Reisen bekannt zu machen, täuschte sich immerwährend über seinen Zustand. Erst wenige Wochen vor seinem Tode bemerkte er die ihm drohende Gefahr; allein er erschrack keinesweges davor, sondern machte sich mit demselben vertraut, wie es einem Christen und Philosophen geziemt. „Ich hätte wohl gewünscht," sagte er zu einem seiner Freunde, „länger leben zu können, um mehr Gutes zu thun, allein der Wille Gottes geschehe! ich habe 59 Jahr sehr glücklich gelebt, wäre es nicht Undank gegen die Vorsicht, wenn ich mich über ihren Rathschluß beklagte?" — In dieser Gesinnung

beharrte er bis an sein Ende, welches den 14ten August 1817 erfolgte.

Im Eingange seines Testaments hat er selbst seinen edlen Charakter aufs Treffendste geschildert. „Ich habe stets als Franzos gelebt," sagt er, „und sterbe als solcher, doch ohne einen Menschen zu hassen. Ich bedaure aber Diejenigen, welche die Vernunft zu Rückschritten bringen wollen. Ich habe keinem Menschen je wissentlich weh gethan, und habe ich Jemanden beleidigt, so bitte ich ihn wegen der Verirrung meines Geistes um Verzeihung."

Sein Leichenbegängniß fand den 15ten auf dem Kirchhofe des Pater La Chaise Statt. Eine Deputation des Instituts und eine große Menge Gelehrter, Künstler u. s. w. schlossen sich an seine Verwandte und Freunde an; und Herr Gail, Mitglied der Akademie der Inschriften und schönen Wissenschaften, und Conservateur der Manuscripte der königl. Bibliothek hielt an seinem Grabe folgende Gedächtnißrede:

„Meine Herren!"

„Nie wurden vielleicht die Klagen, welche an diesem düstern Orte verhallten, tiefer empfunden als in diesem Augenblicke, wo unser Schmerz traurige Erinnerungen erneut, und einen noch so neuen Verlust uns zurückruft. Die leere Stelle welche Visconti's Tod in unsern Reihen gelassen hat, ist noch nicht wieder ausgefüllt, und in demselben Augenblicke, wo die Akademie einen Nachfolger erwartete, verliert sie einen von denen, welche mit dem Verfasser der Iconographie grecque und andern mit Recht berühmten Werken, gleiche wissenschaftliche Neigungen hegten."

„Herrn Millin's erste Studien hatten sich der Naturgeschichte zugewandt; die Elemente derselben, welche er früh schon herausgab, und kurz darauf ein anderes Werk, unter dem Titel: Minéralogie homérique, bewiesen, daß er bei einiger Beharrlichkeit wohl eine Stelle unter den Meistern dieser so anziehenden und doch so schwierigen Wissenschaft hätte einnehmen können. Allein bald öffnete sich eine andere Laufbahn für ihn, und er warf sich in dieselbe mit jener glühenden Einbildungs-

kraft, welche stets der herrschende Zug seines Charakters und die Haupteigenschaft seines Geistes war."

„Der Bewahrung der Antiken des königlichen Kabinets, mit dem berühmten Herrn Gosselin vorgesetzt, durchwanderte Herr Millin das ganze Gebiet der Alterthümer, und seine stets von Geschmack geleiteten und von Kenntniß erleuchteten Nachforschungen gewannen an Umfang, was sie zuweilen an Tiefe verloren."

„Seine mythologische Gallerie, oder die Anwendung der Kunstdenkmäler auf historische Traditionen, war nicht allein eine treffende und sinnreiche Idee, sondern eine originelle und neue Theorie; seine Monumens antiques inédits ou nouvellement expliqués, eine Sammlung, in mehrerer Hinsicht derer von Caylus und Guattani würdig; seine Erklärungen antiker Vasen, die so viel Licht über eine erst in unserer Zeit erzeugte, daher auch lange noch nicht vollendete Wissenschaft verbreitet haben; sein thätiger Briefwechsel, sein Magazin encyclopédique, dieses nützliche und in Frankreich einzige Repertoir dieser Art, und so viele andere Arbeiten, — gewissermaaßen Erzeugnisse aus dem Stegreif — haben bewiesen, daß Herr Millin einen Eifer, eine Wärme, eine Mannichfaltigkeit, einen Reichthum, ja Ueberfluß von Kenntnissen besaß, denen nichts fehlte, als eine strengere Form, und bisweilen ein correckterer Styl, um dauerndere Eindrücke hervorzubringen."

„Die Denkmäler Aegyptens, Griechenlands und Italiens sind nicht die einzigen, denen Herr Millin seine gelehrten Forschungen widmete. Auch die Antiquités nationales sind eine der schönsten Urkunden seines Ruhms, so wie eine der glücklichsten Wirkungen seines Patriotismus."

„Als Frankreich in Trauer sich von ehrwürdigen Ruinen umgeben sah, und das Revolutionsbeil neben einem Denkmale der Druiden, einen römischen Tempel oder eine gothische Kirche zerstörte, edle Ueberreste so vieler Jahrhunderte, die sich über ihre Aechtung verwunderten, rettete sie Millin's eifriger Griffel wenigstens vor einer gänzlichen Vernichtung. Er stellte Abbildungen davon dar, erhielt das Andenken daran, und hörte nicht auf gegen die Barbarei zu kämpfen, als bis er verzweifelte sie zu besiegen."

„Wer sollte glauben, daß ein Mann, mit so vielen Arbeiten beschäftigt, welche ein sitzendes Leben voraussetzen, einen ansehnlichen Theil davon auf öffentliche Vorlesungen, und Ausflüge in verschiedene Provinzen Frankreichs, und auf häufige Reisen verwandt habe, deren letzte den Stoff zu einer Voyage pittoresque lieferte, an deren Stelle nichts mehr übrig ist als Zeichnungen, die vielleicht die Aufmerksamkeit der Regierung verdienen."

„Millins bewundernswürdige Thätigkeit schien sich so vielen und mannichfachen Arbeiten ohne Anstrengung hinzugeben; indessen sahen wir ihn doch sehr bald unter der edlen Last, die er sich aufgelegt hatte, erliegen. Schon empfand er die Schwächen eines beschleunigten Alters, und doch, immer arbeitsam, sich noch Kraft zutrauend als er nur noch Eifer besaß, las, sammelte, schrieb er, bemüht auch die letzten Brosamen von dem Gastmale des Lebens zu sammeln."

„Die Eigenschaften des liebenswürdigen und geistreichen Mannes erhoben in Herrn Millin noch den Gelehrten. Sein Gedächtniß war wie seine Bibliothek Allen geöffnet, welche daraus schöpfen wollten, und dieser Mann, der mit seiner Zeit so geitzig gegen sich selbst war, war damit so verschwendrisch gegen Andere."

„Thätig in der Freundschaft, wie in seinen Studien, und nicht minder fruchtbar an nützlichen Dienstleistungen als guten Büchern, hat er Belehrung und Dankbarkeit um sich verbreitet; und sein Andenken wird lebhaftes Bedauern hinterlassen."

„Dem Treuen in der Freundschaft war auch sie treu in seinem langen und schmerzlichen Todeskampfe. Sie linderte seine herben Schmerzen, indeß die Diener der Religion ihn trösteten, und ihn unterhielten von jener bessern Welt, wohin er vor der Zeit gegangen ist."

„Leb wohl, geliebter Schatten, leb wohl! empfange unsern Abschied!"

Der Graf Alexander de la Borde, von derselben Akademie sprach hierauf Folgendes:

„Meine Herren!"

„Das Schicksal hat nach und nach mehrere unserer Collegen hingerafft, und in der Zahl derer, deren Verlust uns am meisten schmerzen muß, derer die mit er-

worbenen Kenntnissen, die Gaben der Natur und die liebenswürdigen Eigenschaften verbanden, die jene nur um so schätzbarer machen, befand sich auch ein Weltmann, der sein Vermögen und seine Zeit den Wissenschaften weihte; ein Gelehrter, der in der Gesellschaft sich beliebt zu machen wußte; — es war der achtungswerthe und arbeitsame Schriftsteller den wir heut betrauern."

„Herr Millin, früh schon gelehrten Arbeiten sich hingebend, hatte sich weniger damit beschäftigt, einige Theile dieser Wissenschaft ganz zu ergründen, als den Punkt zu bestimmen, auf den sie gelangt war, und die Entwickelung, deren sie noch fähig seyn konnte. Dieser Gedanke veranlaßte ihn die vollständigste Sammlung über diesen Gegenstand in allen Sprachen, in Manuscripten und gedruckten Werken anzulegen, eine Sammlung, welche er täglich durch seine Correspondenz und seine Nachforschungen vermehrte. Besitzer eines solchen Schatzes und von Kenntnissen um ihn recht zu gebrauchen, bediente er sich derselben auf die nützlichste Weise, um den Cursus der Archäologie, den er jährlich hielt auszuarbeiten, und das beste Wörterbuch der schönen Künste, das wir besitzen, zu verfassen, um eine Reihe unedirter Denkmäler von hohen Interesse zu erläutern, und um das Magazin encyclopédique herauszugeben, welches zwanzig Jahre lang, ein aufeinanderfolgendes, mannichfaches Gemählde des Fortschrittes der Wissenschaften aufstellte. Mit eben so allgemeinnützigen Arbeiten verband Herr Millin andere über besondere Gegenstände, z. B. Versuche über die geschnittenen Steine, über das Studium der Münzen, über die Kenntnisse der Alten in der Naturgeschichte, und vorzüglich über die Nationaldenkmäler, die er zu einer unglücklichen Zeit vor der Vergessenheit und Zerstörung zu bewahren suchte. Die Reisen die er in Frankreich und Italien unternahm gewährten ihm eine reiche Aerndte von Thatsachen, Beobachtungen und Materialien aller Art, welche nach ihm noch zu Verfassung mehrerer Werke dienen, und sein Gedächtniß lange Zeit erhalten werden; was aber dieses noch lange erhalten wird, meine Herren, ist der verbindliche und gefällige Charakter Herrn Millins, wovon wir fast alle öftere Beweise erhalten haben. Sein Haus stand den arbeitsamen Männern aller Länder offen, er

ersparte ihnen Nachsuchungen, Aufwand, Schwierigkeiten, und vereinigte sie bei sich, um ihre Unternehmungen zu unterstützen, oder ihnen von ihren Arbeiten Erholung zu verschaffen. Mitglied sehr vieler Akademieen, in Correspondenz mit fast allen einheimischen und fremden Gelehrten, hatte er sich eine eigene Existenz von Geselligkeit, Verbindlichkeit und nützlichen Verbindungen bereitet. Sein Tod wird eine Leere zurücklassen, die sich sehr weit erstrecken; und besonders unter uns fühlbar seyn wird. So ist es stets, meine Herren, mit gelehrten und guten, aufgeklärten und redlichen Männern, man folgt ihnen ohne sie zu ersetzen, man ahmt ihr Beispiel nach, ohne sie vergessen zu machen, und wenn Etwas über ihren Verlust Diejenigen trösten kann, welche das Unglück haben, in den Reihen der Freundschaft zu altern, so ist es die Erfüllung der Pflichten, die sie auflegt, und die eine rührende Sitte geheiligt hat, so ist es das Geschäft auf ihrem Grabe die Ansprüche auszusprechen, die sie auf die Achtung der Menschen hatten, — die letzte dem Verdienste erwiesene Huldigung, der letzte und gerechte Tribut, den die Dankbarkeit bezahlt."

Verzeichniß

der Werke von Herrn Millin.

1. Mélanges de littérature étrangère. Paris, 1785, in-12. 6 Vol.

2. Comparaison de la langue punique et de la langue irlandoise, extraite des *Collectanea de rebus hibernicis* de M. le colonel Vallancey. Paris, 1786, in-12.

3. Dissertation sur le *Thos*. Journal de physique, 1787, in-4to.

4. Lettre à M. Reynier sur les générations qui paroissent spontanées. *Ibid.*, 1788, in-4to.

5. Revue générale des écrits de Linné, par Richard Pulteney, traduite de l'anglois, avec un volume de notes et d'additions du traducteur. Paris, 1789, 2 vol. in-8vo.

6. Dissertation sur le bouleau-nain, traduite du latin de Linné. Voy. Revue générale des écrits de Linné, vol. II. p. 298.

7. Economie de la nature, traduction du latin du même auteur. *Ibid.*

8. Discours préliminaire des actes de la Société d'histoire naturelle. 1770, in-fol. Réimprimé séparément in-4to: c'est une histoire littéraire de l'histoire naturelle en France.

9. Mémoire sur quelques plantes nouvelles observées à la Jamaïque, traduit de l'anglois. Journal de physique, 1790, in-4to.

10. Rapport sur l'établissement d'une ménagerie au musée d'histoire naturelle, 1790, in-8vo.

11. Minéralogie Homérique. 1790, in-8vo, traduit en allemand par M. Rinck. Leips., 1797 in-8vo.

12. Antiquités nationales, ou recueil de monumens pour servir à l'histoire générale et particulière de l'empire françois, tels que tombeaux, inscriptions, statues, vitraux, fresques, tirés des abbayes, monastères, châteaux, et autres lieux devenus domaines nationaux. 1790-1797, 5 vol. in-fol. et in-4to.

13. Voyage du capitaine Philippe à Botany-bay, traduit de l'anglois. Paris. 1791, in-8vo.

14. Dissertation sur quelques médailles des villes grecques où l'on a représenté des objets d'histoire naturelle. Voyez Journal d'histoire naturelle. 1792, in-4to.

15. Observations sur les manuscrits de Dioscorides, qui sont conservés dans la bibliothèque nationale. Journ. d'hist. nat., 1792, vol. II, p. 281, Annalen der Botanik von Usteri. et Magasin encyclopédique.

16. Elémens d'histoire naturelle. Paris, 1794, in-8vo, seconde édition, 1797, in-8vo., L'édition de Lyon en 2 vol. in-12 en est une contrefaçon; troisième édition, 1802, in-8vo.: on a donné à Turin en 1798 une traduction italienne de cet ouvrage; elle a été faite sur la seconde édition.

17. Lettre sur l'étude de l'histoire littéraire et de la bibliographie, dans la Décade philosophique, 1785, in-8vo.

18. Lettre de l'Y aux auteurs de la Décade. *Ibid.* 1795.

19. Essai historique sur l'ancien état des manufactures, et des connoissances chimiques relativement à la teinture en Asie, en tête des recherches expérimentales de M. Delaval, sur la cause des changemens de couleur dans les corps opaques, traduit de l'anglois. Paris, an V, 1797, in-8vo.

20. Notice sur Pierre Remi Willemet. Voy. les Annales de Botanique de M. Usteri, 1795, p. 129, et aussi le Magasin encyclopédique.

20 *bis.* Annuaire du Républicain, ou Légendes physico-économiques, in-12.

21. *Herbarium mauritianum*, auctore Petro Remigio Willemet; praefatus est Alb. Lud. Millin. Lipsiae, 1796, in-8vo.

22. Introduction à l'étude des monumens antiques. 1796, in-8vo. Il en a aussi paru une traduction allemande par M. Rinck. Halle, 1798, in-8vo.

23. Introduction à l'étude des pierres gravées, 1796; seconde édition, 1798, in-8vo.

24. Description des statues du jardin des Tuileries. Paris, 1798, in-12.

25. Dictionnaire de la Fable. Paris, 1801, 2 vol. in-8vo.; trad. en italien. Bassano, 1808, 2 vol.

26. Monumens antiques inédits, 1802-1804, 2 vol. in-4to.

27. Description d'un Camée représentant Antinous. Paris, 1802, in-4to.

28. Voyage en Norwège, trad. de l'allemand de Jean-Christ. Fabricius. Paris, an XII.

29. Dissertation sur les attributs et les surnoms d'Apollon Médecin, et les monumens qui le représentent. Mém. de la Soc. méd. d'émulat. 5me ann. p. 372.

30. Dissertation sur l'église octogone de Montmorillon, que l'on a cru être un temple de Druides. Paris, 1805, in-4to.

31. Description de deux vases du musée de Portici, 1805.

32. Description d'un diptyque qui renferme un Missel de la fête des fous. Paris 1806, in-4to.

33. Notice sur la vie du cardinal Borgia, avec le catalogue de ses ouvrages, 1807, in-8vo.

34. Dictionnaire des beaux-arts, 1807, 3 vol. in-8vo.

35. Voyage dans les départemens du midi de la France; 1807-1811. 4 vol. in-8vo., et un Atlas de plus de 100 pl.

36. Histoire métallique de la révolution françoise, ou Recueil des médailles et des monnoies qui ont été frappées pendant cette époque. Paris, 1808, in-4to.

37. Les beaux-arts en Angleterre, ouvrage trad. de l'anglois de M. Dallaway, par M***, accompagné d'un grand nombre de notes par M. Millin. 1809, 2 vol. in-8vo.

38. Description des peintures de vases antiques, dits étrusques, 1809-1810; 2 vol. in-fol. Atlas.

39. Galerie mythologique. 1811, 2 vol. in-8vo. avec 120 pl.

40. Discours prononcé à la distribution des prix à l'institution de M. Hix. 1811, in-8vo.

41. Lettre à M. Koreff médecin. 1811, in-8vo.

42. Description des tombeaux qui ont été découverts à Pompéï dans l'année 1812. Naples, in-8vo, avec 7 pl.

43. Description d'un sceau d'or de Louis XII. Paris, 1814, in-8vo., avec une gravure.

44. Description d'un vase trouvé à Tarente. Paris, 1814, in-8vo., avec une gravure.

45. Description d'une médaille de Siris, en Lucanie. Paris, 1814, in-8vo., avec une gravure.

46. Observations sur le monument sépulcral de Pompeius Campanus, à Aix en Savoie. Paris 1814, in-8vo., avec une gravure.

47. Les Martinales, ou Recherches à l'occasion d'une médaille qui représente l'Oie de la Saint-Martin. Paris, 1815, in-8vo., avec la gravure de la médaille.

48. Notice sur des médailles inédites de Callatia, 1815, in-8vo.

49. Voyage en Savoie, en Piémont, à Nice, et dans l'ancien État de Gênes, pendant les années 1811 et 1813. 1816, deux vol. in-8vo., avec deux vignettes.

50. Description des tombeaux de Canosa, ainsi que des bas-reliefs, des armures et des vases peints qui y ont été découverts en 1813. 1816, gr. in-fol.

51. Minéralogie homérique, ou Essai sur les minéraux, dont il est fait mention dans les poëmes d'Homère; seconde édit. corrigée et augmentée, accompagné de deux vignettes, 1816, in-8vo.

52. Egyptiaques, ou Recueil de quelques monumens égyptiens inédits. 1816, in-4to. avec 12 pl.

53. Voyage dans le Milanois, à Plaisance, à Parme, à Modène, à Mantoue, à Crémone, et dans plusieurs autres villes de la Lombardie. 1817, 2 vol. in-8vo., avec deux vignettes.

54. L'Orestéïde, ou Description de deux superbes bas-reliefs inédits du palais Grimani à Venise, et d'autres monumens qui appartiennent à l'histoire d'Oreste. Paris, 1817, gr. in-4to.

55. Pierres gravées inédites, tirées des plus célèbres cabinets de l'Europe. 2 vol. in-8vo., avec 200 pl.

56. Magasin Encyclopédique, ou journal des sciences, des lettres et des arts. Paris, 1792 et 1795. — 1816, 128 vol. in-8vo. Voici les titres des principales dissertations que l'auteur y a fait insérer: Sur la chasse du sanglier dans les temps héroiques, 1792. — Rapport sur le calendrier Entomologique de M. Giorna, 1re année, 1795. — Sur l'anneau de Polycrates, et sur la première époque de la gravure en pierres dures. — Introduction au voyage en Norwège de Fabricius, traduit de l'allemand. — Des variétés de l'espèce humaine, qui sont indiquées dans les poëmes d'Homère. — Le Barde, ou les progrès du génie, traduit de l'anglois de M. Beattie. — Description d'une cornaline antique représentant Diane Lochia. — Sur quelques médailles des villes grecques, qui ont pour type des objets d'histoire naturelle: on la trouve aussi dans le Journal d'Histoire naturelle, 1793. — Lettre sur une tête de crocodile pétrifiée, qui a été trouvée à Maestricht. — Notice des pierres gravées égyptiennes du museum impérial. — Traduction de la vie de Guill. Harvée. — Notice sur les manuscrits de Dioscorides qui sont conservés à la bibliothèque nationale, 2me année, 1796. — Recherches sur la critique, par Harris, trad. de l'anglois. — Observations sur l'opéra d'Alceste, 3me année, 1797. — Discours prononcé à l'ouverture d'un cours d'antiquités. — Additions à la notice sur M. Fauris de Saint Vincent. — Discours sur l'archaeologie, prononcé au Lycée républicain. — Notice sur la vie de Joseph Hilaire Eckhel; on la trouve aussi dans les Mémoires de la Société philomathique, tom 1, 5me année, 1799. — Lettre sur deux médailles attribuées à Velia. — Discussion relative à la Troade. — Notice sur André Barthélemy. — Description de la Saline de Valoe en Norwège, tirée du voyage de Fabricius, 1792. — Description d'un Camée du cabinet des antiques de la bibliothèque nationale, 6me année, 1800. — Lettre à M. Lasteyrie sur des autels antiques qui ont été découverts à Saint-Beat. — Description du prétendu bouclier de Scipion, disque d'argent du cabinet des antiques. — Explication d'une inscription qui a été trouvée à Bulinghom, près de Boulogne sur mer. — Explication d'une inscription du fils d'Eporedirix. — Sur la mosaïque. — Description de la colonne nationale, 7me année, 1801. — Observations sur les Métamorphoses d'Ovide, traduites en vers françois par M. Desaintange, 1804. — Programme d'un cours d'histoire des arts chez les anciens, année 1805. — Voyage au mont Auxois et au châteaux de Bussy, année 1807. — Note sur le vase qui étoit connu à Gênes sous le nom de *Sacro Catino. Id.* — Discours prononcé sur la tombe de M. Winkler. — Conjectures sur un Camée allégorique relatif à l'histoire d'Angleterre, année 1808. — Essai sur la langue et la littérature provençales. — Description du sceau d'or de Louis XII. — Comparaison des Hippocentaures et des Taurocatapsies de la Thessalie, avec les bouviers et les ferrades de la Camargue. — Programme d'un cours de Mythologie. — Réponse à la lettre de M. Coste,

sur un sceau inédit du seizième siècle. — Conjecture sur un plomb antique qui a été trouvé à Foz, *Fossa marina*, en Provence, en 1809. — De la manière de représenter le chaos dans les ouvrages de l'art. — Du Dieu appelé par les Athéniens le *Dieu inconnu*. — Description d'un vase peint représentant le combat des Grecs et des Amazones, en présence des principales divinités de la Grèce. — Introduction à la connoissance des vases peints: année 1811; c'est le discours préliminaire de la description des vases peints; il a été traduit en italien par M. le chevalier Avellino, dans le Journal encyclopédique de Naples, décembre 1812 et janvier 1813. — Observations sur le costume théatral. — Notice sur la vie et les ouvrages de Fulvio Orsino. — Dissertation sur un sceau d'Algaric, roi des Gots. — Notice sur le patois nissard. — Description d'un instrument antique qui a servi au monnoïage. — Lettre sur les monnoies attribuées à la reine Brunehaut, et sur quelques monnoies de Théodebert. — Lettre à M*** concernant quelques additions au voyage de l'auteur de Paris à Lyon. — Lettre à M. Boulard, concernant quelques détails du voyage de l'auteur de Lyon à Chambéry. — Lettre à M. Langlès sur le carnaval de Rome, année 1812. — Lettre à M. Hase concernant quelques particularités sur le voyage de MM. Koes et Bronsted, 1814. Tom. II, Extraits de quelques lettres que M. Millin a adressées à la classe de littérature ancienne de l'Institut, pendant son voyage d'Italie. — T. III, Observations sur le monument sépulcral de Pompéius Campanus, à Aix. — Tom VI, correspondance inédite de MM. Novi de Caveirac, Seguier et Bimare. — 1815, t. II, Notice sur les médailles de Callatia. — Un grand nombre de notices, d'analyses ou extraits, plus ou moins étendus, de livres qui ont été annoncés dans le Magasin, tels sont l'extrait de l'ouvrage de M. Sprengel, intitulé *Antiquitatum Botanicarum specimen*, 4me. année, 1798; — Celui d'un ouvrage du même auteur, intitulé *Analysis historica de medicina Hébraeorum*. t. VI. — Analyse de l'essai d'une histoire pragmatique de la médecine, par M. Sprengel, traduit par M. Geiger, année 1809, t. IV; — de la vie de Cino de Pistoia, par M. Ciampi; — Celle de l'ouvrage de M. Sprengel, intitulé *Historia rei herbariae*; t. IV et V. — Extraits de l'Iconographie ancienne de M. Visconti, t. V. et VI; — ceux de l'Histoire littéraire d'Italie, de M. Ginguené, année 1811, t. III et IV; — du voyage de M. Morgenstern à Naples; — du Traité du poulx, par Mercurius, publié à Naples par M. Cirillo; — de la description de Teramo, par M. le conseiller Delfico; — de la description des curieuses peintures qui décorent un tombeau à Cumes, par M. Jorio; — de la dissertation de M. Carlo Fea, sur la statue qu'on regarde comme celle de Pompée au palais Spada, etc.; — de la disquisition upon etruscan vases, par M. Chrisie Loud, 1806, t. III, 1811; — des Annales géographiques, et Statistiques de M. Grabert de Hemsö, 1810, etc. — Auszüge aus den Tagebüchern und Papieren eines Reisenden, par M. Morgenstern, Leip-

sic, 1811, in-8vo. — Osservazioni intorno alla celebre statua detta di Pompeo, lette sull' Accademia romana d'archeologia; dall avv. Carlo Fea. — Sonetti de' chiarissimi Arcadi Giuseppi Petro Sellini, Giacomo Massa, Gio. Battista Borchini, Giov. Viviani, etc., Roma, 1812, in-8vo. — 1813, t. I. Mercurii Monachi pernecessaria de pulsibus doctrina; edid. atque illustrav. Salv. Cyrillus, Neapoli, 1812, in-8vo. — Memorie sui monumenti di antichità e di belli arti, ch' esistono in Miseno, in Baoli etc., Nap., 1812, in-4to. — Scheletri Cumaeni dilucidati dal Can. Andrea da Jorio. — Dell' Interamnia Pretuzia, memorie di Gio. Bern. Delfico, Nap., 1812, in-4to. — T. II, Lettera del conte Troj. Marulli, sopra un antica capella cristiana, scoperta di fresco in Roma nelle Terme di Tito, Nap., 1813, in-8vo. — T. III, Recueil de quelques médailles grecques inédites, par M. Millingen, Rome, 1812, in-8vo. — Lettera su gli scavi fatti nel circondario dell' antica Treja, del dott. Fort. Benigni, al Sig. A. L. Millin, 1812, in-4to. — T. VI, Description des atomes, in-8vo. — Mollusques terrestres et fluviatiles observées dans le département de Maine et Loire, par Millet. — Voyage de Paris à Neufchâtel en Suisse, par M. Depping, Paris, 1812, in-12. — Voyage pittoresque et historique d'Espagne, par M. de La Borde. — 1814, t. I, Sul metodo degli antichi nel dipingere i vasi, etc., del Can. A. de Jorio. — Monumens françois inédits, par M. Willemin. — Histoire abrégée de la littérature grecque, par M. Schoell, 1813, 2 vol. in 8vo. — Monumens historiques relatifs à la condamnation des chevaliers du Temple, par M. Raynouard, Paris, in-8vo. — T. II, Delle tre sontuose capelle Medicee situate nella basilica di S. Lorenzo, del Can. Dom. Moreni, Firenze, 1813, in-8vo. — Tableau de la mer Baltique, par M. Catteau-Calleville, 2 vol. in-8vo. — Della Zecca e delle monete di Pistoja, di Giorgio Tiani, Pisa, 1813, in-8vo. — Vita e poesie di Messer Cino da Pistoja, dall' ab. Seb. Ciampi, Pisa, 1813, in-8vo. — Recherches sur les ossemens fossiles de quadrupèdes, par M. Cuvier, 1812, in-4to. — De l'Allemagne, par Madame de Staël, 1814, 3 vol. in-8vo. — Recherches historiques sur la ville de Saumur, par M. Bodin, 1812, in-8vo. — Description des hypogées de la ville de Thèbes, par M. Jomard, in-8vo. — Les Etats de Blois, tragédie, par M. Raynouard; in-8vo. — Le Sirene, poemetto di Onofr. Garquilli, Nap., 1814, in-8vo. — T. V, Memorie di S. Medico, racc. da Fr. Cancellieri, Roma, 1812, in-8vo. — Fables de M. Ginguené, 1814, in-8vo. — Le triomphe de la religion, par M. de La Harpe, 1814, in 8vo. — Disquisitiuncula de somniis Serapis, auct. B. Thorlac. Havn., 1814, in 4to. — Obss. ex marmor. gr. sacr. specimina, auct., D. Fr. Munter, Havn., 1814, in-4to. — Histoire littéraire des huit premiers siècles de l'ère chrétienne, par Berington, traduit de l'anglois, 1814, in-8vo. — Le Sette cose fattali di Troja e di Roma, di Fr. Cancellieri, 1812, in-8vo. — De Irenarchis, auct. Thorlac. Havn. 1814,

in-fol. — Descrizione della casa di Cipselo, dal ab. Seb. Ciampi. — 1815, t. I, Ricerche sopra una Pietra preciosa della veste pontificale di Harone, Milano, 1811, in-fol. — Titi Cicconii de vi trium verborum in vulgata, Mane, Thecel, Phares, disquisitio; Mediolani, 1814, in-8vo. — Sopra una gemma nella quale si veggono alcune greche parole. — Lettera di Bernardo Quaranta; Nap., 1814, in-8vo. — Recueil de fragmens de sculpture antique en terre cuite; Paris, 1814, in-4to. — Plotini liber de Pulchritudine, Ed. Creutzer; Heidelb., 1814. — M. T. Ciceronis, tr. oratt. pro Scauro pro Tullio, pro Flacco, partes ineditae, ed. A. Majo; Mediol., 1814, in-8vo. — Hist. litt. d'Italie, par M. Ginguené. — T. II, Monumens anciens et modernes de l'Indoustan, par M. Langlès. — De l'Education physique de l'homme, par M. Friedlaender, 1815, in-8vo. — Voyage en Autriche, par M. Marcel de Serres, 4 vol. in-8vo. — T. III, Les Ruines de Pompéï, par M. Mazois, in-fol. — Histoire de Christine, reine de Suède, par M. Catteau-Calleville; Paris, 1815, in-8vo. — T. V. Saggio di bronzi etruschi trovati nell' agro Perugino, descritti da C. B. Vermiglioli; Perugia, 1813. — Catalogue de la biblioth. Mac-Carthy, 1815, 2 vol. in-8vo. — Osservazioni sopra l'originalità della divina commedia, da Fr. Cancellieri; Rom., 1814, in-12. — Due urne sepolcrali descritte et illustrate, da Seb. Ciampi; seconde edit., Pise, 1814, in-8vo. — 1816, t. I, Essai sur la littérature françoise, par M. Craufurd; Paris, 1815, 3 vol. in-8vo. — Dissertazione di Fr. Cancellieri, intorno agli vomini dotati di gran memoria; Rom., 1815, in-8vo. — Recherches historiques, militaires, géographiques et philologiques, par MM. Barbié du Bocage et Gail; Paris, in-8vo. — Dissertation sur l'époque de la mort d'Antiochus VII Evergètes Sidetès, roi de Syrie, etc., par M. Tochon, in-4to.

57. Annales Encyclopédiques, *Mémoires*, année 1817, t. I, Lettre à M. l'abbé Morelli. — T. II, Notice historique sur les manuscrits d'Herculanum. — T. III, Notice d'une gravure sur métal, avec la date de 1422, par M. Fischer, accompagné de notes de M. Millin. — T. IV, Description d'une médaille portant l'image d'Hérodote. — Année 1818, t. II, Observations sur les marques et let rôles caractéristiques du théâtre italien. — *Extraits et notices*, année 1817, t. I, Projets d'embellissemens de Paris, par M. de Laborde, 1816, in-fol. — Notice sur une médaille de Philippe-Marie Visconti, par M. Tochon, in-4to. — Observations de l'empereur Antonin sur lui-même, par M. Thomas, Paris, 1816, in-8vo. — De la civilisation chez les Tartares Nogaïs, par M. de Gouroff Karkou, 1816, in-8vo. — Essais sur les mystères d'Eleusis, Pétersbourg, 1815, in-8vo. — Les monumens de la France, par M. de Laborde. — Description of the collection of ancient terracottas in the British Museum. London, 1810, in-4to. — T. II, Alcuni cenni critici dell dott. Avramiotti, sovra l'Itinerario di Parigi a Gierusalemma del M. de Chateaubriand, Podova, 1817, in-8vo. — Les

Roses, par M. Redouté. — Germanicus, tragédie, par M. Arnault, 1817, in-8vo. — Abrégé des Mémoires de Dangeau, par Madame de Genlis, Paris, 1817, 4 vol. in-8vo. — T. III, Relation du combat de la frégate française *la Surveillante*, contre la frégate anglaise *le Quebec*, Paris, 1817, in-8vo. — Les Halieutiques d'Oppien, traduit par M. Limes, in-8vo. — Notice des inscriptions antiques du musée de Lyon, par M. Artaud, in-8vo. — Correspondance inédite de Franklin, in-8vo. — Recueil de monumens antiques, par M. Grivaud de la Vincelle. — I. Fiori, canzonette del Sig. Montani, Lodi, 1817, in-8vo. — Moeurs et costumes des Russes, par M. Houbigant. — T. V, Collection de chevaux, par Carle Vernet. — La Venere italica del Sig. Montani, Lodi, 1817, in-12. — T. VI, Mélanges d'histoire et de littérature, 1817. — Steph. Anton. Morcelli Michelea, 1817, in-4to. — Le couronnement de la Sainte-Vierge, et les miracles de Saint-Dominique, tableau de Jean de Fiésole, par A. W. Schlegel, in-fol. — Introduction à l'étude des vases antiques, par M. Dubois-Maisonneuve. — Naufrage de la frégate *la Méduse*, par M. Corréard. — L'incendie de Moscou, par Mad. Fusil, Paris, 1817, in-8vo. — 1818, t. I, Dictionnaire de sciences naturelles. — Essais sur l'instruction des aveugles, par M. Guillié, Paris, 1817, in-8vo. — Voyage dans la partie septentrionale du Brésil, par M Koster, Paris, 1818, 2 vol. in-8vo. — Dictionnaire de Mythologie Scandinave, par M. Nierup, traduction allemande de M. Sander, Copenhague, 1816, in-8vo. — Mémoires pour servir à l'histoire naturelle des abeilles solitaires, par M. Walkenäer, Paris, 1817, in-8vo. — Sulla tribu e sui decurioni dell' antico municipio Bresciano, del dott. Labus, Brescia, in-8vo. — T. II, Researches concerning the Laws, etc., of the Hindous, par M. Craufurd, Londres, 1817, 2 vol. in-8vo. — T. III. Rapport fait à la Société royale et centrale d'agriculture, par M. le comte François de Neufchâteau, sur agriculture et la civilisation du Ban de la Roche, 1818, in-8vo. — Animadversiones novissimae in vasculum italo-graecum, anno 1791, Locris effosum quod in regio Musaeo Borbonico adservatur, auct. B. Quaranta, Napoli, 1817. — Notices et extraits des manuscrits de la bibliothèque du Roi, et autres bibliothèques, publiés par l'Institut royal de France, t. x, 1818, in-4to. — Dissertation sur l'inscription grecque Iasono slykion, par M. Tochon d'Annecy, Paris, 1816, in-4to. — Tome IV, Italian Scenery, from drawings, by E. F. Battey, in-8vo. — Antico Sigillo di Bartolommeo di Ermanno degli Ermanni detti poi della Staffa, Perugia, 1816, in-4to. — Le Pour et le Contre, dialogue religieux, moral, politique et littéraire, par M. Vigée; Paris, 1818, in-8vo. — Notice sur l'état actuel de la Perse, par Myr Davoud Zadour de Mélik Schahnazar et MM. Langlès et Cirbied; Paris, 1818, in-18. — T. V, Reliquiae Britannico-Romanae, par M. Lyson; Londres, 1797; 1817, 4 vol. in-fol. — Notice sur la Sorbonne; Paris, 1818, in-8vo.

Werke die sich unter der Presse befinden:

1. Voyage dans l'Etat Vénitien, ... vol. in-8vo.
2. La Mosaïque du Vatican, in-fol.
3. Pierres gravées inédites (continuation).

Werke die wahrscheinlich in der Folge erscheinen werden:

1. Zoologie Homérique.
2. Botanique Homérique.
3. Monnoies Mérovingiennes.
4. La Mosaïque de Palestrine.

Projektirte Werke, welche nicht erscheinen werden.

1. Monumens inédits sacrés et profanes de Venise: trente dessins.
2. Histoire de Josué: trente-deux dessins coloriés, avec des inscriptions grecques.
3. Tombeaux des princes normands et français à Naples: trente dessins.
4. Peintures du Zingaro, de Giotto et de Bisuccio da Milano: quarante dessins.
5. Urnes étrusques de Volterra: quinze dessins.
6. Monumens inédits du musée de Turin: quinze dessins.
7. Peintures de Corneto: cinq dessins coloriés.
8. Chappes de Lèon III et de St. Sylvestre: cinq dessins en or et en couleur.
9. Voyage dans l'Etat Romain.
10. Voyage dans le Royaume de Naples.
11. Voyage pittoresque d'Italie.

Anhang zu vorstehender Biographie.

Schreiben von Alphonse Mahul an C. G. Kraft *).

Mein Herr!

Mit lebhaftem Vergnügen habe ich die biographische Skizze gelesen, welche Sie Herrn Millin in dem letzten Hefte seiner Annalen gewidmet haben. Nachdem Sie ihn lange Zeit bei der Herausgabe dieser gelehrten Zeitschrift unterstützt, nachdem Sie ihn in seinen letzten Lebenstagen erleichtert und getröstet hatten, kam es Ihnen vor Allen zu, uns von den zahlreichen Arbeiten eines der Dauer nach nicht eben langen Lebens zu unterrichten, welches jedoch von schönen Werken und schönen Handlungen ganz erfüllt gewesen. Indessen glaube ich bemerkt zu haben, daß mir immer noch eine Nachlese da zu halten übrig bleibe, wo Sie so reichlich geärndtet haben, und ich glaube mich durch das Wohlwollen, ja ich wage fast zu sagen, die Freundschaft, die mir Herr Millin erwiesen, berechtigt, den Lesern der Annalen einige besondere Züge mitzutheilen, die Ihnen entgangen sind, und die für Jene nicht ohne Interesse seyn dürften.

Ich wünschte Ihnen einige Anecdoten erzählen zu können, welche die allererste Zeit von Herrn Millin's Jugend erheiterten, wo er noch im Knabenkleide ging; allein vielleicht würden sie doch hier nicht ganz an ihrer Stelle seyn. Immer pflegte er jedoch seine Erinnerung gern auf den heitern Momenten seines Jünglingsalters verweilen zu lassen, und er glaubte dann besonders, in

*) Aus den Annales encyclopédiques December 1818 übersetzt von Hofrath Methus. Müller.

Gegenwart eines kleinen Zirkels davon sprechen zu dürfen, wenn die Menge die seine literarischen Abendunterhaltungen zu besuchen pflegte, sich zerstreut hatte. Gern gab er sich dann dem Reize einer lustigen Erzählung hin, die um so pikanter wurde, je natürlicher und anspruchloser sein Scherz war; mit einem Worte, auf die Gefahr hier für satyrisch zu gelten, möchte ich sagen, Millin habe mehr Geist und Witz gehabt als man sonst gewöhnlich bei einem Gelehrten voraussetzt. Der Umgang mit der großen Welt hatte ihm jenen bessern Ton zu eigen gemacht, der in einer anständigen Einfachheit besteht, und seine genauern Verbindungen mit berühmten Menschen aller Art erhöhten sehr das Interessante seiner Unterhaltung. Diejenigen, welche Herrn Millin gekannt haben, werden sich nicht wundern zu hören, daß er zu derselben Zeit, wo er Abbé war, auch Dichter gewesen; ja er hatte bis zuletzt ein Manuscript seiner Gedichte aufbewahrt, das sich gewiß noch in seiner Bibliothek oder unter seinen Papieren finden wird. Unter den Mitarbeitern an der Chronique de Paris, die Sie Herrn Millin geben (Hrn. Noël, Condorcet, und Rabaud de St. Etienne), muß auch Herr Fievée genannt werden. Herr Millin hatte ihn nicht vergessen, und man muß das bemerken. Sehr gern wiederholte er auch, daß er das Glück gehabt hatte, Herrn Cuvier in die gelehrte Welt einzuführen, dadurch, daß er in seinem Magazin Encyclopédique die ersten Versuche dieses Gelehrten in einer Gattung drucken ließ, worinnen er sich so berühmt machen sollte.

Unter No. 20 *bis* des Verzeichnisses von Herrn Millin's Werken erwähnen Sie dessen, welches den Titel führt, Annuaire du Républicain, ou Légendes physico-économiques. Jetzt, da der Verf. über alle Angriffe des Hasses und Neides erhaben ist, konnte man, glaub' ich, unbedenklich hinzufügen, daß er sich hier den Beinamen Eleuthérophile giebt; es ist dieses ein interessanter Zug, den die unpartheiische Geschichte nicht vernachlässigen darf. Weit entfernt hierinnen einen Grund zur Beschimpfung des Andenkens von Herrn. Millin zu finden, — den die Verfolgungen der Anarchisten überdies hinlänglich als ihren Mitschuldigen bezeichnen würden — finde ich im Gegentheil in der Wahl dieses Namens einen Grund zum Lobe: denn indem er sich einer

Sitte unterwarf die eine wunderliche Exaltation eingeführt hatte, zeigte er, sowohl durch die Bedeutung des Beinamens den er für sich gewählt hatte, als durch die Sprache, aus der er entlehnt war, daß er in den stürmischen Zeiten nicht aufgehört hatte, der Gelehrsamkeit und der Freiheit zu huldigen; das gelehrte Europa kennt den heiligen Dienst den er der erstern widmete; allein vielleicht nicht so jene uneigennützige, lebhafte, von aller Intoleranz und allem Vorurtheile freie Liebe, die er zu den liberalen Grundsätzen hegte, welche der Ruhm unsers Zeitalters sind, und sein Glück machen werden.

Wenn man von Herrn Millin spricht, muß man wohl auch ein Wort von seiner Bibliothek sagen, weil er, um mich des glücklichen Ausdrucks eines der Männer zu bedienen, die einige Blumen auf sein Grab gestreut haben, hier die Honneurs Frankreichs für die auswärtigen Gelehrten machte. Man kann kaum begreifen, wie ein Privatmann, der zwar wohlhabend aber doch nicht eigentlich reich war, Mittel gefunden hatte, ohne sein Vermögen anzugreifen, und in seiner anständigen Lebensweise eine Einschränkung zu machen, eine so große, so kostbare Niederlage literarischer Reichthümer zu bilden. Die Herausgabe der Annales encyclopédiques trug ohne Zweifel sehr viel dazu bei; ihr verdankte er die ansehnliche Zahl italiänischer, deutscher, englischer, selbst französischer aber im Auslande gedruckter Werke, z. B. in Rußland, Liefland u. s. w. von denen er oft das einzige in Paris befindliche Exemplar besaß. Demohngeachtet besuchten seine Agenten unaufhörlich die öffentlichen Versteigerungen, um zahlreiche Ankäufe zu machen, und seine Liebe zu einer edlen Betreibung der Wissenschaften war so groß, daß er sich, nach seiner Rückkehr von seinen italiänischen Reisen entschloß, die Ausgabe für eine Cabrioletequipage zu ersparen, welche doch zu Paris nicht unter den überflüssigen Aufwand zu rechnen ist, um die Summe, die er jährlich für seine literarischen Liebhabereien zu bestimmen gewohnt war, nicht in zu enge Grenzen einzuschließen. So reich Millin's Bibliothek an nützlichen Büchern ist, so ist sie es doch nicht in gleichem Grade an seltenen, oder merkwürdigen, als Ausgaben des funfzehnten Jahrhunderts, Manuscripten u. s. w. Indessen erinnere ich mich doch eine unedirte Komödie von Vergniaux in

3 Akten, und in Prosa daselbst gesehen zu haben. Sie wissen daß er seit langer Zeit daran arbeitete, einen systematischen Catalog von seiner Bibliothek verfertigen zu lassen, den er öffentlich bekannt machen, und mit literarischen und bibliographischen Anmerkungen versehen wollte, wie ich es auf sein Begehren, in einer Nummer der Annales politiques vom Monat Juni angekündigt habe; er hatte zugleich die Absicht sich darinnen darüber zu beklagen, daß er, als der einzige Professor der Archäologie in Frankreich, bei Vertheilung einer gewissen Anzahl von Exemplaren des schönen Werks über Aegypten, das auf Kosten der Regierung erschienen war, an mehrere Gelehrte, allein übergangen worden sey. Ich erwähne dieses kleinen Umstandes deswegen, weil er Herrn Millin sehr empfindlich war, und ich ihn oft und sogar mit ein wenig Bitterkeit darüber zu einer Zeit habe klagen hören, wo ihn Alter und Krankheit noch nicht zum Kummer gestimmt hatten. Er ertrug sogar mit mehr Ruhe und Philosophie das sonst so traurige Ereigniß des Brandes seiner Bibliothek; und zu dem was Sie darüber gesagt haben, füge ich noch hinzu, daß er sich denselben Abend, wo er die traurige Nachricht erhielt, bei einem Feste einfand, wozu er von dem französischen Gouverneur zu Rom eingeladen worden war, und daß er in dieser glänzenden Gesellschaft die Beileidsbezeugungen der zahlreichen Freunde der Wissenschaften erhielt, welche die alte Hauptstadt der Welt einschließt, und die an diesem Ereignisse den lebhaftesten Antheil nahmen, so daß dadurch dieser Festtag in einen Tag der Trauer verwandelt zu seyn schien.

Zu Neapel hatte sich Herr Millin der besondern Güte von Mürats Wittwe zu erfreuen, welche damals Königin dieses Theils von Italien war; ihre Gefälligkeit ging so weit daß sie ihm erlaubte, mehrere Stunden in ihrem Zimmer zuzubringen, um Cameen und Basreliefs, welche dasselbe zierten, zeichnen zu lassen, und zu beschreiben. Gewiß wird Herr Millin seine Erkenntlichkeit dafür in dem Manuscripte seiner Reise in diesen Gegenden, ausgedrückt haben, und ich glaube gewiß, daß sein edelmüthiges Herz derselben einen wärmern Ausdruck wird geliehen haben, jetzt, da dieser Ausdruck der Schmeichelei nicht mehr verdächtig werden kann.

Mit Schmerz habe ich bemerkt, mein Herr, daß die Reise nach Neapel mit unter diejenigen Manuscripte gehört, deren öffentliche Bekanntmachung nicht wahrscheinlich ist; sie würde eine Fortsetzung der schon edirten Reisen ausgemacht haben, welche gewiß nicht die am wenigsten unterrichtenden und unterhaltenden Werke aus Millins Feder sind. Er würde hier wohl auch von der Flüssigmachung des Blutes des Heiligen Januarius geredet haben, wovon er Zeuge war, indem er durch den Erzbischof von Neapel, in dessen Händen sich das Fläschchen befand, worinnen die Flüssigmachung vor sich ging, eine Stelle dicht hinter demselben bei einem andern Franzosen, dessen Name mir entfallen ist, erhalten hatte; „Ich glaube zwar nicht an dieses Wunder," sagt uns Millin, nachdem er uns eine Beschreibung davon gemacht hat, „allein ich muß doch deswegen zu J. J. Rousseau's Theorie meine Zuflucht nehmen, und meinen eigenen Augen den Glauben versagen."

Nun will ich, mein Herr, noch Ihnen von einigen Charakterzügen Millin's sprechen, wobei Sie sich, nach meinem Geschmack nicht hinreichend verweilt haben. Der Grundzug war Würde und Stolz, aber jener Stolz, der, ohne jemals irgend Jemand zu verachten, uns einen ehrenvollen Rang in der Gesellschaft verschafft, und wenn wir ihn erhalten haben, behaupten läßt; Gefälligkeit und freundliches Entgegenkommen gegen junge Leute, welche Etwas zu lernen wünschen, bildete einen andern Zug, den ich nicht mit Stillschweigen zu übergehen vermag. Seine kindliche Liebe war selbst in Paris nicht unbemerkt geblieben, wo man doch nur zu oft blos das bemerkt, was Geräusch macht. Der Secretair der Academie der Inschriften und schönen Wissenschaften wird gewiß einmal von den akademischen Vorzügen Herrn Millin's sprechen, unterdessen glaub' ich wird es mir gestattet seyn, ein Wort von seiner Beharrlichkeit im Arbeiten zu erwähnen, welches jedoch für die Leser der Annales Encyclopédiques unnütz ist, denn diese haben mehrere Artikel von Herrn Millin's Arbeit in demselben Hefte gefunden, welches ihnen die traurige Nachricht von seinem Tode brachte.

Millins Unterhaltung war heiter, leicht, mit Anecdoten und Erinnerungen ausgestattet, und gewürzt durch jene unschuldige Medisance, die, wenn sie einige leichte

Mängel des Nächsten aufgefunden hat, ihr Unrecht reichlich und überreichlich durch ein aufrichtiges und inniges Lob wesentlicher guter Eigenschaften vergütet. Millin war dem Neide ganz unzugänglich; er liebte die Gelehrten alle wie seine Brüder, und Niemand hat so offen und frei, sowohl bei seinem Leben als nach seinem Tode den berühmten Visconti gelobt, den er in allem Ernste unter die glänzendsten Eroberungen rechnete, welche wir in Italien gemacht hätten, ohne daß sein Ruhm in einer der seinigen verwandten Laufbahn ihm jemals die mindeste Besorgniß erregte. Ich schließe mit dem Versuche eine Beschuldigung gegen Millin's Verdienste zu widerlegen, welche nicht mit Stillschweigen übergangen werden darf, weil sie zu verbreitet war. Man beschuldigte Millin nehmlich eines literarischen Charlatanism; diese ungerechte Beschuldigung gründete sich eigentlich darauf daß Millin mehr mannichfache als tiefe Kenntnisse besaß; dann auf die Leichtigkeit, womit er immer, wenn es die Gelegenheit gab, die Materien zu ergreifen wußte, die er nicht eben zum besondern Gegenstande seiner Studien gemacht hatte, auf die zahlreichen Hülfsmittel, womit sich der wohlhabende Mann stets umgeben konnte und die Künstler die er immerwährend bei den Zeichnungen beschäftigte, womit er die meisten seiner Werke ausstattete, auf jene Bibliothek endlich, in deren Schooße die Vereinigung mehrerer Gelehrten ihm einen literarischen Hof zu machen schien, alle diese Umstände, und einige andere der Art haben zu diesem ungegründeten Gerüchte Anlaß geben können, welches Millin's Werke hinlänglich widerlegen.

Ich habe die Ehre zu seyn ꝛc.

Paris, den 24. Novbr. 1818.

Alphonse Mahul.

II.

Skizzen

zu

Millin's Schilderung

von

C. A. Böttiger.

Skizzen zu Millin's Schilderung.

I.

Millin hatte das ganze archäologische Studium in eine Reihe von Vorlesungen gebracht, die, mit einer in einander greifenden Abwechslung in drei Jahren das Ganze erschöpfend, einen vollendeten Cursus bildeten. Zuerst eine allgemeine Uebersicht der bildlichen Alterthumskunde, was wir seit Ernesti und Heyne in Deutschland Archäologie zu nennen gewohnt sind. Dazu diente der kurze Abriß, den er unter dem Titel Introduction à l'étude des monumens antiques zum erstenmal 1796 herausgab. Dieser Abriß umfaßte zugleich die Archäographie und Museographie, das heißt, die Kenntniß der literarischen Hülfsmittel für die Alterthümer, wozu wir Deutsche schon weit früher in J. Alb. Fabricius Bibliographia antiquaria ein Hauptwerk besaßen, und die Kenntniß der Museen und Sammlungen, worin Antiken aufbewahrt werden. Dieser erste Entwurf war außerordentlich mangelhaft und selbst als Skelet kaum brauchbar. Er erhielt durch wiederholte Auflagen große Verbesserungen. Allein Millin selbst erkannte ihn später kaum als sein Kind und wünschte, daß davon nicht mehr gesprochen werden möchte. Nun kam, so wie er über ein einzelnes Fach Vorlesungen veranstaltete, auch dazu allezeit ein Leitfaden heraus. Das sind seine nach und nach erschienenen Introductions in die Münzkunde, in die Glyptik oder Kenntniß der geschnittenen Steine und in die Keramographik, oder Kenntniß der altgriechischen gemalten Gefäße.

zu einem so umfassenden Cursus der ganzen Archäologie, wie sie in Göttingen von Heyne und Welcker, in Heidelberg von Creuzer, in Leipzig von Beck vorgetragen wurde und wie er seitdem auch in vielen andern Lehranstalten Deutschlands statt findet, brachte es Millin schon darum nicht, weil dies sein Publikum nicht vertrug. Dazu gehört eine Auswahl akademischer Jünglinge. An Millins Vorlesungen nahmen häufig auch Frauen, Künstlerinnen, Malerinnen, Schauspielerinnen Theil. Dieß macht einen andern Maaßstab nöthig. Will man seine Methode genau würdigen, so muß man den unter dem Titel: Programme d'un cours d'histoire de l'art in Paris 1815 erschienenen Abriß vor allen Dingen zur Hand nehmen. Erst späte kam der über Stoff und Form stets weiter nachdenkende Mann zur Ueberzeugung, daß sich die Archäologie am besten auf eine eigentliche Kunstmythologie beschränken lasse, so daß bei jeder einzelnen Gottheit zugleich die auf sie in Beziehung stehenden Denkmäler aller Classen, als Statuen, Reliefs, Büsten, Münzen, geschnittene Steine, Mosaiken, Vasengemälde, alle durchgegangen und wo möglich in Copieen, Zeichnungen oder Kupferstichen vorgezeigt würden. So entstand sein mythologischer Cursus, der wieder in zwei einzelne Reihen zerfiel, in den Cursus der großen Tempelgötter in Verbindung mit den kleinern ihnen zugeordneten Gottheiten und Personificationen (das, was Hofrath Hirt in Berlin in den zwei Heften seines mythologischen Bilderbuchs umfaßt), und in den Cursus des mythischen und heroischen Zeitalters. Ueber beide ist in den Jahren 1808 und 1810 ein sehr nützlicher und für ähnliche Vorlesungen brauchbarer Leitfaden erschienen, als Cours de mythologie und Cours d'histoire héroique. Hier findet man bei jeder mythologischen Figur die Denkmäler, die Millin dabei wirklich vorwies, kurz angedeutet, welches den Sachverständigen ein guter Fingerzeig seyn kann. Millin hatte sich, zum Behuf dieser Demonstration durch Abbildungen, nach und nach unermeßliche Sammlungen von Zeichnungen und Kupferstichen zu verschaffen gewußt, durch deren Vorzeigen seine an sich sehr anmuthigen Vorträge noch mehr belebt und versinnlicht wurden. Böttiger hat im Neuen deutschen Merkur von 1802 über diese Art der Vorlesungen von Millin eine ausführliche Nachricht mitge-

theilt. Als ein Resultat dieses dreimal nach einander wiederholten mythologischen Cursus hat man seine ungemein nützliche Galerie mythologique anzusehn, welche auf 182 Kupfertafeln in gr. 8. die Zahl von 687 Vorstellungen zur Erläuterung dieser Mythologie figurée zwar in sehr kleinen und zum Theil auch manierirten Umrissen, aber doch zur Andeutung der Hauptidee hinlänglich uns vors Auge führt. Millin schrieb darüber in einem seiner Briefe vom 31. August 1811: On ne peut regarder cet ouvrage que comme une table de figures. Je voudrais que la première édition fut epuisée à mon retour d'Italie afin d'y mettre plus d'ordre et de profiter de toutes les lumières que j'ai acquises à mon voyage. Nirgends ist bis jetzt etwas Vollständigeres und Wohlfeileres (also auch unbemittelten Liebhabern Zugänglicheres) erschienen. Millin betrachtete aber dies Werk selbst nur als einen Vorläufer eines weit umfassendern, das in unsern Tagen werden sollte, was Montfaucon's Antiquité expliquée vor 100 Jahren gewesen ist. Diesen Plan zerstörte der wüthende Mention.

II.

Millin's, des archäologischen Schriftstellers Ruhm, gründet sich vorzüglich auf zwei größere Sammlungen. Die erstere kam, unter dem Titel Monumens antiques inédits in Paris 1802 und 1806 in zwei Quartbänden heraus, jeder Band zu 6 Lieferungen, in beiden zusammen 93 Kupfertafeln. Der Verfasser dachte sich wohl anfangs eine Fortsetzung von dem bekannten Recueil des Grafen Caylus in 7 Quartbänden, allein innere Anordnung so wohl, als größere Ausführlichkeit in der Erklärung sind hier sehr verschieden von jenem frühern Werke, wo alles in 4 Klassen zerfällt, wovon die eine, die hetrurische, jetzt fast ganz ausgestrichen ist in den Ansichten der neuern Archäologen, besonders seit Heinrich Meyer's Aufsatz in den Horen, der hier als Tonangebend zu betrachten ist. Millin's Plan ahmte weit mehr des bekannten Römers Guattani in Rom Monumenti antichi inediti, overo notizie sulle antichità e belle arti a Roma nach, wovon im Ganzen 9 Theile in 4.

in Monatslieferungen erschienen sind. Millin's Werk enthielt Stücke aus allen ihm theils in Paris, theils auswärts erreichbaren Privatsammlungen, wobei doch weder die Antikensammlung in der Nationalbibliothek, noch die im Musée Napoléon ganz ausgeschlossen wurden, merkwürdige Reliefs, Gemmen, Vasen, Inschriften u. s. w. Diese in möglichst treuen Abbildungen zu geben, und so aus vielen Gärten einen antiquarischen Blüthenkranz zu flechten, war seine Absicht. So findet man hier Vasen aus der Sammlung des Grafen Parroy, des Hrn. Durand, des Hrn. Edward's in London, Zuppi in Neapel, Gemmen des Herrn v. Hoorne, des russischen Generals Hitrof, des Ritters Azara, der Kaiserin Josephine (bei welcher Millin stets Zutritt hatte und die den feinen, geselligen Gelehrten gern auszeichnete), Antiken aus Sens, Morillon und Nismes, eine in Pontarlier gefundene Statue des Hrn. La Marche und andere Monumente, aber keine Anticaglien, die ein Sechsachtel aller Caylussischen Sachen ausmachen. Bei dieser neuen Sammlung liegt schon darin ein großes Verdienst, so vielerlei und so Gutes durch die seltene Geschicklichkeit, womit der gesellige Mann antiquarische Bekanntschaften anknüpfte und benutzte, in Eine Sammlung vereinigt zu haben. Wie viel Eigenheiten und Launen einzelner Besitzer wußte er hier zu bekämpfen! Das zweite Verdienst sind die Erklärungen. Kenner haben ihm zwar nicht mit Unrecht Oberflächlichkeit und Mangel am wahren antiquarischen Takt vorgeworfen. Ein großer Nachtheil war, daß Millin fast gar kein Griechisch verstand und also in hundert Fällen mit fremden Augen sehen mußte. Auch sieht man vielen Anmerkungen die Art an, wie Millin seine Collektaneen machte, wobei er sich auch gern fremder Gehülfen, besonders junger Deutscher, bediente. Indeß verbreitete seine Erläuterung doch unter den Franzosen selbst viel nützliche Kenntnisse und machte sie auf die in Deutschland gemachten Bemerkungen und die Schätze der deutschen Literatur aufmerksam. Denn Millin hatte theils selbst eine oberflächliche Kenntniß unserer Sprache, so daß er mit Hülfe von Wörterbüchern und einer ihm sehr zu Gebot stehenden Combinationsgabe vieles herausbrachte, theils ließ er sich durch deutsche Gehülfen Auszüge und Nachweisungen sammeln, wobei er die Citata nicht sparte. Derselbe Geist ist nun auch in

seinem Commentar zu den Peintures de vases grecs dits étrusques bemerkbar, die gleichfalls heftweise in Paris bis Ende 1810 im größten Folio-Format erschienen sind. Millin, dessen Eifer für die Erweiterung der Alterthumskunde durch zweckmäßige Publicationen gewiß kein Opfer scheute, war doch selbst nicht bemittelt genug, um eine Sammlung zu veranstalten, die zugleich durch ihre Aussenseite ein Prachtwerk wäre und so wenigstens die Eitelkeit zum Kaufe anlockte. Da fand sich ein reicher Kunstfreund Herr Dubois-Maisonneuve als Herausgeber dazu. Man nahm die Vasenzeichnungen aus mehrern in Paris befindlichen Sammlungen, besonders von Tochon, Parroy, Durand, d'Igé, Aubourg, Grivaud und Bonnemaison. Andere hatte der Prinz Gallitzin, andere der Marschall Soult abzuzeichnen erlaubt. Die Kaiserin Josephine gestattete Copieen von den ihrigen, den ausgesuchtesten und schönsten, die sich in Frankreich befanden, zu nehmen. Dazu gesellten sich die im Musée Napoléon, in der Porzellanmanufaktur zu Sevres und aus dem Vatican, die freilich schon in Passeri's Vasculis Etruscis standen, aber doch äußerst incorrekt und verunstaltet gegeben worden waren. Ein Zeichner, Auge Clener mit Namen, den der Neapolitanische Tischbein besonders zum Stich der von ihm herausgegebenen Hamiltonschen Sammlung, welche sich jetzt größtentheils im Besitz des Bankier Hope in London befindet, gebraucht und Millin auf seiner Reise durch die mittäglichen Departements von Frankreich in Marseille gefunden und an sich geknüpft hatte, gab aus seinem in Neapel gesammelten Vorrath von Vasenbildern dazu, was man haben wollte, und besorgte den Stich der übrigen. Es scheint jedoch nicht, als ob man mit der Gewissenhaftigkeit und Treue, womit Clener diese Zeichnungen ausführte, ganz zufrieden zu seyn Ursache habe. So ist in der berühmten Vase des Vivenzio, welche die Schreckensscenen bei der Eroberung Trojas vorstellt, eine ganze Figur weggelassen. Auch findet dieselbe Verschönerungs- oder Verfälschungsmanier in den Umrissen statt, welche schon G. Cumberland in einer eignen Schrift (in seinen Thoughts on Outline in 4to. 1795.) dem frühern Tischbeinischen Vasenwerke vorgeworfen und A. W. Schlegel im Athenäum daraus wiederholt hatte. Die Sache wurde indeß mit großem Eifer betrieben. Millin arbeitete den

Text nach seiner gewöhnlichen Weise aus den ihm zu Gebote stehenden antiquarischen Hülfsmitteln und Collektaneen, ohne eben tiefer einzudringen und die hier so genau zu unterscheidenden, von H. Meyer in den Anmerkungen zur neuen Ausgabe von Winkelmanns Werken, und von Böttiger in den Ideen zur Geschichte der Malerei des Alterthums angegebenen Merkmale zu beachten. Doch ist sein Commentar, mit einem vollständigen Sachregister ausgerüstet, ein gutes Repertorium von allerlei fragmentarischen Alterthumsnotizen, die Millin, ein Meister in der literarischen Kochkunst, auch wohl zu gleicher Zeit in seinem Dictionnaire de beaux arts noch einmal auftischte. Das Werk erschien in 24 Lieferungen, ununterbrochen in jedem Monat eine Lieferung, hatte nebst den Hilfstafeln 155 Kupfertafeln in Atlas-Folio und ohngefähr 73 Bogen Text aus des ältern Didot's prächtigen Druckerei. Dubois sparte keine Kosten. Das herrliche Papier, worauf die Erklärung gedruckt wurde, hatte sogar die berühmte Poniatowskische Vase zum Papierzeichen. Neben den Kupferabdrücken in blos schwarzen Umrissen, wovon die Lieferung 15 Franken im Subscriptionspreis kostete, wurden auch colorirte Exemplare ausgegeben, wovon die Lieferung mit 45 Franken bezahlt wurde. Allein die Farben, besonders das Rothe in den Figuren auf schwarzem Grund, sind viel zu schreiend und grell aufgetragen, so daß man dadurch eben so wenig, als durch die colorirten Exemplare von Passeri's Werke eine angemessene Vorstellung von der wirklichen Färbung auf den Vasen selbst erhalten wird. Besser ist die Färbung im d'Haankervillischen Werke, am besten aber in dem vom Grafen Laborde in Paris angefangenen aber unterbrochenen Werke über die gräfl. Lambergische, nun kaiserliche Sammlung in Wien. Diese letztere ahmt die rothbraune Tinte des Originals am treusten durch die feinere Behandlung der Aqua Tinta nach. In Millin's erklärendem Text ist die Einleitung durch die mannigfaltigen historischen Notizen und Classifikationen der verschiedenen Vorstellungen in den bis jetzt bekannt gewordenen Vasenwerken wohl am brauchbarsten. Doch muß durchaus damit verbunden werden, was der gelehrte Britte James Millingen in den von ihm veranstalteten, in Format und ganzer Einrichtung sich an die Peintures des vases grecs von Millin ganz anschließenden Pein-

tures antiques et inédites des vases grecs tirées de diverses collections (Rom, bei Romanis 1814. 84 S. Text 60 Kupfertafeln) und in den Peint. ant. de vases grecs de la collection de Sir John Coghill (Rom 1817. 43 S. Text und 52 Kupfertafeln) mit vielem Geschmack erinnert hat, wobei die zwei Briefe des Ritters Rossi in Rom an den Herausgeber der Coghillischen Sammlung, die einst dem Ritter Rossi, früher aber dem Schatzmeister der Königin von Neapel Lalo gehört hatte, nicht zu übersehen sind. Die von Millin erklärte Dubois = Maisonneuvische Sammlung, in zwei Bänden in Royalfolio ist übrigens jetzt schon selten geworden, da im Ganzen nur 300 Exemplare davon abgezogen worden sind. Darum ließ der Herausgeber Kupfer sowohl als Text nur in gewöhnlichem Folio = Format und auf gewöhnliches Schreibepapier noch einmal abdrucken. Diese zweite, weit wohlfeilere Ausgabe erschien 1816 bei dem ältern Didot und ist um sehr billigen Preis noch jetzt dort zu erkaufen.

III.

Ein bleibendes Verdienst um seine Landsleute und alle, die nur französisch lesen, (!) hat sich Millin durch zwei Wörterbücher erworben, die er redigirte. Denn wenn es einmal dergleichen Nothhelfer und Krücken der hinkenden Oberflächlichkeit geben muß — wiewohl ihr Nachtheil gar nicht zu berechnen ist — so ist es ja von der größten Wichtigkeit, daß wenigstens Irrthümer und schielende Halburtheile darin nicht fortgepflanzt werden. Aus Frankreich ist dieß Wörterbuch = Uebel über das übrige Europa gekommen, und geht zum Theil noch von da aus. Um so wichtiger ist es, daß was in dieser Art in Paris ausgeprägt wird, nicht gar zu sehr an die böse Kipper = und Wipperzeit erinnere. Die Franzosen hatten zwei mythologische Handwörterbücher von Noël und Chompré voll irriger Vorstellungen und besonders in der Iconologie aus den unreinsten Quellen geschöpft. Es war ein glücklicher Zufall, daß sich der Verleger des Chompré, Desray, an Millin wendete, um von ihm eine umgearbeitete Ausgabe zu erhalten. So entstand das seitdem mehrmals aufge=

legte und vermehrte Dictionnaire portatif de la fable par Chompré, nouvelle édition, revue et considérablement augmenté par A. L. Millin. Paris 1801. 990 S. in 12. Millin säuberte es von dem alten Wust, benutzte die deutsche Wörterbücher von Nitsch und andere deutsche Hülfsmittel und gab dem Buche besonders dadurch viel Brauchbarkeit für Kunstfreunde, daß er bei jedem Artikel die gekanntesten Bildwerke in den Antikensammlungen, vorzüglich im Louvre und auf der königlichen Bibliothek, kurz und aus eigner Anschauung gnügend, mit anführte. Dadurch bleibt es auch uns in Deutschland willkommen, da das übrigens in dem ersten Theile mit ungemeinem Fleiße und sichtender Kritik ausgearbeitete Grubersche mythologische Wörterbuch (Weimar, Industrie-Comtoir, 3 Bände) fast aller Hinweisung auf noch vorhandene antike Bildwerke ungern entbehrt. Zufällig hatte diese zweckmäßige Bearbeitung des Chompré auch noch den Nutzen, daß nun auch das zweite Handbuch der Art, von dem Verfasser der antiquarischen Artikel in der neuen Encyclopädie, dem vielfach geübten Mongez, verbessert und möglichst entfehlert wurde.

Noch verdienstlicher zur Verbreitung deutscher Gelehrsamkeit und Kunstkenntnisse war die Bearbeitung eines größern Wörterbuchs für die schönen Künste, welches ebenfalls bei Desray unter dem Titel Dictionnaire des beaux arts in 3 Großoctavbänden jeder zu 800 bis 900 Seiten, in Paris 1806 und 1807 erschienen ist. Eigentlich ist dieß Werk nichts anders, als eine französische Uebertragung von unsers Sulzers Theorie oder Wörterbuch der schönen Künste mit des trefflichen Blankenburgs Zusätzen. Allein indem Millin auf der einen Seite alle Artikel über die redenden Künste, die Musik ausgenommen, wegschnitt, dafür aber das große Feld der Alterthümer, Gebräuche und Costümes seinem dadurch nicht wenig anschwellenden Werke einverleibte, erhielt sein Wörterbuch doch eine völlig neue Gestalt und mannigfaltigere Beziehung. Der von Levesque vermehrte Watelet wurde natürlich auch benutzt, doch in Beziehung auf das Technische nur ins Kürzere gefaßt. In den Artikeln, welche die Kleidungsstücke der alten Völker, und die Antiken überhaupt angehen, hat Millin ganze Abschnitte aus seinen Vorträgen über verschiedene Theile der Archäologie oder aus seinen cours archéologiques (die er selten

selbst aufschrieb, aber wohl nachschreiben ließ) abdrucken lassen. Man kann sagen, daß wir in diesem Dictionnaire das Beste aus seinen Vorlesungen finden, die er nach der Erscheinung des Buchs auch nur noch einige mal hielt und dann alles bloß auf die Mythologie bezog. Dadurch, daß Blankenburgs reiche Literaturnotizen jedem Artikel beigefügt und mit dem, was Millin's reich ausgestattete Bibliothek noch als Zusatz lieferte (diese Zusätze verdienen in einer neuen Ausgabe des Sulzerschen Werkes, die ja nicht ausbleiben wird, kritisch benutzt zu werden) ausgestattet wurden, lernten die Franzosen und Britten erst den wahren Bestand unserer Kunstliteratur genau kennen und ein wenig über den engen Umkreis dessen, was bis zu ihnen durchgedrungen war, hinausblicken. Wie ganz anders würde aber dieser französirte Sulzer aus eines so kundigen Redacteurs Händen hervorgegangen seyn, wäre unsers Gruber's Wörterbuch der Aesthetik vollendet gewesen, und hätte ihm dieß schon zu Gebote gestanden! Die Unterbrechung dieses Wörterbuchs, von dem leider nur die ersten zwei Buchstaben erschienen sind, ist ein von allen Freunden der Kunst und des Alterthums höchst schmerzlich gefühlter Verlust, für den uns kein auf einzelne Artikel der neuen Gleditschischen Encyclopädie gewandter Fleiß je entschädigen wird. Uebrigens fodert es die Gerechtigkeit, hier zu bemerken, daß Millin nie im Stande gewesen seyn würde, ein so voluminöses Werk, wie das Wörterbuch der schönen Künste ist, so zu vollenden, wäre ihm nicht in der Person eines wackern Deutschen, des rastlos thätigen Carl Winkler, ein Gehülfe zur Seite gestanden, der durch verständige Auszüge und Uebersetzungen eigentlich die Hauptarbeit dabei that. Winkler, ein Schüler Oberlins, war viele Jahre Privatsecretär bei Millin, und wurde von diesem zuletzt als ein Employé beim großen Münzkabinet, dessen Conservateur Millin nach Barthelemy's Tode geworden war, wirklich angestellt, und von einem Schlagfluß getroffen zum größten Leidwesen aller seiner Freunde — denn er war die Ehrlichkeit und Dienstfertigkeit selbst — schnell weggerafft. Seinen vielseitigen Fleiß lernt man aus den ersten fünf Jahrgängen des im Weimarischen Industriecomtoir erschienenen, von Böttiger redigirten Journals: London und Paris kennen, wo alle Nachrichten aus Paris aus Winklers Feder geflossen sind.

IV.

Der rastlos thätige Millin litt an seinen Augen, an Unterleibsbeschwerden, dem Bauchdämon der Buchstabenmänner. Die Aerzte sagten: reise ins wärmere Land, ins mittägliche Frankreich! Er hatte noch vor dem Ausbruch der großen Revolutionsstürme zum Behuf seines rettenden Werks, der Monumens et Antiquités nationales in 5 Quartbänden, eine Reise in die nördlichen Provinzen gemacht. Jetzt beschloß er, ein Halbjahr auf den Besuch der östlichen und südlichen zu verwenden. Aufsuchung, genauere Abbildung und Beschreibung der Alterthümer, der römischen wie der gallischen und fränkischen, war Hauptzweck. Der Vandalismus der behoseten und unbehoseten Revolutionsmänner hatte freilich vieles zerstört. Aber durch die Aufhebung der Klöster und Abteien war auch vieles, was dort vergraben gelegen, was verschimmelt und bestäubt eine Trompete der Auferweckung erwartet hatte, ans Tageslicht gebracht worden. Privatleute, Municipalitäten hatten neue Sammlungen angelegt, öffentliche Museen waren gestiftet worden. So schien es dem verständigen Mann ganz in seinem Hauptberuf (dem eines Conservateurs) zu liegen, dem Zerstreuten und Verstümmelten nachzuspüren, das neu Gesammelte und besser Aufgestellte zu prüfen, das schon früher edirte richtiger zu zeichnen, abzuschreiben, darzustellen. Die bekannte Reise der großen Sammler, Marténe und Durand, die Voyage litéraire de deux Bénédictins, schwebte ihm dabei vor Augen. Aber es sollte zugleich eine Revision alles dessen, was früher schon über diese Gegenden und Gegenstände geschrieben, was in hundert andern Werken oder in seltenen Monographien niedergelegt worden war, mit genauer literarischer Angabe aller benutzten Quellen angestellt werden. Ein schöner Plan, wie ihn in solcher Ausdehnung noch niemand vor ihm in Frankreich gefaßt und zur Reife gebracht hatte. Aber dünn gesäet sind gerade jetzt die bemittelten Alterthumsfreunde. Wenige begehren, noch wenigere kaufen so etwas. Und doch sollte alles Interessante und Bildbare wo nicht in ausgeführten Kupferstichen, doch in Umrissen gestochen und in einem, jedem Band anzufügenden Atlas mitgetheilt werden! Man mußte also, um Absatz

zu gewinnen oder zu erzwingen, wider Willen seinen Plan auch auf ganz ungleichartige Gegenstände, auch auf Sitten, Gebräuche, Moden, Spiele, Sprachformen und Sprichwörter, Fabriken, Gartenanlagen u. s. w. erweitern. So etwas lockt Käufer! So mußte auch das beachtet und beschrieben werden, was außer dem Gesichtskreis des Alterthumsforschers lag. Was Wunder, daß bei solchem Umfang der Gegenstände, die alle in diesen Reiseplan gezogen werden sollten, eine Reise, die den 14. April 1804 angetreten, den 25. Octbr. desselben Jahres geendigt wurde, in nicht weniger als in 5 Theilen (der 4te Band zerfällt nehmlich in zwei Theile) in gr. 8. unter dem Titel: Voyage dans les départemens du midi de la France (Paris 1807 — 1811.) beendigt werden konnte? — Die Reise konnte nicht ohne Vorwissen des Ministers des Innern unternommen werden. Das war damals der große Chemiker Chaptal. Dieser gab ihm in Absicht auf Fabriken und Kunstfleiß eigne ministerielle Aufträge und die wirksamsten Empfehlungsbriefe an alle Präfecten und öffentliche Behörden. Millin's treuer Achates, der wackere Winkler, durfte ihm auch auf dieser Reise nicht fehlen. Gosselin, Millin's nächster College bei der Nationalbibliothek, übernahm freundschaftlich alle Geschäfte und Verpflichtungen des Reisenden während seiner Abwesenheit. Winkler, schon angestellt und besoldet beim Münzcabinet, erhielt gleichfalls Urlaub, weil diese Reise ihn zu seinem Berufe geschickter machen würde. Die Reise wurde, um überall Herr seiner Zeit zu seyn, mit Extrapost gemacht. Die Aufnahme, die Millin mit seinem Gehülfen überall fand, war höchst schmeichelhaft und zuvorkommend. Man muß im ersten Kapitel (die ganze Reise zerfällt in 146 Kapitel) den ganzen Reiseapparat in Karten, Instrumenten und Kopirgeräthschaften lesen, um zu lernen, wie so etwas geleistet werden kann, was hier in sechs Monaten ausgeführt wurde. Der erste Zielpunkt der Reise war das alte Lugdunum, Lyon. Aber man ging auf einem Umweg dahin, durch die ehemalige Provinz Bourgogne. Da gabs traurige Spuren des Vandalismus, besonders zu Autun (Augustodunum) an den herrlichen Ueberresten einer übergroßen, mächtigen Baukunst. Die strenge Freimüthigkeit, womit der sonst sanfte Mann den revolutionairen Muthwillen der dortigen Weinküper bestrafte,

zog ihm allerlei Stachelgedichte und seyn sollende Epigramme in dortigen Provinzialblättern zu. In einigen — so plump fielen diese Witzbolde aus — ward er geradezu für einen Bruder Langohr erklärt, der nur Wasser trinken dürfe. Millin fand es natürlich unter seiner Würde anders als durch die gutmüthige Aeußerung darauf zu antworten: la querelle n'est pas importante, puisqu' ils n'ont pas le droit de m'intredire le vin. Von Lyon aus geht es durch die alte Provence, wo Marseille interessante Alterthümer und Sittengemälde — man denke an die auch in zwei Kupfertafeln abgebildete Procession am Narrenfeste — dem Beobachter darbietet, nach Aix und Arles mit seinen Sarkophagen und Grabdenkmälern, über die Departements der Pyrenäen nach Bordeaux und von da über Tours und Orleans wieder nach Paris. Da wo es rein alterthümliche Beschauung und Auslegung gilt, möchte deutsche Gründlichkeit und Sprachkunde vieles auch außer dem, was ein sehr freundlicher Recensent (in der Hallischen allgem. Literat. Zeitung 1808 No. 1 und 2.) scharfsinnig erinnert hat, besonders wo eine tiefere Kenntniß der griechischen Sprache aushelfen sollte, zu verbessern finden. Vieles ist auch seitdem schärfer und genauer erwogen worden. So konnte z. B. Millin bei den drei Mithrastafeln die tiefeindringende Forschung Zoega's, deren Bekanntmachung wir dem trefflichen Welcker in Göttingen verdanken, und die feinen Zusätze, die v. Hammer dazu in den Wiener Jahrbüchern der Literatur gemacht hat, freilich nicht kennen. Aber diese Reise bleibt auch so für die transalpinischen Alterthümer wohl auf immer das Hauptwerk. Doch nicht blos dafür. Auch für die statistischen Nachrichten, Beschreibungen merkwürdiger Fabriken und Maschinen (man denke z. B. an die vielen verbesserten Maschinen bei der großen Glasmanufaktur des Herrn von Rouillon in Creusat) für die Baukunst des Mittelalters, für die Sittengemälde aus alter und neuer Zeit, Provençalsprache, Volkslieder, Volkstrachten, welches alles in seinem Beobachtungskreise liegt, bleibt diese Reise stets ein Hauptbuch. Ihm war das beste, was wir über jene Küstenreihe besitzen, Fisch Briefe über die südlichen Provinzen von Frankreich nicht unbekannt. Schade, daß er nicht auch schon Matthisson's Erinnerungen lesen konnte. Eins ist ihm häufig, selbst von seinen Landsleuten vorgeworfen

worden. Das Ganze zerspalte sich zu sehr ins Ungleichartige und werde oft trocken und im Detail ungenießbar. Allein der Mann wollte ja kein Soirées provençales in Berenger's oder Reisen ins südliche Frankreich in Thümmels genialer Manier schreiben. Oft ist sein Styl lebhaft genug! Wer sich viele Zwecke zugleich vorsetzt, wird freilich in Rundung und Vollendung oft zurückbleiben müssen. —

V.

Man kennt Herder's Sinngedicht auf die vom brittischen Pluto entführte Proserpina, das heißt, auf die Wegführung alter klassischer Kunstwerke aus dem Mutter=Boden Griechenlands und Italiens in die Landhäuser und Gallerien einzelner Besitzer in England, wo sie oft nur im Dienste der Eitelkeit die schönen Unsichtbaren im dunkeln Reiche der Schatten sind. Es mußte daher eine sehr willkommene Erscheinung seyn, daß ein englischer Literator und Kunstdilettant, James Dallaway, ein längst auf dem Continent gefühltes Bedürfniß, genauere Uebersicht und Verzeichnisse der dort in einzelnen Privatsammlungen befindlichen Antiken in einem besondern Werke mitgetheilt zu erhalten, durch seine Anecdotes of the Arts in England (London 1800. 526 S. in 8.) zum erstenmal befriedigender, als es in zerstreuten Beschreibungen und Catalogen geschehen war, zu befriedigen suchte. Dallaway hatte in Oxford studirt, war Arzt und Antiquar, fand Gelegenheit nach Italien und Griechenland zu reisen, wo er eine Zeit lang als Kaplan und Arzt Liston's brittischer Gesandtschaft bei der Pforte zugehörte und seine dortige Anwesenheit zu einer Reisebeschreibung benutzte, die im Jahr 1797 erschien und damals auch ins Deutsche übersetzt worden ist. Er hatte sich früh schon mit der Heraldik beschäftigt, und darüber eine eigne Schrift herausgegeben. Dieß verband ihn später mit dem Erbmarschal von England (Earl Marshal) aus der alten großen Familie der Howards, mit dem Herzoge von Norfolk, bei dessen heraldischer Kanzlei er als Secretär angestellt wurde. Nun ist aber der berühmte Thomas Howard, Graf von Arundel, der mit unsägli-

cher Anstrengung die erste Sammlung von Antiken zu Anfang des 17ten Jahrhunderts unter Carl I. dadurch veranstaltete, daß er einen eignen Reisenden William Petty in der Levante unterhielt, der Stifter der Oxforder Marmors, ein Vorfahre des nun auch schon verstorbenen Herzogs Carl von Norfolk gewesen. Dallaway machte also seinem großen Gönner eine Huldigung, als er diese Anecdoten über die Kunst- und Antikensammlungen in England, die alle von der Arundelschen und Pembrokischen ausgehn, ausarbeitete und sie ihm, was eine eigne Dedicationsinschrift nach dem Titelblatte besagt, zueignete. Dallaway's eigentliche Liebhaberei scheint indeß von jeher mehr auf die Baukunst gerichtet gewesen zu seyn, als auf die Sculptur. Darum ist auch der erste Abschnitt in seinen Anecdoten, der von der Baukunst in England handelt und darin die Abschnitte, worin der Uebergang der sächsisch-römischen Baukunst in die gothische und in die verschiedenen Abstufungen derselben genau bestimmt wird, wohl der gründlichste Theil des Ganzen. Im zweiten Abschnitte, der die Werke der Bildhauerkunst beschreibt, wird weit ausgeholt. Ein ziemlich unverdautes Excerpt über die Epochen der griechischen Sculptur aus Winckelmann macht die wortreiche Einleitung. Nun kommen die einzelnen Verzeichnisse, das Beste im ganzen Buche. Der dritte Abschnitt über die Gemäldesammlung ist der dürftigste. Da würden wir schon aus unsers Göde scharfsinnigen Beobachtungen (in seinem England, Wales, Irland und Schottland vom Jahr 1802 und 1803. Dresden, Arnold, 5 Theile) sehr ergiebige Zusätze machen können. Auch findet man bei dem einsichtsvollen Bibliothekar Spiker in seiner lehrreichen Reise einzelne gute Bemerkungen über die Kunstschätze in den brittischen Villen. Doch auch so verdiente das Buch immer auf dem festen Lande eine weitere Verbreitung. Diese wurde ihm durch die unter Millins Augen veranstaltete Uebersetzung ins Französische, die unter dem Titel erschien: Les beaux Arts en Angleterre, ouvrage traduit de l'Anglois, publié et augmenté de notes par A. L. Millin, Paris, Buisson. 1807. II. Vol. in 8. Millin's größtes Verdienst bei diesem auch in Deutschland fleißig gebrauchten Buche besteht in berichtigenden Anmerkungen und genauen Citaten. Dallaway folgte in allen Kunsturtheilen blindlings den Aussprüchen Winckel-

manns in der Geschichte der Kunst. Hier tritt der französische Herausgeber oft berichtigend und ergänzend ein. Dallaway citirt nur oberflächlich. Der französische Herausgeber giebt alles genau an und citirt, so weit es ihm, dem fast alle Hülfsmittel vollständig zur Hand waren, jetzt räthlich schien, die Kupferwerke, wo die angeführten oder in Parallele gestellten Antiken abgebildet stehen. Freilich konnte auch er damals manches noch nicht so genau wissen, als es bei dem so schnell fortschreitenden archäologischen Studium seitdem bestimmt worden ist. So widerspricht er der Behauptung Dallaways, wo dieser in einer Sammlung des Baronets Worsley auf der Insel Wight die Büste einer Sappho angiebt, und bemerkt, man kenne kein ächtes Bild der Lesbierin. Darüber hat nun Visconti in seiner griechischen Ikonographie freilich andere Aufschlüsse mitgetheilt. In England selbst ist seit der Erscheinung der Anecdoten von Dallaway weit mehr zur Vermehrung des Museums in London und zur Bekanntmachung einzelner Statuen und Büsten in Privatsammlungen geschehn. Dallaway selbst hat die Unvollständigkeit seiner ersten Arbeit gefühlt. Er hat daher den ersten Abschnitt über die Baukunst in einer neuen Schrift: Observations on English Architecture (London 1806.) ganz umgearbeitet. Dann sind in der sogenannten Neuen Gallerie, die an das brittische Museum angebaut wurde, in 16 Sälen sowohl die seitdem für 20,000 Pf. St. gekauften und seit 1808 öffentlich aufgestellten Townleyischen Antiken als andere aus Aegypten erbeutete und sonst hingeschenkte alte Marmors, Bronzen und Terra Cottas der Beschauung des ganzen Publikums frei gegeben worden. Zuletzt ist die herrliche Sammlung des Lords Elgin gekauft und zur Aufstellung im brittischen Museum bestimmt worden, worüber in der Denkschrift über Lord Elgins Erwerbungen in Griechenland (von Böttiger bearbeitet, Leipzig, Brockhaus, 1817.) alles Wissenswürdige zusammengestellt wurde. Ein Aufseher des brittischen Museums, Taylor Combe, hat bereits in 4 Quartbänden einen Theil dieser Antiken von Alexander in Kupfer gestochen publizirt. Es scheint bei der entschiednen Liebhaberei des Prinz Regenten zur Vermehrung dieser Schätze, die sich auch durch den Ankauf der Phigalischen Marmors in Corfu bewieß, daß es endlich dem brittischen Museum

durch immer neue Bewilligungen des Unterhauses gelingen werde, sich zum wahren Mittelpunkte der in England zerstreuten Kunstschätze zu erheben. Unterdessen hat nun auch der rastlos eifrige Antiquar, Robert Payne Knight aus den vorzüglichsten Marmorstatuen und Bronzen, die sich in einzelnen Sammlungen der Liebhaber zerstreut finden, eine sehr interessante Auswahl im Namen der Dilettanti-Gesellschaft durch den ersten Theil der Specimens of antient Sculpture — selected from different collections in Great Britain (gr. Folio, London, White 1809. 17 Guineen der Preis) herauszugeben angefangen und zu dem zweiten Theil die Einleitung über die mystischen Religionen des Alterthums schon als Probe abgedruckt unter Freunden vertheilt. Diese neueste Erscheinung veranlaßte Herrn Dallaway auch den zweiten Abschnitt seiner Anecdoten in einem eigenen, mit 20 Umrissen nach Antiken gezierten neuen Werke unter dem Titel Of Statuary and Sculpture amongst the Ancients with some Account of Specimens preserved in England (London, Murray 1816 im größten Octavformat) neu zu gestalten, und seine Mittheilungen bis auf die neueste Zeit fortzuführen. Millin hatte einer zu Anfang des Jahres 1818 brieflich mitgetheilten Aeußerung zu Folge den Vorsatz gefaßt, eine neue Ausgabe der Beaux Arts en Angleterre zu veranstalten und in einem dritten Bande derselben alles Neue aus diesen neuesten Werke Dallaway's (von S. 270 — 404 des englischen Originals) in Uebersetzungen mit Zusätzen begleitet mitzutheilen. Da wollte er sich auch freimüthig über die Elginsche Sammlung, in deren Würdigung er mit Visconti nicht ganz übereinstimmte, erklären. Millin ist todt. Wem in Frankreich oder Deutschland würde nun wohl sein Schatten zurufen: tibi lampada trado?

VI.

Millin wollte seine Reise nach Italien nur als eine Fortsetzung seiner frühern Reise ins mittägliche Frankreich angesehen wissen, die ihn nur bis an die Grenze von Genua gebracht hatte. Lange schon hatte er Vorbereitungen und Studien dazu gemacht. Italien hatte

durch die Siege Napoleons eine ganz neue Gestalt gewonnen. Als er den 10. Sept. 1811 seine Reise antrat, gehorchte ganz Italien von den Ebenen der Lombardei an bis an die Spitze von Reggio der neuen französischen Dynastie. Nie hat in neuern Zeiten ein Reisender in Italien sich solcher Vorzüge und nachdrücklicher Unterstützung einer mehr als energischen Regierung zu erfreuen gehabt. Er reisete im Namen und Auftrag des französischen Gouvernements. Auf ausdrücklichem Befehl des Kaisers, der in Millin einen achtungswürdigen Repräsentanten des ganzen Nationalinstituts fördern und auszeichnen zu müssen glaubte, gab ihm der damals allmächtige Minister des Innern, der Graf Montalivet, die gewichtigsten Empfehlungsschreiben an alle obersten Staatsbeamten in allen Theilen Italiens mit. Er empfing unmittelbare Weisungen an die in König Mürats Abwesenheit mit Klugheit das Reich verwaltende Schwester des Kaisers in Neapel. Alle Riegel sprangen, alle Thore öffneten sich dem so Beglaubigten, der übrigens durch wahre Höflichkeit und Anspruchlosigkeit selbst den heimlichen Groll der Eingebornen zu beschwören, der durch die gründlichste Sachkenntniß und Belesenheit — denn er sah nichts unvorbereitet und führte immer eine ganze Bibliothek von Hülfsmitteln bei sich — überall den Aufsehern und Besitzern Achtung einzuflößen gelernt hatte. In Rom wohnte er, vom Prinzen Camillo Borghese dazu eingeladen, im prächtigen Pallaste Borghese und nahm in fürstlichen Apartements die Besuche aller geistlichen und weltlichen Behörden an. In Neapel thaten sich ihm alle königliche Schätze in dem Pallast der Studien (dem jetzigen Museo Borbonico) und im Museum der Königin auf, die so weit ging, seinen Zeichnern in ihren Wohnzimmern Tage lang den Zutritt zu gestatten und ihnen zu erlauben, die antiken Bronzen womit die Füße und Lehnen ihres Bettes in ihrem Schlafzimmer geschmückt waren, so wie die alten Altäre, welche hier als Nachttisch und Waschtisch standen, abzuzeichnen. Während seines viermonatlichen Kreuz- und Querzugs durch beide Calabrien, Basilicata und die Abruzzos in allen Richtungen an den Küsten und mitten durch die unwegsamsten Gebirge begleitete ihn stets, auf Kosten der Regierung eine Escorte von 10 — 20 Soldaten oder Gendarmen mit einigen Offizieren, die oft erkrankten und

von welchen mehrere durch böse Fieber ihr Leben einbüßten. Ja als in Neapel Alles vor dem Erzbanditen Matera in der Provinz Abruzzo zitterte, Millin aber der Lust, dahin einen Abstecher zu machen, nicht länger widerstehen konnte, entschloß sich der Divisionsgeneral Fressinet selbst zu einer Reise dahin; Posten wurden in einer kleinen Entfernung von einander ausgestellt, der Adjutant des Generals und noch zwei andere Offiziere nebst 30 Mann vereinigten sich zu einer bewaffneten Bedeckung. In Venedig gelang es ihm, sich in den fast unzugänglichen Schatz des heiligen Markus selbst einen Zutritt zu verschaffen und mehrere Gefäße mit arabischen und griechischen Inschriften dort zeichnen zu lassen. Gewöhnlich beschäftigte er in Rom vier zeichnende Künstler, und in Neapel hatte er deren sogar einmal 6 in seinem Solde. Der treffliche Zeichner und Landschaftsmaler Catel aus Berlin, begleitete ihn auf seinen antiquarischen Entdeckungsreisen durch alle Winkel und Golfe des jetzt so verödeten, einst so blühenden Großgriechenlands. Die Reise dauerte vom September 1811 bis zum August 1813. Millin's Absicht, von Venedig bis nach Wien und vielleicht selbst bis nach Dresden zu reisen, vereitelte der indeß hereingebrochene, die Franzosenherrschaft in Italien besonders durch König Joachims Unbesonnenheit völlig zertrümmernde Kriegssturm, der ihn auch hinderte sich auf dem Rückwege länger in der Lombardei und in Genua aufzuhalten, wo er nur durchfliegen konnte. Man kann mit Recht fragen: benutzte nun auch der so begünstigte, so ausgerüstete Mann so seltene Vortheile, wie sie kaum irgend einem neuen Reisenden auf diesem klassischen, und doch in so vielen Gegenden einem unbekannten Küsten-Lande ganz gleichenden Boden wurden? Millin theilt selbst seine mannigfaltigen Untersuchungen und Beschauungen in zwei Hauptklassen ein, in die der Forschung und in die der Beschreibung. Zur erstern muß vor allem gezählt werden, was griechische und römische Alterthümer und Denkmäler betrifft. Dieß war Hauptaugenmerk, dem alles übrige untergeordnet blieb. Unter den Alterthümern der klassischen Vorwelt zog ihn nun wieder, wie natürlich, nichts so sehr an, als die zahlreichen Sammlungen von altgriechischen Vasen. Vertraut mit allem, was bisher darüber durch Schrift und Abbildung ins Publikum gekommen war, unterschied er bei der Betrach-

tung solcher Vasensammlungen in Italien, die noch nicht in eigenen Werken beschrieben worden waren, sogleich die unedirten. Ueberall, wo er dergleichen fand, verschaffte er sich wieder nur von denen treue Nachbildungen, welche keine Bacchanale und andere zum Ueberdruß wiederholte Gegenstände, sondern nur neue, mythisch oder antiquarisch wichtige Gegenstände darstellten. Vorzüglich reich war in dieser Rücksicht seine Ausbeute in Neapel, wo er im öffentlichen Museum der Studi 47, im Museum der Königin 17 Vasengemälde wählte, eine weit größere Zahl aber aus den Privatsammlungen in Neapel, Vola, Carossa u. s. w. zusammenbrachte, so daß er 93 Vasenzeichnungen, alle über die Originale durchgezeichnet allein aus Neapel mitbrachte. Denn, wie er selbst in der darüber ans Nationalinstitut geschriebenen Rechenschaft bemerkt, nur durch solche Durchzeichnung könne die Tischbeinische Manier vermieden, werden (d'arranger les mains, les pieds, les cheveux a la manière de Tischbein). In Rom theilte ihm der wackere Ritter Rossi alle seine Vasen und kennerhaften Bemerkungen darüber mit; Veruti ließ ihm in Cortona einige noch unedirte von hohem Interesse abzeichnen und so belief sich allein dieser mit gewissenhafter Auswahl gemachte Fund am Ende weit über 150. Nur Mangel an Aufmunterung und Geldmitteln hinderten ihn, ein zweites Werk, wie die Peintures de Vases von Dubois = Maisonneuve, daraus zusammenzusetzen. Doch ist dieß zum Theil durch den kenntnißreichen und nicht bloß um diesen Theil der Alterthumskunde, sondern auch um die Numismatik wohlverdienten Britten J. V. Millingen ersetzt worden, zum Theil aber erwartet diese Sammlung, in den Händen von Millin's Erben, noch einen fröhlichen Tag der Erlösung und Bekanntmachung. Ausser diesen Vasenzeichnungen verwandte Millin außerordentlichen Fleiß auf die noch unedirten Werke der alten Skulptur und ließ aus dem Pio = Clementinischen Museum und dem neuerlich damit verbundenen Museo Chiaramonte, so wie aus dem Magazin des Vaticans an 180 Marmors zeichnen, die noch nirgends bekannt gemacht sind, wozu noch 100 unedirte Denkmäler aus den Pallästen und Villen Roms kamen. Viele ließ er sogleich in Paris in Kupfer stechen. Noch weit reicher fiel seine Nachlese im Fache der Inschriften aus. Vorzüglich aber beschäftigten ihn auch die christlichen Alterthümer. Hier

fand er nach allem, was von Ciampini, Bottari und Boldetti in diesen figurirten christlichen Denkmälern schon gethan worden ist, noch viele hundert Gegenstände, die er selbst mit Angabe der Farbe in Email und bunten Marmors aufs genaueste zeichnen ließ. Denn d'Agincourt, der allerdings vieles davon schon bekannt gemacht hat, begnügt sich mit sehr verkleinerten Umrissen, die nur als ein Register in Figuren gelten können. Besondere Aufmerksamkeit verwandte er ferner auf die noch erhaltenen musivischen Fußböden. Er hatte Lust zu dem bekannten Prachtwerke, welches der König von Neapel unter dem Titel Pavimenti neuerlich herausgegeben hatte, einen zweiten Band zu liefern. Da aber ein solches Unternehmen in colorirten Tafeln einen königlichen Aufwand foderte, so begnügte er sich, eine ganz treue Copie von der in Otricoli gefundenen prächtigen Mosaik, welche in verschiedenen Abtheilungen 25 tragische Scenen auf der Bühne vorstellt, nach ihren Costüms und Farben ausführen zu lassen. Den Commentar dazu arbeitete er noch vor seinem Tode aus und das Werk liegt ganz zum Druck fertig. Eben so genau hatte er die berühmte Barberinische Mosaik, die man einst in den Trümmern des Fortunentempels zu Palestrina wiederfand, ägyptische Nilgegenden und Thier-Scenen vorstellend, zeichnen lassen, da selbst die Abbildung bei Caylus, Barthelemy rc. noch sehr fehlerhaft ausfiel. Da darauf viel fremdartige Thiere vorkommen, so wollte er eine Vorlesung darüber in Beziehung auf archäologische Naturgeschichte halten. Auch fand er eine ergiebige Nachlese zu seinen noch unedirten geschnittenen Steinen, wovon der erste Theil nun wirklich erschienen ist. Doch wer vermag das alles im einzelnen aufzuzählen! Nur das sey noch bemerkt, daß er bei seinen Kreuz- und Querzügen durch Toskana eine ganze Woche in Volterra zubrachte und dort 26 etrurische Todtenkisten abzeichnen ließ, aus der Classe derjenigen, worüber der Staatsrath Uhden in Berlin vor kurzem eine sinnreiche Vorlesung in der Academie der Wissenschaften gehalten und welchen der Director des K. K. Antikenkabinets in Wien, Steinbüchel, erst noch im vorigen Jahre seine ganze Aufmerksamkeit gewidmet hat. Dabei versäumte er nirgends von merkwürdigen Gemälden in Manuscripten, von den Figuren auf den bronzenen und in Holz geschnitzten Kirchthüren und wo sonst

die Kunst des Mittelalters ihre Bildwerke angebracht hat, genaue Copieen zu nehmen. Ueberall bedachte er, was seinen Freunden und Collegen im Nationalinstitut nützlich seyn könnte. So ließ er auf seinen Reisen durch Apulien und den Abruzzos für Ginguené, der damals noch an der Literargeschichte Italiens arbeitete, die Visionen des Alberico, aus welchen Dante so manches für seine göttliche Comödie erborgte, und die schon durch die von Costanzo daraus gegebenen Auszüge in ganz Europa Aufsehen erregt haben, durch einen Archivisten noch einmal in Monte Cassino zeichnen; für Visconti ließ er das ähnlichste Bild des größten aus dem Alterthum übrig gebliebenen Colosses in Bronze, dem vorgeblichen Kaiser Heraclius zu Barletta in Apulien; für den damals als ausübenden Arzt aus Paris nach Italien gekommenen D. Koreff eine Situationszeichnung des Schlachtfeldes unter dem Fuciner See, dem heutigen Laco di Celano, aufnehmen, da wo Conradin geschlagen wurde, weil Koreff damals an einem Trauerspiele dieses Namens arbeitete. — Doch auch auf die eigentliche Beschauung, als das zweite Hauptaugenmerk seiner Reise, oder auf den beschreibenden Theil, wie er es selbst nennt, wurde nicht weniger Fleiß mit regester Aufmerksamkeit gewendet. Sitten, Gebräuche, Aufzüge, Volksfeste, Volkslieder, Spracheigenheiten, alles lag in seinem Gesichtskreise, alles wurde besehen, ausgefragt und aufgeschrieben. Wie weit und wie glücklich ihn auch hierin seine Beobachtungsgabe leitete, mag seine Schilderung des römischen Carnevals beweisen, dessen Augenzeuge er im Jahr 1812 selbst gewesen war. Er kleidete diese Beschreibung in einen Brief an seinen Collegen Langlès ein und ließ ihn theils in seinem eignen Magazin, theils auch besonders drucken, worin er zwar Göthes römisches Carneval stets vor Augen behält, aber nach allen Seiten weiter ausgreift und vieles nachträgt, was sich, seit Göthe dieß alles vor mehr als 30 Jahren schilderte, merklich verändert hat. Auch hierbei waren seine Zeichner nicht müßig. Der sehr lebhaft und unterhaltend geschriebene Aufsatz ist mit zwei lehrreichen Kupfertafeln begleitet. Einen zweiten Beweis finden wir in einem gleichfalls in den Annales encyclopédiques (1818 T. II. p. 47) abgedruckten, ganz erschöpfenden Aufsatz über die Masken des italiänischen Theaters. Was mußte, nach diesen wenigen Proben zu urtheilen, der rastlos

thätige Mann auch zu einem beschreibenden Sittengemälde nicht alles vorbereitet und zusammengetragen haben! Woher nahm aber, so wird jeder mit Verwunderung fragen, Millin die Mittel zu einem fast fürstlichen Aufwand, zur Anstellung so vieler Zeichner, zur Unterhaltung derselben auf seinen Ausflügen in die gerade damals so unsichern Umgegenden, zum Ankauf so vieler Bücher, Kupferstiche, Karten, Handzeichnungen, die er doch gewiß nicht alle geschenkt bekam? Als Schützling und Günstling der damals alles beherrschenden Staatsgewalt genoß er freilich hundert Befreiungen und Erleichterungen. Allein auch so bedurfte es eines vollen und stets aufs neue gefüllten Seckels oder einer außerordentlichen Unterstützung. Hören wir ihn in dem an seine Collegen im Nationalinstitut geschriebenen und im Märzstück des encyclopädischen Magazins von 1814 abgedruckten Briefe selbst sprechen, so berührt er dieß nur leise und mit großer Bescheidenheit. So heißt es unter andern, wo er von der Oberflächlichkeit der meisten Reisenden spricht, die auf einem kurzen Ausfluge von Rom nach Neapel alles erschöpfen zu können wähnen: „Ich erstaunte über die Menge von Gegenständen, die Neapels Kirchen und Museen nach allen zerstörenden Gräuelscenen des Jahres 1799 noch in sich schließen. Sogleich beschloß ich alles Unbekannte, das verdiente bekannt zu werden, zeichnen zu lassen, und rasch wurde der Beschluß zur That. Ich nahm dabei wenig Rücksicht auf die Unzulänglichkeit meiner Hülfsmittel. Mehr als einmal habe ich Gelegenheit gehabt, mich zu überzeugen, daß ein kräftiger Wille Mittel zu allem findet."

Da nach dem Tode Millin's und bei der Ungewißheit, ob seine Reise je ganz erscheinen könne, die für ganz Europa lehrreich werden und für ein besser unterrichtetes Geschlecht dasselbe oder unendlich mehr seyn sollte, was der so oft geplünderte Lalande in seiner neuesten Ausgabe so Vielen gewesen ist, vielleicht die durch diese Angabe geweckte Aufmerksamkeit selbst bis Paris rettend einwirken und manches Verwaisete in Millin's Verlassenschaft noch einen Pflegevater erwarten könnte: so sey es gestattet, hier Auszüge aus Briefen mitzutheilen, die der treue, den Abwesenden nirgends vergessende Freund auch auf dieser letzten Reise dem Verfasser dieser Nachträge zuschrieb.

Rom den 9ten Januar 1812. „Ich bin vier Monate in Italien und doch ist mirs, als sey ich eben erst aus Paris abgereist. Ich war einen Monat in Turin. Es kam mir vor, als wäre es ein Tag. Turin ist ein wahres Athen, bringt man die Schönheit der Gebäude, die Anmuth der Sitten und die edle Geistesbildung in Anschlag, die dort herrscht. Ich habe dort eine reiche Erndte gehalten. Ich brachte von dort Zeichnungen von 20 Denkmälern und 40 Inschriften, die weder Rivautello noch Ricoli kannten. Nun hätte ich nach dem gewöhnlichen Reiseplan die kleinern Städte der Lombardei besehen und an den Küsten des adriatischen Meeres hinreisen sollen. Aber das hätte nur Zeitverlust gegeben. Noch mangelten mir die im Lande selbst allein zu erwerbenden Kenntnisse. Ich hätte schlecht gesehen und wenig. Drum gerade nach Rom, nur einen Theil der Nacht im Nachtlager zubringend, um den Banditen zu entgehn, die Reisende bis vor den Thoren Roms und noch am Ponte Molle anfallen. Prinz Camillo Borghese, der mich in Turin mit Artigkeiten überhäufte, hat mir prächtige Zimmer in seinem Pallaste eingeräumt. Ich habe wenig Augenblicke frei. Bei schönem Wetter besuche ich die Cabinette und die Künstler. Stürmts, wie seit 8 Tagen, so bringe ich meine Bemerkungen in Ordnung und führe meine Correspondenz theils mit dem Minister in Verwaltungsangelegenheiten, theils mit dem von mir bestellten Herausgeber meines Magazins, theils mit meinen Freunden. Schon habe ich über eine Reihe köstlicher Denkmale vieles gesammelt, eine Bibliothek von 311 Bänden über die Romagna zusammengebracht, die Geschichte der Kirchen, Kapellen, Palläste, Städte u. s. w. betreffend. Das wird ein großer Schatz! Niemand in Rom selbst besitzt so etwas. Vereinigt mit ähnlichen Erwerbungen, die ich in Piemont machte und in verschiedenen Theilen Italiens noch machen werde, und zusammengefügt mit allem, was ich schon früher über dieß schöne Land besaß, wird es ein solches Ganze bilden, daß man in meinem Museum wohl wird sagen können, man sehe Italien. Denn ich sammle zu diesem literarischen Panorama auch alle Kupferstiche. Im Pio-Clementinischen und Chiaramontischen Museum ist kein Stück, das ich nicht zwei bis dreimal besehen hätte. Ich beschäftige drei Zeichner, den geschicktesten darunter, Pinelli,

fast Tag und Nacht. Er allein soll mir an 150 Zeichnungen verfertigen. Auch in den Kirchen und Wohnungen der Privatleute lasse ich arbeiten. Man könnte sagen ich wollte Rom in lauter Papierbogen mit mir fortnehmen. Ich mache die Bekanntschaft der Künstler aller Nationen. Unter den Deutschen sehe ich am meisten die Brüder Riepenhausen und Gmelin. Vor meiner Abreise, Anfangs März, mache ich noch Abstecher nach Ostia, Civita Vecchia, Albano, ins Sabinergebirge und in die Campagna, wenn es nur mit einiger Sicherheit möglich ist. In Velletri werde ich mir Zeit nehmen, um das Museum des Cardinals Borgia zu besehn, dann nach Terracina und Gaeta. Mein Plan geht bis nach Reggio und Otranto und auf alle Städte von Großgriechenland, wovon das meiste selbst Swiburne nur mit dem Fernglas beguckt hat. Auch alle Küsten Calabriens sollen begrüßt werden. Nun nach Rom zurück. In Spoleto Standquartier beim dortigen Präfecten. Ich werde eine Reise über Terni, Foligno, Nocera, Forlo, Fossombrone, Ravenna, Rimini, Fano, Ancona u. s. w. zu Pferde machen. Nun setze ich mich in Spoleto wieder in meinen Wagen und gehe über Pesaro nach Florenz. So werde ich Toskana, Bologna, Pisa, dann das Mailändische und Genua besuchen. Ueber Alexandria, Casal, das Thal von Aosta nach Venedig. Auch Istrien und Dalmatien winken mir. Dann vielleicht bis Wien, bis Dresden."

„Wünschen Sie mir Gesundheit und vor allem Unsichtbarkeit wegen der verwünschten Wegelagerer, welche die verdrießliche Sitte haben, erst aus ihrer Donnerbüchse zu schießen und dann erst halt! zu rufen. Wünschen Sie mir noch einige Jahr Leben, um die zahlreichen Materialien zu ordnen, die ich bei meinem geringen Vermögen doch von allen Seiten zusammenbringe. Die Spieler haben immer Geld um zu spielen; ich treibe noch immer Geld auf für die Wissenschaft, und, ob ich gleich wie ein Forestiere très comme il faut lebe, habe ich doch noch nicht auf den Credit hier Geld aufnehmen dürfen, den mir ein reicher Freund und der wahrhaft mein Freund ist, eröffnet hat. Es ist derselbe, der mir auch die Fonds zu meiner Reise in die mittäglichen Provinzen vorschoß. Aber sollte ich mich auch in eine Schuld von 10,000 Franken stecken, nicht einen Obolus will ich we-

niger ausgeben, um etwas vorüberzugehn, was zu meinem Zweck führt. Kein Schmerz gleicht dem über verlorene Gelegenheit. — "

Neapel den 24. April 1812. „Ich mußte Rom verlassen ohne ausgeführt zu haben, was ich mir vorgenommen hatte. Aber wie fertig werden mit Rom? Man mag sagen was man will, auch in Italien ist der Winter eine schlechte Jahrszeit zum Reisen. Es giebt da viel Orte, wohin man dann nicht kommen kann. Die Tage sind gar zu kurz. Alle meine Erkurse in die Campagna habe ich bis auf meine Rückkehr vertagt. Hier bin ich nun mit dem unerschütterlichen Entschluß angekommen, an beiden Küsten alles bis an die Spitze hinab zu sehn. Das abscheuliche Wetter hat mich in Velletri um die Schau des Museums gebracht. Ausserdem war nirgends der Katalog desselben vom Abbé Borson zu haben. Nun hab ich mir ihn von Paris nachschicken lassen. Ich werde alles auf meiner Rückreise sehn. In Gaeta besuchte ich vier Tage alle Umgebungen. Den 21. März Eintritt in Neapel. Sie begreifen, daß ich sogleich Pompeji, Bajä, Pozzuolo, Portici, dem Vesuv meine Huldigung darbrachte. Fürs erste besuche ich nun Privatsammlungen bis zur Abreise nach Calabrien am 5ten Mai, doch müssen wir vorher noch das Blut des heiligen Januarius flüssig werden sehn. — Die Sammlung Chiaramonte in Rom hat viel, aber nicht viel Gutes. Das Werk des jüngern Visconti darüber ist eine Speculation des Verlegers. Sonst wäre es wohl besser geworden. Ich habe alles noch unedirte abzeichnen lassen, in so fern sich noch ein Nutzen daraus ziehen läßt. Ob ich gleich alle ganz unbestimmbare Bilder ausschloß, könnte ich doch zwei Bände voll machen, wenn ich viel Papier verkaufen wollte. Alles Brauchbare ließ sich auf einen einzigen Quartband mit Figuren in Umriß bringen. Was sonst noch unedirtes im Vatikanischen Museum sich befindet, ließ ich alles zeichnen. Ich durchsuchte das Magazin und fand viel Schätzbares. An 30 Zeichnungen davon sind bereits fertig. Ein Zeichner wird während meiner Abwesenheit beständig daran fortarbeiten. Ich benutzte Sicklers Karte von den Umgebungen Roms. Bei vielen Unrichtigkeiten ist sie doch das Brauchbarste. Ach, wenn wir Zoega's Topographie bekämen! Die Franzosen haben 60,000 Franken für die jetzt in Corfu feil

gebotenen Bildwerke geboten. Sie sind im alten Styl und daher sehr schätzenswerth. Ich habe das Museum von Portici mehrmals gesehn. Höchstens fehlen dort 30 alte Gemälde, die der alte Hof mit nach Palermo genommen hat. Ueber 500 sind noch hier. Was ließe sich daraus für eine Nutzanwendung auf Vorträge über die Malerei der Alten machen? Mit den Ausgrabungen in Pompeji kann es nicht eher schwunghaft gehn, als bis die ganze Ringmauer aufgedeckt ist. Es sind mehrere Aufwicklungsmaschienen bei den Papyrusrollen in Bewegung. Doch gehts langsam. Sickler wird auch Ihnen seinen Plan mitgetheilt haben. Sein Gelingen scheint mir sehr schwierig. Das Verbot zu zeichnen, worüber so oft geklagt worden ist, trifft mich nicht, Ich lasse in den Studj 20 griechische Vasenbilder zeichnen. Alle übrigen gehören zu den Bacchanalen, deren wir längst überdrüssig sind. Ich lasse zu St. Giacomo des Espagnols das herrliche Grabmal des Pietro di Toledo von Giovani di Bologna zeichnen. Derselbe Zeichner macht für mich den Springbrunnen von St. Lucie nach Bon Giovani, das einzige öffentliche Werk von gutem Geschmack in Neapel. Ein andrer Künstler zeichnet für mich die Werke älterer Sculptur und Malerei zu St. Giovanni Carbonara. Ein dritter hat so eben für mich das köstliche Relief desselben Bildners in St. Pietro ad aram verfertigt. Ein vierter malt für mich landschaftliche Prospecte und Volksscenen. Ich werde die hier im Depot des Kriegs befindlichen Costüms kaufen. Einen Künstler hoffe ich mit nach Calabrien nehmen zu können. Der König behandelt mich mit ausgezeichneter Huld und hat für mich auf meiner Reise alles mögliche zur Sicherheit und Gesundheit angeordnet. Graf Zurlo, der Minister des Innern, hat mir Empfehlungsschreiben an alle Intendanten, Unter-Intendanten, Bischöffe und Syndics (Maires) ausgefertigt. An alle Commandanten werde ich ähnliche Schreiben vom Kriegsminister erhalten. An den Eigenthümer der Ländereien, worin sich die Ruinen von Pästum befinden, habe ich die besten Empfehlungen. Thun Sie Gelübde, daß trotz aller dieser Fürsorge mich nicht etwa ein Schnapphahn ins schwarze Reich des Pluto sende. —"

Und welches ist nun die Summe des Gewinns, der durch eine so meisterhaft vorbereitete, so allseitig begün-

stigte, so hochherzig durchgeführte, mit solchen Vorkenntnissen in einem fast dreijährigen Zeitraume, wo wohl selten eine Stunde ohne eine Linie blieb, vollendet wurde? Ach es hatte den rastlosen Forscher und Sammler schon in den ersten Monaten seiner Abwesenheit von den heimathlichen Kunstschätzen die furchtbare Göttin,

die des Sterblichen Wachsthum vermehrt und wieder verkürzet,

schrecklich berührt und einen großen Theil seiner Sammlungen durch den Wahnsinn eines Mordbrenners den Flammen geweiht. Aber weit entfernt dadurch entmuthigt zu erschlaffen, erglühte er nur mit um so brennenderem Eifer zum Ersatz des Verlorenen. Zwei große Werke standen noch außer der eigentlichen Reisebeschreibung vor seiner Seele, ein neuer Montfaucon und ein neuer Bottari. In dem erstern sollten alle heidnische, in dem letztern alle christliche und mediävistische Denkmäler gesammelt erscheinen. Darum gab er auch, wie er vorher in Willens gewesen war, zu der Reise selbst keinen Atlas, fühlte aber selbst nur zu bald, daß die Idee zu zwei solchen Prachtwerken in unsern Tagen, wo alles ir Taschenformat und einzelne Blätter zusammenschwindet, nicht mehr ausführbar wäre. Alexander von Humbolds großgedachtes Reisewerk, obgleich ganz andere Gegenstände der tropischen Länder in Amerika umfassend, war ein abschreckendes Beispiel für ihn. Er beschloß also von seinen 2000 Zeichnungen unedirter Gegenstände, meist nach einem großen Maaßstab entworfen, so viel in einzelnen Monographien mitzutheilen, als die Kunstliebhaberei und Kauflust des Publikums vertrüge, übrigens aber alles in große Portefeuilles systematisch zusammen zu stellen. So erschienen denn wirklich seine Reisen durch Savoyen, Piemont, Nizza und Genua noch im Laufe des Jahres 1816 in zwei starken Octavbänden und zu Ende des Jahres 1817 die zwei folgenden Bände, seine Reisen durch die Lombardei, Mailand, Piacenza, Parma, Modena, Mantua, Cremona u. s. w. wieder in zwei Bänden bei Wassermann in Paris. Zum Druck ausgearbeitet war die dritte Lieferung, seine Reise durch das Venetianische, die Terra ferma und die ehrwürdige Lagunen = Stadt selbst. In allem, was davon erschienen ist und besonders in der Leipziger Literaturzeitung eine schnelle Würdigung mit genauer Inhaltsanzeige gefunden

hat, behielt der Verfasser die drei Hauptzwecke stets im Auge: 1) nicht bloß eine persönliche Reisebeschreibung, sondern ein Gemälde im Ganzen zu geben und so zugleich mit den Augen aller seiner Vorgänger zu sehen, wo möglich aber, nicht mit ihren Brillen; 2) die vorher selten besuchten Plätze besonders aufzusuchen und überall an Ort und Stelle selbst Irrthümer und Nachschreibereien leichtgläubiger oder bequemer Vorgänger zu berichtigen, also auch polemisch zu verfahren, welches von ihm bei der höchst gewissenhaften und mühsamen Bereisung aller Küsten des ehemaligen Großgriechenlandes geschehen ist; 3) seine Nachrichten mit aller ihm nur erreichbaren topographischen und artistischen Literatur so auszustatten, daß sogar jede vorhandene Situationskarte, jeder einzelne oder in ganzen Werken befindliche Kupferstich aufs genaueste citirt würde und man in der Anmerkung ein vollständiges Repertorium erhielte. Welch ein Verlust, wenn die unholde Parze alle diese Fäden mit einem Schnitt auf immer abgerissen hätte, wenn nichts davon aus den hinterlassenen Papieren zu retten wäre. Möge sich bestätigen, was uns Herr Millingen unter dem 25. Januar 1819 aus London schreibt: „Millin hinterließ eine erstaunenswürdige Menge guter Zeichnungen nach Antiken. Sie wird, wie seine Bibliothek, die für Alterthumskunde einzig genannt werden kann, dem Vernehmen nach vom König von Preußen gekauft werden." Folgendes ist indeß doch schon in einzelnen Aufsätzen und Monographieen erschienen. Zwei Briefe, den einen an den großmüthigen Ungenannten, der ihm zu dieser Reise so bedeutenden Credit eröffnet hatte, geschrieben, die Reise von Paris bis Lyon enthaltend und schon im Octoberstück des encyclopädischen Journals von 1811 eingerückt; den zweiten an Boulard, diese Reise von Lyon bis Chambery fortsetzend und im Novemberstück desselben Jahrgangs abgedruckt, beide auch besonders bei Sajou, dem Verleger des Journals zu haben und zu ihrer Zeit im Moniteur bekannt gemacht. Dieß galt ihm als Ergänzung seiner Reise in die mittäglichen Provinzen Frankreichs. Daran knüpft sich nun ein dem ganzen Nationalinstitut nach seiner Rückkehr nach Paris abgestatteter Bericht über den Verlauf der ganzen Reise von Chambery aus bis an die Spitze Italiens, Sicilien gegenüber, und wieder zurück, unter der Aufschrift: Extrait

de quelques lettres addressées à la classe de la Litérature ancienne de l'Institut National par A. L. Millin, pendant son Voyage d'Italie. Paris 1814. (75 S. in 8.), auch dem Journal im Märzstück 1814 einverleibt. Diese Briefauszüge sind das wichtigste Actenstück zur ganzen Reise. Nur wer diese liest, kann den Verlust ermessen, den wir durch Millin's frühen Tod unvermeidlich erlitten haben. Außerdem ließ Millin noch während seines Aufenthalts in Neapel selbst eine antiquarische Schrift über zwei gerade damals zu Pompeji ausgegrabene Grabgebäude (aediculae) drucken, um damit der damaligen Königin von Neapel, die unstreitig große Verdienste um diese Ausgrabungen sowohl als um Millin selbst hatte, eine Huldigung darzubringen, denn diese in der königlichen Druckerei in Neapel selbst schön gedruckte Schrift Description des tombeaux qui ont été decouverts à Pompei dans l'année 1812 par A. L. Millin (Neapel 1814. 100 S. nebst 7 Kupfertafeln) ist der Königin zugeeignet. Da sich an dem einen dieser Grabdenkmäler mehrere Reliefs von Fechter= nnd Thierkämpfen befanden; so gab dies unsern Reisenden die erwünschteste Veranlassung, alle Gladiatorabbildungen auf Mosaiken, Frisen, Lampen u. s. w. durchzugehn und über diesen Punkt der blutgierigsten Schaulust manches neue Licht zu verbreiten. Während seines Aufenthalts in Neapel ließ Millin die in einem der erhaltensten Grabgewölbe in Apulien zu Canosa den 16. Sept. 1813 gefundenen und ins Museum nach Neapel gebrachten herrlichen Vasen zeichnen. Er hatte gleich nach ihrem Fund einen Bericht darüber durch Daunou im Nationalinstitut abgestattet. Nun gab er alles dazu Gehörige in einem eignen Prachtwerke heraus, welches bei Didot gedruckt und mit 13 großen Kupfertafeln (die Vignetten nicht gerechnet) geschmückt in schwarzen Kupfern 100 Franken, in colorirten 200 Fr. kostete und durch seine Größe, in Atlasformat, und seinen äußern Glanz ein Seitenstück zu den von Dubois=Maisonneuve herausgegebenen Vasengemälden machte. Die in dieser von allen Alterthumsfreunden in Europa mit Dank aufgenommenen Description de Tombeaux de Canosa gelieferten Abbildungen gehören nach Inhalt und Darstellung zu den wichtigsten Denkmälern des Alterthums, besonders die auf dem dritten Kupfer vorgestellten Höllenstrafen, und die durch mehrere Acte durchgeführte

Tragödie der Medea auf der achten Tafel. So wie Millin hier eine Probe seiner reichen Nachlese zu den frühern Vasenwerken erscheinen ließ; so gab er durch die Herausgabe zweier zur Geschichte des Orestes gehöriger Bas-Reliefs, die er auf seiner Reise im Pallast Grimani zu Venedig hatte zeichnen lassen, einen Vorläufer von der Sammlung im Felde der Sculptur, wozu auch noch ein Vasengemälde kam, das er in Neapel zeichnen, der Britte Millingen aber bald darauf in seinem Vasenwerke erscheinen ließ. Diese Orestéide, ou description de deux Bas-Reliefs du palais Grimani à Venise (Paris 1817. 24 S. in kl. Folio und 4 Kupfertafeln) erschien zu gleicher Zeit mit einer Vorlesung des Staatsraths Uhden in Berlin über denselben Gegenstand, aus welcher Vergleichung die Alterthumsfreunde zugleich den Unterschied deutscher und französischer Kunstkritik bemerken können. Die schönsten Exemplare dieser Oresteide vereinigen die 4 Umrisse mit 4 ausgemalten Kupfertafeln, wobei die Art, in der die Reliefs gemalt sind, besondere Aufmerksamkeit verdient. Ein solches Exemplar kostete 45 Franken, wird aber jetzt schon um die Hälfte theurer *bezahlt*. Sie ist als Denkmal alter herzlicher Freundschaft dem Verfasser dieser Notizen zugeeignet, der sie *nie* ohne Trauer und Sehnsucht erblickt. Die letzten sechs Jahrgänge des encyclopädischen Journals und der encyclopädischen Annalen enthalten eine ganze Reihe einzelner Aufsätze, die alle auch auf die reiche Ausbeute Beziehung haben, welche Millin auf seiner italischen Reise machte, und auf die literarischen Verbindungen, die er, dessen unerschöpfliche Dienstfertigkeit und Freundlichkeit selbst die strengste Kritik endlich entwaffnen mußte, dort überall angeknüpft hatte. Vor Allem war ihm der römische Polygraph Cancellieri zugethan, dessen literarische Monographien zum Theil unserm Reisenden zugeschrieben sind.

VII.

Das schönste und dauerhafteste Denkmal, das Millin sich bei Mit- und Nachwelt stiften konnte, ist die Monatschrift, die er mitten unter den gewaltsamsten Stürmen der Revolutionsgräuel im Jahr 1795 zu einer Zeit

begann, wo fast alle andere Journale untergegangen waren, dann 21 Jahre bis zum Jahr 1816 unter der Aufschrift Journal und Magazin encyclopédique mit unerschütterlicher Beharrlichkeit fortsetzte, endlich, als es an einem thörichten Stempelgesetz scheiterte, schon im Jahr 1817 unter der Benennung Annales encyclopédiques wieder erweckte und bis wenig Wochen vor seinem Tode mit nie erkaltendem Eifer pflegte und bereicherte. Nie hat der Redacteur eines Journals uneigennütziger gehandelt. Weit entfernt für die Redaction oder auch nur für seine eigenen, immer das Viertel des Ganzen ausmachenden Aufsätze und Anzeigen einen klingenden Ehrensold zu beziehen, opferte er nur zu oft sein eignes Geld dabei auf, wie sich aus vielen seiner vor uns liegenden Briefe auf eine Art beweisen ließe, die manche deutsche Journalisten in Schrecken oder Erstaunen versetzen würde. Die ersten Jahrgänge, die jetzt im Buchhandel zu den größten Seltenheiten gehören, zeigen freilich, daß er Anfangs selbst über den Plan noch nicht recht einig war. Aber später gestaltete sich alles nach einer festen, stets beobachteten Norm. Jede Nummer hatte ihre eignen Abhandlungen und Aufsätze, meist antiquarischen oder literarischen Inhalts, oft mit einer Kupfertafel erläutert, oft aus fremden Sprachen, besonders aus der deutschen, übersetzt. Dann kamen größere Analysen und Auszüge aus den wichtigsten Erscheinungen im In = und Auslande, doch ohne tiefeinschneidende Kritik. Immer herrschte der treue Berichterstattende Ton, bei welchem am Ende der wißbegierige Leser doch am besten sich befindet. Dann kamen Correspondenznachrichten aus allen Ländern, Neuigkeiten der Tagsliteratur, Uebersicht der neuesten Theaterstücke von der Pariser Bühne und Ankündigungen. Millin hatte hierbei das große Verdienst, des Englischen ganz, des Deutschen wenigstens so weit mächtig zu seyn, daß er aus eigener Ansicht beurtheilen konnte, was für sein Magazin übersetzt zu werden tauge, und immer saßen in seiner Bibliothek einige Dienstwillige Deutsche, die sich zum Uebersetzen brauchen ließen, ohne, um an einen Einfall von Lichtenberg hier zu erinnern, Schatten überzusetzen. Auch waren alle seine Privatsecretairs entweder als Elsaßer zweizüngig, oder aus andern Theilen Deutschlands gebildete Männer. Wir Deutsche haben Millin besonders viel zu verdan-

ken, da er oft von seinen Collegen wegen seiner Germanomanie getadelt und selbst von der damals sehr mistrauischen Obergewalt der Buhlerei mit dem Auslande bezüchtigt wurde. Aber er ließ sich durch alles dieß nicht abschrecken. Einen besonderen Beweis seines Muthes gab er, als er mit zwei seiner Collegen beim Kaiser Napoleon eine Fürbitte für die Georgia Augusta that, wo Heyne ihm so theuer war.

Es hat schwerlich in neuern Zeiten ein literarisches Journal gegeben, welches so viele eigenthümliche Aufsätze besonders über die Alterthumskunde und mittlere Geschichte enthalten hätte, als dieß theure Pflegekind Millins. Dieß beweist auch schon der Umstand, daß einzelne Mitarbeiter ganze Sammlungen von Aufsätzen veranstalten konnten, die zuerst in dieser Zeitschrift erschienen waren Wir erinnern hier nur an die 4 Bände Mélanges de Critique et de Philologie von dem wackern Chardon la Rochette. Aehnliche Zusammenstellungen würden aus Villoisons, Sainte Croix, Saint Leger Beiträgen veranstaltet werden können. Ja es wäre sehr wünschenswerth, daß ein Freund des verstorbenen Herausgebers von seinen eigenen Aufsätzen mit strenger Auswahl des Eigenthümlichen eine Sammlung von Millin's Opuscules veranstaltete und darin das Vorzüglichste aus seinem Journal wieder abdrucken ließ. Viel Verdruß und Verlust erlitt der wackere Millin mit den Verlegern seines Journals. Einige erklärten ihre Unfähigkeit zu zahlen und der redliche Millin verlor dabei ansehnliche Summen an eigenen Vorschüssen. Es war Kunst in so stürmischen Kriegsjahren, bei so allgemeiner Hemmung des öffentlichen Verkehrs in allen Ländern des gebildeten Europa eine Zeitschrift aufrecht zu erhalten, die nur durch die rege Theilnahme des Auslandes fortleben konnte. Er hatte zuletzt an Sajou einen tüchtigen Verleger gefunden, dessen Zuverlässigkeit er selbst in seinen Briefen rühmte. Da kam 1816 das höchst unfreundliche Decret der Stempeltaxe, welcher eine solche Zeitschrift am wenigsten hätte unterliegen sollen. Es war unmöglich es unter so drückender Belastung in seiner alten Gestalt fortzusetzen. Der Jahrgang 1816 konnte nur die ersten vier Monate oder zwei Bände liefern. Ein neuer Plan mußte gemacht werden. Millin gab seinen ganzen Verlag einer freundlichen Besorgung über, die

sich nun als Bureau des annales encyclopédiques an=
kündigte und so lebte sein Journal, ohne eine wesent=
liche Veränderung im Plan erlitten zu haben, aber mit
erneuter Kraft, da er sich in Italien besonders viel
Theilnehmer und Mitarbeiter erworben hatte, vom März
1817, die ersten zwei Monate nachholend, unter dem
Titel Annales encyclopédiques wieder auf. Man muß
die dem ersten Stück vorgesetzte Einleitung in einer Zu=
schrift an den ehrwürdigen Greis, den Bibliothekar
Morelli in Venedig, lesen und dann den vollendeten
Jahrgang von 1817 überblicken, um sich zu überzeugen,
wie hier wieder weit mehr geleistet wurde, als verspro=
chen worden war. So wurde zu jedem Stück ein
Kupfer versprochen. Es hat aber dieser Jahrgang deren
vier und zwanzig. Wie lehrreich, wie mannichfaltig ist
die Mischung der hier abwechselnden gehaltreichen Auf=
sätze. Die Regierung selbst hemmte eher, als daß sie
förderte. Denn der freimüthige Millin hatte sich ihrer
Gunst eben nicht zu erfreuen. Bedeutende Summen
wurden auf das Journal des Savans gewandt. Auf die
Annalen subscribirte Richelieu mit — drei Exemplaren!
So hat der rastlose Mann sein Journal bis zum August
1818, wo der Tod ihn abrief, muthig fortgesetzt, und
Vorrath gelassen, daß sein Privatsekretär Kraft es un=
ter seinem Namen bis zum Jahresschluß fortführen
konnte. Bekanntlich tritt nun an seine Stelle bei den
Brüdern Baudouin die Revue encyclopédique, die nach
dem davon auch nach Deutschland versendeten Prospec=
tus zu schließen noch scientifischer und umfassender wer=
den soll und als Nachkömmling eines wackern Vaters
gewis dieselbe Gunst finden wird, wenn sie um der be=
zweckten Allgemeinheit willen nicht in Oberflächlichkeit
ausartet. Die alte Sammlung bis 1817 bedarf durch=
aus, um brauchbar zu seyn, eines allgemeinen Sach=
und Namensregisters über sämmtliche 21 Jahrgänge.
Sajou hat versprochen, dieß Register statt der fehlen=
den 8 Nummern des Jahrgangs 1817 zu geben. Ge=
wiß das wohlgefälligste Todtenopfer, welches den Ma=
nen des sich selbst so bereitwillig aufopfernden, höchst
uneigennützigen Herausgebers jetzt noch dargebracht wer=
den konnte.

VIII.

Gegen Millin den Gelehrten könnte vielleicht im Auslande von Männern seines Faches, die in früher Jugend schon jene klassische Bildung erhalten hatten, welche der unvergeßliche Villers in seinem Coup d'oeil sur les Universités de l'Allemagne so lehrreich der französischen gelehrten Erziehung entgegenstellte, manches mit Fug und Recht erinnert werden. Doch ersetzte er viel von dem, was ihm in der philologischen Alterthumskunde abging, durch eigene Anschauung und jene Sicherheit des Tactes, die nur Autopsie der wirklichen Kunstwerke, nicht blos ihre Abbildungen und Abschattungen gewähren kann. Seine Briefe nach der Rückkehr von Italien zeigen, wie viel er selbst aus den Behauptungen in seinen frühern Erklärungen zu den unedirten Denkmälern nunmehr, da Augenschein ihn über so vieles gewitzigt hatte, gern zurückgenommen hätte. Denn er war stets von jenem Dünkel vollendeter Einsicht und Unfehlbarkeit fern, die von jeher Alterthumsforscher und Philologen zur gehässigsten Rechthaberei verleiteten. Niemand nahm williger als er gut gemeinte und wohlbegründete Zurechtweisung auf! Denn Millin der Mensch war noch weit mehr werth, als Millin der Wisser und Schriftsteller. Er gehörte zu den Hochbeglückten, welchen das beneidenswerthe Loos zu Theil wurde, bis wenig Jahre vor seinem Tode eine treffliche Mutter, als einen wahren Schutzgeist bei sich wohnen zu haben. Sie wurde 88 Jahr alt und war alle der Verehrung und Pflege eines solchen Sohnes vollkommen würdig. Viele Jahre machte sie, da Millin nie verheirathet gewesen ist, die bewirthende und ordnende Frau bei Millins Soirées litéraires, jenen mit Recht in allen Zungen von hundert Reisenden gepriesenen Licht- und Vereinigungspunkten in Paris, welchen selbst harte Tadler Millin's gern beiwohnten und dort mannichfaltige Befriedigung, oft das einzige in Paris befindliche Exemplar einer ausländischen Schrift oder Kunsterscheinung fanden, wobei doch der Umstand nicht übersehen werden darf, daß dem wackern Millin nichts von den Fonds zu Gebote stand, über welche Sir William Hamilton in Neapel, Sir Joseph Banks in London, oder viele Jahre

hintereinander der Graf Fries in Wien bei ähnlichen, von ihnen begünstigten Vereinigungspunkten zu gebieten hatten. Doch der edle Mann sollte eine Probe bestehn, die, wenn er sie aushielt und seine Grundsätze dabei erprobte, ihn allen seinen Freunden und Bekannten als einen wahren praktischen Weisen darstellen mußte. Dieß war die in der Hölle einer Brust, die heimtückische Rachgier entflammte, ausgebrütete Zerstörung seines Schatzes an Handschriften, Kupferstichen und Büchern, wodurch der von ihm in Paris zurückgelassene und vorläufig verabschiedete Mention in der Nacht zwischen dem 16ten und 17ten Februar 1812 seinen Wohlthäter und Dienstherrn auf der empfindlichsten Seite zu verwunden suchte. Der Vorfall selbst machte damals einen Zeitungsartikel, der in ganz Europa mit Schmerz und Unwillen gelesen wurde. Er ist in vorstehendem Abriß von Millin's Lebensumständen bereits vollständig erzählt worden. Wir besitzen aber darüber Millin's eigenen Bericht in einem wenig Tage nach der erhaltenen genauen Nachricht davon in Rom vom 15. März 1812 datirten Briefe, den er dem jetzigen geheimen Staatsrath Koreff in Berlin, der damals in Rom sich aufhielt, zuschrieb und in Rom drucken ließ, von wo ihn Millin selbst an alle seine Freunde versandte: Lettre de M. Millin, membre de l'Institut à M. Koreff, médecin (12 S. in gr. 8.). Eine solche Darstellung war hier unerläßlich, weil es keinen geringen Schatten auf Millin's Charakter werfen konnte, daß ein viele Jahre in seinem Dienste gewesener Bedienter sich zu einer so verzweiflungsvollen Rache entschloß. Wie leicht konnten weniger Unterrichtete Hartherzigkeit und Mißhandlungen von einem Herrn voraussetzen, dessen Diener eine so schwarze That verübte!

Es sey erlaubt, aus dem Schlusse jenes Briefes der nur in wenig Hände kam, einige Stellen anzuführen, die ohne alle Schaustellung großsprecherischer Gefühle ganz das unverkennbare Gepräge wahrer Lebensweisheit tragen. „Sie waren Zeuge," so schreibt er an Koreff, „mit welcher Fassung und Ergebung ich, meine Vernunft zu Hülfe rufend, mein Unglück ertrug. Doch ist meine Ergebung nicht Gefühllosigkeit. Ich fühle ganz die Größe meines Verlustes. (Nun kommt ein Verzeichniß). Aber ich schöpfe Trost in der Vorstellung dessen, was mir schlimmeres noch begegnen konnte. Dieser

Jammermensch wollte sich gewiß nicht selbst umbringen. Meine ganze Bibliothek sollte ein Raub der Flammen werden. Alle Beweise seiner Schuld waren dann vertilgt. Dadurch wäre meine ehrwürdige alte 88jährige Mutter ohnstreitig mit verbrannt. Mein Secretär, jung, gelehrt, interessant, hätte dasselbe Schicksal gehabt und hätte den Verdacht, daß durch seine Unvorsichtigkeit das Feuer entstanden sey, nie widerlegen können. Es war eine höllische List des Elenden, einen falschen Schlüssel herabzuwerfen. Hätte er aber den rechten gegeben und wäre dadurch meine Bibliothek plötzlich eröffnet worden, so wäre durch den Luftzug, ehe Hülfe kommen konnte, schon Alles verzehrt gewesen. Niemand ist umgekommen, niemand hat gelitten, als ich, und ich bin einem gewissen Tod entronnen. Denn wäre ich früher zurückgekehrt, er hätte sicher einen Mordanschlag auf mich selbst ausgeführt. Hätte endlich dieser Unglückliche die Strafe nicht an sich selbst vollzogen; welche Verlegenheit! Damit hat er mir die entsetzliche Nothwendigkeit erspart, ihn selbst dem Blutgerichte zu überliefern. Nie soll mich dieses Mißgeschick, das mich wohl betrübt hat, niederschlagen oder muthlos machen. Ich hatte mir Auszüge und Sammlungen gemacht, um meinem Gedächtniß zu Hülfe zu kommen. Von nun an muß mein Gedächtniß mir zu Hülfe kommen und meine Auszüge unnöthig machen. Ich werde Alles aufbieten, um jene verlorenen Schätze durch neue zu ersetzen, die ich auf meiner Reise bis nach Calabrien zu sammeln fortfahren werde." Man glaubt einen Brief des Seneca an den Lucilius zu lesen. Und wie viel mehr ist hier die That, als dort das Wort!

IX.

Auch Millin wäre ohne den 9ten Thermidor unter dem Fallbeil gestorben. Ohnmöglich konnte er ein Kind der Revolution seyn. Aber auch er beugte sich unter Napoleon der Nothwendigkeit. Lebte ein mit Millin vielfach verbundener und ganz gleichgestimmter Mann, der in Carlsbad 1811 verstorbene edle Bourgoing noch, was würde er uns von den Gefahren sagen können, welchen sich Millin durch seine Neigung zu den Deutschen

bei Napoleons argwöhnischer Denkart aussetzte. Wie oft schüttete der anfangs sehr gedrückte, später erst nicht mehr verkannte brave Mann in vertrauten Briefen, die treuen und klugen Reisenden anvertraut werden konnten, sein Herz über die heillose Lage Frankreichs und seine gränzenlose Verwilderung aus. Aber eben so wenig konnte ihm nach der Wiedereinsetzung der Bourbons das Treiben der Zurückgekehrten und die verderbliche Reaction gefallen, die sein Vaterland aufs neue an den Abgrund des Verderbens zu reißen drohte. Der constitutionelle Royalist konnte freilich die Lehre des blinden Gehorsams, der vorurtheilsfreie Denker und Kenner der Geschichte nicht den blinden Glauben zu seinem Bekenntnisse machen. Alle Verfinsterer und Knechte waren ihm verhaßt und er sprach diesen Haß selbst noch in seinem letzten Willen aus. Was Wunder, daß nun auch ihm die Ehre widerfuhr, in dem bekannten literarischen Libell, im Dictionnaire des girouettes vom Jahr 1815, das auch unter der Benennung die Wetterfahnen Frankreichs eine deutsche Uebersetzung erlebte (Leipzig, G. Fleischer 1816), unter denen zu stehn, die ihren Mantel, wie ihren König, geändert hätten. Die politischen Verketzerer bedenken hier, wie überall, nicht, daß Literatoren mit weit ausgebreiteten Verbindungen und Aufseher öffentlicher Sammlungen es ihrer Lage und Pflicht schuldig sind, ihre Privatüberzeugung dem Berufe nützlich zu seyn, in so fern unterzuordnen, als Wissenschaft und Kunstschätze ein Gemeingut der gebildeten und bildungslustigen Menschheit sind. Wenn in jenem Wetterfahnen-Verzeichnisse Millin deßwegen angeklagt wird (S. 386 der deutschen Uebersetzung), weil er als Eleuterophile (Freiheitsfreund) schon im Jahr 1791 das Annuaire républicain und in diesem die Erklärung von 372 Tag-Benennungen zur Erläuterung des damals freilich auf die lächerlichste Weise eingeführten und die Heiligen-Namen nachäffenden republikanischen Kalenders gegeben habe, so bedenkt man die Zeit nicht, wo, wer nicht ausgewandert war, entweder gehorchen oder seinen Kopf unter das Fallbeil legen mußte. Was Millin that, that er auf unmittelbaren Befehl derer, welche täglich guillotiniren lassen konnten, aber nicht freiwillig. Es wundert uns nur, daß ihm nicht auch die Herausgabe der so brauchbaren und den Münzfreunden so willkommenen Histoire

métallique de la revolution Française (Paris 1806. in 4. mit 26 Kupfertafeln), wovon der Britte Millingen jetzt den zweiten Theil herausgiebt, zum Verbrechen angerechnet wurde. — Zum Glück machen dergleichen Beschuldigungen auf keinen Verständigen je Eindruck! Warum konnte der für die wahre Ehre und Ordnung seines Vaterlandes mit glühendem Patriotismus erfüllte Mann, dessen letzte Tage im Julius des verflossenen Jahres gerade in eine Zeit fielen, wo bange Ahndungen die Sehenden, wie ein Druck schwerer Gewitterluft, beängstete, nicht die neueste Aurore naissante am französischen Staatshimmel erblicken? Warum nicht wenigstens die Ausgabe seiner Pierres gravées inédites, die Frucht 25jährigen Sammlerfleißes, vollenden, die wenn beide Bände, jeder zu zwölf Lieferungen ganz fertig geworden wären, dann in einer besondern Zueignung dem erhabenen Wohlthäter und allen Zwiespalt klug ausgleichenden Monarchen, Ludwig XVIII. geweiht werden sollten?

Es sind uns neuerlich vier schöne Denkmünzen auf berühmte Namen Italiens, auf Apiani, Canova, Monti und Bossi nach des einsicht- und geschmackvollen Cataneo Angabe aus Mailand zugekommen. Allein es fehlen uns jetzt die Hedlinger und Dossier eben so gut als die Mazzuchellis und Möhsen. Sollte aber je ein Gedächtnißpfennig auf unsern Millin in Paris, wo die technischen Kunstmittel dazu in so großem Ueberflusse vorhanden sind, durch einen Verein treuer Freunde ausgeprägt werden; so dürfte Minervens kluger Vogel auf einem Bienenkorb sitzend, jenes auch schon sonst gebrauchte Emblem, wohl mit Schicklichkeit auf dessen Rückseite gesetzt werden. Die ächten attischen Eulen flogen dem so gern das Zerstreute sammelnden, das Gespaltene vereinigenden Mann aus allen Gegenden des gebildeten Festlandes und des brittischen Inselreiches zu, und er glich selbst jener aus allen Fluren und Blumen neuen Honig — süßen nicht corsikanischen, — in seine wohlangefüllten Zellen eintragenden Biene, von welcher der alte Dichter singt —

— Dem Matiner Bienlein
Aehnlich geartet,
Das sich Kost und Thymian raschen Ausflugs
Nippend sucht. —

Folgende Nachricht aus Paris vom 10. März sagt uns verschiedenes über den Nachlaß Millins, wozu wohl vor allem auch seine Annales encyclopédiques, das am meisten beklagte seiner verwaiseten Kinder, zu rechnen seyn dürfte.

„An die Stelle der Annales ist eine Revue encyclopédique getreten. Schade daß der wackere Kraft, der seinem zu früh abgerufenen Freunde noch im Novemberstück der Annalen ein so würdiges Denkmal setzte, welches alle hiesige, zahlreichen Freunde Millins in jedem Worte gern unterschrieben, seine Absichten einer Fortsetzung des Millin'schen Journals nicht ausführen konnte! Der Redacteur der Revue ist Julien, der manches über Zeitökonomie und Erziehungsmethoden geschrieben, sich aber als umfassenden Literator nicht eben bekannt gemacht hat. Man hat es an einem glänzenden Anfang und an einem vielversprechenden Aushängeschild, auf welchem ein Dutzend große Namen anlocken, nicht fehlen lassen. Erst nach einem Jahre läßt sich urtheilen, ob man auch Wort hält. Denn die ersten Stücke geben keinen zuverlässigen Maaßstab. Das Ausland wird noch oft an des ehrlichen Millin uneigennützigen und wahrhaft vielseitigen Kosmopolitismus denken! Millin's Reise nach Italien wird mit dem 5ten und 6ten Theile, der Venedig umfaßt, leider auf immer geschlossen seyn. Man hat alles, was er in 30 Jahren sammelte und geistreich ordnete, zerstreut, verschleppt, verkauft. Seine archäologischen Kupferstich- und Zeichnungen-Sammlungen, die alle in besonders étiquetirte Portefeuilles zusammengelegt waren, sind in öffentlicher Auction zum Theil um Spottpreise verkauft worden. Freilich waren viele nur durch die Vollständigkeit der Sammlung etwas werth. Denn Millin hatte viele Kupferwerke zerschnitten und ohne Rücksicht auf Schönheit der Kupfer gesammelt. Indeß befanden sich doch auch große Seltenheiten darunter, die fast alle für englische Rechnung weggekauft worden sind. Es waren vom Auslande einige Anerbietungen wegen der Bibliothek gemacht worden. Allein die Gebote waren zu gering. So wird im April auch diese Büchersammlung unter den Hammer kommen. Man wundert sich, daß die Regierung diese Bibliothek nicht für die große königliche Bibliothek kaufte, da dort fast

alles was Millin aus Deutschland, England und Italien zu erhalten so viel Gelegenheit hatte, gänzlich fehlt. Allein Richelieu ist nicht mehr am Ruder! Die Herausgabe der Pierres gravées inédites ist bei der ersten Lieferung unterbrochen worden und wird schwerlich je fortgesetzt werden. Man hält diese Sammlung für zu oberflächlich und aus ächten und unächten ohne Kritik zusammengerafft. Ueber die Vollendung des Mosaik von Otrikoli im Vatican habe ich nirgends eine bestimmte Nachricht erhalten können. Selbst Quatremère de Quincy wußte mir keine Auskunft darüber zu geben, und er sollte es doch wohl vor allen Dingen wissen, da dieser treffliche Kenner jetzt ohne Widerrede der erste Archäolog in Paris ist."

Sir Samuel Romilly

von

S — r.

Sir Samuel Romilly.

Wenn zu einer Zeit, wo England in kurzen Zwischenräumen eine Reihe seiner ausgezeichnetesten Köpfe, seiner größten Redner, der gründlichsten Kenner seiner Verfassung und der uneigennützigsten Vertheidiger der Rechte und Freiheiten des Volkes verlohren, je ein Verlust dieser Art tief und allgemein gefühlt worden, so ist dieß der Tod des Sir Samuel Romilly. Eigene, unermüdete Anstrengung, nicht Geburt oder Begünstigung, hoben ihn zu der Stufe empor, auf der er lange, bewundert, stand, und allgemein anerkanntes Verdienst schützte ihn vor dem Neide, welcher gewöhnlich die Früchte eines solchen Strebens zu begleiten pflegt und machte ihn zum Gegenstande der Hochachtung selbst derjenigen, welche als Gegner seiner Ansichten aufzutreten gewohnt waren.

Samuel Romilly ward am ersten März 1757 zu London geboren. Seine Familie stammte aus Frankreich, wo sein Urgroßvater, in der Nähe von Montpellier, ein großes Landgut besaß. Dieser bekannte sich zur protestantischen Religion und sah sich deswegen, nach der Widerrufung der Edikte von Nantes gezwungen, sein Vaterland zu verlassen und in dem Lande, das schon so viele Verfolgte freundlich aufgenommen, in England, eine Freistadt zu suchen. Der Vater Sir Samuels war in London gebohren, wo er das Geschäft eines Juweliers trieb, und sich durch seine Thätigkeit ein ansehnliches Vermögen erwarb. Auch Sir Samuel's Mutter stammte aus einer französischen Familie und hieß Garnault.

Schon früh zeichnete sich der junge Romilly durch sein wohlwollendes Gemüth, seinen hohen Sinn für Ehre, sein schnelles Fassungsvermögen vor allem aber durch die

Reife seines Urtheils aus. Vorzüglich glücklich aber war er in der Wahl seiner Freunde, unter denen er sich besonders an den Prediger Roget anschloß (der später seine Schwester heirathete). Von gleicher Geistesrichtung und gleichen Ansichten mit Romilly, suchte Roget dessen Anstrengungen die gehörige Richtung zu geben, so daß, in spätern Jahren, der erstere sehr oft äußerte, er habe einen großen Theil seines Glückes ihm zu danken, da er ihm zuerst den Anstoß zu dem gegeben, was ihn nachher der Welt bekannt gemacht habe.

Ohne je eine große, öffentliche Schule oder eine Universität besucht zu haben, bahnte er sich selbst den Weg zu seiner künftigen Größe und fing die juristische Laufbahn, für welche er sich bestimmt hatte, damit an, daß er in dem sogenannten Six Clerks office, einem untergeordneten, vorbereitenden Bureau des Court of Chancery *) eine Zeit lang arbeitete und sich dadurch mit dem Geschäftsgang des Gerichtshofes bekannt machte, in welchem er späterhin aufzutreten gedachte.

Im Jahre 1783 ward er wirklicher Advocat und zeichnete sich bald durch seine Genauigkeit und Bestimmtheit als ein Equity draughtsman **) aus. Bald stieg er indeß höher, seine Praxis erweiterte sich und er sah sich nun als Nebenbuhlern Leuten wie Scott und Mitford gegenüber, und vor einem Richter wie Thurlow, ein Stand, welcher nicht zu den leichtesten gehörte. Die Ernennung Scotts ***) zum Kanzler von England und Mitfords zu derselben Würde in Ireland befreite Romilly von diesen gefährlichen Gegnern, nichts stand der Entfaltung seiner Talente mehr im Wege, alle Sachen strömten ihm zu und er sah sich in kurzer Zeit an der Spitze aller Advocaten des großen Gerichtshofes.

*) das Kanzleigericht in welchem der Lord Kanzler den Vorsitz hat.

**) Equity draughtsman, ein und dasselbe für die courts of equity oder Billigkeitsgerichtshöfe (exchequer und chancery) was special pleaders für die courts of common law (common pleas, kingsbinch) sind, d. h. Leute welche die Klagen und Gegenklagen bei Gerichtssachen aufsetzen, und mit allen praktischen Formen der Gerichtshöfe auf das genaueste bekannt sind.

***) des jetzigen Lord Eldon.

In seinem vierzigsten Jahre verheirathete er sich mit der Tochter des Hrn. Francis Garbett, deren Bekanntschaft er im Hause des Marquis von Lansdowne (ehemals Lord Shelburne) gemacht hatte. Der Marquis, welcher einen Dunning, einen Barré und einen Pitt unter seinen Augen groß werden sehen und zur Entwickelung ihrer Talente beigetragen hatte, erkannte bald auch in Romilly das, was zu etwas Bedeutendem führte, und würde, hätte sich eine Gelegenheit dargeboten, wahrscheinlich auch für ihn gewirkt haben, was jene ihm verdankten.

Romilly verdoppelte, sobald er Hausvater geworden war, seine Anstrengungen, welche ihn mit schnellen Schritten seinem Ziele näher brachten. Als Fox und Lord Grenville in das Ministerium traten (1806) wurde Romilly zum Solicitor general oder General-Advocaten des Königs ernannt und empfing die Ritterwürde, ja man hatte sogar vermuthet, daß er zum Lord Kanzler von England erhoben werden würde. Während seiner Amtsverwaltung erreichte die Preßfreiheit ihre größte Ausdehnung, eine Erscheinung die um so mehr Außerordentliches hatte, da sie in eine Zeit fiel wo der Streit der Partheyen durch die Ereignisse des Tages eine verdoppelte Lebhaftigkeit gewonnen hatte. Wie heftig aber auch die Angriffe seyn mochten, welche auf die damalige Verwaltung gemacht wurden, so hörte man doch nicht von einer einzigen Anklage.

Im Jahre 1807 nahm Sir Samuel an der Einleitung des Prozesses gegen den verstorbenen Viscount Melville (Dundas) Antheil, welcher nachdem er Schatzmeister der Marine gewesen, einige Jahre hindurch an der Spitze des Seewesens gestanden hatte. Bei dieser Gelegenheit überließ man Romilly's Geschäftskenntniß die ganze Anordnung des Zeugenverhörs und der Beweißstücke, von denen er nachher in einer Rede von bedeutender Länge eine sehr klare Uebersicht gab, die er mit einer kurzen Darstellung der ganzen Schuld des Angeklagten schloß. Bekanntlich sprach die Stimmenmehrheit des Lords den Angeklagten los; was aber Romilly in einer spätern Rede abzuwehren suchte, die Wiederernennung des Viscounts zu irgend einem öffentlichen Amte, fand auch wirklich nicht Statt.

Als es den damaligen Ministern endlich gelang die Abschaffung des Sklavenhandels durchzusetzen, erregte Sir Samuel's Rede eine ganz besondere Aufmerksamkeit, wobei sich ein Umstand ereignete, welcher an und für sich eigenthümlich und beispiellos im Unterhause selbst war, denn es wurde eine hervorstechende Stelle der Rede, welche er mit ungewöhnlicher Wärme vortrug, von dem ganzen Hause mit einem dreimal wiederholten Beifallsklatschen beehrt! — Als die neuen Minister schon nach einer einjährigen Amtsverwaltung entlassen wurden, vertheidigte Sir Samuel diese in einer Rede, welche seinem anerkannten Talente und seiner Unerschrockenheit zu gleich großem Ruhme gereichte. Mit gerechtem Stolze blieb er bei einem Ergebniß jener Verwaltung, der so oft versprochenen, eben so oft verzögerten und eben so oft umgangenen Abschaffung des Sklavenhandels stehen. Das Benehmen der Minister hinsichtlich der irischen Katholiken, nahm er auf das uneingeschränkteste in Schutz und suchte ihre Weigerung zu rechtfertigen, sich gegen den König verbindlich zu machen, nie wieder den Streit über die Rechte der Katholiken nach verfassungsmäßigen Grundsätzen zu erneuern.

Nicht lange nachher, brachte ein Gegenstand von nicht minder allgemeiner und großer Wichtigkeit, als die vorher berührten, (und welcher auch jetzt auf R's Veranlassung in England abermals von vielen Seiten besprochen und beleuchtet zu werden anfängt) die Talente unsers Helden in Anregung. Dieß war der Zustand der englischen Criminalgesetzgebung, deren Umgestaltung ihm dem milderen Geiste der Zeit angemessen, und mit diesem eintreten zu müssen schien. Von dem lebhaftesten Wunsche beseelt, die strengen Gesetze, welche auf kleine Diebstähle den Tod setzten z. B. wenn der Diebstahl in einem Kaufmannsladen verübt war, abgeschafft zu sehen, brachte er am 18ten May 1808 eine Bill ein, welche dieß bezwecken sollte, und schrieb zur Rechtfertigung der von ihm gethanenen Schritte, eine Abhandlung, welche mit so großem Beifalle aufgenommen wurde, daß sie in kurzer Zeit drei Auflagen erlebte. *) In einem größeren

*) Observations on the criminal law of England as it relates to capital punishments, and on the mode in which it is administered.

Werke über die peinliche Gesetzgebung Englands hatte Sir Samuel Materialien gesammelt, deren Verarbeitung, nach einem Artikel seines Testaments zu schließen, er angelegentlichst zu wünschen schien und dazu namentlich seinen Freund Whishaw, oder wenn dieser sich der Arbeit nicht unterziehen wollte, Hrn. Brongham aufforderte.

Wir haben schon oben bemerkt wie sehr sich Sir Samuel bei der Debate auszeichnete, welche der Bill voranging, wodurch die Abschaffung des Sklavenhandels beschlossen wurde. Ihm, der diesem Gegenstande eine so ungetheilte Aufmerksamkeit gewidmet, und sich mit so großem Eifer der Sache der unterdrückten Menschheit angenommen hatte, mußte es daher ein sehr schmerzliches Gefühl verursachen, als die Repräsentanten des Volkes, von dem der entscheidende Schritt ausgegangen war, in die Beibehaltung des Handels von Seiten der Macht gewilligt hatten, der sie Gesetze vorschreiben durften. Mit unverhaltenem Unwillen äußerte sich daher der edle Romilly, als in dem Unterhause, im Jahre 1814 der mit Frankreich abgeschlossene Friede in Berathung gezogen wurde, über den Artikel, welcher die fernere Betreibung des Sklavenhandels auf andere 5 Jahre erlaubt, und seine energischen Aeußerungen trugen wahrscheinlich nicht wenig dazu bei, Frankreich zu früherer Anschließung an die Maaßregeln, welche England in dieser Angelegenheit getroffen, zu bewegen.

Seine nächsten, öffentlichen Schritte bezogen sich auf den Gerichtshof vor welchem er selbst täglich auftrat. Um den Gang der Geschäfte in demselben mehr zu beschleunigen so wie auch dem Lord Kanzler bei seinen unabsehbaren Arbeiten einige Erleichterung zu verschaffen, hatte man den Vorschlag gethan einen neuen Richter zu ernennen und einen neuen Gerichtshof niederzusetzen. Dagegen erklärte sich Sir Samuel als gegen eine Neuerung, die keine Verbesserung sey und sagte voraus, daß weder der Lord Kanzler, noch die Partheyen, noch der Gerichtshof selbst dabei gewinnen würden. Die Ernennung eines Vice-Kanzlers fand indeß dennoch statt *) und das englische Publikum wird jetzt, nach einer Erfahrung von 2—3 Jahren beurtheilen können, ob Sir

*) Sir Thomas Plumer bekleidet jetzt diese Stelle.

Samuel Recht hatte. Während der Plan zur Ernennung dieses neuen Staatsbeamten im Werke war, schrieb Sir Samuel ein kleines Pamphlet das seine Ansicht der Sache enthielt, und die darauf hinaus lief daß die neue Zerspaltung der Chancery in zwei Gerichtshöfe und die Gründung eines Appellationsgerichts zwischen dieser und dem Oberhause nur dahin führen würde die Prozeßkosten anzuschwellen, welche schon höchst bedeutend und drückend wären, die Geschäfte des Gerichtshofes zu vermehren und die Entscheidung der Rechtssachen in die Länge zu ziehen. Romilly schlug daher in einem andern, um diese Zeit von ihm herausgegebenen Pamphlet *) ein sehr einfaches Mittel vor, daß nemlich, der Sache abzuhelfen, das Oberhaus sich, wie alle untergeordneten Gerichtshöfe, wenn die Geschäfte sich über die Maaßen gehäuft hätten, an mehrern Tagen und zu ungewöhnlichen Stunden versammeln solle, um alles abzumachen.

Der lebhafte Antheil, den Sir Samuel noch immer an dem Vaterlande seiner Vorfahren nahm veranlaßte ihn, zu der Zeit wo die ersten Nachrichten von den Verfolgungen der Protestanten in Frankreich nach England kamen, als der Advocat dieser Religionspartheу im Parliament aufzutreten, und sein Eifer (wenn er auch mit den richtigen Grundsätzen, nach welchen das englische Ministerium sich aller Einmischung in die inneren Verwaltungsangelegenheiten Frankreichs enthalten zu müssen glaubte in Widerspruch stand,) verdient, als abermaliger Beweis seines regen Antheils an Menschenwohl und Denkfreiheit gewiß die lebhafteste Anerkennung.

Seine letzte, und, wie einige behaupten wollen, seine beste Rede, war die, welche er gegen die Fremden-Bill hielt, und seine Gründe gegen die Abänderung, welche das Oberhaus darin anbringen wollte, schienen dem Unterhause so triftig, daß es jene einstimmig verwarf. In dieser Rede äußerte er sich auf das Unumwundenste und mit der größten Freimüthigkeit über das viele Böse, welches die Nation dem jetzigen Parliamente zu verdanken habe und namentlich über die, von demselben ausgegangene, zweimalige Aufhebung der Habeas-

*) Lettre to a noble Lord. 8vo. 2. Ausgabe 1818.

Korpusacte und der daraus entstandenen Folgen, so wie über die Ungerechtigkeit, die Häfen des sonst so gastfreundlichen Englands unglücklichen Fremden zu verschließen, welche der Verfolgung in ihrem Vaterlande zu entgehen suchten, und schloß dann mit den gewaltigen Worten: wer unsere Nachfolger seyn werden, weiß ich nicht, aber der Himmmel gebe, daß dieß Land nie wieder ein Parliament haben möge, welches der Rechte und Freiheiten des Volkes und der Grundsätze der allgemeinen Gerechtigkeit so wenig achtet, wie dieses es gethan hat!

So sehen wir Sir Samuel Romilly bei jeder Gelegenheit seine Berufsarbeiten unterbrechen und sein eigenes Interesse hinten ansetzen, sobald es das gemeine Beste erheischt. Kein Opfer, seiner Person, seines Vermögens, seiner Gesundheit schien ihm zu groß, wenn es dem Wohle seines Vaterlandes gebracht wurde. Seine Studien begannen gewöhnlich mit Tagesanbruche. Erschöpft von Anstrengungen im Gerichtshofe, mußte er sehr oft, statt einer Erholung zu genießen, einer langen und unanziehenden Debate im Parliamente beiwohnen und die Ausarbeitung seiner, für den Druck bestimmten, Schriften, nöthigte ihn nicht selten, entweder seinem Schlafe einige Stunden abzubrechen; oder seine Praxis zu vernachlässigen, deren Ertrag alles überstieg, was man bis dahin Aehnliches gehört hatte. *)

Natürlich mußte seine rege Thätigkeit zum Besten seines Vaterlandes, je mehr dieselbe an das Licht trat, ihn seinen Mitbürgern desto werther machen. Schon früher hatte man, von Seiten der Stadt Bristol ihn zum Mitgliede des Parliaments in Vorschlag gebracht, ohne daß es jedoch seinen zahlreichen, dortigen Anhängern gelungen wäre, seine Wahl durchzusetzen. Bei der letzten Wahl ersah ihn sein Geburtsort, Westminster, zu seinem Repräsentanten, und man beschloß, ihn, ohne daß er sich darum zu bewerben brauche und daß es ihm Mühe oder Kosten verursache, zu erwählen. Alle Stim-

*) Man schlug seine jährliche Einnahme auf 16—17000 Pf. St. also über 105,000 Thlr., an.

men vereinigten sich für ihn und sein Name ward unter dem einstimmigen Beifalle mehrere Tausende von Wählern als an der Spitze der Liste befindlich ausgerufen. Schon erblickte man im Voraus in ihm den alleinigen Vertheidiger der Rechte und Freiheiten des Volkes, der mit Talenten und Fähigkeiten, wie wenige sie besitzen, ausgerüstet, und als Stellvertreter der zweiten Stadt im Reiche, mit desto größerem Nachdrucke im Parliamente auftreten konnte — als ein unerwarteter Schlag des Schicksals alle Hoffnungen des vertrauenden Volkes vernichtete, und alle Freunde des Vaterlandes in die tiefste Trauer versetzte.

Sir Samuel liebte seine Gattin auf das zärtlichste, und der schwankende Zustand ihrer Gesundheit war schon seit beinahe einem Jahre, eine Veranlassung zur größten Betrübniß für ihren Gatten gewesen. Während ihres Aufenthalts auf dem Landgute der Familie, zu Tannhurst in Surrey, im August 1818, genoß Lady Romilly eines verhältnißmäßig längeren Zwischenraums des Wohlbefindens, und die Hoffnung zu ihrer gänzlichen Wiederherstellung fing wieder an in den Herzen derer aufzuleben, welche sie umgaben. In der Erwartung, daß die milde Luft der Insel Wight, die Reize der Gegend und der Genuß angenehmer, gesellschaftlicher Verhältnisse zur Beschleunigung der Genesung der Lady Romilly beitragen würden, nahm die Familie die freundschaftliche Einladung des Hrn. Nash und seiner Gattin an, den übrigen Theil der Ferien bei ihnen auf ihrem schönen Schlosse zu East-Cowes zuzubringen.

Während indeß Lady Romilly dort war, bekam sie einen neuen Krankheitsanfall, welcher ernsthafter als alle früheren zu werden drohte, so daß man eilte den D. Roget, den Neffen des Sir Samuel, zu ihrem Beystande herbeizurufen. Der beständige Wechsel ihres Befindens erhielt ihren Gatten lange Zeit in einer furchtbaren Spannung und äußerte am Ende einen so großen Einfluß auf ihn, daß er ihn alles Schlafes beraubte und ihn selbst für die Erhaltung seines Verstandes besorgt machte, was daraus hervorgeht, daß er in einer seiner letztwilligen Anordnungen, welche er um diese Zeit nie-

verschrieb, besondere Veranstaltungen traf auf den Fall, daß er seinen Verstand verlieren sollte. *)

Lady Romilly starb in der Nacht des 29sten Octobers, an der Brustwassersucht. Ihr Gatte wurde von seinem Verluste am Morgen durch seinen Neffen benachrichtiget, und empfing die Nachricht mit Ruhe und Ergebung und ohne eine laute Aeußerung der Klage. Im Laufe des Tages schlug man ihm vor, den Ort zu verlassen wo sich eine für ihn so schmerzhafte Begebenheit ereignet, und in langsamen Tagereisen nach London zurückzukehren, ein Plan, in den er sogleich willigte, und zu dessen Ausführung er alsbald die nöthigen Anstalten traf. Bei seiner Ankunft zu Murrel-Green, am folgenden Tage, erklärte er daß er so erschöpft sey, daß er an diesem Tage nicht weiter reisen könne, weshalb man auch im Gasthofe blieb. D. Roget, welcher, ohne Ausnahme, die Nächte in seines Oheims Zimmer zubrachte, bemerkte, daß ob er gleich im allgemeinen unruhig war, er doch zu Zeiten eines ruhigen Schlafes genoß. Nie ließ er das geringste Zeichen der Ungeduld oder Reizbarkeit blikken. Am folgenden Tage ward die Reise fortgesetzt: je näher Sir Samuel aber der Stadt selbst kam, desto ängstlicher ward er und beklagte sich einmal gegen seine Tochter, die ihn begleitete, daß sein Kopf ihm wüste sey.

Am Abend nach seiner Ankunft in seinem Hause in der Stadt äußerte er, nachdem er sein Mittagsbrod mit der gewöhnlichen Eßlust eingenommen, den Wunsch, D. Marcet zu sprechen, gab aber keinen besondern Grund für dieß Verlangen an. Man hat fälschlich behauptet, daß er damals das höchst unangenehme Gefühl einer brennenden Hitze in seinem Kopfe verspürt habe. **) Dieß ist nicht gegründet, denn als D. Marcet sich besonders nach dem Zustande seines Kopfes erkundigte, so antwortete ihm Sir Samuel, daß er kein Kopfweh habe oder

*) Ueber die letzten zwölf Jahre seines Lebens hatte er ein Tagebuch geführt, das bis zu 3 Bänden herangewachsen war, und dessen Aufbehaltung, zum Gebrauche seiner Kinder, er angeordnet hatte.

**) In mehreren deutschen Zeitungen stand: er habe geäußert, sein Kopf sey so heiß, als ein glühender Ofen.

irgend ein unangenehmes Gefühl im Kopfe verspüre. Alle Kennzeichen deuteten nur auf einen großen Grad des Reizes der Nerven, ohne daß jedoch Fieber oder irgend eine entzündliche Bewegung sich dazu gesellt hätte, aber jene Erscheinungen ließen für seinen Gemüthszustand alles fürchten. Am nächsten Morgen, nach einer Nacht in welcher er nicht einen Augenblick geschlafen hatte, war sein Zustand bedenklicher: er hatte Anzeichen von Fieber und sein Puls ging sehr schnell. D. Marcet ward sogleich gerufen: ehe er aber irgend etwas unternahm, wünschte er, daß man auch D. Babington *) zu Rathe ziehen möchte. Dieser erschien in großer Eile: während der Zeit hatte sich indeß die große Erregung gelegt und eine reichliche Ausdünstung dem Kranken Erleichterung gewährt. Man schritt sogleich zu einer ärztlichen Berathung, entschied sich aber, des veränderten Zustandes des Kranken willen, statt der früher vorgeschlagenen ableitenden und kühlenden Mittel, gelind reizende zu brauchen und die Aerzte kamen überein, um 5 Uhr Nachmittags wieder zusammen zu kommen. Sir Samuel nahm die Arzneyen, welche ihm verordnet worden waren ohne das geringste Sträuben ein und blieb bis ungefähr 2 Uhr ruhig und in anscheinendem Schlafe. Seine Tochter saß bei seinem Bette: als er erwachte, bemerkte sie, daß er unruhiger und bewegter geworden war. Auf ihre Frage ob sie gehen, und D. Roget, der sich in einem Nebenzimmer befand, rufen solle, anwortete er verneinend, als sie ihn aber noch einmal fragte, bejahte er schwach die Frage. D. Roget eilte zu ihm: in dem kurzen Zwischenraume der Abwesenheit seiner Tochter hatte ihn aber ein plötzlicher Paroxysmus ergriffen: er war aus seinem Bette gesprungen und hatte seine Hand gegen sein eigenes Leben bewaffnet. Das Rasirmesser, mit welchem er sich die tödtliche Wunde beigebracht, hielt er noch in der Hand, als D. Roget hereintrat. Ehe er starb, machte er eine Bewegung anzudeuten, daß er schreiben wolle, obwohl man ihm aber sogleich Feder und Tinte gab, so konnte er doch nichts zusammenhängendes auf das Papier bringen. So ließ er denn von diesem Versuche ab,

*) einen der geschicktesten Aerzte in London, der besonders in der City eine ausgebreitete Praxis hat.

faltete seine Hände, und schien nach der Bewegung seiner Lippen und Augen zu schließen, in eifriges Gebet versunken, bei welchem er seinen Geist aufgab.

Im Leben wie im Tode vereinigt, wurden Sir Samuel und seine Gattin zur selben Zeit und im selben Grabe zu Krill in Herefordshire, dem Sitze des Vorfahren der Lady Romilly, beerdigt. Das Begräbniß fand, dem Willen des Verstorbenen gemäß, im Stillen statt, und nur seine nächsten Verwandten und vertrautesten Freunde geleiteten ihn zur Ruhe. Sechs Söhne und eine Tochter beweinen mit einer großen Anzahl von Freunden und Verwandten und dem trauernden Vaterlande, seinen Verlust.

So starb am 2ten November 1818 im 62sten Jahre seines Alters, Sir Samuel Romilly.

Es sey mir erlaubt, am Ende dieser Skizze nur einige wenige Bruchstücke aus der Rede des wackern Wilberforce herzusetzen, in welcher dieser auf eine eben so ungezwungene, als seinem und anderer Herzen wohlthuende Weise, bei Gelegenheit seines Antrages zur Milderung der Strafgesetze, Romilly's Andenken feierte.

„Er könne, sagte er, nicht von dem zu berathenden „Gegenstande reden, ohne zugleich den tiefen Schmerz, „den er mit dem Hause und dem ganzen Lande fühle, „an den Tag zu legen, daß es jetzt ihm überlassen sey, „seine schwache Stimme für eine Sache zu erheben, die „so oft und so wohl von einem Manne verfochten wor„den sey, dessen Name immer neben denen der Wohlthä„ter der Menschheit genannt werden, und dessen Anden„ken gewiß allen denen heilig bleiben werde, welche so„wohl die öffentliche als die Privattugend verehrten, von „einem Manne, dessen umfassendes Wissen nur mit sei„ner Geschäftskenntniß verglichen werden konnte, und der „diesem Gegenstande alle seine Einsichten und seine ganze „Erfahrung gewidmet. Sowohl Freunde als Feinde er„kannten die Verbindlichkeiten, welche ihm das Vaterland „schuldig war und die Rastlosigkeit seiner Arbeiten an, „wenn man anders den Ausdruck Freunde für diejenigen „brauchen kann, welche ihn mit dem hingegebensten En„thusiasmus liebten, oder diejenigen Feinde nennen kann

„welche, während sie sich seinen Vorschlägen widersetzten,
„die Reinheit seiner Absichten anerkannten. Es war ein
„Mann, in welchem sich öffentliche und Privat-Ausge-
„zeichnetheit so innig verschmolzen, und so sehr einander
„das Gegengewicht hielten, daß es schwer war, zu ent-
„scheiden, welche von beiden das Uebergewicht behaupte,
„während diejenigen, die sich seiner Freundschaft erfreu-
„ten, überzeugt waren, daß das allgemeine Wohlwollen,
„welches seine Ansichten und Entwürfe bezeichnete, hin-
„ter den angenehmen Eigenschaften, die er im häuslichen
„Leben entfaltete, noch zurückstehen mußte."

Friedrich von Schiller.

Von D.

Vorwort.

Der Leser kann im Allgemeinen bei jeder Schrift verlangen, daß ihr Verfasser den Gesichtspunkt angebe, von dem er dabei ausgegangen. Vielleicht aber bedürften Lebensbeschreibungen geistreicher, tief in Kunst und Wissenschaft ihres Zeitalters eingreifender Männer ganz vorzüglich eines solchen einleitenden Vorworts. Der Verfasser der nachstehenden Biographie eines unsrer ersten Dichter hält es daher für seine Pflicht, einige Worte darüber voranzuschicken.

Mit inniger Liebe dem dichterischen Fluge jenes erhabenen Genius in seinen verschiedenartigsten Richtungen folgend, und mit immer neuem Genuß aus der idealen Welt in die wirkliche zurückkehrend, fühlte der Verfasser längst schon den Mangel einer möglichst vollständigen Biographie Schillers; wenn gleich einzelne geistreiche Personen die Verdienste des unsterblichen Sängers, namentlich im dramatischen Fache, rühmend hervorhoben. Der nachstehende Aufsatz sey daher mehr treue, historische Darstellung der Lebensereignisse des Dichters, als kritische Würdigung dessen, was er geleistet; doch wird auch die letztere, bei Erwähnung der einzelnen Geistesprodukte,

so weit es Raum und Zweck der Darstellung gestatten, sich unwillkürlich, ja von selbst, anreihen. — Darüber mit dem geneigten Leser einverstanden, bliebe nun freilich noch die Hauptfrage zu beantworten: in wie fern die vorliegende Biographie von den bereits erschienenen Lebensbeschreibungen Schillers (die wir nebst anderweitigen Nachrichten und Notizen über den Dichter unten namhaft machen wollen) abweiche, oder mit andern Worten: worin ihr Vorzug bestehe. Der Verfasser glaubt darauf, wie er bereits oben angedeutet, so antworten zu können: erstens in der vollständigen Sammlung der hie und da zerstreuten Nachrichten über Schiller, und sodann in möglichster Sichtung des Wahren vom Falschen. Was jene Vollständigkeit betrifft, so läßt sie sich den zwei ausführlichsten Biographien, die wir besitzen, wohl nicht nachrühmen. Die erste Biographie Schillers und Anleitung zur Kritik seiner Werke von J. K. S. (Wien 1810) kann selbst den ihr gemachten Vorwurf offenbar falscher Nachrichten nicht von sich ablehnen. Die zweite Biographie, nämlich die Nachrichten von Schillers Leben im ersten Bande seiner Werke (Tübingen 1812) ist zwar ganz frei von jenem Tadel und in mehrfacher Hinsicht, vorzüglich durch briefliche Mittheilungen, höchst schätzbar; doch berührt sie die Jugendjahre des Dichters nur flüchtig und erstreckt sich fast einzig auf die spätere Lebensperiode Schillers. Grade der Verfasser jener Nachrichten, der würdige Apellationsrath Körner in Dresden, (jetzt in Berlin) hätte bei Benutzung der schätzbaren Beiträge im Morgenblatt, die von einem Jugendfreunde des Dichters, dem Bibliothekar Petersen in Stuttgard, mitgetheilt wurden, eine bei weitem vollständigere Lebensbeschreibung liefern kön-

nen. Warum dies nicht geschehen, ist eine Frage, deren Beantwortung wir dahingestellt seyn lassen müssen. Genug, in mehrern Zeitschriften liegt eine Menge schätzbarer, und — wie aus den gleichzeitig darüber erschienenen Beurtheilungen erhellt — wahrer Notizen zerstreut, und daher fast nutzlos für den Leser, dem man eben so wenig zumuthen kann, sich die einzelnen Hefte jener Zeitblätter anzuschaffen, als die Jahrgänge des Taschenbuchs Minerva, das bekanntlich Briefe von Schiller enthält, und obendrein meistens solche, die über seine eigenen dramatischen Producte Aufschluß geben. Jene Beiträge nun an einander zu reihen, die verschiedenen Briefe gehörigen Orts einzuschalten, sorgfältig prüfend Wahres vom Falschen zu scheiden, und so den unvergeßlichen Dichter noch einmal dem Leser in einem ungetrübten und anschaulichen Bilde vor Augen zu führen — diesem mühvollen Geschäfte unterzog sich der Verfasser. Möge man daher, wie aus dem bisher Gesagten folgt, des Neuen wenig finden; er hofft dennoch durch die Sammlung des Zerstreuten, mit einem Worte, durch die Anordnung des Ganzen auf den freundlichen Dank mancher Leser, und macht versprochener Maaßen die bei der nachstehenden Biographie benutzten Schriften namhaft.

Schiller der Jüngling, oder Scenen und Charakterzüge aus seinem frühern Leben. Stendal 1806.

Schwaldopler: über Fr. v. Schiller und seine poet. Werke. Leipzig 1806.

Ueber Fr. v. Schiller (Intellig. Blatt der Allgem. Lit. Zeit. Juny 1805.)

Beiträge zu einer Biographie Schillers, aus einem Schreiben aus Helmstädt (Intell. Bl. d. Allgem. Lit. Zeit. August, October, 1805).

Schillers früheste Geschichte bis zum Erwachen s. Dichtergeistes. — Schiller im zweiten Zeitraum seiner Entwicklung (Morgenbl. July, August, Decemb. 1807).

Bruchstücke aus Schillers Charakteristik (Zeit. f. d. eleg. Welt. August 1805).

Fr. v. Schiller von A. Klingemann (ebendas. May 1805).

Zerstreute Notizen über Schiller in d. Zeit. f. d. eleg. Welt (May 1805), in d. Allgem. Lit. Zeit. (April 1806 und December 1808).

Minerva, Taschenbuch auf 1811 und f. J.

Biographie Schillers und Anleitung zur Critik seiner Werke von J. K. S. Wien 1810.

Nachrichten von Schillers Leben im ersten Bande seiner sämmtl. Werke. Tübingen 1812.

Conversationslexicon. Leipzig und Altenb. 1817. Bd. VIII.

Friedrich von Schiller.

Johann Christoph Friedrich Schiller wurde den 10ten November 1759 zu Marbach, einem würtembergischen Städtchen am Neckar, geboren. Sein Vater, Johann Caspar, der im Jahre 1745 als Wundarzt bei einem baierischen Husarenregimente nach den Niederlanden ging, ward im Jahr 1757 bei seiner Rückkehr in das Herzogthum Würtemberg, Fähndrich und Adjutant bei dem Regimente Prinz Louis. Zwei Jahre später ward er bei einem andern Würtembergischen Corps in Hessen und Thüringen angestellt. Mit vielem Eifer bestrebte er sich in Stunden der Muse, die Bildung, die ihm ungünstiger Umstände wegen in seiner Jugend nicht geworden war, in spätern Jahren nachzuholen, und das Studium der Mathematik und Philosophie hatte vorzüglich viel Anziehendes für ihn. Nächst demselben gewährten ihm landwirthschaftliche Beschäftigungen viel Vergnügen, und die Anlegung einer Baumschule in Ludwigsburg veranlaßte den damaligen Herzog von Würtemberg ihm einen ähnlichen, doch erweiterten Wirkungskreis auf einem von seinen Lustschlössern, der Solitüde, anzuweisen *). Doch in noch größerem Maaße als die Gunst des Fürsten, die ihm fortdauernd blieb, erfreute ihn der Ruhm seines Sohnes, den er noch in hohem Alter erlebte. In einem noch vorhandenen eigenhändigen Schreiben des Vaters findet sich folgende Stelle darüber:

„Und du Wesen aller Wesen! Dich hab' ich nach der Geburt meines einzigen Sohnes gebeten, daß du dem=

*) Man hat noch ein Werk von ihm: die Baumzucht im Großen, wovon die zweite Auflage, Gießen 1806, erschien.

selben an Geistesstärke zulegen möchtest, was ich aus Mangel an Unterricht nicht erreichen konnte, und du hast mich erhört! Dank dir, gütigstes Wesen, daß du auf die Bitten der Sterblichen achtest!" —

Schillers Mutter, die Tochter eines Bäckers aus Kodweis, war zuverlässigen Nachrichten zufolge, eine anspruchlose, aber verständige und gutmüthige Hausfrau. Mit vieler Innigkeit hing sie an ihrem Gatten und Sohne. Zur Lektüre hatte sie wenig Zeit, doch liebte sie Uz und Gellert sehr, vorzüglich als geistliche Dichter.

Den ersten Unterricht erhielt Schiller von dem Pfarrer Moser in Lorch, einem würtembergischen Grenzdorfe, wo seine Eltern sich von 1765 an drei Jahre aufhielten und dann nach Ludwigsburg zogen. Hier sah der neunjährige Knabe zum erstenmale ein Theater und zwar ein so glänzendes, als es die Pracht unter Herzog Carls Regierung erfoderte. Die Wirkung, die dies auf ihn machte, läßt sich schon daraus abnehmen, daß alle seine jugendlichen Spiele sich darauf bezogen und Pläne zu Trauerspielen schon damals seinen Geist beschäftigten. Für Schillers Bildung war in der lateinischen Schule zu Ludwigsburg gesorgt, wo er bis zum Jahre 1773 blieb. Sein vorzüglichster Lehrer, bei dem er späterhin auch Kost und Wohnung hatte, war Joh. Fried. Jahn, ein Mann, der bei einer mürrischen und aufbrausenden Gemüthsart, nicht geringe Sprachkenntnisse besaß. Die Dichter, die Schiller in der Ludwigsburger Schule lesen und übersetzen mußte, waren Ovids Tristia, Virgils Aeneis und Horazens Oden. Indeß bemerkte keiner seiner Mitschüler, daß er an einem dieser Sänger mit feuriger Innigkeit hing, auch ragte er, wenn man die Kenntniß der lateinischen Sprache ausnimmt, in keinem Fache des Wissens bedeutend hervor, und ließ so auch nicht das geringste von den schlummernden seltenen Anlagen ahnen, die sich in der Folge so glänzend entwickelten.

Die Gelegenheit, bei welcher sein eigener Dichtergeist erwachte, war eine überstandene Angst und eine gestandene (geronnene) Milch. Schiller hatte nämlich im Jahre 1768 mit dem noch lebenden Physikus Elwert in Kanstadt als Sekundaner den Catechismus in der Kirche zu sprechen. Harte Strafdrohungen ihres

Lehrers, eines höchst strengen Mannes, machten die beiden Knaben um die zu überstehende Prüfung sehr besorgt, doch beantworteten sie die ihnen vorgelegten Fragen ohne den geringsten Anstoß, und erhielten zur Belohnung jeder 2 Kreuzer. Schillers Vorschlag, für diese kleine Baarschaft auf dem Hartenecker Schlößchen eine kalte Milch zu essen, ward angenommen, doch das Gewünschte war hier leider nicht zu bekommen. Sie mußten daher ihre Wanderung nach Neckarweihingen fortsetzen, wo sie nach langem Herumfragen die Milch in einer reinlichen Schüssel und silberne Löffel zum Essen erhielten, und dieses für die genügsamen Näscher höchst köstliche Mahl kostete überdies nur 3 Kreuzer. Ueber diesen Vollgenuß gerieth Schiller in eine dichterische Begeisterung. Als er mit seinem Begleiter das Dorf verlassen hatte, bestieg er den Hügel, von welchem man Harteneck und Neckarweihingen übersehen kann, und ertheilte mit dichterischem Pathos dem milchentblößten Orte seinen Fluch, dem aber, der sie gelabt hatte, seinen gefühltesten Segen.

Das erste Gedicht, das Schiller ausarbeitete ward am Tage seiner Confirmation im Jahre 1772 durch die Erinnerungen seiner Mutter veranlaßt, welche, da sie ihn nachlässig auf der Straße umherschlendern sah, ihm seine Gleichgültigkeit gegen die wichtige Handlung des kommenden Tages vorwarf, und so sein religiöses und poetisches Gefühl weckte. Daß er an diesem Tage auch seinem Vater ein Gedicht, und zwar in lateinischen Doppelversen, überreicht habe, ist nicht ganz außer Zweifel gestellt.

Schiller war von seinen Eltern zum theologischen Stande bestimmt worden, auch stimmte dieß ganz mit seinen Neigungen überein. Er hatte für diesen Zweck nach der Art junger Candidaten der Theologie mehreremale bereits die jährlichen Prüfungen im Stuttgarter Landexamen ausgestanden. Allein man hätte, heißt es, von Seiten des damaligen Consistoriums, Schillers Eltern die Weisung gegeben, wegen mangelhafter Talente für die theologische Laufbahn, ihren Sohn einer andern Bestimmung zu widmen. Gegen die Aechtheit dieser Nachricht sprechen aber die Zeugnisse, die der Prälat und Rector des Stuttgarter Gymnasiums, M. Knaus, bei seiner viermaligen Prüfung im Landexamen,

Schillern beilegte. *) Die Sache verhielt sich folgendermaaßen. Der Herzog von Würtemberg errichtete damals eine neue Erziehungsanstalt, die militairische Pflanzschule auf der Solitüde und nachherige Carlsschule in Stuttgart, und suchte sich Zöglinge zu derselben unter den Söhnen seiner Officiere aus. Durch die rühmlichen Zeugnisse seiner Lehrer auf Schillern aufmerksam gemacht, that er seinem Vater den Antrag denselben in das neue Institut aufzunehmen. Da ihm dieser die Absicht, seinen Sohn einem Stande zu widmen, zu welchem er bei der neuen Bildungsanstalt nicht vorbereitet werden konnte, eröffnete, verlangte der Herzog die Wahl eines andern Studiums. Die Verlegenheit in Schillers Familie war groß, indeß opferte der Sohn, wiewohl mit schwerem Herzen, seine Neigung den Verhältnissen seines Vaters auf, entschied sich für das juristische Fach und wurde im Jahr 1773 in das neue Institut aufgenommen. Wie schwer ihm indeß dieser Schritt geworden, beweisen seine eignen Worte, indem er im folgenden Jahre, als jeder Zögling seine eigene Charakterschilderung aufsetzen mußte, äußerte: „daß er sich weit glücklicher schätzen würde wenn er dem Vaterlande als Gottesgelehrter dienen könnte.“ —

Aber nicht minder schwer ward es Schillers Geiste, sich in einem Institute zu gefallen, zu dessen (damaligen) Erziehungsmethoden die strengste Verleugnung seiner selbst, die Erstickung hervorstechender, nicht zum Erziehungsplane gehöriger oder passender Talente und endlich die Niederbeugung des freien Willens gehörten. Wie man die Eleven auf der Carlsschule und namentlich Schillern behandelte, wie unzufrieden derselbe mit der Art von Ausbildung, die ihm seine Lehrer gaben, gewesen ist,

*) Im Jahre 1769. „Puer bonae spei, quem nihil impedit, quo minus inter petentes hujus anni recipiatur.“ In den Jahren 70 und 71. „Puer bonae spei, qui non infeliciter in literarum tramite progreditur,“ und endlich im Jahr 1772, minder günstig: Non sine fructu per annum proxime praeteritum in iisdem laboravit pensis cum antecessoribus (seinen Mitschülern in Ludwigsburg.) Seine Fortschritte im Lateinischen, Griechischen, Ebräischen u. s. w. erwarben ihm immer ein doppeltes A., womit man nur die Besten zu bezeichnen pflegte.

das wird aus einigen damals geschriebenen Briefen des Verewigten klar werden.

„Lieber Carl," schrieb Schiller ein halbes Jahr nach seiner Aufnahme in das neue Institut an seinen damals sich in Ludwigsburg befindenden Jugendfreund Herrn M.***, „ich habe nicht Wort gehalten! Nicht wahr das ist unrecht! Ich sollte dir schon vor sechs Monaten schreiben und erst jetzt fällt es mir ein, daß ich einem Freunde mein Wort halten müsse. — Zürne nicht! Mein Wille hatte an der Verzögerung keine Schuld. Ich liebe es nicht viel Worte zu machen; komm selbst — sieh — prüfe und urtheile! Dein Friedrich ist nie sich selbst überlassen, den einmal festgesetzten Unterricht muß er anhören, prüfen und repetiren, und Briefe an Freunde zu schreiben steht nicht in unserm Schulreglement. Sähst du mich, wie ich neben mir Kirsch's Lexikon liegen habe und vor mir das dir bestimmte Blatt beschreibe, du würdest auf den ersten Blick den ängstlichen Briefsteller entdecken, der für dieses geliebte Blatt eventualiter einen nie gesehenen Schlupfwinkel in einem geistesarmen Wörterbuche sucht!" —

An den nämlichen Freund schrieb Schiller den 18ten October 1774, „daß du eher zum Zweck kommen würdest, als ich, ahnete ich jetzt erst, als ich durch Erfahrung einsehen lernte, daß dir, einem freien Menschen, ein freies Feld der Wissenschaften geöffnet war. Dem Himmel sey es gedankt, daß in unsern Criminal-Gesetzbüchern nicht auch, neben der Strafe des Felddiebstahls, eine Pön auf Diebstähle in entlegenen wissenschaftlichen Feldern gesetzt ist, denn sonst würde ich Armer, der ganz heterogene Wissenschaften treibt, und im Garten der Pieriden manche verbotene Frucht nascht, längst mit Pranger und Halseisen belohnt worden seyn!" —

„Du wähnst" so schrieb er am 20sten Februar 1775 an denselben Freund — „Du wähnst, ich soll mich gefangen geben, dem albernen, obgleich im Sinne der Inspectoren ehrwürdigen Schlendriane? So lange sich mein Geist frei erheben kann, wird er sich in keine Fesseln schmiegen. Dem freien Manne ist schon der Anblick der Sklaverei verhaßt — und er sollte geduldig die Fesseln tragen, die man ihm schmiedet? O Carl! Wir haben eine ganz andere Welt in unserem Herzen, als die wirkliche Welt ist! — — — — — Empörend kömmt es mir da oft vor, wenn ich einer Strafe entgegen gehen soll, wo mein

inneres Bewußtseyn für die Rechtlichkeit meiner Handlungen spricht; die Lektüre einiger Schriften von Voltaire hat mir gestern noch sehr vielen Verdruß verursacht!" —

Am 25sten September 1776 schrieb Schiller an einen seiner späteren Freunde, Herrn F... in St..., der die Carlsschule zu Ostern dieses Jahres verlassen hatte, — „Sie stehen jetzt auf der Bühne der wirklichen Welt, und werden, das traue ich dieser Bühne zu, ganz andere Dekorationen, Soufleurs und Acteurs gefunden haben, als wir sie uns in unsrer Ideenwelt dachten. Erzeigen Sie mir doch ja die freundschaftliche Gefälligkeit und theilen mir Ihre Ansicht der wirklichen Welt mit! Mich interessirt alles, was ich von freien, selbstdenkenden Männern von einer Laufbahn erfahre, die ich bald selbst betreten werde. Nicht so ganz von wirklichen Erfahrungen entblößt wünschte ich in die wirkliche Welt überzutreten. Denn alles, was ich bisher von ihr weiß, folgerte ich aus dem Handeln und Wandeln in derselben, worüber mich die Geschichte, die treue Leiterin und Führerin auf meiner wissenschaftlichen Laufbahn mehr, als alles unsentimentale Geschwätz mancher Erzieher über Lebens- und Erfahrungsprincipe belehrte." —

Die Geschichte und die lateinische Sprache waren die Fächer, denen Schiller sich auf der Carlsschule mit vorzüglichem Eifer widmete. Doch mit keinem geringerem trieb er Medicin, ein Fach, das er im Jahre 1775 bei Gelegenheit einer bei dem Institute errichteten Lehranstalt für künftige Aerzte ergriff. In den Stunden der Muße widmete er sich dem Studium poetischer Werke, unter denen ihn vorzüglich Klopstocks Dichtungen anzogen. Aus ihnen ging unstreitig Schillers Empfänglichkeit für das Große und Erhabene, wie für das Weiche und Zarte hervor, das uns in seinen gelungensten späteren Geisteswerken so vorzüglich anspricht. Auch in der Bibel las er oft und gern, vorzüglich in den Psalmen und Profeten, und die Einwirkung von Luther's kräftigem Style ist vorzüglich in seinen frühern Werken unverkennbar. *)

*) Wer erinnert sich nicht jener erhabenen Stelle im Hesekiel (Cap. 37) wo er auf Gräbern über vermoderten Steinen der Todten steht, die Gräber sich öffnen, die modernden Gebeine hervorgehen, eine neue Schöpfung sich erhebt? Die Aehnlich-

Nicht minder studirte er Plutarchs Lebensbeschreibungen, Herders und Garve's Schriften, und den Anmerkungen des letztern zu Ferguson's Moralphilosophie verdankte er das erste Licht im Reiche der Vernunftwahrheiten.

Schillers Geist wollte indeß nicht lange blos empfangen, er wollte selbst zeugen, bilden, gestalten. Ein episches Gedicht, Moses, das im Jahre 1773 entstand, gehört zu seinen frühesten Versuchen, in dem man freilich weniger eigenes Schaffen, als mühvolles Nachstreben und Nachbilden erblickt. Zu Ende desselben Jahres erhielt er durch einen Freund Gerstenbergs Ugolino. Dieses Trauerspiel, das an einzelnen Schönheiten, insonderheit an rührenden, erhabenen und erschütternden Auftritten, von keinem andern bedeutend übertroffen wird, bewegte Schillern nicht nur auf das tiefste, es machte einen fortwirkenden Eindruck auf ihn. Ugolino und Götz von Berlichingen gaben seiner dichtenden Geistesthätigkeit eine neue Richtung und sie sowohl als Lessing's Schauspiele, die Gedichte des Malers Fried. Müller und ganz vorzüglich Leisewitzen's Julius von Tarent gehörten zu Schillers damaligen Lieblingswerken. So entstand sein erstes Werk Cosmus von Medicis, von dem später einige Stellen in die Räuber aufgenommen wurden. Es war im Ganzen ein sehr unvollkommener Versuch, und die Aehnlichkeit im Stoffe mit dem Julius von Tarent unverkennbar. Auch Schillers lyrische Versuche in jener Zeit ließen nur schwach den Geist ahnen, der sich in seinen spätern Werken dieser Gattung ausspricht. In seinem ersten Gedichte dieser Art, das im Jahr 1776 erschien, *) zeigt sich mehr Aneignung fremder Ideen, vorzüglich Klopstocks, Cramer's und Uzens, als eigenthümlicher, dichterischer Schwung. Bemerkenswerth sind jedoch folgende Verse, weil sie uns in das Innerste seines Gemüths blicken, und uns sehen lassen, auf was sein letztes Sehnen und Streben zu dieser Zeit sich beschränkte. Er spricht vom

---

keit derselben mit dem Traume, den Franz Moor in den Räubern erzählt, ist unleugbar.

*) S. Balth. Haug's Schwäb. Magazin. 1776. S. 115.

Gefühle für die Reize der Natur, und bricht dann in die Worte aus:

„Für Könige, für Große ist's geringe,
Die Niederen besucht es nur —
O Gott! Du gabest mir Natur,
Theil' Welten unter sie — nur Vater! mir Gesänge!"

In diese Zeit fällt Schillers Bekanntschaft mit Shakspeare, jenem wunderbaren Geiste, den ein neuerer Dichter sehr passend den Genius der brittischen Insel genannt hat, und dessen Verdienste von den trefflichsten Schriftstellern unsrer Zeit anerkannt und gewürdigt worden sind. Schiller hörte nämlich in einer Unterrichtsstunde eine Stelle aus dem Britten vorlesen. Mit ausdruckvollster Sehnsucht trat er nach geendeter Stunde zu seinem Lehrer, dem nachherigen Prälaten Abel in Schönthal hin, und bat um den großen Dramatiker, wiewohl er damals seinen Gefühlen nicht ganz zusagte. Doch man höre Schillern selbst! „Als ich, sagt er, *) in einem sehr frühen Alter diesen Dichter zuerst kennen lernte, empörte mich seine Kälte, seine Unempfindlichkeit, die ihm erlaubte, im höchsten Pathos zu scherzen, die herzzerschneidenden Auftritte im Hamlet, im König Lear, im Macbeth durch einen Narren zu stören, die ihn bald da festhielt, wo meine Empfindung forteilte, bald da kaltherzig fortriß, wo das Herz so gern still gestanden wäre. Mehrere Jahre hatte er schon meine Verehrung, und war mein Studium, ehe ich sein Individuum lieb gewinnen lernte. Ich war noch nicht fähig, die Natur aus der ersten Hand zu verstehen." —

Die Räuber wurden die Folge der ernsthaften Lektüre des Shakspeare. Merkwürdig ist des Dichters eigenes Geständniß über dies Schauspiel. „Ein seltner Mißverstand der Natur," sagt Schiller **) „hatte mich in meinem Geburtsorte zum Dichter verurtheilt. Neigung für Poesie beleidigte die Gesetze des Institutes, in welchem ich erzogen wurde, und widersprach dem Plane seines Stifters. Acht Jahre rang mein Enthusiasmus mit der militairischen Regel, aber Leidenschaft für die Dichtkunst ist feurig und stark, wie die erste Liebe. Was sie

*) S: Ueber naive und sentimentalische Dichtung. (in s. Werk. Bd. VIII. Abth. 2. S: 43.)

**) im deutschen Museum v. J. 1784

ersticken sollte, fachte sie an. Verhältnissen zu entfliehen, die mir eine Folter waren, schweifte mein Herz in eine Ideenwelt aus, aber unbekannt mit der wirklichen, von welcher mich eiserne Stäbe schieden — unbekannt mit den Menschen — denn die vierhundert, die mich umgaben, waren ein einziges Geschöpf, der getreue Abguß eines und eben dieses Modell's, von welchem die plastische Natur sich feierlich lossagte, — unbekannt mit den Neigungen freier, sich selbst überlassener Wesen — denn hier kam nur Eine zur Reife, die ich jetzt nicht nennen will! — jede übrige Kraft des Willens erschlaffte, indem eine einzige sich convulsivisch spannte, jede Eigenheit, jede Ausgelassenheit der tausendfach spielenden Natur ging in dem regelmäßigen Tempo der herrschenden Ordnung verloren; — unbekannt mit dem schönen Geschlechte — die Thore dieses Instituts öffnen sich, wie man wissen wird, Frauenzimmern nur, ehe sie anfangen interessant zu werden und wenn sie aufgehört haben, es zu seyn — unbekannt mit Menschen und Menschenschicksal, mußte mein Pinsel nothwendig die mittlere Linie zwischen Engel und Teufel verfehlen, mußte er ein Ungeheuer hervorbringen, das zum Glück in der Welt nicht vorhanden war und dem ich nur darum Unsterblichkeit wünschen möchte, um das Beispiel einer Geburt zu verewigen, die der naturwidrige Beischlaf der Subordination und des Genius in die Welt setzte. — Ich meine die Räuber. Dieß Stück ist erschienen. Die ganze sittliche Welt hat den Verfasser als einen Beleidiger der Majestät vorgefordert. — Seine ganze Verantwortung sey das Clima, unter dem es geboren wurde. Wenn von allen den unzähligen Klageschriften gegen die Räuber nur eine einzige mich trifft, so ist es diese, daß ich zwei Jahre vorher mir anmaaßte Menschen zu schildern, ehe mir noch einer begegnet war!" —

Für die Räuber fand Schiller keinen Verleger und mußte den Druck auf eigene Kosten veranstalten. Doch sehr erfreulich war es für ihn, als ihn schon im Jahre 1781 der Hofkammerrath und Buchhändler Schwan in Mannheim zu einer Umarbeitung dieses Werks für die dortige Bühne auffoderte. Bald darauf erhielt er einen ähnlichen Antrag von dem Freiherrn von Dalberg, dem Direktor des Mannheimer Theaters, der zugleich auf künftige dramatische Producte gerichtet war. Was Schiller

hierauf erwiederte, ist noch vorhanden und es ergiebt sich daraus, wie streng er sich selbst beurtheilte und wie leicht er in jede Abänderung willigte, von deren Nothwendigkeit man ihn überzeugte, doch wie nachdrücklich er auch in wesentlichen Punkten selbst gegen einen Mann, den er hochschätzte, die Rechte seines Werks vertheidigte. Die schriftlichen Verhandlungen endigten sich zu beiderseitiger Zufriedenheit und die Räuber wurden im Jahr 1782 in Mannheim aufgeführt.

Bis zum Jahre 1778 befand sich Schiller auf der Carlsschule und überreichte dann seiner Bestimmung als Arzt und dem Reglement gemäß eine medicinische Probeschrift: Ueber den Zusammenhang der thierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen, (Stuttgart 1780. 4.), ein Werk, das leider im Buchhandel nicht mehr zu haben ist. Schon früher hatte er eine Abhandlung unter dem Titel: Philosophie der Physiologie in einer lateinischen Uebersetzung vorgelegt, die aber nicht im Drucke erschien. In der erstgenannten Probeschrift hatte er, als Belege zu psychologischen Bemerkungen, Stellen aus seinen damals noch ungedruckten Räubern gezogen, die er aber als Uebersetzung eines englischen Trauerspiels (the life of Moor) citirte. Zu diesem Schritte bewog ihn sowohl der Rath seiner Freunde, als die Besorgniß, sich als Verfasser einer, nach dem Schulreglement unerlaubten Arbeit zu bekennen. Doch war er nicht lange mit dieser Anonymität zufrieden und erklärte zu jener Zeit verschiedentlich, daß er sich bei seinem Thun und Streben sehr wenig um das Urtheil der Welt bekümmern würde. Sagt er doch selbst: „Wohl dem, der sie verachten kann die Meinung der Welt! die Fürsten sind ihr Geschöpf, sie müssen ihre Sklaven seyn!" —*)

Ehe wir aber Schillern, den Zögling der Carlsschule verlassen, sey es uns vergönnt, aus einer der merkwürdigsten Perioden seines Lebens, noch einiges Wenige hier einzuschalten. Bei Gelegenheit der Räuber verdient es vielleicht bemerkt zu werden, daß Schiller einmal bei der Deklamation einiger Scenen dieses Stücks, wozu ihn seine Mitschüler dann und wann aufzufodern pflegten,

*) S. den Geisterseher. Leipzig 1789. S. 125. (in den Werken Bd. IV).

durch einen seiner Lehrer überrascht wurde. Bei den Worten, die Franz Moor zu Moser sagt: „Ha was! du kennst keine drüber! Besinne dich nochmals! Tod, Himmel, Ewigkeit, Verdammniß schwebt auf dem Laute deines Mundes! — Keine einzige drüber*)“ — öffnete sich die Thüre und der hereintretende Inspector sah Schillern wüthend und in Verzweiflung die Stube auf und niedergehen. „Ei so schäme man sich doch, wer wird so entrüstet seyn und fluchen, sagte er zu ihm.“ Die andern Zöglinge lachten hinter dem Aufseher ins Fäustchen und Schiller rief ihm bitter lächelnd nach: „Ein confiscirter Kerl!“ —

Solchen Unterrichtsstunden, denen Schiller nicht gerne beiwohnte, suchte er dadurch zu entgehen, daß er sich krank anmelden ließ. Allein da man bald merkte, daß die Krankheit nicht perpetuel war und nur an gewissen Tagen und Stunden den Patienten heimsuchte, so achtete man nicht viel darauf, ließ sich zwar sein Nichterscheinen gefallen, verordnete ihm aber zur Kur starke Pensa und obendrein in der Wissenschaft, in die er gerade nicht tief eindringen wollte. Darüber ward Schiller einst so aufgebracht, daß er das ihm aufgedrungene Pensum dem Ueberbringer mit den Worten vor die Füße warf: „Ich muß bei der Wahl meiner Studien den freien Willen haben!“ — Er mußte indeß diese Aeußerung dadurch büßen, daß er auf einige Zeit degradirt wurde, und lernte einsehen, daß die Inspectoren in solchen Fällen mit ihrem freien Willen und dem Reglement weiter, als er mit dem seinigen reichten.

Doch mehr noch als Vorfälle dieser Art ihn schmerzten, war Schiller mit dem eingezogenen, von allen Menschenfreuden entfernten Leben unzufrieden, so daß er zu mehreren malen mit einigen seiner Vertrauten zur Abendzeit oder in andern Freistunden seinem Kerker zu entfliehen suchte, um glückliche Augenblicke des Blüthenlebens genießen, oder von fern das Thun und Treiben der Menschen belauschen zu können. Oefters ist Schillern diese Flucht geglückt, die er vorzüglich in den letzten Jahren seines Aufenthalts auf der Carlsschule unternahm. Allein ein Plan, nach welchem er sich im Jahre 1775 mit einigen vertrauten Freunden immerwährende Freiheit

*) Die Räuber. Act V. Sc. 1.

zu verschaffen suchte, mislang, ohne jedoch verrathen zu seyn, völlig. „Die Inspectoren," sagte Schiller einige Jahre später scherzend, „würden von dieser Flucht keine neue Zeitrechnung eingeführt haben." —

Dem Aufenthalte auf der Carlsschule, dessen sich Schiller in reifern Jahren mit vielem Vergnügen erinnerte, verdankte er seinen, im spätern Leben besonders auffallenden Gang. „Ich bin noch immer an die Taktik der Militairschule gewöhnt," sagte er einst scherzend, da man ihm den leichten, behenden Gang eines seiner Freunde rühmte.

Nach Ueberreichung der erwähnten medicinischen Probeschrift ward Schiller als Regimentsarzt bei dem Regimente Augé angestellt; und dadurch in eine freiere Laufbahn versetzt, doch noch sah er Fesseln um sich, wo er sich fesselfrei wähnte. Die Aufführung seines Schauspiels die Räuber auf der Mannheimer Bühne, hatte den sehnlichen Wunsch in ihm rege gemacht, derselben beizuwohnen, doch ward ihm sein dringendes Gesuch zur Reise von seinen Vorgesetzten abgeschlagen. Er achtete indeß auf die Verweigerung dieses Urlaubs nicht, übertrug seinem Freunde, Herrn M... in L... verschiedene erhaltene Aufträge und reiste dann heimlich nach Mannheim. — „Darüber dürfen Sie nichts Arges haben!" (so schrieb er an denselben)„ Welcher kräftige Jüngling wurde nicht wünschen, das Kind seiner ersten Liebe zu sehen? Und wünsche ich etwas andres zu sehen, als jenes jugendliche erste Kind, welches sein Daseyn, wo nicht einem kräftigen Jünglinge, so doch einer jugendlichen ernsten Beschäftigung eines Jünglings zu danken hat?" —

Schiller kam in Mannheim an und sah hier zum erstenmale sein Schauspiel, die Räuber, auf der Bühne. Das kunstvolle Spiel eines Beil, Beck und vorzüglich Iffland's als Franz Moor hatte auf Schillern so begeisternd gewirkt, daß er den Wunsch äußerte, Mitglied des Theaters zu werden. Diesem setzte sich indeß vorzüglich Beil sehr ernstlich entgegen und sagte prophetisch: „Nicht als Schauspieler, sondern als Schauspieldichter werden Sie der Stolz der deutschen Bühnen werden!" —

Schillers Entfernung von Stuttgart war nicht verborgen geblieben und er mußte dieses Vergehen gegen seine Vorgesetzten mit einem vierzehntägigen Arreste bü-

ßen. Doch erwarteten ihn noch weit widrigere Schicksale. Die Räuber waren in Mannheim sowohl, als auch an andern Orten, selbst in Stuttgart, mit Beifall gelesen worden, und ihr Verfasser, den man bisher für einen excentrischen Kopf, mitunter auch für einen Wildfang gehalten hatte, ward nun der Gegenstand der allgemeinen Bewunderung, aber auch der — Verfolgung. Schon das Tyrannenlied, das er in Schubarts Chronik hatte einrücken lassen, hatte große Sensation gemacht, die durch die Räuber noch vermehrt und unterhalten wurde. — „Blut säufst du, wie Wasser — Menschen wägen auf deinem mörderischen Dolche keine Luftblase — der Günstling, der sich aus dem Pöbelstande emporgehoben, dessen Hoheit Schemel der Fall seines Nachbaren war — ein Minister jenes Gelichters, der Ehrenstellen und Aemter an die Meistbietenden verkaufte und den trauernden Patrioten von der Thüre stieß — u. s. w." Das waren Stellen, die man Schillern sehr übel deutete. — „Ich muß eilen," schrieb er an Herrn F... in St... „daß ich von hier wegkomme; man möchte mir am Ende gar in Hohenasperg, wie dem ehrlichen Schubart*) ein Logis anweisen. — Man redet von besserer Ausbildung, die ich bedürfen soll. Es kann seyn, daß man mich in Hohenasperg anders bilden würde; allein man lasse mich bei meiner jetzigen Ausbildung, die ich gern in geringerem, aber mir gefälligerem Grade besitzen will — denn so verdanke ich sie doch meinem freien Willen und der Zwang verachtenden Freiheit." —

Und an Herrn B... in M...: „Ich denke längst in den Angelegenheiten, wobei man mich jetzt unter eine, den Geist fesselnde Curatel setzen möchte, mündig gewesen zu seyn. Das Beste ist, daß man solchen plumpen Fesseln ausweichen kann; — mich sollen sie we-

*) Dieser saß bekanntlich auf der genannten Festung 8 Jahre gefangen, weil er gewissen Leuten ein Stein des Anstoßes gewesen war, und erlangte durch seine Hymne auf Friedrich den Einzigen seine Freiheit wieder. Uebrigens verdient es hier als Widerlegung des Gerüchts, Schiller habe ihm einen Theil seiner Bildung zu verdanken gehabt, angeführt zu werden, daß er ihn einmal aus Theilnahme an seinem Schicksale besuchte, ohne in irgend einer Verbindung mit ihm zu stehen.

nigstens nie drücken, und ich eile nächstens in der gewissen Ueberzeugung in Ihre Arme."

Die Gefahr, die Schillern bedrohte, war nun wohl so groß nicht, als er sie sich, den eben mitgetheilten Briefen zufolge, dachte; doch kam noch ein andrer Umstand hinzu, der ihm den Aufenthalt in Stuttgart verleidete. Ein vornehmer Graubündner beschwerte sich über eine Stelle in den Räubern, in welcher von seinen Landsleuten als von gemeinen Straßenräubern gesprochen werde (eine in Schwaben nicht ungewöhnliche Art von den Graubündnern zu sprechen*) und der Herzog von Würtemberg verbot Schillern, außer dem medicinischen Fache irgend etwas drucken zu lassen. Dies war für ihn eine um so drückendere Beschränkung, da er sich mit dem Professor Abel und dem jetzt verstorbnen Bibliothekar Petersen zur Herausgabe einer Zeitschrift, Würtembergisches Repertorium der Literatur betitelt, vereinigt, wovon drei Stücke erschienen, die einige Aufsätze, als: Ueber das gegenwärtige deutsche Theater; der Spaziergang unter den Linden; eine großmüthige Handlung aus der neuesten Geschichte, und einige Recensionen, vorzüglich eine sehr strenge und ausführliche über die Räuber enthielten**). Der Herzog, der für Schillern ein gewisses Interesse hatte, ließ ihn zu sich kommen und machte ihm den Antrag, ihm künftig alle seine poetischen Producte, zu zeigen. Diesen zu erfüllen war Schillern unmöglich, und seine Weigerung ward natürlich nicht gut aufgenommen. Er beschloß daher Stuttgart zu verlassen, doch wünschte er es nicht ohne Erlaubniß des Herzogs zu thun. Diese Erlaubniß hoffte er durch den Freiherrn v. Dalberg auszuwirken und seine Briefe an ihn enthalten mehrmalige dringende Gesuche um eine solche Ver-

*) S: J. M. Armbrusters Schwäb. Mag. (Kempten 1785) wo unter der Aufschrift: Beitrag zu einem schwäbischen Martyrologinm, einige Actenstücke über diesen Vorfall (abgedruckt in der Berl. Monats-Schrift October 1805) aufgeführt sind, und der Garten-Inspector Walter in Ludwigsburg als Agent der Graubündner gegen Schiller genannt wird.

**) Es wäre wohl zu wünschen gewesen, daß man diese, in ihrer Art höchst merkwürdige Selbstrecension der neuen Cottaischen Ausgabe von Schillers Werken beigefügt hätte.

wendung. Aber es mochten Schwierigkeiten eintreten, seine Bitte zu erfüllen; seine Ungeduld wuchs, er entschloß sich zur Flucht und wählte dazu den Zeitpunkt im October 1782, da in Stuttgart Alles mit den Feierlichkeiten beschäftigt war, die durch die Ankunft des damaligen Großfürsten Paul veranlaßt wurden.

Unter fremdem Namen ging er nach Franken und lebte dort beinahe ein Jahr in der Nähe von Meinungen zu Bauerbach, einem Gute der Frau Geheimen-Räthin von Wollzogen, deren wohlwollende Aufnahme er seiner Verbindung mit ihren Söhnen, die mit ihm in Stuttgart studirt hatten, verdankte. Hier widmete er sich sorglos und ungestört seinen poetischen Arbeiten und lieferte die Verschwörung des Fiesko, ein schon in Stuttgart während seines Arrests angefangenes Werk, Kabale und Liebe, und die ersten Ideen zu Don Carlos. Im September 1783 begab er sich nach Mannheim, wo er überall mit Zuvorkommung empfangen wurde, und mit dem dortigen Theater in genauere Verbindung trat. Er hat seit seiner Entfernung von Stuttgart seine medicinischen Kenntnisse nie als Erwerbszweig betrachtet. Die Fürsprache seiner Freunde, vorzüglich des Freiherrn v. Dalberg, und mehr noch seine eigene Genialität erhoben Schillern sehr bald, und gewährten ihm die Freude, sich als Theaterdichter an der Mannheimer Bühne angestellt zu sehen, ein Amt, dem er mit ganzer Neigung vorstand. Schon damals betrachtete er die Bühne, „als eine moralische Anstalt, als eine Schule der practischen Weisheit, als einen unfehlbaren Schlüssel zu den geheimsten Zugängen der menschlichen Seele. — Hier nur hören die Großen der Welt, was sie nie oder selten hören — Wahrheit; was sie nie oder selten sehen, sehen sie hier — den Menschen!“ *)

Auch ward er zum Mitgliede der damaligen churpfälzischen deutschen Gesellschaft aufgenommen. „Churpfalz,“ so schrieb er darüber an seinen Freund Zumsteeg, „ist mein Vaterland, denn durch meine Aufnahme in die gelehrte Gesellschaft, deren Protector der Churfürst ist, bin ich nationalisirt und churfürstlich pfalzbairischer Unterthan. Mein Clima ist das Theater, in

*) S. Schillers Aufsatz: Die Schaubühne als eine moralische Anstalt betrachtet. (in s. Werken Bd. II. S. 392.)

dem ich leb' und webe, und meine Leidenschaft ist glücklicherweise mein Amt." —

Durch die Verbindung mit Männern, von denen er eine kräftige Mitwirkung erwartete, entwarf Schiller einen Plan, der Mannheimer Bühne durch eine dramaturgische Gesellschaft mehr Vollkommenheit zu geben, der jedoch nicht zur Ausführung kam. Um indeß für diesen Zweck etwas zu leisten, unternahm er im Jahre 1784 die Herausgabe einer Zeitschrift unter dem Namen der Rheinischen Thalia. „Alle meine Verbindungen," sagt er in der Ankündigung derselben, „sind nunmehr aufgelöst. Das Publikum ist mir jetzt Alles, mein Studium, mein Souverain, mein Vertrauter. Ihm allein gehöre ich jetzt an. Vor diesem und keinem andern Tribunal werde ich mich stellen. Dieses nur fürcht' ich und verehr' ich. Etwas Großes wandelt mich an bei der Vorstellung, keine andere Fessel zu tragen, als den Ausspruch der Welt — an keinen andern Thron mehr zu appelliren, als an die menschliche Seele. — Den Schriftsteller überhüpfe die Nachwelt, der nicht mehr war, als seine Werke — und gern gestehe ich, daß bei Herausgabe dieser Thalia meine vorzügliche Absicht war, zwischen dem Publikum und mir ein Band der Freundschaft zu knüpfen." —

Indeß war Schillers Verschwörung des Fiesko auf dem Mannheimer Theater mit aller theatralischen Pracht und mit ausgezeichnetem Beifalle gegeben worden. Sehr verschieden von seinem ersten dramatischen Producte war dieß zweite. Schiller war nun in die Welt wirklich eingetreten, er hatte mit diesem Eintritte in dieselbe nicht allein die Natur, sondern auch die Kunst besser kennen gelernt, und beides mußte seine Formen veredlen. Doch war dieß Trauerspiel in mancher Hinsicht seinen Räubern auch sehr ähnlich, denn Schiller hatte sich selbst in die Welt, die er betrat, mitgebracht, und weilte bei seinem Hange zum Ungewöhnlichen am liebsten bei dem Kampfe der freien Menschheit bald mit dem Schicksal, bald mit dem Staate und seinen Conventionen. Daß er sich indeß bei diesem Trauerspiel sowohl, als bei dem unmittelbar darauf folgenden (Kabale und Liebe *)

*) Dieß Stück ist in mehrere Sprachen übersetzt worden, unter andern in's Englische von J. J. K. Timäus. Leipzig 1795.

mehr vom Nachdenken leiten ließ; daß er sich strenger an die Regeln der dramatischen Kunst hielt, erhellt aus folgender Stelle der Vorrede zum Fiesko: „Freiheiten, welche ich mir mit den Begebenheiten herausnahm, wird der Hamburgische Dramaturgist entschuldigen, wenn sie mir geglückt sind; sind sie das nicht, so will ich doch lieber meine Phantasien, als Facta verdorben haben. Die wahre Catastrophe des Complotts, worin der Graf durch einen unglücklichen Zufall am Ziele seiner Wünsche zu Grunde geht, mußte durchaus verändert werden, denn die Natur des Drama's duldet den Finger des Ungefährs oder der unmittelbaren Vorsehung nicht. Es sollte mich sehr wundern, warum noch kein tragischer Dichter in diesem Stoffe gearbeitet hat, wenn ich nicht Grund genug in eben dieser undramatischen Wendung fände. Höhere Geister sehen die zarten Spinnenweben einer That durch die ganze Dehnung des Weltsystems laufen und vielleicht an die entlegensten Grenzen der Zukunft und Vergangenheit anhängen — wo der Mensch nichts, als das in freien Lüften schwebende Faktum, sieht. Aber der Künstler wählt für das kurze Gesicht der Menschheit, die er belehren will, nicht für die scharfsichtige Allmacht, von der er lernt. — Aber so merkwürdig sich auch das unglückliche Project des Fiesko in der Geschichte gemacht hat, so leicht kann es doch diese Wirkung auf dem Schauplatz verfehlen. Wenn es wahr ist, daß nur Empfindung Empfindung weckt, so müßte, deucht mich, der politische Held in eben dem Grade kein Subjekt für die Bühne seyn, in welchem er den Menschen hinten ansetzen muß, um der politische Held zu seyn. Es stand daher nicht bei mir, meiner Fabel jene lebendige Gluth einzuhauchen, welche durch das lautere Product der Begeisterung herrscht, aber die kalte, unfruchtbare Staatsaction aus dem menschlichen Herzen herauszuspinnen und eben dadurch an das menschliche Herz wieder anzuknüpfen — den Mann durch den staatsklugen Kopf zu verwickeln und von der erfinderischen Intrigue Situationen für die Menschheit zu entlehnen, — das stand bei mir. Mein Verhältniß mit der bürgerlichen Welt machte mich auch mit dem Herzen bekannter, als mit dem Cabinet, und vielleicht ist eben diese politische Schwäche zu einer poetischen Tugend geworden."

Außerdem, daß Schiller die Herausgabe der Thalia besorgte und an mehreren andern Zeitschriften; z. B. an Stäudlin's Anthologie und Armbrusters Chronik Theil nahm, *) beschäftigten ihn während seines Aufenthaltes in Mannheim mehrere dramatische Stoffe, unter andern die Geschichte Conradin's von Schwaben und ein zweiter Theil der Räuber. Die Idee Shakespeares Macbeth und Timon für die deutsche Bühne zu bearbeiten, kam nicht zur Ausführung da er sich für den Carlos bestimmte und einige Scenen davon im ersten Hefte der Thalia einrücken ließ. Die Vorlesung dieser Scenen an dem Landgräflich Hessen-Darmstädtschen Hofe gab Gelegenheit, daß Schiller dem dabei gegenwärtigen, regierenden Herzoge von Sachsen-Weimar bekannt, und von ihm zum Rath ernannt wurde, eine Auszeichnung, die für Schillern späterhin die wichtigsten Folgen hatte. —

Doch nicht dem dramatischen Fache ausschließlich widmete sich Schiller damals. Mit welcher Liebe er sich zu jener Zeit in die Arme der Philosophie warf, bezeugen seine philosophischen Briefe von Julius und Raphael **) zur Genüge. Je quälender der Zweifel, desto größer die Auffoderung zu Ueberzeugung und Gewißheit. Von jenem werden wir zu diesen geführt und es ist ein köstlicher Genuß, von den ersten Momenten einer kindlich dumpfen Betäubung bis zu dem wankenden Glauben, von diesem bis zur Ueberzeugung: „Glaube Niemand als deiner eignen Vernunft; es giebt nichts Heiliges als die Wahrheit," dem Forscher zu folgen und zu sehen, wie er, anfangs die Wahrheit durch Gefühl zu fesseln meinend, endlich keine Rettung und keinen Trost findet, als in sich selbst und seiner Vernunft. Man sieht, wie er aus dem Dogmatismus in den Materialismus geworfen wird, wie er sich sträubt gegen den Gedanken, daß seine Glückseligkeit dem harmonischen Tact seines Sensoriums anvertraut sey, daß seine Ueberzeugung mit seinem Aderschlage wanken könne, wie er durch alle Irrgewinde des Spinozismus sich ängstet, wie sein Herz

*) Die Schlacht, die Kindesmörderin, und die Gedichte an Laura (eine Tochter des Kammerraths Schwan in Mannheim) fallen in diese Periode.

**) in s. Werken Bd. IV. S. 433.

die trostlose Lehre aufgiebt, schwärmerisch lieber in die Arme des Supernaturalismus flüchtet, und nur beruhigt wird, wo — Vernunft und Glaube sich umarmen, wie sich aus Fingerzeigen schließen läßt, da diese Briefe leider Fragment geblieben sind.

Schiller hatte in Mannheim heitre Tage erlebt, allein er sehnte sich nach einem erweiterten Wirkungskreise. Die Unzufriedenheit mit seiner Lage spricht sich sehr lebhaft in mehrern seiner damaligen Briefe aus. Endlich beschloß er nach Leipzig zu gehen, und schrieb kurz zuvor an seinen dortigen Freund H... „Das ist also vermuthlich der letzte Brief, den ich Ihnen aus Mannheim schreibe. Die Zwischenzeit vom 15. März bis heute hat sich für mich wie eine Criminalacte ausgedehnt, und — Gottlob! nun bin ich Ihnen um ganzer zehn Tage näher. — Und nun, mein Bester, einmal haben Sie sich doch meine ganze Vertraulichkeit auf den Nacken geladen, gönnen Sie mir also die Freude, Sie in's Innere meiner häuslichen Wünsche zu führen. Ich bin Willens bei meinem neuen Etablissement in Leipzig einem Fehler zuvorzukommmen, der mir in Mannheim bisher sehr viel Unannehmlichkeiten machte. Es ist dieser, meine eigene Oekonomie nicht mehr zu führen, und auch nicht mehr allein zu wohnen. Das erste ist schlechterdings meine Sache nicht; es kostet mir weniger Mühe, eine ganze Verschwörung und Staatsaction durchzuführen, als meine Wirthschaft, und Poesie, wissen Sie selbst, ist nirgends gefährlicher als bei ökonomischen Rechnungen. Meine Seele wird getheilt, ich stürze aus meinen idealischen Welten, wenn mich ein zerrissener Strumpf an die wirkliche mahnt. — Für's andere brauch' ich zu meiner geheimen Glückseligkeit einen rechten wahren Herzensfreund, der mir stets an der Hand ist, wie mein Engel, dem ich meine aufkeimenden Ideen in der Geburt mittheilen kann, nicht aber erst durch Briefe oder lange Besuche zutragen muß. Schon der nichts bedeutende Umstand, daß ich, wenn dieser Freund außer meinen vier Pfälen wohnt, die Straße passiren muß, um ihn zu erreichen, daß ich mich umkleiden muß u. d. gl. tödtet den Genuß des Augenblicks, und die Gedankenreihe kann zerrissen seyn, bis ich ihn habe. Sehen Sie, mein Bester, das sind nur Kleinigkeiten, aber Kleinigkeiten tragen oft die schwersten Gewichte im Verlauf un-

sers Lebens. Ich kenne mich besser als vielleicht tausend andrer Mütter Söhne sich kennen; ich weiß, wie viel und oft wie wenig ich brauche, um ganz glücklich zu seyn. Es frägt sich also: kann ich in Leipzig diesen Herzenswunsch in Erfüllung bringen?

„Wenn es möglich zu machen ist, daß ich Eine Wohnung mit Ihnen beziehen kann, so sind alle meine Besorgnisse darüber gehoben. Ich bin kein schlimmer Nachbar, wie Sie sich vielleicht vorstellen möchten; um mich in einen Andern zu schicken, habe ich Biegsamkeit genug, und auch hier und da etwas Geschick, wie Yorik sagt, ihn verbessern und aufheitern zu helfen. Können Sie mir dann noch außerdem die Bekanntschaft von Leuten zu wege bringen, die sich meiner kleinen Wirthschaft annehmen mögen, so ist alles in Richtigkeit. — Ich brauche nichts mehr als ein Schlafzimmer, das zugleich mein Arbeitszimmer seyn kann, und dann ein Besuchzimmer. Mein nothwendiges Hausgeräth wäre eine gute Commode, ein Schreibtisch, ein Bett und Sopha; dann ein Tisch und einige Sessel. Hab' ich dieses, so brauche ich zu meiner Bequemlichkeit nichts mehr. Parterre und unter dem Dache kann ich nicht wohnen, und dann möcht' ich auch durchaus nicht die Aussicht auf einen Kirchhof haben. Ich liebe die Menschen und also auch ihr Gedränge. — Wenn ich's nicht so veranstalten kann, daß wir (ich verstehe darunter das fünffache Kleeblatt) zusammen essen, so würde ich mich an die Table d'hôte im Gasthofe engagiren, denn ich fastete lieber, als daß ich nicht in Gesellschaft (großer oder auserlesen guter) speiste."

„Ich schreibe Ihnen dieß Alles, liebster Freund, um Sie auf meinen närrischen Geschmack vorzubereiten, und Ihnen allenfalls Gelegenheit zu geben, hier oder dort einen Schritt zu meiner Einrichtung im Voraus zu thun. Meine Zumuthungen sind freilich verzweifelt naiv, aber Ihre Güte hat mich verwöhnt. — Den ersten Theil der Thalia werden Sie nunmehr haben, und das Urtheil über den Carlos wird bereits ausgesprochen seyn. Doch ich will es mündlich empfangen. Hätten wir fünf uns nicht gekannt, wer weiß, ob Sie meine Bekanntschaft nicht bei Gelegenheit des Carlos gemacht hätten." —

Sehr merkwürdig ist Wielands Urtheil *) in einem Briefe vom 8. März 1785 über die im ersten Hefte der Thalia mitgetheilten Probescenen jenes Stücks. Die Härte, ja Unbilligkeit dieses Urtheils können wir indeß dem biedern Sänger des Oberon wohl um so eher verzeihen, da ihm, nach seinem eignen Geständnisse: „das dramatische Fach niemals innerer Beruf, noch besondres Studium war." —

„Ich hege," sagt er, „keine geringe Meinung von den Fähigkeiten des Hrn. S. und ich habe auch in diesen ersten Scenen seines Don Carlos viele Stellen und einzelne Züge gefunden, die mich darin bestärkt haben. Soll ich aber aufrichtig gestehen, was das Resultat einer aufmerksamen Prüfung seiner Arbeit bei mir gewesen ist, so glaube ich, daß er seine, noch immer zu feurige, und zum Ausschweifen geneigte Einbildung noch durch leichtere Vorübungen, z. B. durch Bearbeitung eines oder mehrerer Süjets aus den alten heroischen Zeiten, noch mehr zu bändigen suchen, die Kunst der Tragödie noch mehr aus den Werken der Griechischen und Französischen Meister studiren, sich um eine nicht blos dichterische, sondern exacte philosophische Theorie der menschlichen Natur bewerben, und mit Einem Worte, die Zeit der Reife seines Geistes erwarten sollte, ehe er er ein Werk unternähme, wo der Verfasser der Räuber alle Augenblicke Gefahr läuft, gegen Wahrscheinlichkeit, Schicklichkeit und Anständigkeit zu verstoßen. — Ich kann mich irren, aber wenigstens spreche ich nach meiner innigsten Ueberzeugung, wenn ich sage, daß ich weder die Charactere richtig gezeichnet, noch die Leidenschaften mit Wahrheit dargestellt finde; daß ich, auch dann, wenn ich zugeben könnte, daß es einem Tragödienschreiber, der seine Personen aus dem sechzehnten Jahrhundert und dem Hofe König Philipp II. nimmt, erlaubt sey, sie in idealische Phantasiegeschöpfe zu verwandeln, doch die psychologische Wahrheit nicht selten an ihnen vermisse, ohne welche sie allenfalls, wenn man will, schöne Carrikaturen seyn mögen, aber doch immer nur Carrikaturen sind; daß ich ziemlich

*) das wir hier nur auszugsweise mittheilen, und in der Schrift: C. M. Wieland geschildert von J. G. Gruber. Leipz. und Altenb. 1816 (Bd. II. S: 571—78) nachzulesen bitten.

häufig auf Gedanken und Ausdrücke gestoßen bin, die, meinem Gefühl nach, bald schwülstig, bald zur Unzeit witzig, bald sonst unschicklich u. s. w. sind. — Ich sehe, was Hr. S. thun wollte — ich sehe auch daß es ihm hier und da gelungen ist: aber im Ganzen sehe ich doch in der Arbeit, wie er die Gesinnungen und Leidenschaften dieses Prinzen ausdrückt, mehr einen Giganten, als einen Helden, mehr einen Wilden, der nie ein andres Gesetz kannte als die rohe Natur, als einen Prinzen, der von einem Carl V. seine erste Bildung erhalten hatte. ——— Ueber den Charakter des Rodrigo und die Schlußscene dieses Acts zwischen ihm und dem Prinzen wäre vieles zu sagen; ich erinnere hier nur dieß einzige: wenn die Anecdote, an die ihn der Prinz S: 126 wieder erinnert, wahr ist; wenn Rodrigo zugeben und zusehen konnte, daß Don Carlos um seinetwillen unschuldigerweise so schimpflich und unmenschlich mishandelt wurde, so war Rodrigo der elendeste unter allen Nichtswürdigen, die jemals unverdienterweise Athem geholt haben; und es braucht nichts als diesen einzigen Characterzug, um ihn den Zuschauern durch das ganze Stück unerträglich zu machen. Im Vorbeigehen bemerke ich noch, daß der spanische Name Rodrigo die mittlere Sylbe schlechterdings lang haben muß, und daß man eben so wenig (wie Hr. S. durchgehends thut) Rodrigo (—◡◡) als Henricus (—◡◡) oder Polonus (—◡◡) sagen kann." —

„Hr. S. größter Fehler ist — ein Fehler, um den ihn mancher deutsche Schriftsteller zu beneiden Ursache hat — ist wirklich nur, daß er noch zu reich ist, zu viel sagt, zu voll an Gedanken und Bildern ist, und sich noch nicht genug zum Herrn über seine Einbildungskraft und seinen Witz gemacht hat. Sein allzugroßer Ueberfluß zeigt sich auch in der Länge der Scenen, ich erschrecke, wenn ich überrechne, wie groß sein ganzes Stück werden, und wie lang es spielen muß, da der erste Act schon fünfthalb Bogen ausfüllt. Fühlen, wenn es genug ist, und aufhören können, auch das ist schon eine große Kunst. Das größte Stück des Sophokles hat kaum so viel Verse, als Hrn. S. erster Act. — Uebrigens überlasse ich mich mit Vergnügen der Hoffnung, daß er durch gehörige Ausbildung seiner glücklichen Anlagen

sich der Aufmunterungen des Publikums immer würdiger erweisen werde.“ —

Schiller kam im März des Jahres 1785 in Leipzig an, und verlebte dort in einem Cirkel von auserwählten Freunden glückliche Tage. In dem nahegelegenen Gohlis brachte er einige Monate des Sommers zu, und wurde dort unter andern mit Göschen und dem leider zu früh verstorbenen Roman- und Lustspieldichter Jünger bekannt. Auch der geistreiche Moritz gedenkt in seinem Anton Reiser einer damaligen traulichen Unterhaltung mit Schillern. Das bekannte Lied an die Freude wurde in jener Zeit gedichtet.

Zu Ende des Sommers 1785 ging Schiller nach Dresden, wo er bis zum July 1787 blieb, und sich abwechselnd bald dort, bald in dem nahgelegenen Löschwitz im Hause des Appellationsrath Körner aufhielt. Don Carlos *) wurde hier nicht blos geendigt, sondern erhielt auch eine ganz neue Gestalt. In dieser Tragödie, die er nach Lessings Beispiel in Jamben schrieb, vereinigte sich des Mannes gereifte Weltansicht mit der Wärme des Jünglings. Ein milderes Colorit ist über das Ganze verbreitet, und nur der furchtbare Schluß erinnert vielleicht noch an den einstigen Schiller. „Es kann mir begegnet seyn,“ sagt der Dichter in Betreff dieses Stücks, „daß ich in den ersten Acten andere Erwartungen erregt habe, als ich in den letzten erfüllte. St. Reals Novelle, vielleicht auch meine eigenen Aeußerungen darüber im 1. Stück der Thalia mögen dem Leser einen Standpunkt angewiesen haben, aus dem es jetzt nicht mehr betrachtet werden kann. Während der Zeit nämlich, da ich es ausarbeitete, welches mancher Unterbrechungen wegen eine ziemlich lange Zeit war,

---

*) Er arbeitete damals mit vielem Eifer an diesem Stücke, von dem die ersten Acte bereits bei Göschen gedruckt wurden, und war daher einst von einer Landfahrt, die die Körnerische Familie an einem schönen Herbsttage machte, zurückgeblieben. Unglücklicher Weise aber hatte die Frau Appellationsräthin, im Wahn, Schiller fahre mit, alle Schränke und den Keller zuschließen lassen. So sah sich der Dichter ohne Speise und Trank, ja ohne Holz sogar, und machte, doppelt entrüstet über das Plätschern der Wäsche unter seinem Fenster ein höchst drolliges Gedicht, das sich in d. Wiener Ausgabe d. Werke, Bd. X. befindet.

hat sich in mir selbst vieles verändert. An den verschiedenen Schicksalen, die während dieser Zeit über meine Art zu denken und zu empfinden ergangen sind, mußte nothwendig auch dieses Werk Theil nehmen. Was mich zu Anfang vorzüglich in demselben gefesselt hatte, that diese Wirkung in der Folge schon schwächer und am Ende nur kaum noch. Neue Ideen, die indeß bei mir aufkamen, verdrängten die frühern; Carlos selbst war in meiner Gunst gefallen, vielleicht aus keinem andern Grunde, als weil ich ihm an Jahren zu weit vorausgesprungen war, und aus der entgegengesetzten Ursache hatte Marquis Posa seinen Platz eingenommen. So kam es dann, daß ich zu dem vierten und fünften Acte ein ganz andres Herz mitbrachte. Aber die ersten drei Acte waren in den Händen des Publikums, die Anlage des Ganzen war nicht mehr umzustoßen — ich hätte also das Stück entweder ganz unterdrücken müssen, oder ich mußte die zweite Hälfte der ersten so gut anpassen, als ich konnte. — Der Hauptfehler war, ich hatte mich zu lange mit dem Stücke getragen; ein dramatisches Werk aber kann und soll nur die Blüthe eines einzigen Sommers seyn. Auch der Plan war für die Grenzen und Regeln eines dramatischen Werks zu weitläuftig angelegt. Dieser Plan z. B. foderte, daß Marquis Posa das uneingeschränkte Vertrauen Philipps davon trug; aber zu dieser außerordentlichen Wirkung erlaubte mir die Oekonomie des Stücks nur eine einzige Scene." — *)

Doch nicht der Dichtkunst allein, auch der Geschichte widmete sich Schiller während seines Aufenthalts in Dresden. Die Vorarbeiten zum Don Carlos hatten ihn auf einen reichhaltigen Stoff aufmerksam gemacht, den Abfall der Niederlande unter Philipp II. Zur Behandlung dieses Stoffes fing er nun an Materialien zu sammeln. Der erste und einzige Band dieses historischen Werks erschien zu Leipzig im J. 1788. Ein Jahr früher hatte er ein Werk unter dem Titel: Geschichten der merkwürdigsten Revolutionen und Verschwörungen herausgegeben, wovon ebenfalls nur ein Band erschien. Das Studium der Geschichte scheint ihn damals der Dichtkunst entzogen zu haben, denn außer

---

*) S. d. Briefe über Don Carlos (in Sch. Werken Bd. IV. S. 479.)

dem Entwurfe zu einem Schauspiel: der Menschenfeind und einigen davon vorhandenen Scenen, lieferte er in dieser Periode nur wenige kleine Gedichte.

Die Idee zur Herausgabe eines Romans, unter dem Titel: der Geisterseher (Leipzig 1789) ward wahrscheinlich durch die seltsamen Gerüchte von dem, damals in Frankreich sich aufhaltenden Grafen Cagliostro bei Schillern rege. Es lag durchaus keine wahre Geschichte dabei zum Grunde, und der Dichter, der nie einer geheimen Gesellschaft angehörte, wollte wohl nur auch in dieser Gattung seine Kräfte versuchen. Es ist übrigens dieß Werk die reichste Frucht der Phantasie, und enthüllt uns die verwickeltsten Falten des menschlichen Herzens. Leider blieb es unvollendet, vielleicht aus keiner andern Ursache, als weil Schiller aus mehrern Anfragen sah, daß er blos die Neugier des Publikums gereizt habe; sein Zweck scheint aber wohl eine höhere Wirkung gewesen zu seyn.

Im J. 1787 ging Schiller nach Weimar, wo er von Wieland und Herder auf's freundlichste empfangen ward. Die väterliche Zuneigung des erstern wirkte in einem hohen Grade auf Schillers Empfänglichkeit. Von Wieland zu einer fortgesetzten Theilnahme am deutschen Merkur aufgefodert, lieferte Schiller die Götter Griechenlands, die Künstler, ein Fragment der niederländischen Geschichte, die Briefe über Don Carlos und einige andere prosaische Aufsätze für die Jahrgänge des Merkur von 1788 und 1789, die durch Beiträge von Göthe, Kant, Herder u. a. m. unterstützt, zu den reichhaltigsten gehörten.

Bei Gelegenheit eines Besuchs, den Schiller im Jahre 1787 der Frau Geheimen Räthin von Wollzogen zu Bauerbach, die ihn bei seiner Flucht aus Stuttgart so liebevoll aufnahm, abstattete, verweilte er auch in Rudolstadt, und lernte dort unter andern seine nachherige Gattin, Fräulein von Lengefeld, kennen. „Ich bedarf eines Mediums," schrieb er einige Wochen nach seiner Zurückkunft von dieser Reise an einen Freund, „durch das ich die andern Freuden genieße. Freundschaft, Geschmack, Wahrheit und Schönheit werden mehr auf mich wirken, wenn eine ununterbrochene Reihe feiner wohlthätiger Empfindungen mich

für die Freude stimmt und mein erstarrtes Wesen wieder durchwärmt. Ich bin bis jetzt ein isolirter fremder Mensch in der Natur herumgeirrt und habe nichts als Eigenthum besessen. — Ich sehne mich nach einer bürgerlichen und häuslichen Existenz. — Ich habe seit vielen Jahren kein ganzes Glück gefühlt, und nicht sowohl, weil mir die Gegenstände dazu fehlten, sondern darum, weil ich die Freuden mehr naschte, als genoß, weil es mir an immer gleicher und sanfter Empfänglichkeit mangelte, die nur die Ruhe des Familienlebens giebt."

Schiller ging im folgenden Jahre wieder nach Rudolstadt zurück und lebte vom Mai bis November theils in dem genannten Orte, theils in dem nicht weit davon entlegenen Flecken Volksstädt sehr heitere Tage. Während dieses Aufenthalts pflegte Schiller das Stammhaus der Grafen von Schwarzburg und die Ruinen des Klosters Paulin Zelle oft und gerne zu besuchen. Die Lage derselben ist sehr romantisch und gewährt durch Mannigfaltigkeit der Partieen dem Blicke des Betrachters einen dauernden Reiz. In dem Gasthofe unweit der Schwarzburg, wo den zur Zeit des Vogelschießens in Rudolstadt sich aufhaltenden, und hier einkehrenden Fremden, nach altem Gebrauch, ein Buch zum Einzeichnen ihrer Namen präsentirt wird, schrieb auch Schiller den seinigen nebst folgenden Worten in dasselbe:

„Auf diesen Höhen sah auch ich
Dich freundliche Natur — ja dich!" —

Während der Zeit, daß sich Schiller in Rudolstadt aufhielt, traf sich's auch, daß er zum erstenmale Göthen sah, der eben von seiner Reise durch Italien, die er in Gesellschaft der verwittweten Herzogin Amalia von Sachsen-Weimar gemacht hatte, zurückgekehrt war. Göthe's Ruhe und Unbefangenheit hatte für Schillern, der damals im Bewußtseyn eines rastlosen, unbefriedigten Strebens ihm gegenüber saß, etwas Unbehagliches. — „Im Ganzen genommen," schrieb er über diese Zusammenkunft, „ist meine in der That große Idee von Göthe, nach dieser persönlichen Zusammenkunft nicht vermindert worden, aber ich zweifle, ob wir einander je sehr nahe rücken werden. Vieles, was mir jetzt noch interessant ist, hat seine Epoche bei ihm durchlebt. Sein ganzes Wesen ist schon von Anfang her anders angelegt,

als das meinige, seine Welt ist nicht die meinige, unsere Vorstellungsarten scheinen wesentlich verschieden. Indessen schließt sich aus einer solchen Zusammenkunft nicht sicher und gründlich. Die Zeit wird das Weitere lehren." —

Durch Göthe's Verwendung ward Schillern der sehnliche Wunsch gewährt, der Herzogin Amalia vorgestellt zu werden. Die äußerst gütige Aufnahme, die er hier fand, entzückte und begeisterte ihn. — „Unbeschreiblich glücklich bin ich," schrieb er darüber an einen Freund, „wenn anders die Bekanntschaft mit den Großen der Erde ein Glück zu nennen ist. Doch ich habe ja nicht große, ich habe weise und gute Menschen gesehen, ich habe gefunden, daß Künste und Wissenschaften, Weisheit und Tugend auch von den Thronen herab, Kenner und Verehrer finden. Die Herzogin Amalia — du kennst sie gewiß, die geistvolle Dame und gepriesene Regentin — ich habe sie gesehen, habe mich mit ihr unterhalten dürfen, und räthst du wohl, wer mir zu ihr den Zutritt verschaffte? — Göthe war es. Kopfschüttelnd stehst du da und ich gebe deinem Kopfschütteln meinen Beifall; denn es lehrt mich künftig nie Menschen rasch und nach gefaßten Vorurtheilen zu beurtheilen. Göthe ist wahrlich ein guter Mensch und mag er auch Manches gegen sich haben so kömmt dieses doch nicht aus ihm selbst." —

Wie sehr Göthe Schillern schätzte und liebte, ging daraus hervor, daß er sowohl, als der nachherige Geheime Rath von Voigt seine Anstellung als Professor der Geschichte und Philosophie in Jena bewirkten, da der Professor Eichhorn damals den genannten Ort verließ. Im Jahre 1789 trat er die neue Stelle an und hielt vor einer sehr zahlreichen Versammlung seine akademische Antrittsrede: Was heißt und zu welchem Zweck studirt man Universalgeschichte: *) „Fruchtbar und weit umfassend," sagt er darin mit vielem Feuer, „ist das Gebiet der Geschichte; in ihrem Kreise liegt die moralische Welt. Durch alle Zustände, die der Mensch erlebte, durch alle abwechselnde Gestalten der Meinung, durch seine Thorheit und seine Weisheit, seine Verschlimmerung und seine Veredlung begleitet sie ihn — von allem, was er sich nahm und gab, muß sie Rechenschaft

*) in s. Werken. Bd. VII.

ablegen. Es ist keiner unter Ihnen allen, dem nicht Geschichte etwas Wichtiges zu sagen hätte; alle noch so verschiedenen Bahnen Ihrer künftigen Bestimmung verknüpfen sich irgendwo mit derselben, aber Eine Bestimmung theilen sie alle auf gleiche Weise mit einander, diejenige, welche sie auf die Welt mitbrachten — sich als Menschen auszubilden — und zu dem Menschen eben redet die Geschichte!" —

Dem Studium derselben widmete er sich damals mit dem größten Eifer. Seine Anhänglichkeit dafür spricht sich in einigen Worten aus, die er an einen Freund schrieb:

„Du glaubst kaum, wie zufrieden ich mit meinem neuen Fache bin. Ahnung großer unbebauter Felder hat für mich so viel Reizendes. Mit jedem Schritte gewinne ich an Ideen und meine Seele wird weiter mit ihrer Welt."

Schillers poetische Producte in dieser Periode seines Lebens waren nicht zahlreich, aber bedeutend, und Fortschritte sowohl in Ansehung der Form, als des Inhalts zeigten sich sehr deutlich in den Göttern Griechenlands und in den Künstlern. Unter mehreren Planen die er zu künftigen poetischen Arbeiten entwarf, war auch die Idee einige Situationen aus Wielands Oberon als Oper zu behandeln, die indeß nicht ausgeführt wurde. Ueber den Gedanken, den Stoff zu einem epischen Gedichte aus dem Leben Friedrichs des Großen zu wählen, schrieb er folgendes:

Die Idee, ein episches Gedicht aus einer merkwürdigen Action Friedrichs des zweiten zu machen, ist gar nicht zu verwerfen, nur kommt sie 6 bis 8 Jahre für mich zu früh. Alle Schwierigkeiten, die von der so nahen Modernität dieses Sujets entstehen, und die anscheinende Unverträglichkeit des epischen Tons mit einem gleichzeitigen Gegenstande, würden mich so sehr nicht schrecken. — Ein episches Gedicht im achtzehnten Jahrhunderte muß ein ganz anderes Ding seyn, als eines in der Kindheit der Welt. Und eben das ist's, was mich an diese Idee so anzieht. Unsere Sitten, der feinste Duft unserer Philosophien, unsere Verfassungen, Häuslichkeit, Künste, kurz Alles muß auf eine ungezwungene Art darin niedergelegt werden, und in einer schönen harmonischen Freiheit leben, so wie in der Iliade alle Zweige

der griechischen Cultur u. s. w. anschaulich leben. Ich bin auch gar nicht abgeneigt, mir eine Maschinerie dazu zu erfinden, denn ich möchte auch alle Forderungen, die man an den epischen Dichter von Seiten der Form macht, haarscharf erfüllen. Diese Maschinerie aber, die bei einem so modernen Stoffe, in einem so prosaischen Zeitalter, die größte Schwierigkeit zu haben scheint, kann das Interesse in einem hohen Grade erhöhen, wenn sie eben diesem modernen Geiste angepaßt wird. Es rollen allerlei Ideen darüber in meinem Kopfe trüb durch einander, aber es wird sich noch etwas Helles daraus bilden. Aber welches Metrum ich dazu wählen werde, erräthst Du wohl schwerlich — Kein anderes als Ottave rime. Alle andere, das jambische ausgenommen, sind mir in den Tod zuwider, und wie angenehm müßte der Ernst, das Erhabene in so leichten Fesseln spielen! Wie sehr wird der epische Gehalt durch die weiche sanfte Form schöner Reime gewinnen. Singen muß man es können, wie die griechischen Bauern die Iliade; wie die Gondolieri in Venedig die Stanzen aus dem befreiten Jerusalem. Auch über die Epoche aus Friedrichs Leben, die ich wählen würde, habe ich nachgedacht. Ich hätte gern eine unglückliche Situation, welche seinen Geist unendlich poetischer entwickeln läßt. Die Haupthandlung müßte, wo möglich, sehr einfach und wenig verwickelt seyn, daß das Ganze immer leicht zu übersehen bliebe, wenn auch die Episoden noch so reichhaltig wären. Ich würde darum immer sein ganzes Leben und sein Jahrhundert darin anschauen lassen. Es giebt kein besseres Muster als die Iliade." —

Das Studium der Griechen, das damals für Schillern sehr anziehend war, veranlaßte auch die Uebersetzung der Iphigenia in Aulis und einiger Scenen aus den Phönicierinnen des Euripides. Nach ihnen wollte er den Agamemnon des Aeschylus übersetzen. Einige Jahre später entstanden die Uebersetzungen aus Virgils Aeneis, durch Bürgers Ankunft in Weimar veranlaßt. Beide Dichter wollten dasselbe Stück im Virgil, jeder in einem selbstgewählten Versmaaße übersetzen.

Schiller verlebte die ersten Jahre seines Aufenthalts in Jena in einer äußerst glücklichen Stimmung, welche durch den Umgang von Paulus, Schütz, Hufeland

und ganz vorzüglich durch die genaue Verbindung, in der er mit Reinhold stand, veranlaßt wurde. Dies führte ihn auf das Studium der Kantischen Philosophie, das für ihn äußerst anziehend war, und dem wir seine Aufsätze über tragische Kunst, das Erhabene, das Pathetische, über Anmuth und Würde, über den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen, seine Gedanken über den Gebrauch des Niedrigen und Gemeinen in der Kunst, seine Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen und seine Abhandlung über naive und sentimentalische Dichtung verdanken. Doch entzog ihn das Studium der Philosophie nicht gänzlich der Geschichte. Er lieferte in diesem Fache seine Sammlung merkwürdiger Memoires vom 12ten Jahrhundert an bis auf die neuesten Zeiten (1790) und seine Geschichte des dreißigjährigen Krieges (1791). Ueber die letztere wird gewiß jeder Wielands Urtheil von ganzem Herzen unterschrieben. „Sie hat," sagt er, *) „so viele Leser gehabt, als es in dem ganzen Umfang unserer Sprache Personen giebt, die auf einigen Grad von Kultur des Geistes Anspruch zu machen haben. Von einem Schriftsteller verfaßt, dessen frühere Werke in der dramatischen Dichtkunst sowohl, als in derjenigen, die sich mehr dem eigentlichen Gebiete der historischen Muse nähert, große Erwartungen von dem, was sein Geist in dem Zeitpunkt seiner Reife leisten könnte, erweckt hatte, übertraf sie selbst diejenigen, zu welchen man sich durch seinen ersten Versuch in dem historischen Fach berechtigt hielt, einen Versuch der bereits alles, was unsere Literatur in dieser Art aufzuweisen hatte, hinter sich zurückließ und natürlicher Weise in allen, denen der Ruhm der Nation nicht gleichgültig ist, den Wunsch erregen mußte, daß ein Schriftsteller, der bei seinen ersten Schritten in dieser neuen Laufbahn ein so entschiedenes Talent, sich zu einem Platze neben Hume, Robertson und Gibbon emporzuarbeiten, gezeigt hatte, sich, wo nicht gänzlich, doch hauptsächlich der Geschichte unsres Vaterlandes widmen möchte." —

*) S: Wielands Vorrede z. Gesch. d. 30jähr. Krieges, Leipz. 1791. 3 Bde. 12.

Die historischen und philosophischen Studien, denen sich Schiller in dieser Periode seines Lebens weihte, hatten ihn der Dichtkunst entzogen. In den Jahren 1790 bis 94 wurde kein einziges Originalgedicht fertig, und nur die Uebersetzungen aus dem Virgil fallen in diese Zeit. Indeß beschäftigten Schillern damals mehrere Plane zu künftigen poetischen Arbeiten, zu denen die Idee zu einer Hymne an das Licht und zu einer Theodicee gehörte.

Es ist vielleicht hier an seinem Orte, eine Stelle aus Fr. Schlegels Geschichte der alten und neuen Literatur (Wien 1815) einzuschalten. „Einige sind der Meinung gewesen," sagt er (Bd. II. S: 516) „das Studium der Philosophie sey Schillern schädlich gewesen, auch für seine Kunst. Allein in Zweifeln befangen war er schon früher; und die innere Befriedigung eines solchen Geistes muß doch immer als das Erste gelten, und ist wichtiger als alle äußere Kunstübung. Und selbst für die Kunst dürften diese großen historischen und philosophischen Zurüstungen Schillers zu einigen Dramen eher zu loben als zu tadeln seyn. —— Ist Schiller in einigen Werken seiner mittlern Periode nicht frei von einer verkehrten Anwendung philosophischer Begriffe über das Wesen der alten Tragödie, oder von historischer Einseitigkeit, so entspringen diese Mängel nicht daraus, daß er sich der Speculation ergab, sondern nur daraus, daß diese Studien, so ernst er sie auch getrieben, und so gründlich er sie meinte, doch noch nicht zum Ziel gelangt und für seinen Zweck vollendet waren." —

An der glücklichen Stimmung, in der sich Schiller damals befand, hatte auch seine Verbindung mit dem Fräulein von Lengefeld die er im Februar 1790 vollzog, keinen geringen Antheil. „Es lebt sich doch," schrieb er darüber einem Freunde, „ganz anders an der Seite einer lieben Frau, als so verlassen und allein — auch im Sommer. Jetzt erst genieße ich die schöne Natur ganz und lebe in ihr. Es kleidet sich wieder um mich herum in dichterische Gestalten, und oft regt sich's wieder in meiner Brust. — Was für ein schönes Leben führe ich jetzt! Ich sehe mit fröhlichem Geiste um mich her, und mein Herz findet eine immerwährende Befriedigung außer sich, mein Geist eine so schöne Nahrung und Erhohlung. Mein Daseyn ist in eine harmonische

Gleichheit gerückt; nicht leidenschaftlich gespannt, aber ruhig und hell gehen mir diese Tage dahin. — Meinem künftigen Schicksale sehe ich mit heiterm Muthe entgegen; jetzt, da ich am erreichten Ziele stehe, erstaune ich selbst, wie Alles doch über meine Erwartungen gegangen ist. Das Schicksal hat die Schwierigkeiten für mich besiegt, es hat mich zum Ziele gleichsam getragen. Von der Zukunft hoffe ich alles. Wenig Jahre und ich werde im vollem Genusse meines Geistes leben, ja ich hoffe, ich werde wieder zu meiner Jugend zurückkehren, ein inneres Dichterleben giebt mir sie zurück!"

Allein die glückliche Lage, in die sich Schiller durch den Besitz einer geliebten Gattin versetzt sah, wurde durch eine heftige Brustkrankheit gestört, die ihn im Jahr 1791 ergriff und seinen körperlichen Zustand für seine ganze Lebenszeit zerrüttete. Die Quelle dieses Uebels lag in Schillers Lebensweise. Um nämlich ungestörter studiren zu können, verkehrte er die Ordnung der Natur, widmete den Tag größtentheils den Freuden der Natur oder des geselligen Umgangs und setzte sich mit Einbruch der Nacht an sein Bureau. Um sich munter zu erhalten, pflegte er eine Portion starken Caffee oder Weinschokolade, öfter aber eine Flasche Rheinwein oder Champagner neben sich stehen zu haben. Die Nachbaren hörten ihn oft in der Stille der Nacht feierlich deklamiren, und wer ihn dann belauschen konnte (welches in Jena wegen einer seinem Hause gegenüberliegenden Anhöhe sehr gut anging) der sah ihn feurig und glühend bald in der Stube auf- und abgehen, und deklamiren, bald sich wieder in den Sessel werfen und schreiben, wobei er zuweilen häufiger aus dem neben ihm stehenden Pokale zu trinken pflegte. Im Winter fand man ihn bis früh um 4, auch wohl um 5 Uhr, an seinem Schreibtische, im Sommer bis gegen 3 Uhr. Dann ging er zu Bette. Außer demselben fand man ihn nur sehr selten vor 9 oder 10 Uhr.

Daß unter dieser, mit der Ordnung der Natur streitenden Lebensweise sein Körper erliegen mußte, war natürlich. Nur durch äußerste Schonung und Unterlassung aller geistanstrengenden Arbeiten konnte sein Leben, für das man in der That besorgt war, gerettet werden. Er mußte in eine sorgenfreie Lage gesetzt werden, um nach Verlauf einiger Jahre wieder thätig wirken zu können,

und der damalige Erbprinz, jetzt regierende Herzog von Holstein-Augustenburg war es, der vereint mit dem Grafen von Schimmelmann Schillern ein Jahrgehalt von tausend Thalern auf drei Jahre, und zwar mit einer Feinheit und Delikatesse anbot, die den Empfänger, wie er schreibt, noch mehr rührte, als das Anerbieten selbst. Völlige Wiederherstellung seiner Gesundheit erlangte Schiller indeß nicht, wenn er auch von heftigen Anfällen Jahre lang befreit blieb. Aber sein Geist siegte über die Schwäche seines Körpers, und er vergaß oft sein Uebel, wenn ihn irgend eine begeisternde Arbeit beschäftigte.

Die Geschichte des dreißigjährigen Krieges hatte in Schillern die Idee rege gemacht, Gustav Adolph zum Helden eines epischen Gedichts zu wählen, die aber nicht zur Ausführung kam. Ein andrer Gedanke, der bei Schillern um diese Zeit entstand, nämlich den Wallenstein dramatisch zu bearbeiten, wäre beinahe auch aufgegeben worden. „Vor dieser Arbeit" schrieb Schiller im Jahr 1794 darüber, „ist mir ordentlich angst und bange, denn ich glaube mit jedem Tage mehr zu finden, daß ich eigentlich nichts weniger vorstellen kann, als einen Dichter, und daß höchstens da, wo ich philosophiren will, der poetische Geist mich überrascht. Was soll ich thun? Ich wage an diese Unternehmung sieben bis acht Monate von meinem Leben, das ich Ursache habe sehr zu Rathe zu halten, und setze mich der Gefahr aus, ein verunglücktes Product zu erzeugen. Was ich im Dramatischen zur Welt gebracht, ist nicht sehr geschickt, mir Muth zu machen. Im eigentlichsten Sinne des Worts betrete ich eine mir ganz unbekannte, wenigstens unversuchte Bahn; denn im Poetischen habe ich seit drei bis vier Jahren einen völlig neuen Menschen angezogen." —

Nicht lange vor diesen Aeußerungen hatte Schiller eine Revision seiner Gedichte vorgenommen und aus seinen damaligen Ansichten wird die Strenge begreiflich, mit der er seine früheren Producte behandelte. Daß er mit keiner geringeren Schärfe an die Beurtheilung fremder Gedichte, der Bürgerischen *) nämlich, ging, und dadurch den an Gesundheit, Hoffnung und Glück verarm-

*) S. den Aufsatz: Ueber Bürgers Gedichte (in Sch. Werken Bd. VIII. Abth. 2. S. 268).

ten Dichter auf's empfindlichste kränkte, war ein unbedachter Schritt, dessen Folgen er nicht übersah.

Im Jahre 1793 ging Schiller nach Schwaben und verlebte dort vom August bis zum Mai des folgenden Jahres im Kreise seiner Aeltern und Freunde heitere Tage, indem er sich abwechselnd in Heilbronn und Ludwigsburg aufhielt. Von Heilbronn aus schrieb er an den Herzog von Würtemberg, gegen den er sich durch seine Entfernung von Stuttgart vergangen hatte. Er erhielt keine Antwort, aber die Nachricht, daß er von dem Herzoge ignorirt werden würde, was ihn zur Fortsetzung seiner Reise bestimmte. Als der Herzog einige Zeit nachher starb, betrauerte er ihn mit dem innigsten Gefühle der Dankbarkeit und Verehrung.

Schiller kehrte nach Jena zurück und führte bald nach seiner Ankunft daselbst einen Plan aus, den er schon einige Zeit früher entworfen hatte, sich nämlich mit den vorzüglichsten Schriftstellern Deutschlands zur Herausgabe einer Zeitschrift zu vereinigen. So entstanden die Horen, nachdem die Thalia mit dem Jahrgang 1793 geendet worden war.

Der vertraute Umgang mit Wilhelm von Humboldt (dem Bruder des berühmten Reisenden) der um diese Zeit nach Jena gekommen war, hatte für Schiller viel Erfreuliches. Doch mehr noch war das innige Verhältniß mit Göthe, dessen Beginn in diese Zeit fällt, eine reiche Quelle des wahren Lebensgenusses für Schillern. Es finden sich folgende Stellen in den Briefen des Verewigten darüber:

„Bei meiner Zurückkunft (von einer damaligen kleinen Reise) fand ich einen sehr herzlichen Brief von Göthe, der mir mit Vertrauen entgegenkommt. Wir hatten vor sechs Wochen über Kunst und Kunsttheorie ein Langes und Breites gesprochen, und uns die Hauptidee mitgetheilt, zu denen wir auf ganz verschiedenen Wegen gekommen waren. Zwischen diesen Ideen fand sich eine unerwartete Uebereinstimmung, die um so interessanter war, weil sie wirklich aus der größten Verschiedenheit der Gesichtspunkte hervorging. Ein jeder konnte dem andern etwas geben, was ihm fehlte und etwas dafür empfangen. Seit dieser Zeit haben diese ausgestreuten Ideen bei Göthen Wurzel gefaßt und er fühlt jetzt ein Bedürfniß, sich an mich anzuschließen, und den Weg,

den er bisher allein und ohne Aufmunterung betrat, mit mir fortzusetzen. Ich freue mich sehr auf einen für mich so fruchtbaren Ideenwechsel. — Ich werde künftige Woche auf 14 Tage nach Weimar reisen und bei Göthe wohnen. Er hat mir so sehr zugeredet, daß ich mich nicht weigern konnte, da ich alle mögliche Freiheit und Bequemlichkeit bei ihm finden soll. Unsere nähere Berührung wird für uns beide entscheidende Folgen haben, und ich freue mich innig darauf." —

„Wir haben eine Correspondenz mit einander über gemischte Materien beschlossen, die eine Quelle von Aufsätzen für die Horen werden soll. Auf diese Art, meint Göthe, bekäme der Fleiß eine bestimmte Richtung, und ohne zu merken, daß man arbeite, bekäme man Materialien zusammen. Da wir in wichtigen Sachen einstimmig und doch so ganz verschiedene Individualitäten sind, so kann diese Correspondenz wirklich interessant werden."

Im folgenden Jahre kehrte Schiller zur Dichtkunst, die er einige Zeit hindurch verlassen hatte, mit erneuter Liebe zurück, und die meisten und vortrefflichsten seiner poetischen Producte, die er theils in die Horen, theils in den Musenalmanach aufnahm, fallen in diese Periode. Zu den trefflichsten gehörten unstreitig das Ideal und das Leben; die Ideale, und der Spaziergang, welchen letztern Schiller selbst für eins seiner gelungensten Werke hielt. — „Mir deucht," schrieb er darüber, „das sicherste empirische Criterium von der wahren poetischen Güte meines Products dieses zu seyn, daß es die Stimmung, worin es gefällt, nicht erst abwartet, sondern hervorbringt, also in jeder Gemüthslage gefällt. Und dieß ist mir noch mit keinem meiner Stücke begegnet, als mit diesem." —

Unter mehreren Plänen zu Trauerspielen, die ihn damals beschäftigten, hatte er auch die Idee, die Geschichte der türkischen Belagerung von Malta zu bearbeiten, bei der er viel von dem Gebrauche des Chors erwartete. Von diesem Stücke (den Rittern von Malta) findet sich der Plan in Schillers Nachlasse, *) da er sich im Mai 1796 für den Wallenstein entschied. In Schillers Briefen finden sich über dieses dramatische

*) in s. Werken Bd. XII.

Product mehrere Aeußerungen, die wir hier mittheilen wollen.

„Ich sehe mich," schrieb er damals, „auf einem sehr guten Wege, den ich nur fortsetzen darf, um etwas Gutes hervorzubringen. Dies ist schon viel und auf alle Fälle sehr viel mehr, als ich in diesem Fache sonst von mir rühmen konnte. Vordem legte ich das ganze Gewicht in die Mehrheit des Einzelnen; jetzt wird alles auf die Totalität berechnet, und ich werde mich bemühen, denselben Reichthum im Einzelnen mit eben so vielem Aufwande von Kunst zu verstecken, als ich sonst angewandt, ihn zu zeigen, um das Einzelne recht vordringen zu lassen. Wenn ich es auch anders wollte, so erlaubt es mir die Natur der Sache nicht, denn Wallenstein ist ein Character, der — als ächt realistisch — nur im Ganzen, aber nie im Einzelnen interessiren kann. — Er hat nichts Edles, er erscheint in keinem einzelnen Lebensacte groß, er hat wenig Würde u. d. gl. — Ich hoffe aber nichts desto weniger auf rein realistischem Wege einen dramatischgroßen Character in ihm aufzustellen, der ein ächtes Lebensprincip hat. Vordem habe ich, wie im Posa und Carlos, die fehlende Wahrheit durch schöne Idealität zu ersetzen gesucht; hier im Wallenstein will ich es probiren, und durch die bloße Wahrheit für die fehlende Idealität (die sentimentalische nämlich) entschädigen." —

„Die Aufgabe wird dadurch schwer, aber auch interessanter, daß der eigentliche Realism den Erfolg nöthig hat, den der idealische Charakter entbehren kann. Unglücklicher Weise aber hat Wallenstein den Erfolg gegen sich. Seine Unternehmung ist moralisch schlecht, und sie verunglückt physisch. Er ist im Einzelnen nie groß, und im Ganzen kommt er um seinen Zweck. Er kann sich nicht, wie der Idealist, in sich selbst einhüllen und sich über die Materie erheben, sondern er will die Materie sich unterwerfen und erreicht es nicht."

„Daß Sie mich auf diesem neuen, und mir nach allen vorhergegangenen Erfahrungen fremden Wege mit einiger Besorgniß werden wandeln sehen, will ich wohl glauben. Aber fürchten Sie nicht zu viel. Es ist erstaunlich, wie viel Realistisches schon die zunehmenden Jahre mit sich bringen, wie viel der anhaltende Umgang mit Göthen und das Studium der Alten, die ich erst

nach dem Carlos habe kennen lernen, bei mir nach und nach entwickelt hat. Daß ich auf dem Wege, den ich nun einschlage, in Göthens Gebiet gerathe, und mich mit ihm werde messen müssen, ist freilich wahr; auch ist es ausgemacht, daß ich hierin neben ihm verlieren werde. Weil mir aber auch etwas übrig bleibt, was mein ist, und er nie erreichen kann, so wird sein Vorzug mir und meinem Producte keinen Schaden thun, und ich hoffe, daß die Rechnung sich ziemlich heben soll. Man wird uns, wie ich in meinen muthvollsten Augenblicken mir verspreche, verschieden spezificiren, aber unsere Arten einander nicht unterordnen, sondern unter einem höhern idealischen Gattungsbegriff einander coordiniren." —

„Noch immer," schrieb Schiller acht Monate später an einen andern Freund, „liegt das unglückselige Werk formlos und endlos vor mir da. Keines meiner alten Stücke hat so viel Zweck und Form als der Wallenstein jetzt schon hat, aber ich weiß jetzt zu genau, was ich will und was ich soll, als daß ich mir das Geschäft so leicht machen könnte. — Es ist mir fast alles abgeschnitten, wodurch ich diesem Stoffe, nach meiner gewohnten Art, beikommen könnte; von dem Inhalte habe ich fast nichts zu erwarten; alles muß durch eine glückliche Form bewerkstelligt werden." —

„Du wirst, dieser Schilderung nach, fürchten, daß mir die Lust an dem Geschäfte vergangen sey, oder, wenn ich dabei wider meine Neigung beharre, daß ich meine Zeit dabei verlieren werde. Sey aber unbesorgt, meine Lust ist nicht im geringsten geschwächt, und eben so wenig meine Hoffnung eines trefflichen Erfolgs. Gerade so ein Stoff mußte es seyn, an dem ich mein neues dramatisches Leben eröffnen konnte. Hier, wo ich nur auf der Breite eines Scheermessers gehe, wo ich nur durch die einzige innere Wahrheit, Nothwendigkeit, Stetigkeit und Bestimmtheit meinen Zweck erreichen kann, muß die entscheidende Krise mit meinem poetischen Character erfolgen. Auch ist sie schon stark im Anzuge, denn ich tractire mein Geschäft ganz anders, als ich ehemals pflegte. Der Stoff und Gegenstand ist so sehr außer mir, daß ich ihm kaum eine Neigung abgewinnen kann; er läßt mich beinahe kalt und gleichgültig und doch bin ich für die Arbeit begeistert. Zwei Figuren ausgenommen, an die mich Neigung fesselt, behandle ich alle übrige,

und vorzüglich den Hauptcharacter, blos mit der reinen Liebe des Künstlers, und ich verspreche Dir, daß sie dadurch um nichts schlechter ausfallen sollen. Aber zu diesem blos objectiven Verfahren war und ist mir das weitläuftige und freudlose Studium der Quellen so unentbehrlich, denn ich mußte die Handlung, wie die Charactere, aus ihrer Zeit, ihrem Lokal, und dem ganzen Zusammenhange der Begebenheiten schöpfen, welches ich weit weniger nöthig hätte, wenn ich mich durch eigne Erfahrung mit Menschen und Unternehmungen aus dieser Classe hätte bekannt machen können. Ich suche absichtlich in den Geschichtsquellen eine Begrenzung, um meine Ideen durch die Umgebung der Umstände streng zu bestimmen und zu verwirklichen. Davor bin ich sicher, daß mich das Historische nicht herabziehen oder lähmen wird. Ich will dadurch meine Figuren und meine Handlung blos beleben; beseelen muß sie diejenige Kraft, die ich allenfalls schon habe zeigen können, und ohne welche ja überhaupt kein Gedanke an dieses Geschäft von Anfang an möglich gewesen wäre." —

Im Jahre 1796 entstanden auch Schillers Xenien, ein Unternehmen, zu dem er sich mit Göthe vereinigte, und das er selbst auf folgende Art beschreibt:

„Die Einheit kann bei einem solchen Product blos in einer gewissen Grenzenlosigkeit und alle Messung überschreitenden Fülle gesucht werden, und damit die Heterogeneität der beiden Urheber in dem Einzelnen nicht zu erkennen sey, muß das Einzelne ein Minimum seyn. Kurz, die Sache besteht in einem gewissen Ganzen von Epigrammen, deren jedes ein Monodistichon ist. Das meiste ist wilde Satyre, besonders auf Schriftsteller und schriftstellerische Producte, untermischt mit einzelnen poetischen und philosophischen Gedankenblitzen. Es werden nicht unter 600 solcher Monodistichen werden, aber der Plan ist, auf 1000 zu steigen. Sind wir mit einer bedeutenden Anzahl fertig, so wird der Vorrath, mit Rücksicht auf eine gewisse Einheit, sortirt, überarbeitet, um einerlei Ton zu erhalten, und jeder wird dann von seiner Manier etwas aufzuopfern suchen um sich dem andern mehr anzunähern."

Dieser Plan kam nicht zur Ausführung. Im Julius 1796 schrieb Schiller darüber Folgendes:

„Nachdem ich die Redaction der Xenien gemacht hatte, fand sich, daß noch eine erstaunliche Menge neuer Monodistichen nöthig sey, wenn die Sammlung auch nur einigermaaßen den Eindruck eines Ganzen machen sollte. Weil aber etliche hundert neue Einfälle, besonders über wissenschaftliche Gegenstände, einem nicht so leicht zu Gebote stehen, auch die Vollendung des Meisters Göthen eine starke Diversion macht, so sind wir überein gekommen, die Xenien nicht als ein Ganzes, sondern zerstückelt dem Almanach einzuverleiben. Die ernsthaften, philosophischen und poetischen werden daraus vereinzelt, und bald in größern, bald in kleinern Ganzen vorn im Almanach angebracht. Die satyrischen folgen unter den Namen Xenien nach."

Was die Xenien betrifft, so wäre wohl eine strengere Auswahl dabei zu wünschen gewesen, die Schiller auch wahrscheinlich unternommen hätte, wenn ihn nicht die Kälte und Gleichgültigkeit, mit der die Horen aufgenommen wurden, gereizt, und in einen leidenschaftlichen Zustand versetzt hätte. *)

Im Jahr 1797 entstanden Schillers erste Balladen, durch einen Wetteifer mit Göthe veranlaßt, eine Dichtungsart, in der er sich späterhin noch oft versuchte. Doch kehrte er bald nachher zum Drama, das er einige Zeit verlassen zurück und gab mit dem Jahre 1799 die Herausgabe des Musenalmanachs auf. Nur an Göthes Propyläen nahm er vielen Antheil und lieferte Beiträge zu denselben. Die Beendigung des Wallenstein fällt in diese Zeit und Schiller schrieb über dieses Product im May 1799 Folgendes an einen seiner Freunde in Weimar:

„Sie sprechen in Ihren Bemerkungen mehreres treffend und glücklich aus, was ich in das Stück habe legen wollen und dem Tact des Zuschauers überlassen mußte herauszufühlen, daß mich diese Versicherung meiner gelungenen Absicht nothwendig erfreuen muß. Freilich konnte die Intention des Poeten nicht überall deutlich erscheinen, da zwischen ihm und dem Zuschauer der Schauspieler stand, nur meine Worte und das Ganze meines

*) Vergl. Wielands Urtheil über Schillers Musenalmanach auf das J. 1797 (in den Literarischen Spießruthen oder Hochadligen u. berüchtigt. Xenien. Weimar, ohne Jahrzahl.)

Gemäldes können gelten. — So lag es z. B. nicht in meiner Absicht, noch in den Worten meines Textes, daß sich Octavio Piccolomini als einen so gar schlimmen Mann, als einen Buben darstellen sollte. In meinem Stück ist er das nie, er ist sogar ein ziemlich rechtlicher Mann nach dem Weltbegriff, und die Schändlichkeit, die er begeht, sehen wir auf jedem Welttheater von Personen wiederholt, die so wie er, von Recht und Pflicht strenge Begriffe haben. Er wählt zwar ein schlechtes Mittel, aber er verfolgt einen guten Zweck. Er will den Staat retten, er will seinem Kaiser dienen, den er nächst Gott als den höchsten Gegenstand aller Pflichten betrachtet. Er verräth einen Freund, der ihm vertraut, aber dieser Freund ist ein Verräther seines Kaisers und in seinen Augen zugleich ein Unsinniger. Auch meiner Gräfin Terzky möchte etwas zu viel geschehen, wenn man Tücke und Schadenfreude zu den Hauptzügen ihres Charakters machte Sie strebt mit Geist, Kraft und einem bestimmten Willen nach einem großen Zweck, ist aber freilich über die Mittel nicht verlegen. Ich nehme keine Frau aus, die auf dem politischen Theater, wenn sie Charakter und Ehrgeiz hat, moralischer handelte." —

„Indem ich diese beiden Personen in Ihrer Achtung zu restituiren suche, muß ich den Wallenstein selbst, als historische Person, etwas in derselben heruntersetzen. Der historische Wallenstein war nicht groß, der poetische sollte es nie seyn. Der Wallenstein in der Geschichte hatte die Präsumtion für sich, ein großer Feldherr zu seyn, weil er glücklich, gewaltthätig und keck war; er war aber mehr ein Abgott der Soldateska, gegen die er splendid und königlich freigebig war, und die er auf Unkosten der ganzen Welt in Ansehen erhielt. Aber in seinem Betragen war er schwankend und unentschlossen, in seinen Planen phantastisch und excentrisch, und in der letzten Handlung seines Lebens, der Verschwörung gegen den Kaiser, schwach, unbestimmt, ja sogar ungeschickt. Was an ihm groß erscheinen, aber nur scheinen konnte, war das Rohe und Ungeheure, also gerade das, was ihn zum tragischen Helden schlecht qualifizirte. Dieses mußte ich ihm nehmen, und durch den Ideenschwung, den ich ihm dafür gab, hoffe ich ihn entschädigt zu haben." —

„Wenn die Wallensteinischen Stücke ein Jahr lang gedruckt durch die Welt gelaufen sind, kann ich vielleicht selbst ein Paar Worte darüber sagen. Jetzt liegt mir das Product noch zu nahe vor dem Gesicht, aber ich hoffe jedes einzelne Bestandstück des Gemäldes durch die Idee des Ganzen begründen zu können.“ — *)

Mit dem Jahr 1799 verließ Schiller Jena und ging nach Weimar. Anfangs hielt er sich in dem letztgenannten Orte nur den Winter hindurch auf, um dem Theater beiwohnen zu können, und brachte den Sommer in einem Garten zu, den er sich in Jena gekauft hatte. **) Späterhin ward indeß Weimar sein beständiger Aufenthaltort.

Der regierende Großherzog von Weimar, als Verehrer und Beschützer der Künste bekannt, gab Schillern wiederholte Beweise seiner Gnade. So unter andern im J. 1795, wo Schiller einen Ruf als Professor nach Tübingen erhielt, die Versicherung, daß er falls ihn Krankheit an schriftstellerischen Arbeiten hindern sollte, auf eine Verdoppelung seines Gehalts rechnen könne. — Im J. 1799 erhielt er eine neue Zulage und im J. 1804, bei Gelegenheit bedeutender Anerbietungen, die Schillern von Berlin aus gemacht wurden, eine Vermehrung seines Gehalts. Als ein Zeichen besondrer Gunst mag es auch betrachtet werden, daß mehrerwähnter Großherzog Schillern aus eignem Antriebe im J. 1802 den Adelsbrief auswirkte.

Außer diesem allen bot der Aufenthalt in Weimar Schillern noch so manches Erfreuliche und Angenehme dar, wozu ganz vorzüglich Göthes Nähe und der vertraute Umgang mit ihm gehört. Ein fröhlicher Klubb, für den beide so manches heitere Lied dichteten, ***)

*) Vergl. W. Süvern über Schillers Wallenstein in Hinsicht auf griech. Tragöd. Berlin 1800.

**) Er liegt vom dortigen Marktplatz an gerechnet, südwestlich bei der Stadt, zwischen dem Engelgatter und dem Neuthore, an einer Schlucht, durch welche sich ein Theil des Leuterbachs um die Stadt hinzieht. (S: Güldenapfels Literar. Museum f. d. Großh. Sächs. Lande. Jena 1816. S: 334.) Jetzt heißt er wegen des dort eingerichteten Observatoriums der Garten der Sternwarte.

***) Schiller unter andern seine Gedichte: die vier Weltalter und das Lied an die Freunde.

trug viel dazu bei, Schillers Geist, den nicht selten Kränklichkeit umdüsterte, zu beleben. — Er widmete sich auch damals einigen naturhistorischen Studien, und suchte sich namentlich mit den Phänomenen der Farben bekannt zu machen, wie Göthe selbst in seinem Werke darüber (Bd. II. S: 691) und später in seiner Morphologie (Bd. I. Hft. 1) erzählt.

Den höchsten Genuß aber gewährte ihm die Anschauung des Theaters, die ihn nebenbei veranlaßte, mehrere seiner eignen Stücke sowohl als fremde für die Bühne zu bearbeiten. *) Nicht minder ließ er sich die Ausbildung der Schauspieler angenehm seyn. **)

Seine Liebe fürs Dramatische erwachte hier bald in ihrer ganzen Stärke. Das nächste Stück, das auf den Wallenstein folgte, war Maria Stuart. (1800). Im folgenden Jahre erschien die Jungfrau von Orleans, dies ächt romantische Product, an dem der Dichter, wie uns dünkt, mit ganz vorzüglicher Liebe gearbeitet hat.

Die erste Veranlassung, diesen Stoff zu bearbeiten, gab Schillern eine literärische Erscheinung. Del, Avardy, Ehrenmitglied der Pariser Academie der Inschriften und Literatur, hatte 28 Handschriften über den Verdammungs- und Lossprechungsproceß der Johanna bekannt gemacht, die Schiller mit vieler Theilnahme gelesen hatte. Sein anfänglicher Entschluß, sich treu an die Geschichte zu halten, wurde ihm indeß bei Bearbeitung des Stoffs durch manche Schwierigkeiten verleidet. ***)

Keine Scene in der Jungfrau hat mehr zum Mißverstand und Tadel Anlaß gegeben, als die Erscheinung des schwarzen Ritters. Es sey uns vergönnt, unter mehrern hier das Urtheil eines unsrer vorzüglichern Schrift-

---

*) Man vergleiche Göthe's Aufsatz über das deutsche Theater (Morgenbl. April 1815 No. 85)

**) Er lud sie zuweilen nach der gelungenen Aufführung irgend eines seiner neuesten Stücke zu einem Nachtmahl in's Stadthaus, wo fröhlich gesungen, mitunter improvisirt und allerlei Scherz getrieben wurde. So pflegte z. B. der Schauspieler Genast die Capuziner-Rede aus dem Wallenstein, Schillers Wunsche gemäß, zu recitiren.

***) Diese Abweichung ist von A. W. Schlegel (Vorles. über dram. Kunst und Lit. Bd. II. Abth. 2. S: 410) und von Fr. Schlegel (Vorles. über d. neuere Gesch. S: 239) sehr hart getadelt worden.

steller anzuführen, um so mehr, da wir im Stande sind, es mit des Dichters eignen Worten zu widerlegen.

„Jene Scene," heißt es, „wird stets etwas Befremdendes, und, wenn ich so sagen darf, Schroffes für den Zuschauer behalten, und es würde mich gar nicht wundern, wenn der Dichter darüber manche unfreundliche Kritik erfahren sollte. Sie hätte, wenn sie ihm einmal in seinem Plane nothwendig schien, viel feierlicher und in's Ganze eingreifender aufgestellt werden sollen. — Den ersten Eindruck, den jedes Kunstwerk auf ein ganz uneingenommenes Gemüth macht, halte ich für etwas sehr Bedeutendes, und scheue mich daher nicht zu gestehn, was diese Scene auf mich wirkte, als ich sie zum erstenmale sah, ohne die Folge zu wissen. So wie das schwarze Ungethüm daher trat, stand die Einleitung des Stücks, besonders die Eiche, zugleich vor mir, und eine unbeschreibliche Angst für Johannen ergriff mich. Sie wird über sich selbst irre werden, dacht' ich; es müssen Zweifel sie erschüttern, ob der Geist, der sie treibt, von Gott oder aus dem Abgrund gesandt sey. Ich sah ihre plötzlich entstandene Liebe zu Lionel — es ist so, dacht' ich, nur das Gemüth, das nicht mehr ganz und fest an Gott hängt, kann so von dem Menschlichen ergriffen werden; ihr Zustand bei der Krönung, einige ihre Aeußerungen gegen die Schwestern nach derselben, die Scene, wo der Vater gegen sie auftritt, und sie schweigt (und die dadurch noch höhere Bedeutung bekommen möchte); alles das bestärkte mich, und ich glaubte in der Niederkämpfung und Besiegung dieser, vom Gefühle irdischer Liebe vermehrten Zweifel wird Johanna ihr Höchstes zeigen. Die Folge aber widersprach diesem, und es ist möglich, daß die Täuschung dieser Erwartung Einfluß in mein subjectives Gefühl gehabt hat, nach welchem mich Johanna's Erklärung über jenes Schweigen — da die anklagende Stimme vom Vater kam, war sie Stimme Gottes — nicht ganz befriedigt hat, und wo nun jene Erscheinung des schwarzen Ritters mir zu abgerissen und zu verloren vorkommt." —

Der Leser vergleiche nun mit diesem Urtheil Schillers eigene Worte über die Johanna, wie sie sich in zwei im November 1801 an einen Freund geschriebenen Briefen vorfinden.

„Vergessen Sie nur nicht," sagt er, „daß ich ein volles Jahr mit dem Stoffe mich herumtrug, ehe ich zur Ausarbeitung schritt, und daß ich mir Zeit dazu nahm. *) Die Jungfrau ist in ihrer Art ein einziges Sujet, und ein beneidenswerther Stoff für den Dichter, ungefähr wie die Iphigenie der Griechen. Er konnte nur so erfunden werden; darum haben sich auch von jeher so viel Dichter und Dichterlinge an ihr vergriffen und versündigt, und darum versuchte ich ihre Wiedereinsetzung in die Rechte des romantischen Zeitalters, dem sie angehört. Der Revisionsproceß schien mir eben so nöthig mit den poetischen Acten vorzunehmen, als jener wirkliche, der im Jahr 1455 durch Pabst Calixtus III. gegen die sündhaften 12 Artikel verhängt wurde." —

„Ich hatte anfangs dreierlei Pläne bei der Bearbeitung dieses Stoffes, und gestattete es die Zeit und das kurze, drängende Leben, so würde ich die beiden andern gleichfalls ausführen. Besonders lockend war mir der Gang des Stückes, wo ich ein treues Gemälde der damaligen ruchlosen Sitten, und vor allem der gedankenlosen Ausgelassenheit am üppigen Hofe des Dauphins mit den Angriffen der Engländer und mit der Entschlossenheit des begeisterten Mädchens ganz anders contrastirt hätte, als jetzt, wo ich den Dauphin nur schwächlich, und in dieser Schwächlichkeit liebenswürdig schildern durfte. Dann würde auch die Johanna in Rouen verbrannt worden seyn. — Gewiß es kostete mir keinen geringen Kampf, als ich mit den ersten vier Acten fast ganz fertig war, von der Geschichte in das romantische Feld der Möglichkeit überzuschweifen. Ich reisete deswegen um diese Zeit von Weimar nach Jena, und erst nach einer wochenlangen Ableitung aller Gedanken von meinen bisherigen Arbeiten, kam mir der Geist und Entschluß zu derjenigen romantischen Ausführung, wie sie nun ist."

— „Der König war damals der Schutzgott des dritten Standes, des Bürgers und Landmannes, gegen den Uebermuth und die stolze Gewalt des Adels und der hohen Vasallen. Darum mußte er der Schäferin Johanna schon im milden Lichte eines Retters erscheinen, und ich glaube darin einen Zug der weiblichen Natur getroffen

*) Schiller arbeitete im Ganzen sieben Monate an der Johanna.

zu haben, daß Johanna, die sich das Reich als ein Abstractum gar nicht denken kann, bei allen ihren Anstrengungen sich den guten, liebenswürdigen König nur, als letzten Zweck dachte. Daraus dürften mehrere Stellen, besonders in den Abschiedsstanzen am Schlusse des Prologs, gerechtfertigt werden können." —

„Nennen Sie es immer eine epische Episode, die Scene mit dem Walliser Montgomery. Sie gehört zur Breite eines historischen Stücks, das die Ketten der Einheit sprengte. Wer seinen Homer kennt, weiß wohl, was mir dabei vorschwebte. Eben um des Alterthümlichen willen, wählte ich auch den Senarius des alten Trauerspiels. Dieser ist der Cäsur wegen außerordentlich schwer, aber auch so schön und volltönend, das es mir schwer wurde, zu den lahmen Fünffüßlern zurückzukehren. Montgomery sollte auf allen Bühnen durch ein Frauenzimmer gespielt werden." —

„Das hartnäckige Schweigen der Johanna, als sie vor allem Volk von ihrem Vater der Zauberei bezüchtigt wird, ist ja in ihrer visionären Schwärmerey vollkommen gegründet. Dazu kommt die Vorstellung: sie dürfe aus Pflicht dem Vater nicht widersprechen. Außer dem allgemeinen Vorurtheile der bezauberten Welt im ganzen Mittelalter, dem Pfaffenwitz und Eigennutz so großen Vorschub that, wirkte beim Vater die gemeine Natur, in der es überall liegt, bei außerordentlichen Erscheinungen lieber an ein übermenschliches böses, als gutes Principium zu denken, oder überhaupt lieber Böses zu denken, allen Handlungen eine böse Motive unterzuschieben. Dazu ist Thibaut von Haus aus ein schwarzgalliger Mensch, mit dem auch Johanna früher kein Wort spricht. Doch ist sie seine Tochter, und es ist psychologisch, daß gerade von einem solchen Vater eine solche Seherin und Prophetin erzeugt werden konnte. Der Himmel entsühnt Johannen durch dasselbe Zeichen, wodurch er vorher ihre Schuld bekräftigte. So wie sie es vernimmt, hält sie sich auch auf einmal wieder für entsündigt und losgesprochen. Es ist noch nicht genug beachtet, wie von jeher der Donner des Augurium der ungebildeten Sinnlichkeit war."

„Der schwarze Ritter soll dazu dienen, uns mit einem neuen Bande an die romantische Geisterwelt zu knüpfen, da hier immer zwei Welten mit einander spielen.

Sollte es Jemanden, der auf den Gang des Stücks nur einige Aufmerksamkeit richtet, zweifelhaft seyn, daß damit der Geist des kurz vorher verschiedenen Talbot gemeint sey, der ja, als Atheist, der Hölle zugehört? *) Immer sind die Menschen, wenn sie auf der höchsten Spitze standen, ihrem Falle am nächsten gewesen. Das widerfährt von dieser Scene an auch der Johanna. Die Jungfrau muß, da sie ein Wort spricht, das die Nemesis beleidigt, und wobei sie ihren Auftrag vom Himmel weit überschreitet:

„Nicht aus den Händen leg' ich dieses Schwert,
Als bis das stolze England untergeht,"

für solchen Uebermuth nothwendig büßen. Die Strafe folgt ihr in der Verliebung auf dem Fuße nach. Sie begehrt mit Geistern zu streiten. Ein neuer Frevel gegen die heilige Scheu. Eine einzige Berührung des Geistes lähmt sie. Mehr wollte ich dadurch nicht ausdrücken, noch motiviren. Am Ende ist doch der ganze Handel mit dieser Verliebung, woran sich so viele ärgern, nur eine Prüfung. Nur die geprüfte Tugend — man erkundige sich nach jedem päbstlichen Proceß vor einer Heiligsprechung — erhält die kanonisirende Palme." —

Es ist hier wohl der Ort, einer ungewöhnlichen Ehre zu gedenken, die Schillern bei der ersten Aufführung der Jungfrau in Leipzig widerfuhr. Als nämlich der Vorhang nach dem ersten Acte gefallen war, ertönte rings ein vielstimmiges: „Es lebe Friedrich Schiller!" von Pauken und Trompeten begleitet, und nach dem Schlusse des Stücks strömte Alles aus dem Hause, um den heraustretenden Dichter zu sehen. Schiller erschien; die versammelten Zuschauer bildeten mit entblößten Häuptern eine Reihe, und während der Gefeierte hindurchschritt, hoben Mehrere ihre Kinder empor und riefen: „Der ist es!" —

Das nächste dramatische Product Schillers war die Braut von Messina. (1803) Was die Einführung des Chors betrifft, so hat sich Schiller über den Beruf dazu in der Vorrede weitläuftig erklärt, doch ist dies

*) Vergl. Klingemann über Schillers Tragöd. die Jungfrau von Orleans. Leipz. 1802. 8.

Stück, und vorzüglich die Art wie er den Chor einführt, hart getadelt worden. *)

Wilhelm Tell erschien 1804. „Hier ist Schiller," sagt Schlegel, **) „ganz zur Poesie der Geschichte zurückgekehrt; die Behandlung ist treu, herzlich, und bei Schillers Unbekanntschaft mit der Schweizerischen Natur und Landessitte, von bewundrungswürdiger örtlicher Wahrheit. — Im Angesichte von Tells Capelle, am Ufer des Vierwaldstädter-Sees, unter freiem Himmel, die Alpen zum Hintergrunde, hätte diese herzerhebende, altdeutsche Sitte, Frömmigkeit und biedern Heldenmuth athmende Darstellung verdient, zur halbtausendjährigen Feier der Gründung schweizerischer Freiheit aufgeführt zu werden." ***)

Ungeachtet dieses günstigen Urtheils, hat es nicht an Andern, minder günstigen gefehlt. So hat man getadelt, daß Tell nur eine Zeit lang der Hauptheld des Stückes sey, dann aber sich als Nebenperson zurückziehe; daß die episodisch eingewebte Liebe des Rudenz und der Bertha die Aufmerksamkeit des Zuschauers zerstreue u. s. w. Es ist hier der Ort nicht, diesen und manchen andern Einwürfen zu begegnen, doch sey es uns vergönnt, über die Erscheinung der barmherzigen Brüder, die bei der ersten Aufführung des Tell in Weimar fast allgemeines Missfallen erregte, Schillers eigene Ansicht hier beizufügen.

„Was die barmherzigen Brüder am Schlusse des vierten Acts betrifft," schrieb er an eine Freundin, „so mag freilich ihr Anblick, zumal, da sie so ungeschickt vermummt auftraten, einigen nicht hinlänglich unterrichteten oder allzuverfeinerten Zuschauerinnen hier und da auffallend gewesen seyn. ****) Sie selbst, m. Fr. und unsre ver-

*) Vergl. Die Briefe über d. Nachbildung d. griech. Tragödie in Schillers Braut von Messina. Altenburg 1804, und A. W. Schlegels Vorles. über dramat. Kunst und Literat, Bd. II. Abth. 2. S. 411.

**) Vorles. über dram. Kunst und Liter. Bd. II. Abth. 2. S. 413.

***) Ganz neuerlich ist Schillers Tell von Hrn. Henri Merle d'Aubigné in Genf in's Französische übersetzt worden. Eine ausführliche Recension darüber befindet sich im neusten Stück der Minerve françoise.

****) Schiller hatte nämlich, Kränklichkeits halber, der ersten Vorstellung des Tell nicht persönlich beiwohnen können.

ehrte Fürstin waren nicht unter der Zahl. Sie hatten während Ihres Aufenthalts in Italien gewiß oft vernommen, wie die, fast in allen größern Städten seit uralten Zeiten bestehenden Brüderschaften der Barmherzigen, nicht nur der Hingerichteten sich alsbald bemächtigen, und sie, wenn sie nur vor der Catastrophe noch reuig gebeichtet haben, dem Schooße der geweihten Erde zuführen, sondern auch die Bestattung der Unglücklichen, die auf offner Straße durch Meuchelmord fielen, willig übernahmen. Wider das Uebliche wäre also nichts zu erinnern, aber vielleicht um so mehr gegen das Schickliche. Ich denke, auch dies ist nur ein genommenes Aergerniß. Darf ich aufrichtig sprechen? Ich bin so weit entfernt, diese barmherzige Todtengräbergesellschaft für etwas Unschickliches oder Ueberflüssiges zu halten, daß mir vielmehr, wenn sie wegbleiben müßte, durchaus etwas zum Gegengewicht mangelte. Mir thut es nur leid, daß sich die Brüderschaft blos so im Halbkreis hinstellen muß, und nicht auch den Entseelten auf die Schultern nehmen und forttragen kann. In meinem Plane lag auch dies. Allein die plumpe Ungeschicklichkeit unsrer Statisten trat mir vor Augen, die nur zu leicht Lachen erregen konnte. Auch den Gesang dabei lasse ich mir nicht gern nehmen. Hatte der Concertmeister das Miserabile wirklich miserabel componirt, so ist dies nicht meine Schuld, und auf die Gefahr von Ihnen selbst für einen verstockten Haberecht gehalten zu werden, hätte ich Lust auch den Einfall mit den schwarzen Raben zu vertheidigen. Stüssi hat die Rolle des Clown in den altenglischen Trauerspielen. Wer erinnert sich nicht wenigstens an die bekannte Kirchhofs-Scene im Hamlet u. s. w." —

Außer dem Tell beschenkte uns Schiller noch mit einer Bearbeitung das Macbeth von Shakesspeare, der Turandot nach Gozzi, mit der Huldigung der Künste, *) einer Bearbeitung der Phädra von Racine **) und zweier französischen Lustspiele, (der Neffe als Onkel und der Parasit.)

---

*) einem Prolog zur Vermählungsfeier der Russischen Großfürstin mit dem Erbprinzen von Sachsen-Weimar.

**) S: A. W. Schlegel: comparaison entre la Phèdre de Racine et celle d'Euripide. Paris 1807. Deutsch mit Anmerkungen begleitet von H. J. von Collin. Leipzig 1808. 8.

Auch für ein eignes Lustspiel hatte er einen Stoff gefunden, ohne ihn indeß auszuführen. „Zwar glaube ich mich," schrieb er einem Freunde, „derjenigen Comödie, wo es mehr auf eine komische Zusammenfügung der Begebenheiten, als auf komische Charactere und auf Humor ankommt, gewachsen, aber meine Natur ist doch zu ernst gestimmt, und was keine Tiefe hat, kann mich nicht lange anziehen." —

Schillers Ansichten über Kunst und Kritik in der letzten Periode seines Lebens ergeben sich aus folgenden Fragmenten seiner damaligen Briefe:

„Sie müssen sich nicht wundern, wenn ich mir die Wissenschaft und Kunst jetzt in einer größern Entfernung und Entgegensetzung denke, als ich vor einigen Jahren geneigt gewesen bin. Meine ganze Thätigkeit hat sich gerade jetzt der Ausübung zugewendet; ich erfahre täglich, wie wenig der Poet durch allgemeine reine Begriffe bei der Ausübung gefördert wird, und wäre in dieser Stimmung zuweilen unphilosophisch genug, alles, was ich selbst und andere von der Elementarästhetik wissen, für einen einzigen empirischen Vortheil, für einen Kunstgriff des Handwerks hinzugeben. In Rücksicht auf das Hervorbringen werden Sie mir zwar selbst die Unzulänglichkeit der Theorie einräumen, aber ich dehne meinen Unglauben auch auf das Beurtheilen aus, und möchte behaupten, daß es kein Gefäß giebt, die Werke der Einbildungskraft zu fassen, als eben diese Einbildungskraft selbst." —

Wenn man die Kunst, so wie die Philosophie, als etwas, das immer wird und nie ist, also immer dynamisch, und nicht, wie sie es jetzt nennen, atomistisch betrachtet, so kann man gegen jedes Product gerecht seyn, ohne dadurch eingeschränkt zu werden. Es ist aber im Character der Deutschen, daß ihnen alles gleich fest wird, und daß sie die unendliche Kunst, so wie sie es bei der Reformation mit der Theologie gemacht, gleich in ein Symbolum hineinbannen müssen. Deswegen gereichen ihnen selbst treffliche Werke zum Verderben, weil sie gleich für heilig und ewig erklärt werden, und der strebende Künstler immer darauf zurückgewiesen wird. An diese Werke nicht religiös glauben, heißt Ketzerey, da doch die Kunst über allen Werken ist. Es giebt freilich in der Kunst ein Maximum, aber nicht in der modernen,

die nur in einem ewigen Fortschritte ihr Heil finden kann.

„Ich habe dieser Tage den rasenden Roland wieder gelesen, und kann nicht genug sagen, wie anziehend und erquickend mir diese Lectüre war. Hier ist Leben und Bewegung und Farbe und Fülle; man wird aus sich heraus in's volle Leben und doch wieder von da zurück in sich selbst hineingeführt; man schwimmt in einem reichen unendlichen Elemente, und wird seines ewigen identischen Ichs los, und existirt eben deswegen mehr, weil man aus sich selbst gerissen wird. Und doch ist, trotz aller Ueppigkeit, Rastlosigkeit und Ungeduld, Form und Plan in dem Gedicht, welches man mehr empfindet, als erkennt, und an der Stetigkeit und sich selbst erhaltenden Behaglichkeit und Fröhlichkeit des Zustandes wahrnimmt. Freilich darf man hier keine Tiefe suchen und keinen Ernst, aber wir brauchen wahrlich auch die Fläche, so nöthig als die Tiefe, und für den Ernst sorgt die Vernunft und das Schicksal genug, daß die Phantasie sich nicht damit zu bemengen braucht." —

„Noch hoffe ich in meinem poetischen Streben keinen Rückschritt gethan zu haben, einen Seitenschritt vielleicht, indem es mir begegnet seyn kann, den materiellen Foderungen der Welt und der Zeit etwas eingeräumt zu haben. Die Werke des dramatischen Dichters werden schneller als alle andere von dem Zeitstrom ergriffen; er kommt selbst, wider Willen, mit der großen Masse in eine vielseitige Berührung, bei der man nicht immer rein bleibt. Anfangs gefällt es, den Herrscher zu machen über die Gemüther, aber welchem Herrscher begegnet es nicht, daß er auch wieder der Diener seiner Diener wird, um seine Herrschaft zu behaupten? Und so kann es vielleicht geschehen seyn, daß ich, indem ich die deutschen Bühnen mit dem Geräusch meiner Stücke erfüllte, auch von den deutschen Bühnen etwas angenommen habe." —

Nach der Uebersetzung der Phädra hatte Schiller ein neues dramatisches Gedicht begonnen, dessen Stoff die Geschichte des falschen Demetrius in Rußland war, wobei ihn leider der Tod am 9. May 1805 überraschte. *)

*) Zwei Acte davon nebst vollständig ausgeführtem Plan befinden sich in Schillers Nachlaß (Bd. XII. d. Werke). — Hr.

Als er nämlich im Sommer 1804 von Berlin zurückkam, wo er der Aufführung des Tell beigewohnt hatte, war er krank und nicht ohne Gefahr; gleichwohl ging sie diesmal vorüber. Doch hat er in den letzten Zeiten über nichts mehr geklagt, als daß es in diesem Jahre auch gar nicht Frühling werden wolle.

Donnerstag gegen Morgen fing er an heftig zu phantasieren, sprach viel von Soldaten und Kriegsgetümmel und rief mehrere Male den Namen Lichtenberg, in dessen Schriften er zuletzt gelesen hatte. Gegen Mittag ward er ruhiger und fiel in einen leisen Schlummer, aus dem er noch einmal zum Bewußtseyn auf kurze Zeit erwachte. Diese benutzte er zur Anordnung, daß man seine Leiche ohne alles Gepränge ganz in der Stille zur Erde bestatten möge. Er ward sogar wieder munter und äußerte: Jetzt sey ihm das Leben so klar, so vieles hell und erklärt. Bald darauf (um sechs Uhr Abends) sank er wieder in Schlummer, um nie daraus zu erwachen.

Eigentlich sollte er am Sonntage begraben werden, da aber seine Leiche zu schnell in Verwesung überging,*) so geschah die Beerdigung in der Nacht zwischen Sonnabend und Sonntag. Schillers Anordnung zufolge, sollten ihn Bürger tragen, allein mehrere junge Gelehrte und Künstler nahmen aus Achtung für den Verewigten den Bürgern den Sarg ab. Man trug ihn in feierlicher Stille zwischen zwölf und ein Uhr Nachts auf den Kirchhof. Der ganze Himmel war umwölkt und drohte Regen. Schaurig durchzog der Wind die alten Dächer der Grabgewölbe und die Fahnen ächzten. Als aber eben der Sarg vor der Gruft niedergestellt wurde, da zerriß der Sturm plötzlich die dunkle Wolkendecke und der Mond, in ruhiger Klarkeit hervortretend, warf seine ersten Strahlen auf den Sarg mit den theuren Ueberresten. Man senkte ihn in die Gruft, **) und der Mond trat wieder hinter die Wolken und heftiger brauste der Sturm, gleichsam als mahnte er die Umstehenden an

---

von Maltiz hat kürzlich den Demetrius vollendet herausgegeben.

*) Man hat sie geöffnet, die Lunge meist zerstört, die Herzkammern fast verwachsen, die Leber verhärtet und die Gallenblase außerordentlich ausgedehnt gefunden.

**) Schillers Leiche ruht im Landschafts-Cassengewölbe.

den großen unersetzlichen Verlust. Wen hätten in diesem Augenblicke nicht die eigenen Worte des Dichters aufs tiefste ergriffen:

Morgen, ach, du röthest
Eine Todtenflur!
Ach, und du, o Abendroth umflötest
Seinen langen Schlummer nur. *)

Schiller hinterließ eine Wittwe, zwei Söhne und zwei Töchter. Von seinen drei Schwestern war die jüngste vor ihm gestorben; die älteste ist an den Hofrath Reinwald in Meinungen, die zweite an den Stadtpfarrer Frankh zu Meckmühl im Würtembergischen verheirathet.

Schiller ist nicht reich gestorben. Er war, um Schätze zu sammeln, weder engherzig noch prosaisch genug. Wer kennt nicht sein schönes Lied: die Theilung der Erde? „Die Welt ist weggegeben,“ sagt Zeus zum klagenden Poeten,

„Willst du in meinem Himmel mit mir leben,
So oft du kommst — er soll dir offen seyn.“ —

Schillers Gesichtszüge sind am treusten in Danneckers colossaler Büste dargestellt worden, wozu der Dichter während seines Aufenthalts in Schwaben selbst gesessen hatte. Außerdem besitzen wir noch einige mehr oder minder getroffene Kupferstiche von Schillern, und freuen uns auf den großen, in Crayon-Manier gearbeiteten, mit dem sich Hr. Professor Jagemann in Weimar, der uns kürzlich mit ein Paar trefflichen Bildnissen von Göthe und Wieland beschenkte, gegenwärtig beschäftigt.

Es sey uns vergönnt, hier schlüßlich noch einige flüchtige Bemerkungen über Schiller, den Dichter, folgen zu lassen. Wer seine poetische Laufbahn bis zu ihrem Ursprunge verfolgt, der wird schon in seinen frühsten Gedichten, so wie in seinen gigantisch aufgestellten Characteren das eigenthümliche Verhältniß des Dichters zur Wirklichkeit bemerken, die er bald zornig bekämpft, wie z. B. im Wallenstein, bald innig liebt, wie in der Johanna und Maria. **) Dies ist auch wie uns dünkt, der

*) S: d. Gedicht: der Flüchtling (in Sch. Werk. Bd. I. S: 44.)

**) Man vergleiche hiemit den interessanten Aufsatz von Falk: Ueber die verschiedene Art, wie Göthe und Schiller das Schicksal behandelt (Urania auf d. J. 1811.)

Grund, warum sein Genius so mächtig in die Bildung des Zeitalters eingreift, doch auch zugleich die Ursache so mancher Schönheit und so manches Fehlers in seinen Gedichten.

Was indeß wohl keiner leugnen kann, ist Schillers reines Streben nach höchster Veredlung. Er war, wie A. W. Schlegel sagt, im eigentlichen Sinne ein tugendhafter Künstler, der dem Wahren und Schönen mit reinem Gemüth huldigte. Ganz vorzüglich sind es seine lyrischen Poesien, in denen sich sein Gefühl, sein Charakter, ja sein ganzes Leben ausspricht. Wir erblicken darin einen, überall nach dem Unendlichen strebenden Geist, der das Höchste ergreifen, das Tiefste ergründen möchte; doch ist nichts tiefer als sein Gemüth, aus dem eine Fülle von Leben und Liebe quillt. Er strömt sie aus, diese Liebe, in die ganze Natur, und möchte die schwesterliche Geliebte mit Bruderarmen umfangen. Heilig ist seine Liebe und rein, denn überall sieht er die Gottheit, oder ahnet ihre Nähe, wo sie das irdische Auge nicht erkennt. Er fühlt die Gottheit im tiefsten Herzen, und das ist kein Wahn, was das tiefste Herz lebendig fühlt. Aussprechen nur läßt es sich nicht, und wagt es die Zunge ja, so schwebt ein heiliges Geheimniß über den Worten.

„Zwei schwarze, undurchdringliche Decken hängen an den beiden Grenzen des menschlichen Lebens herunter, und noch hat kein Lebender sie aufgezogen.“ Der Geist des Dichters aber ringt ohne Unterlaß danach. Nur wie Schatten schweben die Gestalten der Zeit an ihm vorüber, die Ewigkeit nur verheißt Bleibendes, nach welchem sein Blick selbst in der Freude höchstem Jubel aufschaut. Allein umsonst, er ist an das Leben gebannt, und was beschwört nun den Sturm seiner Seele? — Freundschaft nur und

„Beschäftigung, die nie ermattet,
Die langsam schafft, doch nie zerstört,
Die zu dem Bau der Ewigkeiten
Zwar Sandkorn nur für Sandkorn reicht,
Doch von der großen Schuld der Zeiten
Minuten, Tage, Jahre streicht.“ —

Er fügt sich in das Leben, aber nie verliert er sich darin, denn stets sieht er es aus höhern Gesichtspunkten an, hat beim Kleinen überall das Große, beim Einzelnen

das Ganze, und stets der Menschheit hohes Ziel im Auge. *) Daran mahnt ihn das absegelnde Schiff, daran jeder Spaziergang, daran die tönende Glocke. — Er sieht im Weibe nicht blos das Geschlecht, und im wirbelnden Tanze erblickt er den höhern, den leuchtende Sonnen in kühn gewundenen Bahnen durch den ewigen Raum beginnen. Wie trefflich sagt Jean Paul **) von ihm: „Dieser Dichter wirft über die beiden Enden des Lebens und Todes, in die beiden Ewigkeiten, in die Welt vor uns und in die Welt hinter uns, kurz über die unbeweglichen Pole der beweglichen Welt seinen dichterischen Schein, indeß er über der Mitte der Welt mit dem Tageslicht der Reflexions-Poesie steht, wie die Sonne nur an beiden Polen wechselnd nicht untergeht, und den ganzen Tag als ein Mond dämmert. Daher der Mondschimmer z. B. seiner Astrologie, seiner Jungfrau von Orleans, seines Glockenlieds." —

So dichtete Schiller, so dachte, so fühlte er. Friede sey mit des Sängers Asche, aber sein Andenken blühe, getreu den Worten Göthe's:

„Was dem Mann das Leben
Nur halb ertheilt, soll ganz die Nachwelt geben."

unter uns fort.

Beckers Vorschlag, auf allen bedeutenden Bühnen Deutschlands Todtenfeiern für den Verewigten zu veranstalten, und den Gesammt-Ertrag zum Ankauf eines Landguts zu verwenden, das unter dem Namen Schillers-Ehre, ein unveräußerliches Eigenthum seiner Familie bleiben sollte, kam bei den bald darauf ausbrechenden Kriegsunruhen nicht zu Stande.

Zu den vorzüglichsten Todtenfeiern gehören die von Sophie Brentano und Pellegrin (Berlin 1806) N. Meyer (Bremen 1806) u. a. m. In Weimar wird Schillers Sterbetag jährlich durch eine Vorstellung seines Wallenstein gefeiert, und Schreiber dieses erinnert sich, während seines dortigen Aufenthalts im Frühjahr 1817, eines trefflichen, bei dieser Gelegenheit gesprochenen Prologs.

---

*) Man vergl. hiemit den Aufsatz: Ueber Schiller als Lehrdichter (im Journal f. Liter., Kunst, Luxus und Mode. October 1818.)

**) Vorschule der Aesthetik. 1 Abth. S: 134.

Unter den vielfachen Gedichten und Nänien an Schillers Grabe stehen oben an: Göthe's Epilog zu Schillers Glocke (in dessen Werken Bd. IX.) Seumes Gedicht: Schillers Nekropompe (in dessen Sommer 1806) und Schillers Grab von Fr. Kind (in dess. Gedichten N. A. Leipz. 1817 Bd. II. S: 46.)

Indem wir diese Lebensbeschreibung schließen, drängt sich uns unwillkürlich der lebhafte Wunsch auf, daß der Einzige, der im Stande wäre namentlich aus brieflichen Mittheilungen, eine vollständige Biographie Schillers zu liefern, daß Göthe seinem theuersten Freunde ein bleibendes Denkmal setzen, und zugleich dem deutschen Publikum einen höchst wichtigen Dienst erzeigen möchte.

D. Charles Burney

von

H —— r.

D. Charles Burney.

(zum Theil aus gedruckten Nachrichten.)

Die Personen dieses Namens sind seit funfzig bis sechzig Jahren in England als eine literarische Familie berühmt. Ihr Stifter und sein gelehrter Sohn, dem die gegenwärtigen Zeilen gewidmet sind, starben vor wenig Jahren; die mehresten Zweige leben noch. Erst einige Worte vom Stammvater. Dieser war zu Shrewsbury im J. 1726 gebohren, erhielt den ersten Unterricht in seiner Geburtsstadt auf der dortigen Freyschule, und wurde dann zu einem Halbbruder nach Chester geschickt, um in der Musik einen guten Grund zu legen. Von hier ging er 1744 in seinem achtzehnten Japre nach London, wo er bei dem in England auch jetzt noch nicht vergessenen D. Arne drei Jahre blieb. Aus der Hauptstadt wurde er nach Lynn in Norfolk als Organist versetzt, welches Amt er neun Jahre bekleidete. Während dieser Zeit vermehrte er seine Kenntnisse in der Musik und in vielen andern Fächern so ansehnlich, daß er im J. 1760 nach London zurückkehren, und sich bald darauf von der Universität Oxford zum Doctor der Musik machen lassen konnte. Als sein alter Lehrer Arne starb, war D. Burney in dem Besitze eines allgemeinen Ansehens, welches sich auf seine innige Bekanntschaft mit der Theorie der Tonkunst, auf einige musikalische Compositionen, auf eine Belesenheit in fast allen Fächern, und auf seine feinen Sitten gründete. Der höchste Adel ging mit ihm um und zog ihn zur Tafel. Man hielt ihn damals für

den Ersten seines Faches in England, und junge Frauenzimmer der vornehmsten Familien drängten sich nach seinem Unterricht. Auf solche Art erwarb er sich in etlichen Jahren ein gemächliches Vermögen. Er hatte längst den Vorsatz gehabt eine Geschichte der Musik zu schreiben; und weil der nöthige Stoff dazu nicht ganz in England zu finden war, so machte er im J. 1770 eine Reise durch Frankreich und Italien, wovon er eine lesenswerthe Nachricht herausgab, bald darauf reiste er in derselben Absicht durch Deutschland, die Niederlande und Holland; auch diese Reise beschrieb er 1773 in zwei Bänden, welche vielen Beifall einärndeten, und auch in fremde Sprachen übersetzt wurden. Im J. 1781 erschien sein großes Werk, die Geschichte der Musik in vier Quartbänden, welche ihm als Tonkünstler und Gelehrten gleich große Ehre machte und bald darauf durch Forkel's Uebersetzung in Deutschland bekannt wurde. D. Johnson, dessen Urtheil damals über alle andre ging, hielt ihn sehr hoch und gestand seinem Freunde Boswell, er habe vor seiner Reise nach Schottland des geschickten Burney Reisebücher durchgeblättert, um sie für seine eigene Nachricht zum Muster zu nehmen. Damals bewohnte Burney das ehemalige Haus des großen Sir Isaac Newton und ging mit den ausgezeichnetsten Personen um, besonders mit D. Johnson, Sir Josua Reynolds, D. Goldsmith, Cumberland, Garrick, Burke u. v. a. Seine letzten Lebensjahre brachte er ruhig auf dem palastähnlichen Hospitale in Chelsea zu, wo er als Organist dieser Stiftung (welches Amt er aber durch einen andern versehen ließ) eine Freywohnung hatte, und noch im höchsten Alter fortfuhr Beweise von der Stärke seines Körpers und Geistes zu geben, als sein Sohn in Greenwich schon anfing sehr hinfällig zu werden. Er war zweimal verheirathet und hatte acht Kinder, unter denen sich vier einen ausgebreiteten Ruhm erworben haben. Der älteste Sohn, James, ein Capitain der Königlichen Marine, begleitete den unglücklichen Cook auf einer seiner Reisen um die Welt, und ist als Verfasser einer chronologischen Geschichte der Entdeckungen im stillen Meere den Gelehrten rühmlich bekannt. Der zweite Sohn, D. Carl Burney, von dessen Lebensumständen gegenwärtige Zeilen Nachricht geben, zeichnete sich unter den Philologen aus. Francisca, die älteste Tochter, ist nun Wittwe des ehemaligen fran-

zösischen Generalmajors D'Arblay. Sie machte sich schon im achtzehnten Jahre einen außerordentlichen Namen durch ihren Roman Evelina, denen Emilia, Cecilia, und the Wanderer folgten, welche alle bei den Engländern in verdientem Ansehn stehen; und so eben hat sie wieder unter ihrem Familiennamen Frances Burney herausgegeben: Tragic Dramas, chiefly intended for representation in private Families. Die jüngste Tochter, Sara Harriett, hat ebenfalls durch die Romane Clarentine, Geraldine Fauconberg, und besonders durch Traits of nature bewährt, daß auf ihr der Geist ihres Vaters ruht.

Der zweite Sohn, D. Carl Burney, auf welchen die obige Einleitung vorbereiten sollte, wurde am 6. December 1757 zu Lynn in Norfolk gebohren. Da sein Vater, wie gedacht, diese Stadt bald wieder verlies, so konnte für Carl's Erziehung dort wenig gethan werden. In London wurde er aber am 17. Febr. 1768 in die berühmte Carthäuserschule geschickt und gehörte zu den hoffnungsvollsten Jünglingen welcher dieser trefflichen Anstalt ihre erste Bildung verdankten. Als Schüler derselben war er auch zu einem Universitätsstipendium berechtigt, und wurde sofort zu Caius College in Cambridge unter die Mitglieder aufgenommen. Hier machte er bald Aufsehn durch seinen anhaltenden Fleiß, und seine tiefe Kenntniß der griechischen Sprache. Er blieb nicht lange und ging von dort nach King's College in Alt-Aberdeen, wo er 1781 Magister wurde. Das Jahr darauf nahm er die Stelle eines Lehrers in einer Erziehungsanstalt zu Highgate an, doch nur auf kurze Zeit; denn sein Freund, D. Dunbar, Professor der Moralphilosophie an einer der Schottischen Universitäten, mit dem er während seines Aufenthalts in Schottland bekannt geworden war, empfahl ihn nachdrücklich an den D. Rose, welcher in dem Dorfe Chiswick Vorsteher einer damals berühmten Privatschule war. Hier, wo Burney eine Unterlehrersstelle übernahm, machte er seinen ersten schriftstellerischen Versuch. D. Rose und ein Herr Cleveland hatten das Monthly review gestiftet, welches viele Jahre lang sich durch gute Beurtheilungen und Unpartheilichkeit auszeichnete. Rose schrieb noch dann und wann eine Recension für dasselbe, und er war es, der Burney'n veranlaßte, auch Theil daran zu nehmen. Der Prediger

Huntingford, Verfasser einer Anleitung zum Griechischschreiben ließ eine Sammlung griechischer Verse unter dem Titel Monostrophica erscheinen. Diese beurtheilte Burney im J. 1783 in den Junius- und Augustſtücken dieses Review's mit so tiefer Kenntniß der Metrik, daß die vielen Gelehrten von Handwerk und die noch zahlreichern Liebhaber der griechischen Sprache und Literatur in England äußerst neugierig waren, den Verfasser davon zu erfahreu. Als es bekannt wurde, daß es der junge Burney sey, war sogleich sein Ruhm als Hellenist auf immer begründet.

Im Junius 1783 heurathete er die zweite Tochter des D. Rose, dessen Unterlehrer er war. 1786 legte er selbst eine Erziehungsanstalt zu Fair Lawn House in Hammersmith an, und blieb dort sieben Jahre. Er zog dann nach Greenwich, wo er ein ähnliches Institut begründete, das bald weit umher bekannt wurde, und noch immer unter seinem Sohne, einem ebenfalls sehr gelehrten Manne, fortblüht. Es mangelte ihm nun auch nicht an academischen Ehrenbezeugungen, denn im J. 1792 machten ihn die Universitäten zu Aberdeen und Glasgow Ehrenthalber zum Doctor der Rechte. Um diese Zeit genoß er des höchsten Ruhms unter den Philologen seises Vaterlandes: sein Name wurde allezeit zugleich mit denen des noch lebenden Nestors der englischen Philologen, D. Samuel Parr, und des verstorbenen Porson genannt, mit welchen Männern er auch auf das Vertrauteste umging.

Der Ruf seiner tiefen Bekanntschaft mit der alten Literatur, vornehmlich mit der Griechischen, zog eine solche Menge junger Leute in seine Privatschule, daß es immer mehr Expectanten als erledigte Plätze gab. Dabei konnte er nun etwas Ansehnliches erübrigen, und nicht nur anständig leben, und, obgleich in Engiand nur Schoolmaster genannt, Kutsche und Pferde halten, sondern auch seine Neigung für gute, seltene und prachtvolle Werke im Fache der classischen Litteratur befriedigen. Obwohl nun gewiß kein Land so viele köstliche Privatbibliotheken, vornehmlich in dem Gebiete der alten griechischen und lateinischen Schriftsteller aufweisen kann, als England, so war doch die Burneysche damals erlese-

ner als alle andre. Es war ihm ehrenvoll, und gab seiner ganzen Familie ein gewisses Ansehn, daß er einen bedeutenden Theil seines mühevoll erworbenen Vermögens auf den Ankauf guter und seltener Bücher verwendete. Nicht viele Privatpersonen haben so sorgfältig ihre Bibliothek ausgewählt wie Burney. Sowohl in England als auswärts waren immer Leute von ihm beauftragt bei vorkommenden Gelegenheiten seltene Bücher für ihn einzukaufen; und nicht oft hat man bei verhältnißmäßig wenigen Mitteln so viel ausgerichtet. Schwierigkeiten und Kosten schreckten ihn niemals ab. Bei Bücherversteigerungen erstaunten zuweilen der hohe Adel und die reichen Landeigenthümer, wenn sie außerordentlich hohe Preise geboten hatten, von einem Privatmann überboten zu werden, der kaum ein Paar tausend mühsam im Schulstaube erworbene Pfund Sterling besitzen konnte. Als der Londner Buchhändler Edwards, Pinelli's kostbare Bibliothek in Venedig an sich brachte, und hier mit unermeßlichen Gewinne wieder verkaufte, achtete Burney nicht die hohen Preise, sondern übertrug von dort in seine Sammlung Alles was auf die dramatische Literatur der alten Griechen Bezug hatte. Diese Liebhaberei war um desto kostspieliger, weil er von den vorzüglichsten Ausgaben der alten Autoren, ohne Rücksicht auf ihre Theurung und Seltenheit, allemal zwei Exemplare kaufte und daraus durch Zusammenklebung der Blätter Eins machte. Zu gleicher Zeit sammelte er auch alles Merkwürdige das sich auf die Geschichte des englischen Theaters bezog; und auch in diesem Fache brachte er eine ungewöhnliche Menge Bildnisse und andre Seltenheiten zusammen, die dereinst zur Grundlage eines gelehrten Werks über diesen Gegenstand dienen können.

Da er seine literarischen Schätze in allen Mußestunden auf das emsigste benutzte, so waren sie allerdings eine unvergleichliche Würze seines arbeitsvollen und von vielen Verdrießlichkeiten unzertrennbaren Berufs. Aber Burney war nichts weniger als ein sogenannter Bücherwurm oder Stubengelehrter. Voll Geist, Witz und Munterkeit; die Vorräthe einer ausgebreiteten, salmasischen Belesenheit in einem treuen Gedächtnisse bewahrend; durch einen starken Körper zum angenehmen Gesellschafter bei den oft bis in die tiefe Nacht währenden

Freuden der Tafel geeignet, begabt mit einem seltenen Talente des Vortrags und mit einem hinreißenden Flusse der Rede, und dabei niemals die Fehler der Menschen antastend, wurde er ungewöhnlich gesucht; es buhlten um seine Gesellschaft nicht nur ein großer Kreis gelehrter und geistvoller Freunde, sondern auch Herzöge, Lords und andre vornehme Personen in London luden ihn sehr oft, ja viel öfter ein als es sich mit den mühsamen Pflichten eines Schullehrers zu vertragen schien, wenn er seiner nächtlichen Ruhe nicht Abbruch gethan hätte. Greenwich, wo sich die vor ihm gestiftete Erziehungsanstalt befindet, liegt nur einige Meilen von London. Nachdem er also den ganzen Tag über blos für seine Schule gelebt und alle ihm zukommenden Obliegenheiten gewissenhaft erfüllt hatte, so fuhr er wenn man ihn nach London gebeten hatte (wo man bekanntlich erst um fünf, sechs, sieben oder acht Uhr speist) dorthin nicht eher, als nach Beendigung aller Berufsgeschäfte, genoß mehrere Stunden lang die Gesellschaft seiner Gönner und Freunde, und kehrte meistens spät in der Nacht nach Greenwich zurück *). Seine rüstige Gesundheit machte, daß ihm etliche wenige Stunden Schlaf hinreichten, und seine Kräfte genugsam herstellten, so daß er früh um sechs Uhr wieder bei seinen geliebten Büchern seyn, und den Tag zwischen seinen Schülern und Studien theilen konnte. Aber die Natur verlangt ihre Rechte. Selbst sein starker Körper hielt dies in die Länge nicht aus, wie man unten sehen wird.

Eine der schönsten, segensvollsten und nachahmungswürdigsten Einrichtungen in England ist die Society of

*) Zu seinen wenigen Sonderbarkeiten gehörte, daß er eine ängstliche Furcht vor Zugluft hegte und es nicht leiden konnte, wenn Jemand von ihm ging, ohne die Thür zuzumachen. Während der erwähnten Nachtreisen traf es sich etlichemal, daß ihn die Straßenräuber auf dem Wege von London nach Greenwich anhielten, und ihm Geld und Uhr abfoderten. Diese gab er dann ohne Einwendung. Einmal aber ließ ein Straßenräuber, der die verlangte Börse und Uhr erhalten hatte, den Kutschenschlag offen. Burney, ärgerlich darüber und von seinem Berufe an den gebieterischen Ton gewöhnt, rufte dem Diebe nach. Der Kerl kehrte wirklich um. „Macht den Kutschenschlag zu" rief Burney. Der etwas befremdete Schelm that es ohne Umstände, und entfernte sich höflich.

Schoolmasters welche Burney mit stiften half. Die Absicht dieses herrlichen Vereins war, durch freiwillige Beiträge ein Capital zusammenzubringen, und von den Zinsen seine bejahrten Mitglieder, die Lehrer an öffentlichen und Privatschulen, wenn sie dürftig sind, so wie deren Wittwen und Waisen, durch Jahrgelder gegen Mangel zu sichern, eine Absicht, die völlig erreicht worden ist. Die Gesellschaft, welche nun schon seit geraumer Zeit besteht und so viel Gutes gewirkt hat, speist alle Jahre Einmal zusammen, und hört dann von ihrem Secretair, wie der Ausschuß die vorhandenen Gelder an die Wittwen ꝛc. vertheilt hat, was für neue Mitglieder in den Bund getreten sind u. s. w. Bei dergleichen Gastmalen, wo sich viele Wohlthäter des unendlich verdienten und überall nur mittelmäßig belohnten Schulstandes einzufinden, und ansehnliche Summen zu spenden pflegen, wurde Burney dem das Beste des Vereins so sehr am Herzen lag (obgleich ohne allen Eigennutz, da er selbst den Seinigen Vermögen hinterließ) wegen seiner geistvollen Aufgewecktheit gewöhnlich zum Vorsitzer erwählt. Ueberhaupt hatte diese Wittwen-Gehalt-Casse seiner ausgebreiteten Bekanntschaft und Liebe unter den höheren Ständen, so wie seinen persönlichen *) Be-

*) Den individuellen Anstrengungen eines eben so edlen Schullehrers hat auch eine andre Wittwen-Pensions-Casse ihren Ursprung zu danken. Die anerkannt erste und beste Schule im Russischen Reiche, nehmlich die deutsche Hauptschule zu St. Petri in St. Petersburg, deren zweiter Stifter der berühmte D. Büsching war, hat bei ihrer großen Ausdehnung und wahrhaft musterhaften Einrichtung (weswegen dort, ungeachtet der scharfen auf die Person Rücksicht nehmenden Zucht, immer hundert Namen junger Fürsten, Grafen, Ritter, und andrer Großen und Reichen jungen Leute für die man keinen Platz hat, auf der Expectantenliste stehen, und für Einen abgegangenen Schüler immer zehn andre kommen, die um Aufnahme anhalten) ein ansehnliches Personale auserlesener, ungemein verdienstvoller Lehrer, an deren Spitze der gelehrte und edle Hofrath und Inspector Schuberth steht. Dieser mit Recht in Petersburg so geachtete, von seinen Amtsgenossen geliebte, und von den zahlreichen Zöglingen der Schule zu St. Petri verehrte Mann bemerkte mit Schmerzen bei seinem Amtsantritte im J. 1811, die unverhältnißmäßige Besoldung seiner verdienten Collegen, und, im Falle ihres Todes, die völlige Verlassenheit ihrer Wittwen. Durch seine rastlose Verwendung erhielten erst alle Lehrer zweihundert Rubel Zulage, und er selbst machte dann den (manchen von

mühungen weit mehr zu danken als man öffentlich erfahren hat, da er kaum seine Freunde davon unterrichten mochte.

Burney hatte sich lange Zeit blos mit dem Schottischen Ehrentitel begnügt, da ihm seine hellenistische Gelehrsamkeit einen ausgebreiteten Ruhm verschaffte *). Aber die meisten Menschen lernen in reifern Jahren ganz anders über die Güter des Lebens denken, als in der Jugend. Die Bischöfliche Kirche ist bekanntermaßen ein mächtiger, reicher und außerordentlich geehrter Körper im brittischen Staate. Fast alle öffentliche und Privatschulleher, die sich zur herrschenden Religion bekennen, sind zum Predigtamte ordinirt und werden Reverend titulirt **); und diejenigen unter ihnen, welche sich durch philologische Gelehrsamkeit auszeichnen, werden vorzugsweise zu einträglichen Pfarren befördert. Die Aussicht zu kirchlichen Pfründen mußte bei Burney desto einladender seyn, da er einen hoffnungsvollen Sohn hatte der über kurz oder

---

ihnen erst unausführbar scheinenden) Plan einer Wittwen-Pensions-Casse, wozu jeder Lehrer ein für allemal hundert Rubel und in der Folge jährlich zwanzig Rubel beisteuerte. Der Inspector Schuberth nahm hierauf die Liste dieser Beiträge (welche nur ein kleiner Schritt zur Ausführung seines Plans waren) und fuhr damit vier Wochen lang in die Palläste dieser reichen Kaiserstadt umher, aus denen er 7.600 Rubel zusammen brachte, so daß bald ein Capital anwuchs, wovon nun jede Lehrerwittwe bestimmt und lebenslänglich zweihundert Rubel zieht. Die Bescheidenheit des würdigen Urhebers dieser Stiftung läßt von seinen eigenen Bemühungen zwar nichts laut werden, aber die Dankbarkeit der Wittwen und Waisen erschallt selbst über das Meer.

*) Der Titel „Professor der Griech. und Latein. Sprache an der Kön. Academie in London" war auch eine bloße Ehre ohne Amt und Gehalt.

**) So war der berühmte D. Parr, jetzt wirklicher Landprediger zu Hatton in Warwickshire, schon ordinirt (in orders) als er noch Oberlehrer der großen Schulanstalt zu Harrow war. Der gelehrte, unlängst verstorbene Vincent, war D. D. und Dechant an der Westminsterabtey, welche Würden dem wichtigen Amte eines Oberlehrers der Westminster-Schule, das er so lange rühmlich bekleidete, einen besondern Glanz gaben. Samuel Butler, ein als Herausgeber des Aeschylus bekannter Philologe und Oberlehrer an der berühmten Stadtschule zu Shrewsbury, ist ebenfalls ein Geistlicher der Bischöflichen Kirche und Doctor der Theologie u. dgl. m.

lang die Aufsicht über die so ansehnliche Schule des Vaters übernehmen sollte. Demnach ließ er sich 1806 ordiniren und erhielt bald darauf eine Pfarrstelle (vicarage) zu Hernhill in Kent, und im J. 1816 die Pfarre (eine sogenannte Rectorey) zu Deptford. Im J. 1812 machte ihn der Erzbischof von Canterbury zum Doctor der Theologie und zum Domherrn der Cathedralkirche zu Lincoln. Von dieser Zeit an nahm er nicht mehr Antheil an der Erziehungsanstalt, überlies sie ganz seinem Sohne (unter welchem sie noch jetzt in blühendem Zustande ist) und widmete sich theils der classischen Literatur, theils den Pflichten des Predigerstandes, in welchem er ohne Zweifel in kurzer Zeit zu hohen Würden bestimmt war; denn der Prinz-Regent machte ihn, zum besondern Beweise seiner Achtung für Burney's Gelehrsamkeit und Verdienste, zu einem der Königlichen Capläne.

In seinen letzteren Jahren bekam er häufige Anwandlungen von Lethargie und Kopfschmerz, welche vermuthlich eine Folge der obenerwähnten Anstrengungen nach zu sehr abgekürzter Nachtruhe waren. Diese Zufälle gaben ihm Vorempfindungen von dem was ihm in kurzer Zeit bevorstehen möchte, und was wirklich erfolgte. Am Tage vor Weihnachten 1817 las er noch spät seiner Familie die Predigt vor, welche er für den Christtag ausgearbeitet hatte. Am nächsten Morgen als sein Bedienter in seine Kammer kam, sah er, daß Burney, während des Anziehens vom Schlage gerührt, zu Boden gefallen war. Die Sprache war fast ganz verschwunden; er athmete noch bis zum 28. December.

Sein mehr erwähnter Sohn, Charles Parr Burney, ist ebenfalls ordinirter Geistlicher. Seine Abhandlung über die Vaterlandsliebe wurde von der Universität Cambridge mit dem Preise gekrönt, und er gab dadurch frühe Hoffnung, daß er den alten Ruhm seiner Familie aufrecht erhalten wird. Sein Taufname, Parr, erinnert an einen schönen Zug in dem Charakter seines Vaters. Mit edlem Stolze hatte dieser von Jugend auf gestrebt der Baumeister seines Glücks zu seyn. Es gelang ihm völlig. Seine jugendlichen Bemühungen und Nachtwachen verschafften ihm frühen Ruhm, dieser bevölkerte seine Privatschule; und durch gewissenhafte Erfüllung seiner schwe-

ren Lehrerpflichten, welche bei der bekannten Ungebundenheit der englischen Jugend äußerste Geduld und Klugheit erfordern, erwarb er sich ein ziemliches Vermögen, das ihn ganz frei und unabhängig machte. Als ihm daher sein einziger Sohn gebohren wurde, dachte er nicht daran, einen Bischof oder reichen Mann um den Schutz des neuen Ankömmlings zu bitten, sondern er wählte den angesehenen Philologen und Theologen D. Parr, einen noch jetzt frischen und thätigen Greis, zum Pathen seines Sohnes, der auch dessen Namen in der Taufe erhielt.

Nach seinem Tode lies einer seiner vorzüglichsten Schüler, D. Kaye, sogenannter Regius Professor der Theologie auf der Universität zu Cambridge einen Aufruf an Burney's übrige Schüler ergehen, ihm ein Denkmal in der Westminsterabtey zu errichten. Die dazu erforderliche Summe war bald zusammengebracht. Das Monument ist bereits dort im mittäglichen Gange der Kirche zu sehen und hat oben sein Brustbild, welches nach der von Nollekens geformten und im J. 1815 öffentlich ausgestellten Büste gebildet ist. Folgende von dem gedachten D. Samuel Parr abgefaßte Inschrift steht unter diesem Bildnisse:

A X Ω

Carolo Burneio, L. L. D. S. T. P. A. S. et R. S. Sodali, Graecarum Litterarum et Latinarum Professori in Regia Academia Londinensi; Georgio Tertio Britannicorum Regi a Sacris, Ecclesiae Lincolniensis Praebendario, Cliffiae et Ecclesiae Divi Paulli Deptfordiensis in Agro Cantiano Rectori; Scholae Grenovicensis per XVIII annos Magistro: qui vixit annos LX, dies XXIV, decessit quinto Cal. Ianuar. Anno Sacro CIↃ IↃ CCC XVIII., et Deptfordiae sepultus est. Discipuli ejus hoc monumentum pecunia collata posuerunt. Inerant in hoc viro plurimae et reconditae litterae; judicium artis criticae praeceptis, stilique frequentissima exercitatione, limatum: et in nodis rei metricae solvendis eximia quaedam sollertia. In libris, quos Latine aut Anglice conscripsit, lucidus erat sententiarum ordo, et sine fuco nitor verborum. Sermonem ejus ad magnam et

ingenii et doctrinae opinionem commendabant motus animi ad excogitandum celeres, vox plena et canora, acies oculorum acerrima illa quidem, sed hilaritate totius vultus suaviter temperata, et argutiae jucundissimo lepore conditae. Quum juvenes ad politiorem humanitatem informaret, accuratius quoddam et exquisitius docendi genus adhibebat, et in mentibus eorum ad omne officii munus instruendis personam Magistri summa fide et gravitate tuebatur. Hasce ad laudes accesserunt singularis vitae atque naturae comitas, quae optimi cujusque benevolentiam conciliabat, et discipulos ad amorem et reverentiam praeceptoris sui mirifice alliciebat; assiduum et vehemens studium in promendis consiliis, quae ludimagistris indigentibus aut senio confectis solatium ac perfugium prabere possent; et digna homine perfecte erudito diligentia in comparanda bibliotheca, quae libris, aliis manuscriptis, aliis e prelo emissis, ita ornata suit, ut post mortem possessoris luctuosam emeretur sumtu publico, et jussu Anglici Parlamenti in Britannico Museo collocaretur. Maxime autem in Burneio elucebant voluntas in Anglicam ecclesiam propensissima, spes aeternae Salutis pie in Christo posita, et consuetudo pure atque caste venerandi Deum.

Ein zweites Denkmal wurde ihm von seiner Pfarrgemeine in Deptford errichtet, deren Vater, Freund und Wohlthäter er gewesen war, und die daher seinen Verlust ernstlich bedauerte.

Nach seinem Tode war man besorgt, daß seine herrliche Bibliothek öffentlich versteigert und vereinzelt werden möchte. Endlich aber beschlossen die Curatoren des Brittischen Museums dem Parlamente eine Bittschrift zu überreichen, daß diese Sammlung für das Museum gekauft werden möchte. Nach einigen Debatten bewilligte das Parlament 13,500 Pf. Sterl., und diese mit so vieler Mühe gesammelte Bibliothek wurde dem Brittischen Museum im J. 1818 einverleibt. Unabhängig von den Manuscripten, Incunabeln, seltnen Werken, Kupferstichen ꝛc. sind besonders auch die handschriftlichen Randanmerkungen von Bentley, Burmann, Casaubonus u. a. m.

vornehmlich aber von Burney selbst äußerst schätzbar. Auf längeres Leben hoffend, gedachte er vermuthlich diese für den Philologen köstliche Materialien in seinen späteren Jahren zu verarbeiten.

Folgendes ist ein Verzeigniß seiner Werke:

Appendix ad Lexicon Graeco-Latinum a Ioan. Scapula constructum etc. Lond. 1789.

Remarks on the Greek verses of Milton, published at the end of Mr. T. Warton's edition of Milton's minor Poems. 8vo. 1791.

Richardi Bentleii et doctorum Virorum epistolae. 4. 1807.

Tentamen de metris ab Aeschylo in choricis cantibus adhibitis, 8vo 1809.

Bischop Pearson's exposition of the Creed, abridged. 12mo 1810. 2. edition, 1812.

Philemonis Lexicon Graece e Biblioth. Parisiensi. 4to und 8vo. 1812.

A sermon, preached at the Anniversary Meetins of the Shewards of the Sons of the Clergy at St. Paul's, Mai 14ten 1813.

Mehrere Recensionen im Monthly Review. — Viele Aufsätze im New London Magazine, welches D. Burney 1783 und in den beiden folgenden Jahren herausgab.

Literarische Anzeige.

Ich mache auf folgende Flug- und Zeitschriften aufmerksam, welche so eben bei mir erschienen und in jeder soliden Buchhandlung in Deutschland, Oesterreich, Preußen, der Schweiz, Rußland und Dänemark zu erhalten sind.

1) Krug, (Prof. W. T.), auch eine Denkschrift über den gegenwärtigen Zustand von Deutschland, oder Würdigung der Denkschrift des Hrn. von Stourdza, in juridischer, moralischer, politischer und religioser Hinsicht. 8 geh. 6 Gr. (27 Xr.)
2) — — *état actuel de l' Allemagne* ou examen et réponse au memoire de Mr. de *Stourdza sur l' état de l' Allemagne* sous le rapport juridique, moral, politique et religieux. (traduit par M. L. de Villers.) 8. geh. 8 Gr. (36 Xr.) (ist Uebersetzung von Nr. 1.)
3) — — das preußische Zollgesetz, die preußische Staatszeitung und der Zeitgeist. Ein kritischer Versuch. 8. geh. 8 Gr. (36 Xr.)
4) — — Kotzebue und die deutschen Universitäten. 8. geh. 10 Gr. (45 Xr.)
5) Auch Etwas über den letztern Landtag im Königreiche Sachsen. Geschrieben im Monat März 1819. 8. geh. 6 Gr. (27 Xr.)
6) Steffens, (Henrich), die gute Sache. Eine Aufforderung zu sagen was sie sey, an alle die es zu wissen meynen, veranlaßt durch des Verfassers letzte Begegnisse in Berlin. 8. geh. 8 Gr. (36 Xr.)
7) Sparre-Wangenstein, (C. J. von), über Geschwornen-Gerichte und das Verfahren in peinlichen Sachen. gr. 8. 16 Gr. (1 Fl. 12 Xr.)
8) Andeutungen zur Kritik der Königl. Preuß. Zoll- und Verbrauchsteuer-Gesetzgebung vom 26. May 1818. gr. 8. 20 Gr. (1 Fl. 30 Xr.) (Vom Vf. der Rez. über diese Gesetzgebung in der Jenaischen Allg. Lit. Zt. Nr. 197—200. 1818.)
9) Herbart (Prof. Joh. Fr.), Gegen Steffens. Auch über die gute Sache. 8. geh. 10 Gr. (45 Xr.)
10) Grävell (Dr. M. C. F. W.), das Wiedersehn nach dem Tode. Daß es seyn müsse, und wie es nur seyn könne. Als Anhang zu dem Werke: Der Mensch. gr 8. geh. 10 Gr. (45 Xr.)
11) v. Jakob, über akademische Freiheit und Disciplin. 8 geh. 16 Gr. (1 Fl. 12 Xr.)
12) Isis oder encyclopädische Zeitung; herausgegeben von Oken. Jahrgang 1819. gr. 4. Mit Kupfern. 8 Thlr. (14 Fl. 24 Xr.)
13) Annalen, allgemeine medicinische, des 19ten Jahrhunderts, auf das Jahr 1819. Herausgegeben vom Hofrath Dr. J. F. Pierer. gr. 4. 6 Thlr. 16 Gr. (12 Fl.)

Leipzig, im April 1819.

F. A. Brockhaus.

Ankündigung.

Hermes

oder

kritisches Jahrbuch der Literatur.

(geleitet vom Prof. W. T. Krug.)

Nicht mit Unrecht ist das Rezensions-Wesen in Deutschland, seit Klotz und Nicolai bis auf die neuesten Zeiten, bald mit Spott, bald mit strengem Tadel angegriffen worden. Auch unsere besten kritischen Zeitschriften haben, so unleugbar ihre Verdienste immerhin sind, insbesondere und hauptsächlich ihrer unbeschränkten Allgemeinheit wegen, ihre Bestimmung nur unvollständig erreichen, und bei der kaum übersehbaren Masse neuer Schriften, durch welche sie sich durchzuarbeiten haben, nicht selten gerade die wichtigsten Erscheinungen nur obenhin berühren können, oft sogar sie ganz übergehen müssen; nicht zu erwähnen, das viele Leser sich durch den zu großen materiellen Umfang ihres Inhalts abgeschreckt fühlen.

Das kritische Institut, dessen Beginn wir hiermit dem Publikum ankündigen, soll, indem es sich engere Grenzen steckt und eine eigene Bahn zu brechen strebt, diesen Mängeln möglichst auszuweichen suchen.

Obwohl es in Deutschland, da die Literatur eines Volks als der Ausdruck seines politischen und gesellschaftlichen Zustandes betrachtet werden kann, noch unmöglich ist, literarischen Instituten eine so hohe nationale Bedeutung und Wichtigkeit zu geben, wie dieß in England der Fall ist (und jetzt unter einer freien und repräsentativen Verfassung auch in Frankreich der Fall zu werden anfängt), wo wir in den eben so wohl mit umfassender Gelehrsamkeit und tiefer Sachkenntniß, als mit seltenem Scharfsinn und siegreicher Dialecktik ausgeführten Edinburgh und Quarterly Reviews *) zwei kritische Zeitschriften sehen, welche tief in das Volksleben und die Gesetzgebung Großbritanniens eindringen, und auf die ganze Literatur und geistige Entwickelung des englischen Volks einen nicht zu berechnenden Einfluß haben: so ist doch nicht zu leugnen, daß auch in Deutschland nicht nur ein ungewöhnliches Streben auf dem weiten Gebiet der Wissenschaft und Kunst nach allen Seiten hin sich äußert, sondern auch, in Erwartung weiterer Emancipation, die öffentlichen Angelegenheiten mehr als zu irgend einer andern Zeit lebhaftes Interesse erregen.

Schon seit längerer Zeit beschäftigte daher den unterzeichneten Unternehmer des Hermes die Idee, für Deutschland ein kritisches

---

*) Man sehe den Art. Edinburgh Review in der fünften Original-Auflage des Conversations-Lexions. Th. 3. S. 345. u. ff.

Institut zu gründen, das den genannten brittischen Zeitschriften wenigstens darin gleichen sollte, daß es nur neue, für die Wissenschaft und Kunst bedeutende, so wie in die wichtigeren Zeitverhältnisse der Gesellschaft eingreifende Schriften, diese aber mit angemessener Gründlichkeit, Freimüthigkeit und Ausführlichkeit beurtheilte und analysirte, daß es nicht blos für den Gelehrten, sondern auch für jeden gebildeten Staatsbürger, selbst für höher gebildete Frauen, Stoff zur Belehrung und Unterhaltung enthielte, daß es endlich für ein Archiv gelten könnte, welches den Geist der Wissenschaft und Kunst und den Gang ihrer Entwickelung auch historisch nachwiese, und dem bei einem mäßigen Umfange auch in kleinern und erlesenen Büchersammlungen eine Stelle einzuräumen wäre.

Zwar sah der Unterzeichnete, noch ehe er seinen längst gehegten und allmählig vorbereiteten Plan ausführen konnte, anderwärts, auf achtungswerthe höhere Veranlassung, ein Institut hervorgehen, dem fast dieselbe Idee zum Grunde zu liegen scheint, — aber er glaubte seinen Plan deßungeachtet nicht aufgeben zu müssen, da, wie ihm dünkt, die äußern Bedingungen, unter welchen jene Jahrbücher erscheinen, der Freiheit und Selbstständigkeit, welche die Haupt- und Grunderfodernisse eines jeden für die ganze deutsche Nation bestimmten kritischen Instituts solcher Art seyn müssen, nicht überall günstig seyn möchten, wie auch die bis jetzt davon erschienenen drei Stücke beweisen.

So ist durch einen Verein der achtungswerthesten Männer unter dem Titel: Hermes oder kritisches Jahrbuch der Litteratur, die Ausführung der oben entwickelten Idee versucht worden und das erste (im December 1818 erschienene) Stück desselben liegt dem Publikum zur Prüfung vor Augen. Es enthält auf 26 enggedruckten Bogen in Octav-Format 45 sachreiche Beurtheilungen wichtiger deutscher und ausländischer Werke und Schriften, von welchen wir hier nur auf diejenigen hindeuten wollen, welche die deutsch-katholische Kirche und ihr Verhältniß zur römischen Curie, — die Vereinigung der beiden protestantischen Kirchen, — die Formen der bewaffneten Macht mit besonderer Hinsicht auf das Landwehrsystem, die physiokratische Staatswirthschaftslehre, — die Preßfreiheit, den Nachdruck und das Streben des Zeitalters nach Repräsentativ-Verfassungen, die neue Voßische Uebersetzung des Shakspeare betreffen; — ferner die Beurtheilungen der berühmten Wilsonschen Schrift über die Gefahren, die uns von Rußland her drohen; — Die Analyse der über die Expedition nach dem Nordpol erschienenen Werke ꝛc. berühren wollen. Das zweite Stück dieser Zeitschrift, welches in der Leipziger Ostermesse d. J. (1819) erscheint, enthält abermals eine Anzahl der gediegensten Beurtheilungen (die zum Theil wieder eigene Abhandlungen sind) wichtiger neuen Schriften, von welchen wir hier nur einige nennen wollen: a) der Krieg in Tirol und Hofers Leben. b) der Krieg in Innerösterreich 1809. c) Krugs System der praktischen Philosophie. d) Kreysigs Handbuch der praktischen Krankheitslehre. e) A. v. Nordsterns Gemmen und Sinnbilder

der Christen. f) Hillebrand über die Nationalbildung der Deutschen. g) Steffens Caricaturen des Heiligsten. h) Fünf verschiedene Schriften über das Turnwesen. i) v. Bülows Verhältnisse des Kirchenwesens in Deutschland. k) Schmelzing's europäisches Völkerrecht. l) Stourdzas Denkschrift. m) Gourgauds Campagne de 1813. n) M. de Staël Considérations sur la Revolution française u. s. w.

Das 3te Stück des Hermes, aus welchem die hier besonders abgedruckte Abhandlung über das Kotzebue'sche literarische Wochenblatt genommen worden, wird im Sommer d. J. erscheinen.

In seinem Aeußern ist der Hermes zugleich auf das anständigste ausgestattet. Jedes Vierteljahr wird ein neues Stück von der Stärke des ersten ausgegeben werden. Der Preis eines ganzen Jahrgangs von vier Stücken ist auf 8 Thlr. (14 Fl. 24 Kr.) gesetzt; jedoch kann man auch jedes Stück einzeln zu 2 Thlr. 6 Gr. (4 Fl. 3 Kr.) erhalten. In Deutschland, Oesterreich und der Schweiz ist der Hermes durch jede solide Buchhandlung und auch durch alle Postämter zu beziehen. Für Frankreich und England wende man sich an Treuttel und Würtz in Straßburg, Paris und London; für die Niederlande an Müller u. Comp., oder an Sülpke in Amsterdam; für Schweden an Bruzelius in Stockholm und Upsala; für Dänemark an Bonnier, Brummer oder Gyldendal in Kopenhagen; für Rußland an Gräff in Petersburg, Deubner und Treuy, Hartmann, Leiste, Meinshausen in Riga oder Meyer in Abo.

Leipzig, den 20sten April 1819.

Brockhaus.
(Unternehmer und Verleger des Hermes.)

Verlags-Catalog

von

F. A. Brockhaus

in

Leipzig.

(Bis zu Ende 1818).

Wissenschaftlich geordnet.

I. Allgemeine und encyclopädische Schriften.
II. Philologie, Philosophie, Theologie, Pädagogik (Kinderschriften eingeschlossen).
III. Jurisprudenz, Cameralistik und Politik.
IV. Medicin und Naturwissenschaften.
V. Mathematik, Technologie, Handlungskunde, Theorie der Kriegswissenschaften.
VI. Geschichte (allgemeine und Kriegs-), Biographie, Geographie und Statistik, Reisen, Denkwürdigkeiten (Mémoires) und Original-Briefe.
VII. Schöne Künste und Critick.
VIII. Schriften in ausländischen Sprachen.

Anmerkung: Die mit einem * bezeichneten Artikel sind aus fremdem Verlag 1816 angekauft, und haben zum Theil neue Titel mit dieser Jahreszahl erhalten.

Januar 1819.

I.

Allgemeine und encyclopädische Schriften.

(Conversations-Lexicon) oder Real-Encyclopädie, (allgemeine deutsche,) für die gebildeten Stände. In zehn Bänden. Fünfte Original-Ausgabe. 8. 1819. Pränum. Preis: auf weiß Druckpapier in ord. 8. 12 Thlr. 12 Gr. (22 Fl. 30 Kr.); auf Schreibpapier in ord. 8. 18 Thlr. 18 Gr. (33 Fl. 45 Kr.); auf fein weiß Druckp. in Med. Format 22 Thlr. (39 Fl. 36 Kr.); auf supra fein Berliner Pap. in Med. Format 28 Thlr. (50 Fl. 24 Kr.); auf engl. Velinpap. in Med. Format 45 Thlr. (81 Fl.)

Die ersten 5 Bände sind erschienen. Die zweiten 5 Bände werden in der Leipziger Jubilate-Messe 1819 gratis nachgeliefert. Von der 1n, 2n, 3n und 4n Ausgabe sind zur Completirung noch einzelne Bände vorräthig, die zu 1 Thlr. 12 Gr. (2 Fl. 42 Kr.) abgelassen werden.

Supplementband [No. 1.] zum Conversationslexicon für die Besitzer der ersten, zweiten und dritten Ausgabe, die Nachträge und Verbesserungen der Vierten Ausgabe zu den ersten 7 Theilen enthaltend. 8. 1818. (73 Bogen) 2 Thlr. (3 Fl. 36 Kr.) Schreibpapier 2 Thlr. 16 Gr. (4 Fl. 48 Kr.)

Vom 8ten Bande an sind die 2te, 3te und 4te Aufl. sich ganz gleich. Ein Supplementband, [No. 2.] das Neue der fünften Auflage enthaltend, für die Besitzer der 1n — 4n Auflage erscheint in der ersten Abtheilung zur Jubilate-Messe 1819. Eine 2te Abtheilung zu Ende 1819. Beide Abth. werden auch 2 Thlr. auf Druckpapier und 2 Thlr. 16 Gr. auf Schreibpapier kosten.

Ersch, Prof. J. S., Handbuch der deutschen Literatur seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts bis auf die neueste Zeit. In 2 Bänden. 1r Band. gr. 8. 1812. 4 Thlr. (7 Fl. 12 Kr.) 2r Band. gr. 8. 1814. 6 Thlr. (10 Fl. 48 Kr.) Also beide Bände 10 Thlr. (18 Fl.) Auf Schreibpapier 13 Thlr. (23 Fl. 24 Kr.) In 4. gedruckt 15 Thlr. (27 Fl.)

Die einzelnen Abtheilungen sind auch unter den besondern Titeln zu erhalten, wie sie im Verfolg dieses Catalogs nach ihren Wissenschaften aufgeführt sind. Die achte Abtheilung gehört hierher als:

— — Literatur der vermischten Schriften. gr. 8. 1814. 10 Gr. (45 Kr.)

Das allgemeine Register zum ganzen Werk, das für Bibliographen besonderes Interesse hat, ist auch einzeln zu erhalten unter dem Titel:

— — allgemeines Register zum Handbuch der deutschen Literatur. gr. 8. 1814. 1 Thlr. 20 Gr. (3 Fl. 18 Kr.)

*Haushaltungs-Manual. Fol. 16 Gr. (1 Fl. 12 Kr.)

Isis oder encyclopädische Zeitung. Herausgegeben von Oken. Erster Jahrgang für 1817 mit Kupfern, in 4. 6 Thlr. (10 Fl. 48 Kr.) Zweiter Jahrgang für 1818. mit Kupfern. 4. 8 Thlr. (14 Fl. 24 Kr.)

Der zweite Jahrgang ist an Bogenzahl und Kupfern um die Hälfte stärker als der erste Jahrgang.

Taschenbuch der Conversation in ausländischen Sprachen: der französischen, englischen, italienischen, spanischen, portugiesischen, mit deutscher Erklärung. Zum Gebrauch für Reisende, fürs Militär, fürs gesellschaftliche Leben und für den Unterricht. Nebst einem Anhange, enthaltend Muster zu Briefen und kleinen schriftlichen Aufsätzen in obigen Sprachen. 12. 1812. Broschirt 1 Thlr. 12 Gr. (2 Fl. 42 Kr.) geb. 1 Thlr. 18 Gr. (3 Fl. 9 Kr.)

Real-Encyclopädie, allgemeine deutsche, für die gebildeten Stände. (Conversations-Lexicon.) In zehn Bänden. Fünfte Original-Ausgabe. 8. 1819. Pränum. Preis: auf weiß Druckpapier in ord. 8. 12 Thlr. 12 Gr. (22 Fl. 30 Kr.); auf Schreibpapier in ord. 8. 18 Thlr. 18 Gr. (33 Fl. 45 Kr.); auf fein weiß Druckp. in Med. Format 22 Thlr. (39 Fl. 36 Kr.) auf supra fein Berliner Pap. in Med. Format 28 Thlr. (50 Fl. 24 Kr.) auf engl. Velinpapier in Med. Format 45 Thlr. (81 Fl.)

Die ersten 5 Bände sind erschienen. Die zweiten 5 Bände werden in der Leipziger Jubilate-Messe 1819 gratis nachgeliefert.

Taschen-Encyclopädie, deutsche, oder Handbibliothek des Wissenswürdigsten in Hinsicht auf Natur und Kunst, Staat und Kirche, Wissenschaft und Sitte. In alphabetischer Ordnung. In vier Theilen mit 50 Kupfern. 12. Erster Theil mit 11 Kupfern. A — D. 12. 1816 2 Thlr. (3 Fl. 36 Kr.) 2r Theil mit 15 Kupfern. E — K. 12. 1817. 2 Thlr. (3 Fl. 36 Kr.) 3r Theil mit 12 Kupfern. L — R

12. 1818. 2 Thlr. (3 Fl. 36 Kr.) (Herausgegeben von Prof. F. Ch. A. Hasse in Dresden. Der vierte und letzte Theil erscheint 1819.)

II.

Philologie, Philosophie, Theologie, und Pädagogik (Kinderschriften eingeschlossen).

*Aufgaben, deutsche, zum Uebersetzen ins Französische. Mit erklärenden Noten. 12. 1816. 12 Gr. (54 Kr.)

Baumgarten-Crusius (Carl), vier Reden über Vaterland, Freiheit, deutsche Bildung und das Kreuz. An die deutsche Jugend gesprochen. Eine Weihnachtsgabe. 8. 1816. 14 Gr. (1 Fl. 3 Kr.)

Beckedorff (D. Ludolph), Briefwechsel zwischen zwei Geistlichen bei Gelegenheit der Versuche zur Kirchen-Vereinigung. gr. 8. 1818. 8 Gr. (36 Kr.)

Bouilly (J. N.), Rath an meine Tochter, in Beispielen aus der wirklichen Welt, frei bearbeitet von Ludwig Hain. Neue Aufl. 8. 1816. 2 Bändchen. 1 Thlr. 16 Gr. (3 Fl.)

Ersch (J. S.), Literatur der Philologie, Philosophie und Pädagogik, seit der Mitte des 18ten Jahrhunderts bis auf die neueste Zeit; systematisch bearbeitet und mit den nöthigen Registern versehen. gr. 8. 1812. Thlr. 6 Gr. (2 Fl. 15 Kr.)

Ersch (J. S.), Literatur der Theologie seit der Mitte des 18ten Jahrhunderts bis auf die neueste Zeit; systematisch bearbeitet und mit den nöthigen Registern versehen. gr. 8. 1812. 1 Thlr. 6 Gr. (2 Fl. 15 Kr.)

Von diesen beiden besonderen Literaturen sind 1818 neue aber ganz unveränderte Auflagen erschienen.

*Fritsch (F. A.), allegorische Erklärung der griech. und röm. Götter. Zum unanstößigen und nützlichen Gebrauch für die Jugend. gr. 8. 1816. 16 Gr. (1 Fl. 12 Kr.)

Glatz (Jak.), die Familie von Karlsberg, oder die Tugendlehre; anschaulich dargestellt in einer Familiengeschichte. Ein Buch für den Geist und das Herz der Jugend beiderlei Geschlechts. 2 Bde. Neue Aufl. 8. 1816. 1 Thlr. 16 Gr. (3 Fl.)

Grundriß practischer Lebensweisheit. N. Aufl. 8. 1816. 6 Gr. (27 Kr.)

*Haas (J. G.), vollständiges lateinisch-deutsches und deutsch-lateinisches Handwörterbuch. gr .8. 1816. 2 Thlr. 12 Gr. (4 Fl. 30 Kr.) [Commissionsartikel.]

*— — — deutsch-französisches Taschen-Lexicon der meisten und besonders im gemeinen Leben vorkommenden Wörter und Redensarten. 12. 8 Gr. (36 Kr.)

Hartmann (Dr. Ant. Theod.), die Hebräerin am Putztische und als Braut. Vorbereitet durch eine Uebersicht der wichtigsten Erfindungen in dem Reiche der Moden bei den Hebräern von den rohesten Anfängen bis zu der üppigsten Pracht. 3 Bände mit 9 Kupfern. 8. 1809 und 1810. 5 Thlr. (9 Fl.) und auf Schweizer-Velinpapier 8 Thlr. (14 Fl. 24 Kr.)

(Möller, Nicolaus), Speculative Darstellung des Christenthums. gr. 8. 1819. 1 Thlr. (1 Fl. 48 Kr.)

Ritter (Heinrich), welchen Einfluß hat die Philosophie des Cartesius auf die Ausbildung der des Spinoza gehabt, und welche Berührungspunkte haben beide Philosophieen mit einander gemein? (Eine gekrönte

Preisschrift). Nebst einer Zugabe, über die Bildung des Philosophen durch die Geschichte der Philosophie. gr. 8. 1817. 16 Gr. (1 Fl. 12 Kr.)

*Rockstroh (Dr. H.), Kunst, mancherlei Gegenstände aus Papier zu formen. Eine nützliche und angenehme Beschäftigung für junge Leute. Mit 20 zum Theil illuminirten Kupfertafeln. 4. 1810. 1 Thlr. 12 Gr. (2 Fl. 42 Kr.)

*— — — Unterricht im Stickereizeichnen, für Frauenzimmer. Mit 15 Kupferbl. quer 8. 1816. 12 Gr. (54 Kr.)

Rosenmüller (Dr. J. G.), Handbuch eines allgemein faßlichen Unterrichts in der christlichen Glaubens- und Sittenlehre, nach seinem christlichen Lehrbuche für die Jugend. In 2 Bänden. Erster Theil: christliche Glaubenslehre. gr. 8. 1818. 1 Thlr. 12 Gr. (2 Fl. 42 Kr.) Zweiter Theil: christliche Sittenlehre. gr. 8. 1819. 2 Thlr. (3 Fl. 36 Kr.)

Schopenhauer (D. Arthur), Die Welt als Wille und Vorstellung: vier Bücher; nebst einem Anhange, der die Kritik der Kantischen Philosophie enthält. gr. 8. 1819. 3 Thlr. (5 Fl. 24 Kr.)

Schuderoff (Jonathan), klarer Bericht an das deutsche Volk über die Befreiung der protestantischen Geistlichkeit von bürgerlichen Leistungen und Lasten. 8. 1816. 14 Gr. (1 Fl. 3 Kr.)

*— — — Communionbuch für gebildete Christen aus allen Ständen. 8. 1816. 16 Gr. (1 Fl. 12 Kr.)

*Sintenis (K. H.), Lehrbuch der moralischen Vernunft-Religion zur Vorbereitung auf das Christenthum. 8. 1816. 20 Gr. (1 Fl. 30 Kr.)

*Witting (J. C. F.), zweiter Unterricht in der Religions- und Tugendlehre, worin dieselbe mit Beweissprüchen nach Begriffen entwickelt und mit bibl. Beispielen erläutert wird. 8. 1816. 16 Gr. (1 Fl. 12 Kr.)

*— — — dritter Unterricht in der Religions- und Tugendlehre. 1r Thl. 8. 1816. 10 Gr. (45 Kr.)

*Zerrenner (C. C. G.), Taschenbuch zur täglichen Erbauung für denkende Christen. 8. 1816. 1 Thlr. 8 Gr. (2 Fl. 24 Kr.)

III.

Jurisprudenz, Cameralistik und Politik (incl. kleiner, [besonders zusammengestellter] politischen Flugschriften).

Ansichten von der Gegenwart und Aussicht in die Zukunft. (Von Dr. F. A. Köthe, Prof. in Jena.) gr. 8. 1809. 2 Thlr. 12 Gr. (4 Fl. 30 Kr.)

Betrachtungen über die verschiedenen Formen der bewaffneten Macht. Von einem vormaligen Landwehr-Offizier. (Eine Schrift gegen das System der Landwehr.) gr. 8. 1817. 12 Gr. (54 Kr.)

Blätter, deutsche. Erste Folge vom 14. Oct. 1813 — 1815, in 6 Bänden, jeder von 40 Bogen. — Zweite Folge vom April 1815 bis Mai 1816, in 3 Bänden. 8. jeder Band 1 Thlr. 8 Gr. (2 Fl. 24 Kr.) alle 9 Bände zusammen herabgesetzt für 7 Thlr. 12 Gr. (13 Fl. 30 Kr.)

Die Constitutionen der europäischen Staaten seit den letzten 25 Jahren. In drei Theilen. 1r Theil. gr. 8. 1817. 2 Thlr. (3 Fl. 36 Kr.) 2r Theil gr. 8. 1817. 2 Thlr. 12 Gr. (4 Fl. 30 Kr.)

Ersch (J. S.), Literatur der Jurisprudenz, Politik und der Cameralwissenschaften. Seit der Mitte des 18ten Jahrhunderts bis auf die neueste Zeit. Systematisch bearbeitet und mit den

nöthigen Registern versehen. gr. 8. 1813. 1 Thlr. 8 Gr. (2 Fl. 24 Kr.)

Falk (Johannes), Aufruf, zunächst an die Landstände des Großherzogthums Weimar und sodann an das ganze deutsche Volk und dessen Fürsten, über eine der schauderhaftesten Lücken unserer Gesetzgebungen, die durch die traurige Verwechselung von Volkserziehung mit Volksunterricht entstanden ist. Im Anhange 19 Actenstücke. gr. 8. 1818. 20 Gr. (1 Fl. 30 Kr.)

Fortschritte (die), der nationalökonomischen Wissenschaft in England während des laufenden Jahrhunderts. Eine Sammlung deutscher Uebersetzungen der seit dem Jahre 1801 bis jetzt erschienenen bedeutendsten parlamentarischen Reports, Flug- und Streitschriften, Recensionen u. s. w., welche zu Förderung und Berichtigung der staatswirthschaftlichen Theorie beigetragen haben. 1s Bändchen. (Besorgt von Adam Müller). gr. 8. 1817. 1 Thlr. (1 Fl. 48 Kr.)

Herrenschwand, über die Mittel, den öffentlichen Credit in einem Staate herzustellen, dessen politische Oekonomie zerstört worden ist. Deutsch herausgegeben vom Obristen von Massenbach. 8. 1810. 18 Gr. (1 Fl. 21 Kr.)

Krug (Professor), Entwurf zur Deutschen nnd Darstellung der Englischen Gesetzgebung über die Preßfreiheit. Der hohen Deutschen Bundes-Versammlung gewidmet. gr. 8. 1818. 20 Gr. (1 Fl. 30 Kr.)

Müller (Adam), Versuch einer neuen Theorie des Geldes. Mit besonderer Rücksicht auf Großbritannien. gr. 8. 1816. 1 Thlr. 8 Gr. (2 Fl. 24 Kr.)

Murhard (Dr. Carl), Theorie des Geldes und der Münze. gr. 8. 1817. 1 Thlr. 12 Gr. (2 Fl. 42 Kr.)

Preußen über Alles, wenn es will. Von einem Preußen. gr. 8. 1817. 20 Gr. (1 Fl. 30 Kr.)

Seckendorf (G. von), Grundzüge der philosophischen Politik. Ein Handbuch bei Vorträgen. gr. 8. 1817. 20 Gr. (1 Fl. 30 Kr.)

Staatswirthschaft, die, nach Naturgesetzen. gr. 8. 1819. 2 Thlr. (3 Fl. 36 Kr.)

Steffens (Henrich), Caricaturen des Heiligsten. In zwey Theilen. Erster Theil gr. 8. 1819. 2 Thlr. 12 Gr. (4 Fl. 30 Kr.)

Woltmann (K. L. von), politische Blicke und Berichte. 1r Theil. 8. 1816. 1 Thlr. (1 Fl. 48 Kr.)

Politische und philosophische Flugschriften.

Aktenstücke, die Aufhebung des Klosters Neuenzelle in der Niederlausitz betreffend. gr. 8. 1817. 6 Gr. (27 Kr.)

Auch ein Wort über unsere Zeit. 1) Von der unterscheidenden Eigenthümlichkeit derselben. 2) Was sie von den in ihr Lebenden fodere. 3) Was sie ihnen gewähre. 8. 1815. 6 Gr. (27 Kr.)

Briefe, aufgefangene, der französischen Armee. Französisch und deutsch. 8. 1814. 10 Gr. (45 Kr.)

Continental-System (über das) (NB. herausgegeben den 1sten Juni 1812.) 8. 16 Gr. (1 Fl. 12 Kr.)

Deutschlands Erlösung im Jahr 1813. Ein National-Singspiel. gr. 8. 1814. 6 Gr. (27 Kr.)

Erinnerung an die Vorzüge und Gebrechen der ehemaligen Verfassung des deutschen Reichs. gr. 8. 1814. 5 Gr. (24 Kr.)

Fanfaronaden, hundert und etliche, des corsicanischen Abenteurers Napoleon Buona-Parte, Ex-Kaisers der Franzosen. Systematisch geordnet cum notis variorum. 8. 1814. 16 Gr. (1 Fl. 12 Kr.)

Federstreiche, oder Lebenslauf des Ex-Kaisers der Franzosen, in drei Büchern Epigramme. 8. 1814. 9 Gr. (40 Kr.)

Gegen den geheimen Rath Schmalz zu Berlin wegen seiner herausgegebenen Schrift über politische Vereine. 8. 1815. 4 Gr. (18 Kr.)

Gemälde, politisches, von Europa, nach der Schlacht bei Leipzig am 16 — 19 Oktober 1813. Geschrieben zu London am 4ten December 1813. Aus dem Französischen des Marquis de Maisenfort. Mit Anmerkungen und einer Frage: was hofft Europa seit dem 3ten April 1814? gr. 8. 1814. 12 Gr. (54 Kr.)

Jomini, von, Auszug aus meinen Memoiren über den Feldzug von 1813. gr. 8. 1814. 3 Gr. (15 Kr.)

— — extrait de mes mémoires sur la Campagne de 1813. gr. 8. 1814. 3 Gr. (15 Kr.)

Kanonen-Säule (die), oder der Sieges-Obelisk in Moskau, mit einem Commentar darüber. 8. 1814. 4 Gr. (18 Kr.)

Lüders (Ludwig), welthistorische Ansicht vom Zustande Europa's am Vorabende der Schlacht bei Leipzig am 16. — 19. October 1813. Mit einem Plane von der Schlacht bei Lützen am 2ten Mai 1813. 8. 1814. 14 Gr. (1 Fl. 3 Kr.)

Mahnung der Zeit an die protestantische Kirche bei der Wiederkehr ihres Jubelfestes. Nachschrift an die catholische Kirche und deren Oberhaupt. (Von Prof. Krug.) gr. 8. 1817. 8 Gr. (36 Kr.)

Montgelas (der Minister Graf von), unter der Regierung Königs Maximilian von Bayern. 8. 1815. 6 Gr. (27 Kr.)

Obscuranten (die neuen), im Jahr 1815. Dem geheimen Rath Schmalz und Genossen gewidmet. 8. 6 Gr. (27 Kr.)

Oriflamme (die), oder der pariser Enthusiasmus unter Napoleon dem Großen, Kaiser der Franzosen; eine Sammlung merkwürdiger vor der Aufführung dieser Oper in Paris gewechselter Briefe; als ein Beitrag zu der französischen Kunst, das Volk gegen sein eignes Herz und seinen Verstand zu bearbeiten. (Von Rehfues.) 8. 1814. 9 Gr. (40 Kr.)

Reich (das deutsche), wider den deutschen Bund. Mit 1 Kupf. 8. 1816. 4 Gr. (18 Kr.)

Schlegel (A. W.), über das Continental-System. 8. 1814. 12 Gr. (54 Kr.)

— — Betrachtungen über die Politik der dänischen Regierung. 8. 1814. 6 Gr. (27 Kr.)

— — über Napoleon Buonaparte und den Kronprinzen von Schweden; eine Parallele in Beziehung auf einen Artikel der leipziger Zeitung vom 5ten October 1813. 8. 1814. 4 Gr. (18 Kr.)

— — sur le Système continental. 1814. 8. 12 Gr. (54 Kr.)

— — Considérations sur la Politique du Gouvernement Danois. 1814. 8. 6 Gr. (27 Kr.)

— — Remarques sur un article de la Gazette de Leipsic du 5. Octobre 1813. 8. 4 Gr. (18 Kr.)

Stachelnüsse, politische, gereift 1813. Herausgegeben von Spiritus Asper. 12. 2 Hefte. 1814 und 1815. 10 Gr. (45 Kr.)

— — — neue merkantilische, zur Messe gebracht von Spiritus Asper. 8. 1816. 5 Gr. (24 Kr.)

Sünden-Register der Franzosen in Deutschland. Ein Seitenstück zu der Schrift: Deutschland in seiner tiefsten Erniedrigung. 8. 1814. 12 Gr. (54 Kr.)

Tableau politique de l'Europe après la Bataille de Leipsic. (Par le Marquis de Maisonfort.) gr. 8. 1814. 9 Gr. (40 Kr.)

Treitschke (Carl), Deutschland im Schlaf, und Deutschlands Morgentraum und Erwachen. Zwei politische Possenspiele. 8. 1814. 8 Gr. (6 Kr.)

Ueber den jetzt herrschenden Geist der Unruhe und Unzufriedenheit unter den Völkern Europas. Ein Versuch zu Beschwichtigung dieses Geistes. 8. 1817. 6 Gr. (27 Kr.)

IV.

Medicin und Naturwissenschaften.

Archiv für den thierischen Magnetismus, von D. C. A. von Eschenmayer, D. D. G. Kieser und D. F. Nasse. Ersten Bandes erstes bis drittes und zweiten Bandes erstes Heft. gr. 8. 1817. jedes Heft 18 Gr. (1 Fl. 21 Kr.)

Brisseau-Mirbel, Erläuterung und Vertheidigung seiner Theorie des Gewächsbaues. Französisch und deutsch, herausgegeben von Dr. Bilderdyk. Mit 3 Kupfern. gr. 8. 1808. 2 Thlr. 12 Gr. (4 Fl. 30 Kr.)

Ennemoser (D. Joseph), der Magnetismus, nach der allseitigen Beziehung seines Wesens, seiner Erscheinungen, Anwendung und Enträthselung, in einer geschichtlichen Entwicklung von allen Zeiten und bei allen Völkern wissenschaftlich dargestellt. gr. 8. 1819. 3 Thlr. (5 Fl. 24 Kr.)

Ersch (J. S.), Literatur der Mathematik, Natur- und Gewerbskunde, mit Inbegriff der Kriegskunst und anderer Künste, ausser den schönen. Seit der Mitte des 18ten Jahrhunderts bis auf die neueste Zeit. Systematisch geordnet und mit den nöthigen Registern versehen. gr. 8. 1814. 2 Thlr. (3 Fl. 36 Kr.)

— — Literatur der Medizin. Seit der Mitte des 18ten Jahrhunderts bis auf die neueste Zeit. gr. 8. 1815. 1 Thlr. 8 Gr. (2 Fl. 24 Kr.)

Greiner (D. G. Fr. Chr.), der Traum und das fieberhafte Irreseyn. Ein physiologisch-psychologischer Versuch. gr. 8. 1817. 1 Thlr. 4 Gr. (2 Fl. 6 Kr.)

*Hippocratis Coi Opera quae exstant, in sectiones VII divisa. Ex interpretatione Anutii Foesii recudi curavit, prolegomena de conditione artis medicae ante Hippocratem, Hippocratis vita, scriptis et meritis, nec non cuique libro praefatiunculam praemisit, verborumque difficilium minusque cognitorum indicem explicantem adjecit Jo. Frid. Pierer, M. D. 3 Tomi. gr. 8. 1816. 4 Thlr. 12 Gr. (8 Fl. 6 Kr.) Schreibp. 5 Thlr. (9 Fl.)

*Horn (Dr. Ernst), Handbuch der medicinischen Chirurgie. 2 Bände. gr. 8. 1816. 1 Thlr. 12 Gr. (2 Fl. 42 Kr.)

*— — und Henke (Prof.), clinisches Taschenbuch für Aerzte und Wundärzte. 8. 1816. 1 Thlr. 12 Gr. (2 Fl. 42 Kr.)

John (Prof. J. F.), Handwörterbuch der allgemeinen Chemie. Erster Band A — E. 8. 1817. 2 Thlr. 8 Gr. (4 Fl. 12 Kr.) Zweiter Band F — L. 8. 1818. 2 Thlr. 16 Gr. (4 Fl. 48 Kr.) Dritter

Band M — R. 8. 1818. 2 Thlr. 8 Gr. (4 Fl. 12 Kr.) (mit Nonpareille gedruckt.) — Mit Kupfern.

Der 4te und letzte Band erscheint Jubilate-Messe 1819.

*Jördens (Dr. P. G.), Apologie der Schutzblattern. 8. 1816. 8 Gr. (36 Kr.)

*Kranken-Diarium, oder medicinisches Tagebuch zu fortgehender Einzeichnung der in der täglichen medicinischen Praxis vorkommenden bemerkungswerthen Krankheitsfälle ꝛc. klein Fol. 1 Thlr. (1 Fl. 48 Kr.)

*Kranken-Manual, oder medicinisches Hauptbuch zu angemessener Aufzeichnung der in der medicinischen Praxis vorkommenden bemerkungswerthen Krankheitsfälle ꝛc. Fol. 1 Thlr. 12 Gr. (2 Fl. 42 Kr.)

Kreyßig (D. Friedrich Ludwig, K. Sächs. Leibarzt und Prof.) System der practischen Heilkunde, auf Erfahrung und daraus hergeleitete Gesetze der thierischen Natur gegründet. Erster Band. Heil-Grundsätze. Erster Theil. Angewandte oder practische Krankheitslehre. gr. 8. 1818. 2 Thlr. (3 Fl. 36 Kr.)

Dieser Theil hat auch den Titel:

— — — Handbuch der practischen Krankheitslehre. Erster Theil. gr. 8. 1818. 2 Thlr. (3 Fl. 36 Kr.)

Löbenstein-Löbel (Dr. und Prof.), die Anwendung und Wirkung der Weine in lebensgefährlichen Krankheiten, und über deren Verfälschung, nach eignen Ansichten und Erfahrungen. 8. 1816. 20 Gr. (1 Fl. 30 Kr.)

*Medicinische Nationalzeitung auf die Jahre 1798 und 1799. gr. 4. Der Jahrgang 4 Thlr. 8 G. (7 Fl. 48 Kr.) Erhielt 1800 folgenden Titel:

*Medizinische Annalen (Allgemeine) für das Jahr 1800. gr. 4. 4 Thlr. 8 Gr. (7 Fl. 48 Kr.) (Vom nächsten Jahre erhielten solche bei einem erweiterten Plane den Titel:

*Medicinische Annalen (Allgemeine) des neunzehnten Jahrhunderts auf das Jahr 1801 — 1810. Jeder Jahrgang 4 Thlr. 8 Gr. (7 Fl. 48 Kr.) (Vom Jahr 1811 — 1815 erschienen solche in Doppelheften als Annalen der Heilkunst und Heilkunde.)

*— — Supplementenband derselben. 1801 — 1810. 8 Hefte. 2 Thlr. (3 Fl. 36 Kr.)

*— — — 1811 und 1812. à 8 Thlr. 16 Gr. (15 Fl. 36 Kr.) jeder Jahrg.

*— — — 1813. (nur in 9 Heften.) 6 Thlr. 16 Gr. (12 Fl.)

*— — — 1814. 6 Thlr. 16 Gr. (12 Fl.)

*— — — 1815. 6 Thlr. 16 Gr. (12 Fl.)

1. Die gesammte Folge dieser Zeitschrift vom Jahr 1798 bis und mit dem Jahre 1815 wird gegen baare Zahlung zu 24 Thlr. Conv. Geld (43 Fl. 12 Kr.) erlassen.

2. Die Folge von 1806 — 1815. zu 18 Thlr. 16 Gr. (33 Fl. 36 Kr.)

3. Die neueste Folge von 1811 — 1815 zu 12 Thlr. (21 Fl. 36 Kr.)

— — 1816. (In 12 Heften.) Preis des Jahrgangs. 6 Thlr. 16 Gr. (12 Fl.)

— — 1817. (In 12 Heften.) Preis des Jahrgangs. 6 Thlr. 16 Gr. (12 Fl.)

— — 1818. (In 12 Heften.) Preis des Jahrgangs. 6 Thlr. 16 Gr. (12 Fl.)

Kick (D.) Darstellung der sehr merkwürdigen durch den thierischen Magnetismus veranlaßten Geschichte der C. Krämerin aus Stuttgart. gr. 8. 1818. 15 Gr. (1 Fl. 8 Kr.)

Pierer (Dr. Joh. Friedr.), Medicinisches Realwörterbuch zum Handgebrauch practischer Aerzte und Wundärzte 1ste Abthl.: Anatomie und Physiologie, 1r Bd. A und B. gr. 8. 1816. 3 Thlr. 18 Gr. (6 Fl. 45 Kr.) und auf Schrbp. 4 Thlr. 12 Gr. (8 Fl. 6 Kr.); 2r Band C — P. gr. 8. 1817. gleicher Preis.

Auch unter dem Titel:

— — anatomisch-physiologisches Realwörterbuch zu umfassender Kenntniß der körperlichen und geistigen Natur des Menschen im gesunden Zustande. 1r Bd. A und B. gr. 8. 1816. 3 Thlr. 18 Gr. (6 Fl. 45 Kr.) und auf Schrbp. 4 Thlr. 12 Gr. (8 Fl. 6 Kr.)

Der Pränumerationspreis ist für den 1n bis incl. 3n Band 7 Thlr. 8 Gr. (13 Fl. 12 Kr.) auf Druckpapier, und 8 Thlr. 4 Gr. (14 Fl. 42 Kr.) auf Schreibpapier. — Nach Vollendung der ersten Abtheilung (Physiologie und Anatomie), welche aus 6 Bänden bestehen wird, die ein in sich abgeschlossenes Ganzes bilden, und bis zu Ende 1820 vollendet seyn soll, können die Subscribenten zurücktreten oder für den Verfolg ihre Subscription fortsetzen. — Jeder Band enthält 60 Bogen des compendiösesten Drucks. (50 Zeilen auf die Seite.)

*— — Taschen- und Adreßbuch für practische Aerzte und Wundärzte. 8. 1813. 16 Gr. (1 Fl. 12 Kr.)

Puchelt (D. und Prof. Friedr. Aug. Benj.) Das Venensystem in seinen krankhaften Verhältnissen. gr. 8. 1818. 2 Thlr. (3 Fl. 36 Kr.)

Rudolphi (Prof. K. Asm.), Entozoorum, sive vermium intestinalium historia naturalis. Cum 6 Tab. aeneis. (Naturgeschichte der Eingeweidewürmer.) gr. 8. 3 Vol. 1808 — 1810. 7 Thlr. 12 Gr. (13 Fl. 30 Kr.)

Sprengel (Prof. Curt), Handbuch der Gesundheit und des langen Lebens, frei bearbeitet nach John Sinclair. Mit Sprengels Bildniß von Bilyn gestochen. gr. 8. 1809. 1 Thlr. 12 Gr. (2 Fl. 42 Kr.)

— — Historia rei herbariae. (Geschichte der Botanik.) gr. 8. 1808. 2 Vol. 6 Thlr. (10 Fl. 48 Kr.)

— — Institutiones medicae. Tom. I — VI. 8. maj. 1809 — 1816. 15 Thlr. (27 Fl.) Jeder Theil einzeln 2 Thlr. 12 Gr. (4 Fl. 30 Kr.) Die einzelnen Theile sind, ihrem Inhalt nach, unter folgenden besondern Titeln zu erhalten:

Tom. I. et II. Institutiones Physiologiae. 5 Thlr. (9 Fl.)
— III. — — Pathologiae generalis. 2 Thlr. 12 Gr. (4 Fl. 30 Kr.)
— IV. — — Pathologiae specialis. 2 Thlr. 12 Gr. (4 Fl. 30 Kr.)
— V. — — Pharmacologiae. 2 Thlr. 12 Gr. (4 Fl. 30 Kr.)
— VI. Pars 1. — — Therapiae generalis. 1 Thlr. 12 Gr. (2 Fl. 42 Kr.)
— — Pars 2. — — Medicinae forensis. 1 Thlr. (1 Fl. 48 Kr.)

(Der VII. — IX. Band dieser Institutionen werden die Klinik von einem andern Verf. (Herrn Hofr. Kreysig in Dresden) und der X. und letzte Band wird eine Bibliotheca critica medica Europaea wieder vom Prof. Sprengel selbst enthalten.)

— — Geschichte der Botanik. Neue Bearbeitung und bis auf die jetzige Zeit fortgeführt. In 2 Theilen. Erster Theil mit 8 illuminirten Kupfern. gr. 8. 1817. 2 Thlr. 16 Gr. (4 Fl. 48 Kr.) Zweiter Theil. gr. 8. 1818. 2 Thlr. (3 Fl. 36 Kr.)

*Tilesius (D. W. G.), Beschreibung und Abbildung der beiden soge-

nannten Stachelschweinmenschen aus der englischen Familie Lambert oder the porcupine man. Mit 2 illumin. Kupfern. Fol. 1802. 2 Thlr. (3 Fl. 36 Kr.)

Wolfart (D. und Prof. K. Chr.) Jahrbücher für den Lebens-Magnetismus, oder neues Asklàpieion. Allgemeines Zeitblatt für die gesammte Heilkunde, nach den Grundsätzen des Mesmerismus. Ersten Bandes erstes Heft. gr. 8. 1818. 1 Thlr. (1 Fl. 48 Kr.) Zweites Heft. gr. 8. 1818. 1 Thlr. (1 Fl. 48 Kr.)

V.

Mathematik, Technologie, Handlungskunde, Theorie der Kriegswissenschaften.

Ersch (J. S.), Literatur der Mathematik, Natur- und Gewerbskunde, mit Inbegriff der Kriegskunst und anderer Künste, ausser den schönen, seit der Mitte des 18ten Jahrhunderts bis auf die neueste Zeit. gr. 8. 1814. 2 Thlr. (3 Fl. 36 Kr.)

Handwörterbuch (Leipziger), der Handlungs-Comptoir- und Waarenkunde nebst einem Handlungs-Adreß-Buche (die Firmen und Geschäfte der wichtigsten Handlungshäuser in ganz Europa enthaltend). Zwei Theile in 3 Bänden. gr. 8. 1819. Fein Druckp. 10 Thlr. (18 Fl.) Velinpap. 13 Thlr. 8 Gr. (24 Fl.)

*Hauchecorne (F. W.), Lehrbuch der Technologie, oder Beschreibung der Künste und Gewerbe. 1r Theil. Mit 4 Kupfert. 8. 1816. 1 Thlr. 12 Gr. (2 Fl. 42 Kr.)

Daraus sind einzeln abgedruckt zu erhalten:

*— — Der Brunnenmacher, Stellmacher, Bötticher, Büchsenmacher, Formschneider, Schachtelmacher, Holzschuhmacher. Mit 1 Kupfertafel. gr. 8. 6 Gr. (27 Kr.)

*— — Der Drechsler, Stuhlarbeiter, Korbflechter, Korkschneider. 8. 6 Gr. (27 Kr.)

*— — Die Forstbewirthschaftung in technischer Hinsicht, nebst einer Einleitung in die Technologie. 8. 12 Gr. (54 Kr.)

*— — Der Tischler. Mit 1 Kupfer. 6 Gr. (27 Kr.)

*— — Der Zimmermann. Mit 3 Kupfertafeln. 8. 12 Gr. (54 Kr.)

*Hinrichs (von), Theorie des Patrouillirens. Mit 6 Holzschnitten. 8. 10 Gr. (45 Kr.)

Messerschmidt (D. Heinrich), Hand- und Lehrbüchlein für Deutschlands Krieger und diejenigen, welche zu diesem hohen Stande berufen sind. 1816. 12. 6 Gr. (27 Kr.)

Schlieben (W. E. A. von), die Elemente der reinen Mathemathik; erläutert durch Beispiele aus der Naturlehre, Statistik und Technologie. Erste Abtheilung: Die Rechenkunst und Algebra. Erster Theil (die Rechenkunst). 8. 1817. 18 Gr. (1 Fl. 21 Kr.) Zweiter Theil (die Algebra.) 1818. 1 Thlr. (1 Fl. 48 Kr.)

*Stemler (Joh. Gottl.), systematisches Lehrbuch der Technologie, oder Manufactur- und Fabrikkunde. 8. 1816. 1 Thlr. (1 Fl. 48 Kr.)

Technologisches Handwörterbuch, zur Erläuterung der bei den Künstlern und Handwerkern zur Bezeichnung ihrer Arbeiten und Werkzeuge gebräuchlichen Kunstausdrücke. Für den Hausbedarf und zum Gebrauch in Industrie- und Werkschulen. Auch als nothwendiger Nachtrag zum Conversations-Lexicon zu betrachten. gr. 8. 1818. 1 Thlr. 12 Gr. (2 Fl. 42 Kr.)

Wagner (Aug.), Grundzüge der Strategie, wissenschaftlich dargestellt. Mit 2 Kupfertafeln. 8. 1819. 16 Gr. (1 Fl. 12 Kr.)

VI.

Geschichte (allgemeine und Kriegs-), Biographie, Geographie und Statistik, Reisen, Denkwürdigkeiten (Mémoires), und Briefe.

Alfieri's (Vittorio), Denkwürdigkeiten seines Lebens. Von ihm selbst geschrieben. Nach dem italienischen Originale deutsch herausgegeben von Ludw. Hain. 8. 2 Thle. 1812. 3 Thlr. (5 Fl. 24 Kr.)

Ansichten der Hauptstadt des französichen Kaiserreichs. Von Pinkerton, Mercier und C. Fr. Cramer. Zwei Bände. Mit 2 Kupfern. 8. 1807 und 1808. 3 Thlr. 8 Gr. (6 Fl.)

Arnoldi (J. von), historische Denkwürdigkeiten. gr. 8. 1817. 2 Thlr. 12 Gr. (4 Fl. 30 Kr.)

Aus dem Leben Joseph Fouché's, Herzog von Otranto. Nach authentischen Quellen und mit wichtigen Actenstücken für die neueste Zeitgeschichte. Anhang: Schreiben Fouché's an Wellington. 8. 1816. 18 Gr. (1 Fl. 21 Kr.)

Briefe über Hamburgs und seiner Umgebungen Schicksale, während der Jahre 1813 — 1814. (Nebst einem Anhange über die Schriften des Herrn von Heß und Senator Bartels.) 8. 1815 und 1816. 3 Hefte. I. 20 Gr. (1 Fl. 30 Kr.) II. 16 Gr. (1 Fl. 12 Kr.) III. 1 Thlr. 16 Gr. (3 Fl.) Complet 3 Thlr. 4 Gr. (5 Fl. 42 Kr.)

Briefe, Charaktere und Gedanken des Prinzen Carl von Ligne; in französischer Sprache herausgegeben von der Frau Baronin von Stael-Holstein, und deutsch von J. C. W. Spazier, geb. Mayer. 8. 1812. 1 Thlr. 12 Gr. (2 Fl. 42 Kr.)

Campagne, die preußisch-russische, im Jahr 1813, von ihrer Eröffnung bis zum Waffenstillstande vom 5ten Juni 1813. Von C. v. W. (von Müffling.) 8. 1813. 8 Gr. (36 Kr.)

Coxe (W.), Geschichte des Hauses Oesterreich seit der Gründung dieser Monarchie von Rudolph von Habsburg bis zum Tode Leopolds des Zweiten. (1213 — 1792.) Aus dem Englischen von Dippold und Wagner. Mit berichtigenden Anmerkungen der Uebersetzer. 4 Bde. gr. 8. 1817. Complet 10 Thlr. (18 Fl.) [jeder Bd. 2 Thlr. 12 Gr.]

Curths (C.), die Bartholomäus-Nacht. Ein Fragment aus der Geschichte der Vorzeit Frankreichs. 8. 1814. 1 Thlr. 16 Gr. (3 Fl.)

— — die Schlacht bei Breitenfeld unweit Leipzig am 7ten September 1631 und die Schlacht bei Lützen am 7ten November 1632. Zwei Darstellungen aus dem 30jährigen Kriege und Gegenstücke zu den Schlachten bei Lützen am 2ten Mai 1813 und bei Leipzig am 16ten, 18ten und 19ten Oktober 1813. 8. 1814. 9 Gr. (40 Kr.)

Dutens (L.), Memoiren eines Reisenden, der ausruht. Herausgegeben von J. F. von Meyer. 8. 1803. 2 Bde. 2 Thlr. 16 Gr. (4 Fl. 48 Kr.)

Ersch (J. S.), Literatur der Geschichte und deren Hülfswissenschaften (Geographie und Statistik) seit der Mitte des 18ten Jahrhunderts bis auf die neuesten Zeiten. gr. 8. 1813. 2 Thlr. (3 Fl. 36 Kr.)

Feldzug (der), von 1813 bis zum Waffenstillstand. (Angeblich vom Generallieutenant von Gneisenau oder dem Obersten von Clausewitz.) 8. 1814. 9 Gr. (40 Kr.)

Friedländer (D. Hermann), Ansichten von Italien während einer Reise

in den Jahren 1815 und 1816. In zwei Theilen. Erster Theil. 8. 1818. 1 Thlr. 18 Gr. (3 Fl. 9 Kr.)

Furchau (Friedrich), Hans Sachs. In zwei Abtheilungen. Erste Abtheilung: die Wanderschaft. gr. 8. 1819. 1 Thlr. 8 Gr. (2 Fl. 24 Kr.)

Germar (Ernst Friedrich), Reise in Dalmatien und das Gebiet von Ragusa. Mit 9 illuminirten Kupfern und 2 Charten. gr. 8. 2 Thlr. 16 Gr. (4 Fl. 48 Kr.)

Geschichte Andreas Hofers, Sandwirths aus Passeyr, Oberanführers der Tyroler im Kriege von 1809. Durchgehends aus Originalquellen, aus den militärischen Operations-Planen, so wie aus den Papieren Hofers, des Freiherrn von Hormayr, Speckbachers, Wörndle's, Eisensteckens, der Gebrüder Thalguter, des Kapuziners Joachim Haspinger und vieler Andern. gr. 8. 1817. 2 Thlr. 6 Gr. (4 Fl. 3 Kr.)

Geschichte, merkwürdige, der Befreiung der Mistreß Spencer Smith aus französischer Gefangenschaft zu Venedig im Jahr 1806 durch den Marquis de Salvo, einen jungen Sicilianer; desgleichen ihrer Flucht durch Tyrol, Steiermark, Böhmen, Polen und Liefland nach England. Aus dem Engl. von Henriette Schubart. 8. 1816. 20 Gr. (1 Fl. 30 Kr.)

Grofs (Obristlieutenant von), historisch-militärisches Handbuch für die Kriegsgeschichte der Jahre 1792 bis 1808. enthaltend eine genaue Uebersicht aller Feldzüge und Landungen, welche in diesem Zeitraume Statt gefunden haben. Mit einem topographisch-militärischen Atlasse von 19 Karten und Planen. gr. 8. 1819. 6 Thlr. 18 Gr. (12 Fl. 9 Kr.) und ohne Atlas 3 Thlr. (5 Fl. 24 Kr.) Der Atlas apart 3 Thlr. 18 Gr. (6 Fl. 45 Kr.)

Hasse (Prof. F. Ch. A.), Gestaltung Europa's seit dem Ende des Mittelalters bis auf die neueste Zeit nach dem Wiener Congreß. Versuch einer histor. statistischen Entwicklung. Erster Theil mit einer Karte. (die Zeiten von 1492 bis zum französischen Revolutionskriege.) gr. 8. 1818. 2 Thlr. 6 Gr. (4 Fl. 3 Kr.)

Das Heer von Innerösterreich unter den Befehlen des Erzherzogs Johann im Kriege von 1809, in Italien, Tyrol und Ungarn. Von einem Generaloffizier des k. k. General-Quartier-Meister-Staabs. gr. 8. 1817. 2 Thlr. 12 Gr. (4 Fl. 30 Kr.)

Köthe (D. F. A.), das Jahr 1715, oder wie's vor hundert Jahren in der Welt aussah. 8. 1815. 20 Gr. (1 Fl. 30 Kr.)

— — Das Jahr 1616, oder die Lage Europa's vor dem Beginnen des 30jährigen Kriegs. 12. 1817. 1 Thlr. 8 Gr. (2 Fl. 24 Kr.)

Las Casas (E. A. D., Grafen von), Leben und Schicksale. Nebst Las Casas zwey Sendschreiben, von St. Helena an Lucian Bonaparte (vom Engl. Ministerio unterdrückt) und von Frankfurt an den Grafen Bathurst (bisher unbekannt geblieben). Nach authentischen Mittheilungen und hier zuerst bekannt gemacht. gr. 8. 1818. 20 Gr. (1 Fl. 30 Kr.)

Massenbach (Obrist von), Memoiren zur Geschichte des preußischen Staats unter den Regierungen Friedrich Wilhelms des Zweiten und Friedrich Wilhelms des Dritten. In drei Bänden. Mit Karten und Planen. 1809 und 1810. 6 Thlr. (10 Fl. 48 Kr.)

— — historische Denkwürdigkeiten zur Geschichte des Verfalls des preußischen Staats seit dem Jahre 1794, nebst seinem Tagebuche über

den Feldzug 1806. 2 Thle, in gr. 8. mit vier Karten und Planen. 1809. 2 Thlr. 12 Gr. (4 Fl. 30 Kr.)

Massenbach (Obrist von), Rückerinnerungen an große Männer. gr. 8. 1809. 1 Thlr. 12 Gr. (2 Fl. 42 Kr.)

Monographien, kriegsgeschichtliche und kriegswissenschaftliche, aus der neuern Zeit seit dem Jahre 1792. Erster Theil mit 3 Planen und 1 Vignette. gr. 8, 1817. 2 Thlr. 16 Gr. (4 Fl. 48 Kr.) 2r Theil mit 5 Kupfern, worunter 2 Plane. gr. 8. 1818. 2 Thlr. 16 Gr. (4 Fl. 48 Kr.) 3r Theil mit 1 Carte und 2 Planen. gr. 8. 1819. 2 Thlr. 16 Gr. (4 Fl. 48 Kr.)

Pölitz (Prof. K. H. L.), Franz Volkmar Reinhard, nach seinem Leben und Wirken, in 2 Abtheilungen. gr. 8. 1815. 2 Thlr. 12 Gr. (4 Fl. 30 Kr.)

Porter (Robert Ker), der russische Feldzug im Jahr 1812. Aus dem Engl. von D. Paul Ludolph Kritz. gr. 8. 1815. 1 Thlr. 12 Gr. (2 Fl. 42 Kr.)

Reichardt (Joh. Friedr.), vertraute Briefe, geschrieben auf einer Reise nach Wien und den österreichischen Staaten, zu Ende des Jahres 1808, und zu Anfang 1809. 2 Bände. 8. 1810. 3 Thlr. (5 Fl. 24 Kr.)

— — Briefe eines reisenden Nordländers. Geschrieben in den Jahren 1807 — 1809. Neue Aufl. 1816. 8. 1 Thlr. 12 Gr. (2 Fl. 42 Kr.)

Tagebuch einer Reise eines Gallo-Amerikaners, (L. Simond's) durch Großbritannien in den Jahren 1810 und 1811. Deutsch herausgegeben von Ludwig Schlosser. 2 Thle., mit 6 Kupfern. gr. 8. 1817 und 1818. 4 Thlr. 12 Gr. (8 Fl. 6 Kr.) [I. 2 Thlr. (3 Fl. 36 Kr.) II. 2 Thlr. 12 Gr. (4 Fl. 30 Kr.)]

Saalfeld (Prof. Friedr.), Geschichte Napoleon Buonaparte's. gr. 8. 1815. 2 Thlr. 12 G. (4 Fl. 30 Kr.)

(Diese erste Aufl. umfaßt die Geschichte von Nap. Buonap bis zu seiner Abreise nach Elba.)

— — desselben Werks 2r Thl., (enthaltend die weitere Geschichte Nap. Buonap. bis zu seiner Ankunft in St. Helena.) 8. 1817. 16 Gr. (1 Fl. 12 Kr.)

— — desselben Werks neue, gänzlich umgearbeitete Aufl. unter dem Titel: Geschichte Napoleon Buonaparte's, oder Grundriß der Geschichte des neuesten europäischen Staatensystems unserer Zeit von dem Jahre 1796 bis 1815. 2 Thle. gr. 8. 5 Thlr. 12 Gr. (9 Fl. 54 Kr.) (I. 1816. 2 Thlr. 12 Gr. (4 Fl. 30 Kr.) II. 1817. 3 Thlr. (5 Fl. 24 Kr.)

— — allgemeine Geschichte der neuesten Zeit, seit dem Anfange der französischen Revolution. In 4 Bänden oder 8 Abtheilungen. 1r Band in zwei Abtheilungen. gr. 8. 1815 und 1816. 3 Thlr. 8 Gr. (6 Fl.) [I. 2 Thlr. (3 Fl. 36 Kr.) II. 1 Thlr. 8 Gr. (2 Fl. 24 Kr.) 2r Band in zwei Abtheilungen. gr. 8. 1818 und 1819. 3 Thlr. 4 Gr. (5 Fl. 42 Kr.) III. 1 Thlr. 16 Gr. (3 Fl.) IV. 1 Thlr. 12 Gr. (2 Fl. 42 Kr.)]

Schopenhauer (Johanna), Ausflucht an den Rhein und dessen nächste Umgebungen im Sommer des ersten friedlichen Jahres. kl. 8. 1818. 1 Thlr. 16 Gr. (3 Fl.)

— — Reise durch England und Schottland. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. In zwei Bänden. 8. 1818. 4 Thlr. (7 Fl. 12 Kr.)

Tasso's (Torquato), Leben und Charakteristik, nach Ginguené dargestellt und mit ausführlichen Ausgaben-Verzeichnissen seiner Werke begleitet von D. F. A. Ebert. 8. 1819. 1 Thlr. 8 Gr. (2 Fl. 24 Kr.)

Treitschke (Carl), Geschichte der 15jährigen Freiheit von Pisa. 8. 1814. 1 Thlr. 8 Gr. (2 Fl. 24 Kr.)

— — Heinrich der Erste, König der Deutschen, und seine Gemahlin Mathilde. 8. 1814. 20 Gr. (1 Fl. 30 Kr.)

Uebelen, (Prof. G. G.), die Entstehung der Landstände des ehemaligen Herzogthums Würtemberg. gr. 8. 1818. 18 Gr. (1 Fl. 21 Kr.)

Venturini (D. Carl), Rußlands und Deutschlands Befreiungskriege von der Franzosenherrschaft unter Napoleon Buonaparte in den Jahren 1812 — 1815. Erster Theil: Krieg in Rußland 1812. Mit 6 Kupfern und 1 Karte vom Kriegstheater. gr. 8. 1816. 2 Thlr. 16 Gr. (4 Fl. 48 Kr.)

— — 2ter Theil: Krieg in Deutschland 1813. Mit 6 Kupf. und einer Karte vom Kriegstheater. gr. 8. 1817. 2 Thlr. 16 Gr. (4 Fl. 48 Kr.)

— — 3ter Theil: Krieg in Frankreich 1814. Mit 6 Kupfern und einer Karte vom Kriegstheater. gr. 8. 1818. 2 Thlr. 16 Gr. (4 Fl. 48 Kr.)

— — 4ter [und letzter] Theil: Krieg in Frankreich 1815. und End-Resultate. Mit 7 Kupfern. gr. 8. 1819. 2 Thlr. 16 Gr. (4 Fl. 48 Kr.)

Villers (Ch. de), Brief an die Gräfin Fanny von Beauharnois über die Begebenheiten zu Lübeck am 6ten November 1806. 3te vermehrte Auflage. 8. 1808. 12 Gr. (54 Kr.)

Voß (Prof. C. D.), die beiden Jahrhunderte Frankreichs. 2 Bde. 8. 1808 und 1811. 3 Thlr. 16 Gr. (6 Fl. 36 Kr.) Auch unter dem Titel:

— — Parallelen. 2 Bde. 1808 und 1811. 3 Thlr. 16 Gr. (6 Fl. 36 Kr.)

— — das Jahrhundert Napoleon des Ersten, seinen Hauptmomenten nach. 1811. 1 Thlr. 16 Gr. (3 Fl.) (Ist der zweite Band des vorstehenden Werks.)

Wellington, (Arthur Herzog von), sein Leben als Feldherr und Staatsmann. Nach Englischen Quellen, vorzuglich nach Elliot und Clarke bearbeitet und bis zum September 1816 fortgeführt. gr. 8. 1817. 2 Thlr. 12 Gr. (4 Fl. 30 Kr.)

Wieland (Christoph Martin), geschildert von J. G. Gruber. Erster Theil [mit einem gestochenen Titelblatte, worauf Wielands Bildniß nach G. von Kügelgen.] 8. 1815. 1 Thlr. 12 Gr. (2 Fl. 42 Kr.)

— — dasselbe zweiter Theil, mit 3 Kupfern und einem Facsimile (außer dem gestochenen Titelblatte, worauf als Vignette der Herzogin Amalie Bildniß). 8. 1816. 2 Thlr. 12 Gr. (4 Fl. 30 Kr.)

Zeitgenossen, Biographien und Charakteristiken. Erster Band (I — IV.) gr. 8. 1816. 4 Thlr. (7 Fl. 12 Kr.) Schrbp. 6 Thlr. (10 Fl. 48 Kr.) Zweiter Band (V — VIII.) gr. 8. 1817. 4 Thlr. (7 Fl. 12 Kr.) Schrbp. 6 Thlr. (10 Fl. 48 Kr.) Dritter Band (IX — XII.) gr. 8. 1818. 4 Thlr. (7 Fl. 12 Kr.) Schrbp. 6 Thlr. (10 Fl. 48 Kr.) Vierter Band erste und zweite Abtheil. (XIII. XIV.) jede Abtheil. 1 Thlr. (1 Fl. 48 Kr.) und Schreibpapier 1 Thlr. 12 Gr. (2 Fl. 42 Kr.)

Aus den „Zeitgenossen" wurden besonders abgedruckt und sind einzeln zu haben:

a) Franz I., Kaiser von Oesterreich (von Adam Müller). gr. 8. 1815. 6 Gr. (27 Kr.)

b) Ehre und Wahrheit für Friedrich Wilhelm, den verewigten Herzog von Braunschweig-Lüneburg. Eine aus den besten Quellen geschöpfte biographische Skizze dieses Helden, von einem vaterländischen Geschichtschreiber. gr. 8. 1816. 8 Gr. (36 Kr.)
c) Ueber Madame Catalani-Valabregue als Sängerin, Schauspielerin und mimische Darstellerin, von D. G. L. P. Sievers. 8. 1816. 6 Gr. (27 Kr.)
d) Wilhelm I, von Oranien, König der Niederlande. Von J. von Arnoldi. gr. 8. 1817. 8 Gr. (36 Kr.)
e) Friedrich, König von Würtemberg. gr. 8. 1817. 8 Gr. (36 Kr.)
f) Friedrich, König von Würtemberg. (Nach dem Edinburgh review) gr. 8. 1819. 10 Gr. (45 Kr.)

VII.

Schöne Künste und Critick.

Baggesen (Jens), Parthenais oder die Alpenreise. Ein idyllisches Epos in zwölf Gesängen. Mit 2 Kupfern. 12. (1812.) Velinpapier. 2 Thlr. (3 Fl. 36 Kr.) Druckp. 1 Thlr. 4 Gr. (2 Fl. 6 Kr.)
— — Heideblumen. Mit dem Portrait des Verfassers. 8. 1808. 2 Thlr. (3 Fl. 36 Kr.)
Bibliothek neuer englischer Romane. Erster Band, enthaltend: Die Denkwürdigkeiten des Grafen von Glenthorn, von Miß Edgeworth, übersetzt von Caroline von Woltmann. 8. 1814. 1 Thlr. 8 Gr. (2 Fl. 24 Kr.)
— — Zweiter Band, enthaltend: Schleichkünste, von derselben Verfasserin und Uebersetzerin. 8. 1814. 1 Thlr. 8 Gr. (2 Fl. 24 Kr.)
— — Dritter Band, enthaltend: Darstellungen aus dem wirklichen Leben, von Mrs. Opie. Erster Theil in zwei Erzählungen: 1. Der Schein ist gegen sie. 2. Augustin und sein Weib. Bearbeitet von Henriette Schubart. 8. 1816. 1 Thlr. 8 Gr. (2 Fl. 24 Kr.)
— — Vierter Band, enthaltend: Darstellungen aus dem wirklichen Leben, von Mrs. Opie. Zweiter Theil in zwei Erzählungen: 1. Die geheimnißvolle Fremde. 2. Lady Anne und Lady Johanne. Bearbeitet von Henriette Schubart. 8. 1816. 1 Thlr. 8 Gr. (2 Fl. 24 Kr.)
— — Fünfter und sechster Band, enthaltend: Der Guerilla-Anführer, von Mrs. Emma Parker. Bearbeitet von Henriette Schubart. 8. 1817. 3 Thlr. (5 Fl. 24 Kr.)
(Sind auch unter den besondern Titeln zu haben.)
Blumenlese aus dem Stammbuche der deutschen mimischen Künstlerin, Frauen Henriette Hendel-Schütz, geb. Schüler. Mit einem Kupfer. 12. 1815. 1 Thlr. 8 Gr. (2 Fl. 24 Kr.)
Byron (Lord), Manfred; Trauerspiel. Deutsch von Adolph Wagner. Mit gegenüber gedrucktem Originaltext. 8. 1819. 1 Thlr. 12 Gr. (2 Fl. 42 Kr.)
Calderon de la Barca, Schauspiele. Uebersetzt vom Freiherrn Ernst F. G. O. von der Malsburg. 1r. Theil, enthält: 1. Es ist schlimmer als es war; 2. Es ist besser als es war. 8. 1819. 2 Thlr. (3 Fl. 36 Kr.)
Dante Alighieri, die göttliche Comödie. 1r Thl. Die

Hölle. Herausgegeben von C. L. Kannegiesser. 8. 1814. 1 Thlr. 16 Gr. (3 Fl.)

— — — 2r Thl. Das Fegfeuer. Herausgegeben von C. L. Kannegiesser. 8. 1814. 1 Thlr. 16 Gr. (3 Fl.)

— — 30 Umrisse zur Hölle nach Flaxmann von Hummel. In Querfol. 5 Thlr. (9 Fl.)

Denkschrift, über Lord Elgins Erwerbungen in Griechenland. Nach der zweiten englischen Ausgabe bearbeitet. Mit einer Vorrede von C. A. Böttiger und Bemerkungen der weimarischen Kunstfreunde. Nebst einem Kupfer. gr. 8. 18 Gr. (1 Fl. 21 Kr.)

Depping (G. B.), Sammlung der besten alten spanischen historischen Ritter- und Maurischen Romanzen. Mit einer Einleitung und mit Anmerkungen. 12. 1817. 2 Thlr. 12 Gr. (4 Fl. 30 Kr.)

Ersch (J. S.), Literatur der schönen Künste. Seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts bis auf die neueste Zeit. gr. 8. 1814. 1 Thlr. 12 Gr. (2 Fl. 42 Kr.)

Falk (Johannes), römisches Theater der Engländer und Franzosen. In freien Bearbeitungen, nebst Entwicklung der Charaktere und Zurückführung derselben zu ihren Quellen bei den Alten. Erster Bd. Shakespeare's Coriolan enthaltend. 8. 1811. 1 Thlr. 16 Gr. (3 Fl.)

— — Liebe, Leben und Leiden in Gott, zu Luthers Gedächtniß herausgegeben von einem seiner Freunde und Verehrer (Adolph Wagner), im Jahre unsers Herrn 1817. 8. 1817. 14 Gr. (1 Fl. 3 Kr.)

— — auserlesene Werke. (Alt und neu) In 3 Theilen. (1r Theil Liebesbüchlein; 2r Th. Osterbüchlein; 3r Th. Narrenbüchlein.) 8. 1819. 5 Thlr. 16 Gr. (10 Fl. 12 Kr.)

Frohberg (Regina), das Opfer. Ein Roman. 8. 1812. 1 Thlr. 12 Gr. (2 Fl. 42 Kr.)

Gemmen, gedeutet von Arthur vom Nordstern. Zweite Aufl. in gr. 8. 1818. Mit sechszehn Vignetten. 1 Thlr. 8 Gr. (2 Fl. 24 Kr.)

Gerning (J. J. von), die Heilquellen am Taunus. Ein didaktisches Gedicht in 4 Gesängen. Mit Erläuterungen, 7 Kupfern und einer Karte. 4. 1814. 5 Thlr. (9 Fl.)

Dasselbe, ohne die Kupfer, aber mit Karte. 12. 1814. 1 Thlr. 8 Gr. (2 Fl. 24 Kr.)

Geschichte des Theaters in Leipzig, von dessen ersten Spuren bis auf die neueste Zeit. (Vom D. H. G. R. Blümner.) kl. 8. 1818. 1 Thl. 12 Gr. (2 Fl. 42 Kr.)

*Hagen (F. H. von der), Heldenbuch. 8. 1816. 2 Thlr. (3 Fl. 36 Kr.)

Handzeichnungen. 8. 1815. 1 Thlr. (1 Fl. 48 Kr.)

Hellwig (Amalie v., geb. v. Imhoff), die Schwestern von Corcyra. Dramatische Idylle in zwei Abtheilungen. Mit Kupf. und Musik. 12. 1812. 1 Thlr. 8 Gr. (2 Fl. 24 Kr.)

— — — die Tageszeiten. Ein Cyklus griechischer Zeit und Sitte. In vier Idyllen. 12. 1812. 1 Thlr. 8 Gr. (2 Fl. 24 Kr.)

Hermes, oder Leipziger kritisches Jahrbuch der Literatur. (Geleitet vom Prof. W. T. Krug.) 1s Stück. [26 Bogen stark.] gr. 8. Der Jahrgang in 4 Stücken, 8 Thlr. (14 Fl. 24 Kr.) Einzelne Stücke 2 Thlr. 6 Gr. (4 Fl. 3 Kr.)

Kanne (Friedr. August), Vier Nächte, oder romantische Gemälde der Phantasie. 8. 1819. 1 Thlr. 4 Gr. (2 Fl. 6 Kr.)

Karamsin, Aglaja. Sammlung von romantischen und historischen Erzählungen. Aus dem Russischen übers. von Ferdinand v. Biedenfeld. 8. 1819. 1 Thlr. 8 Gr. (2 Fl. 24 Kr.)

Klingemann (D. Aug.), Faust, ein Trauerspiel in fünf Akten. 8. 1815. 18 Gr. (1 Fl. 21 Kr.)
— — Hamlet, ein Trauerspiel in sechs Aufzügen von William Shakespeare. Nach Göthe's Andeutungen in Wilhelm Meister und A. W. Schlegels Uebersetzung für die Bühne bearbeitet. 8. 1815. 18 Gr. (1 Fl. 21 Kr.)
— — Don Quixote und Sancho Pansa, oder die Hochzeit des Camacho. Dramatisches Spiel mit Gesang in fünf Aufzügen. 8. 1815. 18 Gr. (1 Fl. 21 Kr.)
Leidenschaften (die). Eine Reihe dramatischer Gemälde nach dem Engl. der Joh. Baillie, von C. F. Cramer. 3 Bände. 8. 1807. 5 Thlr. (9 Fl.)
Lembert, dramatische Spiele. Enthaltend: 1. der Ehemann in der Klemme. 2. Professor Hakler. 3. Die Verwandten des Großveziers. 4. Der Gemahl von ungefähr. 5. Die verbündeten Truppen. 12. 1816. 20 Gr. (1 Fl. 30 Kr.)
Löben (O. H. Graf von), Rosengarten. Dichtungen. Zwei Theile. 8. 1817. 3 Thlr. 8 Gr. (6 Fl.)
— — Cephalus und Procris, ein romantisch-musikalisches Drama. 8. 1817. 16 Gr. (1 Fl. 12 Kr.) (Aus dem zweiten Theile des Rosengartens besonders abgedruckt.)
Lobgesang, der, auf den heiligen Anno, in der altdeutschen Grundsprache und mit einer Einleitung, Uebersetzung und Anmerkungen herausgegeben von D. G. A. F. Goldmann. 8. 1816. 20 Gr. (1 Fl. 30 Kr.)
*Mappe (die graue). 4 Thle. 8. 1816. 5 Thlr. (9 Fl.)
Medschnoun und Leila, ein persischer Roman des Dschami, von A. Th. Hartmann. 2 Thle. 8. 1807. 1 Thlr. 16 Gr. (3 Fl.)
Nibelungen (das Lied der). Metrisch in die jetzige deutsche Mundart übertragen von J. Gust. Büsching. gr. 8. 1815. 1 Thlr. 8 Gr. (2 Fl. 24 Kr.) Auf Schreibp. 1 Thlr. 16 Gr. (3 Fl.)
Oehlenschläger (Adam), Aladdin oder die Wunderlampe. Ein dramatisches Gedicht in zwei Spielen. 8. 1808. 2 Thlr. 12 Gr. (4 Fl. 30 Kr. Auf geglättetem Schweizer-Velinp. 4 Thlr. (7 Fl. 12 Kr.)
Petrarca (Francesco), dargestellt von C. L. Fernow; (eigentlich nach Merian von Fernow). Nebst dem Leben des Dichters und ausführlichen Ausgaben-Verzeichnissen. Herausgegeben von Ludw. Hain. 8. 1818. 1 Thlr. 12 Gr. (2 Fl. 42 Kr.)
— — italienische Gedichte, übersetzt und mit erläuternden Anmerkungen begleitet von Prof. Carl Förster. 1r Theil. 8. 1818. 2r (und letzter) Theil. 1819. (Mit gegenüber gedrucktem Original-Text.) jeder Theil 2 Thlr. 12 Gr. (4 Fl. 30 Kr.)
Quandt (G.), Streifereien im Gebiete der Kunst auf einer Reise von Leipzig nach Italien im Jahr 1813. 1s Bdchen. 8. 1818. 1 Thlr. (1 Fl. 48 Kr.)
Schicksals-Strumpf, der. Tragödie in vier Akten, von den Brüdern Fatalis. kl. 8. 1818. 1 Thlr. (1 Fl. 48 Kr.)
Schulze (Ernst), die bezauberte Rose. Romantisches Gedicht in 3 Gesängen. Mit 6 Kupfern. Zweite Auflage. 12. 1819. Auf fein Schreibp. 1 Thlr. 16 Gr. (3 Fl.)
— — Cäcilie, ein romantisches Gedicht in 20 Gesängen. Zwei Bände. 8. 1818. 4 Thlr. (7 Fl. 12 Kr.).
— — sämmtliche Schriften. Erster und zweiter Band. (enthaltend Cäcilie). 8. 1818. 4 Thlr. (7 Fl. 12 Kr).

Scott (Walter), schottische Lieder und Balladen. Uebersetzt von Henriette Schubart. gr. 8. 1817. 1 Thlr. (1 Fl. 48 Kr.)

Shakspeare's Schauspiele, übersetzt von Johann Heinrich Voß und dessen Söhnen, Heinrich Voß und Abraham Voß. Mit Erläuterungen. gr. 8. 1818. Erster Band 3 Thlr. (5 Fl. 24 Kr.)
(Der Sturm; der Sommernachts-Traum; Romeo und Julia; alle drei von Johann Heinrich Voß; Viel Lärmen um Nichts; von Heinrich Voß.)

— — Zweyter Band. gr. 8. 1818. 3 Thlr. (5 Fl. 24 Kr.)
(Der Kaufmann von Venedig, v. J. H. Voß; Maas für Maas, von Abraham Voß; Was ihr wollt, v. J. H. Voß; Der Liebe Müh' umsonst, von Heinrich Voß.)

— — Romeo und Julia, übersetzt von Joh. Heinr. Voß. Mit Erläuterungen. gr. 8. 1818. 1 Thlr. (1 Fl. 48 Kr.).

— — Der Kaufmann von Venedig, übersetzt von demselben. Mit Erläuterungen. gr. 8. 1818. 20 Gr. (1 Fl. 30 Kr.)
(Beides besondere Abdrücke aus der vollständigen Uebersetzung.)

Sismondi (J. C. L. Simonde de), die Literatur des südlichen Europa. Deutsch bearbeitet von L. Hain. In 2 Bänden. Erster Band. gr. 8. 1816. 3 Thlr. (5 Fl. 24 Kr.) Zweiter (und letzter) Band. gr. 8. 1819. 3 Thlr. (5 Fl. 24 Kr.)

Sinnbilder der Christen, erklärt von Arthur vom Nordstern. Mit 21 Holzstichen (von Nesbit, Branston, Clennel und Hole in London). gr. 4. 9 Thlr. (16 Fl. 12 Kr.).

Thümmel (Moritz August von), der heilige Kilian und das Liebes-Paar. Herausgegeben von Friedrich Ferdinand Hempel. Mit 4 Kupfern. gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr. (2 Fl. 24 Kr.).

Urania, Taschenbuch für 1810, mit 7 Kupfern nach Gerhard von Kügelgen, Ferdinand Hartmann, Heinrich Näcke und Andern. 16. 1 Thlr. 12 Gr. (2 Fl. 42 Kr.)

— — Taschenbuch für Damen auf das Jahr 1812, mit 12 Kupfern, darstellend Scenen aus Göthe's Wahlverwandtschaften und pantomimische Attitüden der Mad. Hendel-Schütz. 16. 2 Thlr. (3 Fl. 36 Kr.)

— — Taschenbuch für Damen auf das Jahr 1815, mit 9 Kupfern, darstellend Scenen aus Göthe's Faust, Egmont und Tasso. 12. 2 Thlr. (3 Fl. 36 Kr.)

— — Taschenbuch für Damen auf das J. 1817, mit 10 Kupfern, darstellend Ganymed's Entzückung nach Kügelgen, und 9 Blätter zu Göthe's Iphigenie, Götz und Clavigo, nach Näke. 12. 2 Thlr. (3 Fl. 36 Kr.)

— — Taschenbuch für Damen auf das J. 1818, mit 12 Kupfern nach Opiz. 12. 2 Thlr. (3 Fl. 36 Kr.)

— — Taschenbuch auf das Jahr 1819. Neue Folge, erster Jahrg. Mit sechs Kupfern. 2 Thlr. (3 Fl. 36 Kr.) Große Ausgabe mit Kupfern vor der Schrift 3 Thlr. 12 Gr. (6 Fl. 18 Kr.)

Wagner (Adolph), Theater. Enthaltend: 1. Umwege. 2. Liebesnetze. 3. Ein Augenblick. 4. Hinterlist. 12. 1816. 20 Gr. (1 Fl. 30 Kr.)

Werner (Friedr. Ludw. Zach.), Cunegunde die Heilige, römisch-deutsche Kaiserin. Ein romantisches Schauspiel in 5 Akten. 8. 1815. 1 Thlr. 4 Gr. (2 Fl. 6 Kr.)

— — der vier und zwanzigste Februar. Eine Tragödie in einem Act. Zweite Ausgabe. 8. 1819. 18 Gr. (1 Fl. 21 Kr.) und Ausgabe mit einem Titelkupfer 21 Gr. (1 Fl. 36 Kr.)

Wetzel (F. G.), aus dem Kriegs- und Siegsjahre Achtzehnhundert und Dreizehn. Vierzig Lieder nebst Anhang. 8. 1815. 12 Gr. (54 Kr.)
— — Jeanne d'Arc, Trauerspiel in 5 Aufzügen. Mit 1 Kupfer. 8. 1817. 1 Thlr. (1 Fl. 48 Kr.)
— — Prolog zum großen Magen. (Humoristische Satire auf die Nützlichkeits-Tendenzen unserer Zeit.) 8. 1815. 8 Gr. (36 Kr.)

VIII.

Schriften in ausländischen Sprachen.

Baggesen (J.), la Parthénéide. Imité en François par J. Fauriel, avec une gravure. 12. 1810. 1 Thlr. 12 Gr. (2 Fl. 42 Kr.)
Chateaubriand (F. A. de), Essai historique, politique et moral sur les révolutions anciennes et modernes. 2 Vols. 12. 1816. 2 Thlr. (3 Fl. 36 Kr.)
— — Souvenirs d'Italie, d'Angleterre et d'Amérique. Seconde édition. 12. 1817. 1 Thlr. 8 Gr. (2 Fl. 24 Kr.)
Correspondance du Duc d'Otrante (J. Fouché) avec le Duc de Wellington. Première Lettre, Dresde 11 Janvr. 1816. 8. 8 Gr. (36 Kr.)
Essai sur l'histoire de l'économie politique des peuples modernes jusqu'au commencement de l'année 1817. Deux parties. 8. 1818. 2 Thlr. 12 Gr. (4 Fl. 30 Kr.)
Itinéraire de l'Allemagne, avec une Carte routière. gr. 8. 1812. geb. 1 Thlr. (1 Fl. 48 Kr.)
Manuel pour la Conversation dans les langues étrangères; savoir: dans la langue Allemande, Angloise, Italienne, Espagnole et Portugaise, avec l'explication françoise; à l'usage des voyageurs et des militaires; pour la vie sociale et pour l'instruction; suivi d'un supplément, contenant des modèles de lettres et d'autres petites pièces dans les dites langues. 12. 1812. 1 Thlr. 12 Gr. (2 Fl. 42 Kr.) geb. 1 Thlr. 18 Gr. (3 Fl. 9 Kr.)
Mémoires secrets sur la vie privée, politique et littéraire de Lucien Buonaparte, prince de Canino, rédigés sur sa correspondance et sur des pièces authentiques et inédites. 2 Tomes. gr. 8. 2 Thlr. 12 Gr. (4 Fl. 30 Kr.)
Notice sur le Duc d'Otrante. gr. 8. 1816. 16 Gr. (1 Fl. 12 Kr.)
Pradt, de, Mémoires historiques sur la révolution d'Espagne. 8. 1816. 1 Thlr. 12 Gr. (2 Fl. 42 Kr.)
* Recueil de tous les traités, conventions, mémoires et notes conclus et publiés dès l'année 1766, jusqu'en 1794, par M. le Comte de Bernstorff. gr. 8. 1796. 1 Thlr. 12 Gr. (2 Fl. 42 Kr.)
Reimarus, le Commerce, traduit par Charles de Villers. 8. 1808. 6 Gr. (27 Kr.)
Staël-Holstein (Madame la Baronne), de l'Allemagne. Nouvelle édition, précédée d'une Introduction par Mr. Charles de Villers, et enrichie du texte original des morceaux poetiques traduits. 1815. 4 Vols in 12. 3 Thlr. (5 Fl. 24 Kr.) Auf geglättetem Velinpapier 5 Thlr. 8 Gr. (9 Fl. 36 Kr.)
Traité (le), d'Utrecht; manuel diplomatique sur la controverse entre l'Angleterre et la France, ou Coup d'oeil sur le Système maritime de Napoléon Buonaparte renfermant un apperçu

historique et raisonné des principales discussions dernièrement agitées et qui le seront toujours entre les puissances belligérantes et les nations neutres en matière de législation maritime. 8. 1814. 1 Thlr. 4 Gr. (2 Fl. 6 Kr.)

Villers (Ch. de), Lettre à Mad. la Comtesse Fanny de Beauharnois sur les événemens qui se sont passées à Lubeck dans la journée du Jeudi le 6 Novembre 1806. 3me édit. augmentée. 8. 1808. 12 Gr. (54 Kr.)

— — Coup d'oeil sur l'état actuel de la littérature ancienne et de l'histoire en Allemagne. gr. 8. 1808. 20 Gr. (1 Fl. 30 Kr.)

— — Constitutions des trois villes libres anséatiques, Lubeck, Brème, Hambourg. Avec un mémoire sur le rang que doivent occuper ces villes dans l'organisation commerciale de l'Europe. Avec une carte coloriée. 8. 1814. 20 Gr. (1 Fl. 30 Kr.)

Zeitgenossen.

Vierten Bandes vierte Abtheilung.

Lord Liverpool,

Erster Minister von Großbritannien.

Von

H — r.

(Zum Theil aus gedruckten Nachrichten.)

Lord Liverpool,

erster Minister von Groß-Britannien.

Sein Vater, einer der merkwürdigsten Staatsmänner in der Regierung des jetzigen Königs, war besonders in allen Fächern der Staatswirthschaft wohlbewandert, wie seine Abhandlung über die brittischen Münzen (Treatise on the coins of the Realm) zeigt, und besaß sonst ausnehmende Gewandtheit und Gegenwart des Geistes, so daß er sich vom Secretair des mächtigen Ministers Bute zu einem der ersten Vertrauten des Königs hinaufschwang, und bei allen Fragen über Handel und Gewerbe von den Ministern bis in seine spätesten Lebensjahre um Rath befragt wurde.

Wenn den Sohn Geburt, Naturanlage und Zeitumstände begünstigten, so hat er auch diese Vortheile gut benutzt, und genießt jetzt in seinem reifern Mannesalter das Glück als Minister eines der ersten Völker in Europa hochgeschätzt, in seinem Vaterlande verehrt, von Freunden geliebt und selbst von seinen politischen Gegnern geachtet zu werden. Er wurde am 7. Juni 1770 in London geboren. Sein Vater, für die öffentliche Erziehung auf Anstalten und Schulen, wie die meisten Großen des brittischen Volkes, eingenommen, schickte ihn in früher Jugend auf eine vorbereitende Lehranstalt unweit Fulham, damit er zu dem höheren Unterrichte auf der Carthause, einer alten berühmten Schule in London, wo der Vater selbst gebildet war, tüchtig gemacht werden möchte. Der junge Jenkinson (sein Familienname) las hier die vorzüglichsten griechischen und römischen Schriftsteller, lernte viele Stellen auswendig, trieb Versification und prosaische Stylübung, sowohl in den Alten als in der Muttersprache, übersetzte lange Stücke aus den alten Autoren, und lernte die Probleme der sechs ersten Bücher des Euklid aus dem Stegreife demonstriren. Der Vater

hatte ihn schon früh zum Staatsdienste bestimmt, und sah bald mit Vergnügen daß sich auf den guten Grund, den sein fleißiger Sohn in der Carthäuser-Schule legte, viel würde bauen lassen. Gleich nach der Rückkehr von der Carthause machte er ihm bemerkbar, worauf es hauptsächlich ankäme, um die politische Laufbahn, wozu ihn Geburt und Umstände bestimmt zu haben schienen, mit Erfolg zu betreten. Hierauf richtetete der Sohn sein Augenmerk in den Zwischenstunden seiner Studien auf der Universität Oxford. Auf diesem ehrwürdigen Musensitze schickte man ihn nach Christchurch-College, welches vom hohen Adel und den Reichen Groß-Britanniens vorzugsweise besucht wird und in sehr hohem Ansehn steht, weil es, wegen seiner besondern Einrichtung, gleich dem Kriegsdienste, jungen Leuten von Stande, Gehorsam und Ordnung stillschweigend lehrt. Es ist bekannt, daß Mathematik, Logik, Methaphysik und höhere Humanistik hier die Hauptstudien ausmachen. Neben diesen befließ sich Jenkinson, nach dem Wunsche seines Vaters, auch der Staatswirthschaft, wozu ihm der väterliche Rath gute Anleitung gab.

Ganz Europa hatte damals seinen Blick auf Frankreich gerichtet, wo unbeschreiblich wichtige Begebenheiten vorfielen. Da sie alle denkende Menschen in Anspruch nahmen, was für eine Wirkung mußten sie in England hervorbringen, welches gleichsam neben an wohnt, und wo Alt und Jung von langen Zeiten her nur für Politik zu leben scheinen! Aus Burke's bekanntem Buche weiß man, was die englischen Minister davon dachten. Es lag ihnen viel daran, vertraute Nachrichten von dort zu erhalten, und zwar von Leuten, die urtheilten wie sie selbst. Der junge Jenkinson war dazu vor andern geeignet; denn schon jetzt war sein Interesse mit dem seines Vaterlandes innig verflochten. Er wurde in Paris Augenzeuge der wichtigsten Auftritte, und sah unter andern die Zerstörung der Bastille, den Fortschritt des Revolutions-Schwindels, und dessen Gefahren für England. Seine Mittheilungen über das was im Nationalconvente vorging, über die Gesinnungen der vornehmsten Anführer der Revolution, über die Mißhandlungen der königlichen Familie, und über die vermuthliche Wirkung welche dieser gewaltige Umsturz des Alten auf ganz Europa haben

würde, waren von außerordentlichem Belange für die englischen Minister. Pitt, der damals am Ruder saß, bemerkte mit Wohlgefallen, daß er an dem Sohne seines Freundes einen thätigen Gehülfen bekommen würde, und vermittelte daher sobald als möglich dessen Wahl zu einer Stelle im Unterhause. Diese Wahl fiel in's Jahr 1790, wo Jenkinson erst 20 Jahr alt und mithin noch nicht parlamentsfähig war. Um die Zeit bis zum 21 Jahre zweckmäßig hinzubringen, machte er nun einen Ausflug in die übrigen Länder von Europa, welche er noch nicht gesehen hatte.

Die erste Probe, welche er von seinen Kenntnissen in Staatssachen ablegte, war bei Gelegenheit des Kriegs zwischen Rußland und der Türkei. Pitt hielt die Abtretung der von Suwarow eroberten Festung Oczakow an Rußland für gefährlich und wollte es mit bewaffneter Hand zwingen diesem Anschlage zu entsagen. Die Opposition war sehr dagegen und nöthigte endlich den Minister sich nicht mehr in die Sache zu mischen. Jenkinson übernahm es damals die Gründe seiner Partei in einer lebhaften Rede zu vertheidigen, welche mehr Kenntniß von der Lage von Europa, und von dem Interesse seines Vaterlandes zeigte, als man von einem so jungen Manne erwarten konnte.

Es gab nach der Zeit mehrere Gelegenheiten im Parlamente seine Fähigkeiten und Einsichten zu bewähren. Er fing auch bald an dem Staate in verschiedenen Aemtern zu dienen. Seine erste Anstellung war im Board of control, wo er einer von den Räthen wurde, und Veranlassung bekam sich sehr nützlich zu machen. Als sein Vater im J. 1769 zum Grafen von Liverpool erhoben wurde, erhielt er nach einer gewöhnlichen Höflichkeit des Landes *)

*) By the courtesy of England, oder by courtesy. Diese Höflichkeit ist ganz ins bürgerliche Leben eingeführt, und ihr zu Folge erhalten alle Söhne eines Herzogs oder Marquis, und der älteste Sohn eines Earl den Titel Lord; doch niemals im Canzleistyl oder von Rechts wegen; denn in Instrumenten, in der Hofzeitung, und bei allen feierlichen Gelegenheiten (außer im Unterhause) heißen solche Herren allezeit nur the right honourable, oder Esquire, und in Parenthesi wird dann dazu gesetzt commonly called Viscount N. oder Lord N. So hieß es in den Präliminarien des Friedens-

den Namen Lord **Hawkesbury**, blieb aber immer noch als Gemeiner im Hause der Gemeinen sitzen, wo er bei allen Sachen, über welche er sich vernehmen ließ, seine politischen Kenntnisse an den Tag legte. Er erwarb sich um diese Zeit auch dadurch ein bleibendes Verdienst um sein Vaterland, daß er seinem vielvermögenden Vater den jungen **Canning** empfahl, einen Mann von außerordentlichen Talenten und vielumfassenden Kenntnissen, welcher seit seinem ersten Auftritte immer an Ansehn zugenommen hat und ohne Zweifel über kurz oder lang eine noch bedeutendere Rolle spielen wird.

Lord Hawkesbury hatte sich nun im Parlamente und in mancherlei Bedienungen so hervorgethan, daß er im J. 1801 zum Staatssecretair der auswärtigen Angelegenheiten erwählt wurde, ein Posten, in welchem nicht wenig Schwierigkeiten auf ihn warteten. Der Krieg mit Frankreich erregte viel Geschrei im Lande, weil der erste Consul, dessen Character man damals in England nur hier und da kannte, geäußert hatte, daß er Frieden wünsche, obwohl, wie sich bald nachher bewährte, seine eigentliche Absicht war, größere Vorbereitungen zum Kriege zu machen. Otto, den er nach England geschickt hatte, um wegen Auswechslung der Kriegsgefangenen zu unterhandeln, erhielt sofort Befehl geheime Anträge zum Frieden zu machen. Lord Hawkesbury wurde instruirt, sich geneigt dazu zu erklären. Diplomaten wissen aus bittrer Erfahrung was für Schwierigkeiten es hatte mit Bonaparte zu unterhandeln. Otto war im eigentlichsten Verstande eine Maschine des Despoten; er durfte keinen Fingerbreit selbst in Kleinigkeiten über den Buchstaben der Anweisung hinausgehen; und da der erste Consul mit seiner bekannten Treulosigkeit tiefe Verschlagenheit verband, und durch heuchlerische Ehrlichkeit überlistete, so kostete es dem biedern Lord Hawkesbury etwas Mühe den feinen Ma-

---

tractats den er und der Bürger **Otto** im J. 1801 am 1. Oktober schlossen: the right honourable Robert, Banks Jenkinson, commonly called Lord Hawkesbury. Wenn also gefragt wird, wie es komme, daß ein Lord im Hause der Gemeinen Sitz und Stimme haben könne, so ist zu antworten, daß alle englische Lords (denn von den irischen und schottischen ist nicht die Rede) die im brittischen Unterhause sitzen, nur aus Höflichkeit aber nicht von Rechtswegen **Lords** genannt werden.

chiavelismus, womit jeder neue Vorschlag, jede Antwort verschleiert war, zu durchschauen. Endlich im October 1801 kam der Friedensschluß zu Stande. Die, welche bei dieser Gelegenheit Hawkesbury's Negociation in der Nähe betrachten konnten, versicherten, daß er sie mit außerordentlicher Geschicklichkeit geführt habe.

Zwei Jahre darauf brauchte das Ministerium seine Dienste im Oberhause. Da er nun als bloßer Titularlord dort nicht sitzen konnte, so erhob ihn der König zum wirklichen Baron *) (das Wort im englischen Sinne, wo es Lord bedeutet). Dort hat er als Minister bald des einen bald des andern Departements seinen Ruf als Staatsmann völlig begründet. Im J. 1807 wurde er Minister des Innern (of the home departement). Sein Vater starb im J. 1809, wo denn der Sohn den Titel eines Earl of Liverpool und ein ansehnliches Vermögen erbte. Gleich nachher machte ihn der König zum ersten Lord der Schatzkammer, oder zum ersten Minister. Seine Erhöhung zu diesem wichtigen Posten fiel in eine Zeit, welche für ganz Europa segensvoll und glorreich, für sein Vaterland glänzend, und für ihn persönlich ungemein ehrenvoll war. Sein Vater und er waren immer kräftige Stützen der Verwaltung William Pitt's gewesen und hatten sie gegen ihre zahlreichen Gegner tapfer verfochten. Weder sein Vater noch Pitt selbst erlebten die herrlichen Früchte dieses Systems. Aber der jetzige Lord Liverpool hatte dies Glück. Es war unter seinem Ministerium, wo die Engländer einen Sieg nach dem andern auf der pyrenäischen Halbinsel erfochten, und die Franzosen verjagten, wodurch die auf dem Continent glimmende Freiheitsliebe endlich in helle Flammen ausbrach. Als das verbündete, endlich gerächte Europa den eitelsten Großsprechern in ihrer Hauptstadt Gesetze gab, hatte kein Land so gerechten Fug sich über dies unvergeßliche Ereigniß zu freuen, als Großbritannien; und dessen erster Minister, Lord Liverpool, erhielt dadurch eine persönliche Genugthuung. Man hat es noch nicht vergessen, daß er in seinen früheren Jahren, als er noch Lord Hawkesbury war, durch eine jugendliche Aeußerung die Spöttereyen der Opposition auf sich zog. In den ersten Zeiten

*) he was (by writ) summoned to the house of Lords, by the styleand title of Baron Hawkesbury.

der französischen Revolution, da man den Republikanern noch nicht soviel zutrauete, als sie nachher im Felde leisteten, gab Lord Hawkesbury einst im Parlamente sein Befremden darüber zu erkennen, „warum die Alliirten nicht nach Paris marschirten?“ Die Opposition und viele andre, welche wähnten, daß den Franzosen nie ein Heer die Spitze würde bieten können, lachten so laut über diesen „Marsch nach Paris“ daß er ihn oft im Parlamente hören mußte, und daß die Caricaturbildner der Zeit daher Gelegenheit nahmen, sich über ihn sehr lustig zu machen. So ganz unmöglich schien die Sache! Der Marsch welcher nach der Völkerschlacht bei Leipzig im J. 1813 anhob, und im J. 1814 am 1. April in Paris endete, war ein warnender Beweis von der Gefahr zu lachen, ehe ein Spiel zu Ende ist.

Wenn aber die Siege seines Vaterlandes und der Friede in ganz Europa ihm viele Freude verursachen mußten, so haben doch die unmittelbar darauf folgenden Zeiten ihm auch viele Sorgen gebracht. Denn die Wunden des langen kostspieligen Kriegs sind immer noch so wenig geheilt, daß in einem Lande, wo der Pöbel und dessen Aufwiegler alle Uebel den Obern zur Last legen, und wo jeder Mißvergnügte seine Galle ungestraft über sie ausgießen darf, der erste Minister vor der Hand nur wenig Ruhm erwarten kann.

Lord Liverpool's Gemahlin, eine überaus geachtete Frau und große Wohlthäterin der Armen, die er im J. 1795 heyrathete, ist gebohrne Lady Theodosia Louisa Harvey, Tochter des verstorbenen Lord Friedrich Bristol und Schwester des jetzigen Lord Bristol.

James Perry,

Herausgeber der ersten englischen Oppositions-Zeitung The Morning Chronicle.

Von

H — r.

(Zum Theil aus gedruckten Nachrichten.)

James Perry,

Herausgeber der ersten englischen Oppositions-Zeitung The Morning Chronicle.

Jacob Perry wurde geboren am 30. October 1756 zu Aberdeen in Schottland, wo sein Vater Baumeister war, eine Art von Leuten in Großbritannien die nicht nur die Plane zu Gebäuden machen, sondern auch Häuser auf Spekulation bauen. Seinen ersten Unterricht erhielt er in dem Kirchspiele Chapel of Garisch, wo William Farquhar, der Vater des nachher in London so berühmten, und im letzten März verstorbenen Arztes, Sir Walter Farquhar, damals Prediger war. Bei diesem würdigen Geistlichen erhielt er nebst dessen Sohne vortreffliche Unterweisung, und ging zu gleicher Zeit in die öffentliche Schule zu Chapel, an welcher der Dr. Tait, ein sehr gelehrter Mann, als Lehrer stand, dessen Ruf sich damals in der ganzen Gegend verbreitet hatte, und welcher nachher unter den Episcopalen eine ehrenvolle Pfründe erhielt. Von hier wurde Perry in die Oberschule seiner Vaterstadt geschickt, wo die Brüder Dunn damals die vornehmsten Lehrer waren, und wo er so schöne Fortschritte machte, daß man ihn im J. 1771 zur Universität in Aberdeen reif hielt. Hier wurde er in Mareschall College immatriculirt und studirte etliche Jahre. Sein Vater, welcher einen schottischen Rechtsgelehrten aus ihm machen wollte und ihn deswegen dem Advocaten Dr. Arthur Dingwall Fordyce übergab, hatte sich in eine unglückliche Bauspeculation eingelassen, die den Sohn bald nöthigte der Hoffnung des bequemen Studirens zu entsagen, und für sein Fortkommen zu sorgen. In dieser Absicht verfügte er sich nach Edinburg, um vielleicht bei einem dortigen Rechtsgelehrten eine Copistenstelle zu bekommen, und so zugleich seine juristischen Studien fortzusetzen. Aber alle Plätze dieser Art waren schon besetzt, und keine Aussicht für ihn auf diesem Wege. Der

beste Rath war nun, dem Beispiele so vieler andrer jungen Schotten zu folgen und nach England auszuwandern, wo die meisten von ihnen, welche dies Mittel ergreifen, wegen ihrer Kenntnisse und ihres guten Betragens, sich bald forthelfen. Er wendete sich zuerst nach Manchester, wo ihn Herr Denwiddie, ein angesehener Manufacturist, als Schreiber anstellte. Hier verwandte Perry alle Muße, die ihm sein Beruf lies, auf das Lesen guter Schriftsteller. Es hatten damals die Gelehrten und vornehmen Kaufleute von Manchester eine litterarische Gesellschaft errichtet, deren Mitglieder Aufsätze über philosophische und moralische Gegenstände vorlasen, und die etwanigen Einwürfe dawider auf der Stelle beantworteten. In diesen Verein nahm man den jungen Schotten auf, und seine Ausarbeitungen machten ihm so viel Ehre, daß er sich die Freundschaft der ganzen Societät erwarb.

Als er daher, um seine Fähigkeiten auf einen besseren Markt zu bringen, im J. 1777 sich entschloß zu versuchen, ob ihn das Glück in London begünstigen würde, kostete es ihm wenig Mühe von den vornehmsten Manufacturisten Empfehlungen an ihre Handelsfreunde in der Hauptstadt zu erhalten. Junge unerfahrne Leute sehen solche Empfehlungsschreiben nach fremden Oertern für nichts geringeres als Creditbriefe an. So viele Gönner! da kann es nicht fehlen! Aber nur zu bald erfährt man, daß Empfehlungen, besonders an Handelsleute in großen Städten, wenig helfen. Dies erfuhr auch Perry. Man gab ihm Versprechungen; denn für die Schreibstube eines Kaufmanns war er nicht gemacht, und die, welche einen jungen Literatus suchten, wendeten sich sicher nicht in die Altstadt an Capitalisten und Großhändler. Indeß verschaffte ihm der Zufall das wonach er lange vergeblich getrachtet hatte, und auch er fand, daß standhafte Ergebenheit von den Musen endlich gewiß belohnt wird. Es gab damals in London ein Oppositionsblatt unter dem Titel the general Advertiser. Da es noch jung war, so durfte es keine Mühe verschmähen sich beim Publikum beliebt zu machen. Dies pflegten angehende Zeitungen in jenen Tagen unter andern dadurch zu erzielen, daß sie eine posaunende Inhaltsanzeige ihres Blattes, so oft es erschien, an mehrern Fensterladen, in verschiedenen Stadtvierteln ankleben ließen. Nach diesen Zetteln

urtheilend, faßte Perry eine gute Meinung von dem „Anzeiger," und schrieb, da er nichts zu thun hatte, kleine launige Aufsätze und Gedichte, welche er in den Briefkasten der Drucker-Offizin warf, um zu sehen, wie man seine Sächelchen wohl aufnehmen würde? Nicht ohne Freude fand er seine Arbeiten regelmäßig in jedem folgenden Stücke. Eines Tages ging er in den Laden der Buchhändler Richardson und Urquhart, an die er auch empfohlen war. Urquhart las gerade den general Advertiser und lachte herzlich über den Humor einer dort gedruckten Abhandlung. Als er fertig war, fragte ihn Perry mit demüthigem Bückling, ob sich wohl irgend ein Plätzchen für ihn gefunden hätte? Nein, zur Zeit noch nicht, erwiederte Urquhart, aber, mein guter Freund, wenn Sie im Stande wären solche Dinge zu schreiben, wie diese hier im general Advertiser sind, so wollte ich Ihnen gleich Brod verschaffen. Der fragliche Aufsatz war gerade ein humorischer Versuch aus Perry's Feder. Um dies dem Herrn Urquhart genugthuend zu beweisen, zog er eine andre ähnliche Ausgeburt seiner Laune, mit demselben erdichteten Namen unterzeichnet, aus der Tasche; er hatte sie, wie die vorigen, in den bewußten Briefkasten werfen wollen. Herr Urquhart hoch erfreut über diese Entdeckung, vertrauete ihm nun an, daß er selbst einer der Haupteigenthümer dieser Zeitung sey, und daß man gerade ein solches Subject suche: heute Abends würden die sämmtlichen Herren Unternehmer deswegen eine Zusammenkunft halten, wo er Perry für das offene Fach vorschlagen wolle. Dies geschah. Am folgenden Tage wurde der Handel berichtigt, und ihm ein wöchentliches Honorar von einer Guinee bewilligt, wozu noch eine halbe Guinee gelegt wurde, damit er auch bei einer Abendzeitung, the London Evening-Post, die in derselben Druckerei herauskam, dem Redacteur mit Rath und That an die Hand gehen möchte.

Es war also ein bloßes Ungefähr das unsern jungen Schotten zum Zeitungsschreiber machte, ungeachtet seine Talente, Kenntnisse und Anstelligkeit ihn zu weit schwererern Posten eigneten, wenn sie ihm das Schicksal hätte anweisen wollen. In diesem Berufe ließ er sich nun keine Mühe verdrießen, wie man aus folgendem Vorfalle abnehmen kann. Die Prozesse der Admirale Keppell und

Palliser erregten damals allgemeine Theilnahme, und man fragte natürlich am meisten nach der Zeitung, wo die gerichtlichen Verhöre und die Reden der Sachwalter am vollständigsten erschienen. Das diesfalsige Kriegsrecht wurde in Portsmouth gehalten, und Perry mußte dorthin reisen, um die gedachte Zeitung mit den erwähnten Materialien zu versehen. Die gerichtlichen Verhandlungen dauerten sechs Wochen: während dieser ganzen Zeit schickte Perry täglich Handschrift für acht Foliospalten der Zeitung nach London. Man kann rechnen, wie viel Manuscript dazu gehörte, und was für Aufmerksamkeit und Fertigkeit es erforderte, so viel Stoff im Gerichtshofe zu Papier zu bringen, und dann wieder bis zu Postabgang zu entziffern und auf's Reine zu schreiben! Als sechswöchentlich ununterbrochene Anstrengung Eines Individuums war die Arbeit, wie jeder Sachkundige einsehen wird, herkulisch. Auch sicherte sie dem general Advertiser einen solchen Sieg über alle andre damalige Morgenblätter der Hauptstadt zu, daß er von Stund an etliche tausend Exemplare abzusetzen anfing.

Perry gab um diese Zeit mehrere politische Flugschriften heraus. Im J. 1782 begann er das noch jetzt beliebte European Magazine, dessen Plan so angelegt war, daß, außer den gewöhnlichen Artikeln verschiedenen Inhalts, auch Recensionen aufgenommen werden sollten. Doch blieb er nur Ein Jahr Anordner dieser Monatsschrift, weil er, nach dem Tode des Hrn. Wall, von den Eigenthümern der Zeitung Gazetteer zum Herausgeber der letzteren gewählt wurde. Man kann daraus auf seine damalige Celebrität schließen; denn die Eigenthümer waren die zu jener Zeit berühmtesten Buchhändler in London, Thomas Payne, White, Nicol, Lockyer Davies, Paul Vaillant, Sir Nathaniel Conant, Elmslie u. a. m. Perry übernahm das Geschäft für ein jetzt ziemlich unbedeutend scheinendes Salar von vier Guineen wöchentlich, doch unter der ausdrücklichen Bedingung, daß man ihm freien Willen ließe seine politischen Meinungen zu äußern wie ihm gut dünken würde. Dies waren die Meinungen wozu sich Fox bekannte, und die Perry sich aneignete als er sie zum erstenmal in der Gallerie des Hauses der Gemeinen hörte. Die Inhaber des Gazetteer hielten Wort: acht Jahre

lang, während deren Perry diese Zeitung leitete, versuchten sie es nie seinen politischen Gesinnungen eine andre Richtung zu geben, sondern bezeigten ihm durchgängig ihren Beifall.

Sobald er die Herausgabe dieses Blattes antrat, dachte er hauptsächlich daran, eine neue Einrichtung zu machen, deren Vortrefflichkeit allgemein anerkannt wird. Man weiß, daß in den englischen Zeitungen seit mehr als siebzig Jahren die Parlamentsverhandlungen ein wichtiger Artikel sind. Eigentlich ist es wider die Privilegien des Parlaments dessen Reden ohne seine Erlaubniß zu drucken. Es geschah dessen ungeachtet; und da das Parlament aus Patriotismus, Schonung und Eitelkeit die Augen dazu schloß, so wurde es allmählig so sehr zur herkömmlichen Gerechtigkeit, daß, wenn man es jetzt versuchen wollte, dem Publikum die Kenntniß der Parlamentsdebatten zu entziehen, dies im ganzen Lande einen gefährlichen Unfug erregen, und vermuthlich gar nicht ausführbar seyn würde; denn die Gewalt der öffentlichen Meinung läßt sich großentheils von dieser Publicität der Debatten herleiten, indem dadurch das ganze Land zum Tribunal in der letzten Instanz über sein höchstes Gericht wird. Gleichwohl waren die Parlamentsdebatten bis auf Perry's Aenderung nachlässig und unbefriedigend in den Zeitungen berichtet worden. Jedes Morgenblatt pflegte nicht mehr als einen Reporter (d. h. der die Reden im Parlamente auf der Gallerie mit anhören, und nachher niederschreiben muß) in jede Parlamentskammer zu schicken. Perry's Vorgänger in der Redaction des Gazetteer hatte die Gewohnheit, die Parlamentsverhandlungen wie eine Art von Nachtisch aufzutragen, und sie stückweise ganze Wochen, ja Monate lang, nach aufgehobenen Sitzungen, einzurücken; und Woodfall gab im Morning Chronicle am Abende des folgenden Tages nach jeder Debatte einen eilfertigen Umriß davon. Perry, welcher den Heishunger des englischen Publikums nach den Beschlüssen der Räthe des ersten Gerichtshofes im Reiche kannte, sah, daß wenn man sich anstrengen, und die Kosten nicht scheuen wollte, es möglich wäre, den ganzen Verlauf der Ueberlegungen im Nationalrathe noch in derselben Nacht, wo sie gehalten wurden, zu drucken, und sie den Einwohnern der Hauptstadt,

wenige Stunden darauf zum Frühstück vorzulegen. Anstatt Eines Rapporteurs schickte er demnach mehrere in jede Parlamentskammer, nehmlich einen nach dem andern, so daß Einer nur Eine Stunde blieb, und dann mit seinen im Gedächtnisse aufbewahrten Materialien (denn außer einigen Worten, Zahlen u. s. w. wird nichts von ihnen aufgeschrieben) in die Zeitungsexpedition eilte und das Gehörte niederschrieb, welches stückweise dem Setzer zugefertigt wurde, indeß der zweite Berichterstatter den erledigten Posten einnahm, dieselbe Rolle spielte, und nach einer Stunde wieder abgelößt wurde, bis die Herren des Parlaments auseinander gingen. Das Neuigkeitslustige Volk erstaunte über diese literarische und typographische Thätigkeit, welche ihm einen der größten geistigen Genüsse gewährte, und von dem Augenblicke an den größeren Instituten der Londner Morgenblätter zum Gesetze, aber auch zu einem lästigen Aufwande wurde. Denn da die Berichtgeber (auf deren Pünktlichkeit bei so wichtigen Verhandlungen außerordentlich viel ankommt) sehr geschickte Leute seyn, und die größte Fertigkeit im schriftlichen Ausdrucke besitzen müssen, so erhält jeder von ihnen einen stehenden Gehalt von dreihundert Guineen des Jahres, obschon das Parlament nicht länger als sechs Monate im Jahre sitzt. Rechnet man nun, daß von den vornehmsten Morgenblättern, dermalen Morning Post, Morning Chronicle, Times, New Times und Morning Herald, jedes sechs bis acht solche Debattenschreiber im Solde haben muß, so kann man nach diesem Maßstabe die Kostspieligkeit eines Londner Morgenblattes schätzen.

In den Jahren 1780, 1781 und 1782 gab es in allen Theilen von London mehrere Debattirgesellschaften, die der deutsche Leser aus Archenholtz's England und Italien kennt, und wo viele Personen, welche nachher im Parlamente, auf der Canzel, und in den Gerichtshöfen als Redner berühmt wurden, sich im Sprechen übten. Perry trat oft in diesen Versammlungen auf, und in der „Geschichte des Westminster Forum" wird seiner mit vielem Lobe gedacht. Pitt fand sich oft in diesen Zusammenkünften ein, ob er gleich nie thätigen Antheil an den Debatten nahm. Man hielt damals so viel auf solche Vorübungen, daß ein Rechtsgelehrter, John Sheri-

dan, das Lyceum im Strande, jetzt ein Theater, zu einem Rednersaale einrichten ließ, wo junge Leute, die einst im Parlamente oder in den Gerichtshöfen Ehre einlegen wollten, Gelegenheit erhalten sollten, sich vor Zuhörern aus den bessern Classen im öffentlichen Sprechen zu versuchen. Der Einlaßpreis war fünf Schillinge, und der Saal wurde etliche Abende besucht. Pitt und einige seiner Freunde waren unter den Zuhörern, aber die Sache hatte keinen Fortgang. Perry war durch diese öffentlichen Proben seines Rednertalents so bekannt worden, daß es blos von ihm abhing, ein glänzendes Glück dadurch zu machen. Pitt nehmlich hatte bemerkt daß Perry nicht allein die Erforderniße eines guten Redners in sich vereinigte, sondern sich auch durch ungewöhnliche Gegenwart des Geistes zum Volksrepräsentanten im Parlamente eignete, weil er gleich aus dem Stegreife auf Einwürfe fertig und bündig antwortete. Als nun Pitt Canzler der Schatzkammer und Alles in Allem war, ließ er Herrn Perry den Antrag thun eine Stelle im Parlamente anzunehmen, welche vermuthlich, wie bei so vielen andern, zu hohen Bedienungen im Staate geführt haben würde. Perry schlug es aus; denn er hätte da ganz allem eigenen Willen entsagen müssen, da er auf diese Art ein Schützling des Ministers geworden wäre, eine Lage die seiner ungebundenen Denkungsweise nicht angemessen war. Diese Beharrlichkeit bei seiner Ueberzeugung in politischen Dingen, dieses Vorziehen eines höchst unruhvollen, mühsamen Lebens vor Gemächlichkeit und Glanz, machen ihm Ehre, und werden als ein nicht sehr gewöhnliches Beispiel von billigen Richtern gegen etwanige politische Verirrungen abgerechnet werden, deren sich Perry schuldig gemacht haben dürfte, und die in dem beständigen Gedränge aller derer die mit Politik zu thun haben, so schwer zu vermeiden sind. Ein zweiter Antrag von gleich vortheilhafter und ehrenvoller Art wurde ihm von Lord Shelburne gethan; aber auch diesen verwarf er. Hat er Unrecht auf diese Selbstverläugnungen stolz zu seyn?

Nur noch ein kleiner Zusatz zu den Bemerkungen über seine Rednergabe. Perry ist, wie wir wissen, ein Schotte. Dem unterrichteten Leser braucht man nicht erst zu sagen, daß die Schotten eine Aussprache haben, welche unter dem Namen broad Scotch den Engländern wi-

derlich klingt, ihnen oft unverständlich ist, und nicht selten in den mittäglichen Gegenden der Insel eben so viel oder noch mehr Spott erregt, als wenn ein Ausländer Englisch redet. Diese platte und plumpe Aussprache muß nun Perry schon sehr zeitig ganz abgelegt haben, da man ihn schon in Manchester mit Vergnügen hörte, und da er nachher in der Hauptstadt so vornehmen und gebildeten Engländern, wie z. B. Pitt und Lord Shelburne waren, gefallen konnte. Auch dies ist ein ganz eignes Talent, erfordert ein sehr zartes Ohr und noch glücklichere Sprachorgane, womit unter tausend Schotten kaum einer begabt ist, weswegen sie fast alle, trotz den größten Anstrengungen (die besonders das weibliche Geschlecht anwendet) ihren schottischen Ursprung verrathen, sobald sie den Mund zum Sprechen öffnen. Wie viele würdige Schotten, z. B. der verstorbene Lord Melville (Henry Dundas) wurden deswegen von kleindenkenden Menschen verspottet! Aber der würdige Greis Lord Erskine und der berühmte Sir James Mackintosh, zwei große von der Natur reichbegabte Männer, haben ebenfalls sehr früh alle Spuren ihrer schottischen Mundart völlig verwischt.

Einige Jahre lang gab Perry Debrett's Parliamentary Debates heraus, nahm aber keine Ankündigungen und andre verschiedenartige Dinge darin auf; vorher war das Werk sehr in Verfall gerathen und das Verlagsrecht von den Eigenthümern versteigert worden. Mittlerweile fing der bekannte Woodfall eine Zeitung unter dem Titel The Diary an, und verkaufte das bisher von ihm herausgegebene Blatt the Morning Chronicle an Perry, welcher mit seinem Freunde Gray sowohl das Eigenthum als die Redaction gemeinschaftlich übernahm. Seit der Zeit ist es immer das Organ des ächten Whiggismus gewesen. Beinahe dreißig Jahre hat er es ununterbrochen herausgegeben. Man weiß, in welchem Ansehn es hier und im Auslande steht. Beide politische Partheien in England lesen es täglich; die Oppositionsgesinnten, weil sie ihre Meinungen dort wieder finden, und die Ministerialisten weil sie sehen wollen und müssen, was der Feind wider sie einzuwenden hat. Es wird darin zwar keck, und oft unverschämt vom Hofe, von der Regierung, und deren Freunden gesprochen, und manchem würdigen Manne ist dort ohne alles Verschulden wehge-

than worden. Dagegen handelt auch Perry unpartheiisch, und rückt jede ihm zugeschickte Widerlegung ein. Wenn er also, wie nicht zu läugnen, in seinem Blatte oft zu weit geht, so schenken im Gegentheil die Regierungszeitungen ihm und der sämmtlichen Oppositionsparthei auch nichts, und lassen sich genau dieselben politischen Sünden der Verläumdung und Uebertreibung dann und wann zu Schulden kommen. Doch kann dadurch weder die eine noch die andre Parthei geübten Lesern Sand in die Augen streuen; diese wissen auf ein Haar, wie viel sie zu glauben haben. Bei gleichem Rechte beider Theile, ihre Meinung zu sagen, kann also die englische Preßfreiheit, wie auch Krug meint, keinen Schaden thun, sondern muß am Ende die herrlichen Vortheile bringen, welche jedem Unbefangenen hier sogleich in die Augen fallen. Wer hat je von einer Wohlthat gehört, die nicht zuweilen gemißbraucht würde!

Ob die Whigs, oder die constitutionellen Oppositionisten so reine Absichten haben, wie Perry seinen Lesern täglich einbilden will; ob nicht diese Herren meistens den Eingebungen des Neids folgen, und, wenn man sie nur machen ließe, sich eben so sehr auf Kosten des Staats bereichern würden *) als sie den Ministern Schuld geben,

---

*) Daß oft gerade die Oppositionsleute oder Whigs, welche am meisten über Verschwendung im Staate eifern, alles Maaß überschreiten, wenn sie selbst in den Fall kommen, Belohnung für ihre Arbeiten zu fordern, ist seit Jahr und Tag durch ein auffallendes Beispiel dargethan worden, worauf des Quarterly Review No. 38. mit beißender aber feiner Satire aufmerksam gemacht hat. Brougham, einer der vorzüglichsten Oppositionisten im Unterhause und ein angesehener Sachwalter, brachte voriges Jahr die Frage über die Veruntreuung der vielen milden Stiftungen in England zur Sprache, trug auf eine Untersuchung an, und erwarb sich dadurch Ehre; aber die Art wie diese Untersuchung vorgenommen werden sollte, war so despotisch und illiberal, daß das Parlement eine ganz andre Verfügung an deren Stelle setzte. Das Meiste aber war wider die Kostspieligkeit der von Brougham vorgeschlagenen Commission einzuwenden; denn die Herren Commissarien, an deren Spitze Brougham selbst gestellt zu werden hoffte, sollten, nach seinem Vorschlage, einen Gehalt und eine Pension bekommen, die zusammen eine erstaunliche Summe ausmachten, welche viele Jahre lang auf dem Lande gelastet haben würde. Diese erbauliche Besoldungsart sowohl, als die beispiellose Vollmacht, welche Brougham seiner Commission,

ist eine ganz andre Frage, deren Auflösung nicht hierher gehört. Aber die Morgenchronik hat nun einmal diese Seite gewählt. Perry weiß gar wohl, daß, wenn seine Zeitung ihren Rang behalten soll, sie pflichtschuldigst alles tadeln und lächerlich machen muß was Hof und Minister vornehmen, daß sie keinen Fingerbreit von dem politischen Glaubensbekenntnisse der Whigs abweichen darf; daß sie immer Fox als das größte politische Licht vorstellen muß, das je in England, ja in der Welt, geschienen; Pitt's Verwaltung aber als die Wurzel aller jetzt empfundenen politischen Uebel; und daß sie die Leser mit einem „wie wir allezeit behauptet haben" an ihre Weisheit, Untrüglichkeit und Vorhersehungskunst fleißig erinnern muß. Das gehört zu der hier über alles gepriesenen Consistency, zu dem Festhalten an Einem, welches zwar überall im Ansehen steht *), aber besonders in England jedem der eine öffentliche Figur, vornehmlich in der Politik spielen will, unerläßlich ist. Handelt ein englischer Zeitungsschreiber nach dieser großen Maxime, so grünet und blühet er, wie Perry, der Inhaber der Mor-

---

das heißt sich selbst, zuwenden wollte, waren in seiner Bill so fein versteckt, daß man sie erst spät, doch gerade noch zu rechter Zeit entdeckte, ehe die Bill durchging. Die Aenderungen, welche nun damit vorgingen; und besonders der Umstand, daß er selbst nicht zu einem der Commissarien gewählt wurde, erregten Brougham's großen Unwillen, den er durch einige Pamphlets ausließ. Durch diese gewann er anfänglich im Publikum viele Stimmen für sich, bis die gedachte äußerst verständige, witzige und tief in die Sache eingehende Recension im Quarterly Review erschien, welche gewaltiges Aufsehen erregte und noch erregt, bis Brougham, sollte er es im Stande seyn: die dortigen Einwürfe wegbeweißt.

*) „Es bleibt ein Jeder, der die Religion verändert, mit einer „Art von Makel bespritzt, von der es unmöglich scheint, ihn „zu reinigen. Wir sehen daraus, daß die Menschen den beharrenden Willen über alles zu schätzen wissen und um so „mehr schätzen, als sie sämmtlich in Partheien getheilt, ihre „eigene Sicherheit und Dauer beständig im Auge haben. Hier „ist weder von Gefühl, noch von Ueberzeugung, die Rede. „Ausdauern soll man, da, wo uns mehr das Geschick als die „Wahl hingestellt. Bei einem Volke, einer Stadt, einem „Freunde, einem Weibe fest halten, darauf alles beziehen, „deshalb alles wirken, alles entbehren und dulden, das wird „geschätzt; Abfall dagegen bleibt verhaßt, Wankelmuth wird „lächerlich." Winkelmann und sein Jahrhundert von Göthe. S: 404.

genchronik. Selbst seine Feinde, so sehr sie auch seine politischen Grundsätze verdammen, weigern ihm diese Achtung nicht, weil alle seine politische Missethaten auf die Rechnung der Consistency gesetzt werden. Ladet nun Perry dafür den Haß der Ministerialgesinnten auf sich, und muß er täglich zu Felde liegen, um den Feind theils in seinen Festungen zu necken und zu bestürmen, theils dessen Ausfälle zurück zu schlagen, so genießt er dafür auch das volle Zutrauen seiner Parthei, die man ja nicht verwechseln muß mit den Friedensstörern Burdett, Hobhouse, Cobbett, den Herausgebern der Sonntagsblätter Examiner und Whig, Hunt und vielen andern, welche entweder wirklich revolutionäre Absichten haben, oder durch ihre politischen Hirngespinnste, wenn man ihnen freie Hände ließe, alle bestehende Ordnung umwerfen würden; dahingegen die Whigs für das regierende Haus Braunschweig, für vernünftige Freiheit und für unverfälschte Constitution Achtung äußern. Zu ihnen gehören jetzt (um nur die vorzüglichsten zu nennen): der Herzog von Sussex (Bruder des Prinzregenten) die Herzöge Bedford, Devonshire u. a. der Marquis von Lansdowne; die Lords Grenville, Grey, Holland, Lauderdale u. s. w. die Commoners Tierney, Bennett, Brougham, Sir James Mackintosh u. v. a. An diese Staatsmänner schließen sich viele andre Große, reiche und würdige Leute. Alle diese sehen Perry's Morning Chronicle für ihr Organ an, und theilen ihm bald mündlich, bald schriftlich wichtige Nachrichten und Bemerkungen mit, so daß man in seiner Zeitung fast täglich anonyme Aufsätze und Artikel von den angesehensten Oppositionisten liest, die aber von Geübten nicht verkannt werden.

Hieraus ergiebt sich das große politische Interesse seiner Zeitung, so wie aller brittischen Blätter, da sie seit dem J. 1694, wo die englische Preßfreiheit eigentlich begann, jede beliebige Meinung dem Publikum mittheilen. Daß aber Perry's Morning Chronicle nun schon seit beinahe dreißig Jahren ohne Unterbrechung fort gewährt und sich immer im Ansehn erhalten hat, ist zwar ein Beweis von des Redacteurs Talenten und Kenntnissen, kommt aber auch zum Theil daher, daß er seit langer Zeit allein Eigenthümer seines Blattes ist. Unabhängig von alle dem gehört ferner eine rüstige und eiserne Natur dazu, die

Beschwerlichkeiten der Redaction eines so bedeutenden Morgenblattes, wie die Morgenchronik, so viele Jahre auszuhalten; denn sie erfordert fast lauter Abend- und Nacht-Arbeit. Früh um sechs Uhr werden ordentlicherweise alle Londner Morgenblätter in dem Zeitungsträger-Saal abgeliefert. Gewöhnlich übergiebt man die Druckformen gerade um Mitternacht der Presse. Mithin hat der Herausgeber, dem es obliegt, in dem sogenannten leading Article eine beurtheilende Uebersicht der sämmtlichen eingelaufenen Neuigkeiten in Eil und unter beständiger Unterbrechung zu schreiben, nur eine kleine Weile vor Mitternacht zu seiner Arbeit, welche er so lange als möglich aufschiebt, weil alle Augenblicke noch wichtigere Neuigkeiten eingehen können, welches besonders im Kriege der Fall ist. Selbst nach Mitternacht wird er häufig wieder aufgeweckt. Für so große Anstrengungen ist er aber auch durch den starken Absatz seiner Zeitung belohnt, womit er sich ein ansehnliches Vermögen erworben hat.

Während der dreißig Jahre die er in täglichem Streite mit politischen Gegnern zugebracht hat, konnte es nicht fehlen, daß er in manche Unannehmlichkeiten verflochten wurde, die bei dem Geschäfte eines englischen Zeitungsredacteurs nicht wohl zu vermeiden sind. Er ist zweimal vom Generalfiscal wegen ehrenrühriger Angriffe belangt, aber beide Male ehrenvoll losgesprochen worden. Das erste Mal vertrat ihn sein Freund, der berühmte Lord Erskine, in dessen gesammte Gerichtsreden man diese meisterhafte Vertheidigung auch aufgenommen findet. Das zweite Mal übernahm er es selbst seine Sache zu führen, welches nur ein Mann von seinem Muthe, seiner Beredtsamkeit und seinen Kenntnissen in der Jurisprudenz wagen durfte.

Gegen seine Eltern betrug er sich wie ein würdiger Sohn, und unterstützte sie sobald es ihm möglich war, bis er zuletzt sich in den Stand gesetzt sah, ihnen ihr Alter ganz sorgenlos und bequem zu machen. Eben so edel handelte er gegen seine verwitwete Schwester, deren hülflose Waisen er allein unterhielt, die nachher den berühmten Professor Porson heirathete, und im J. 1796 starb.

Perry verband sich im J. 1798 mit Anna Hull, die während einer glücklichen Ehe Mutter von acht Kindern wurde, von denen eins jung starb. Die älteste Tochter,

ein vielversprechendes Frauenzimmer, starb im vierzehnten Jahre an den Folgen eines zerrissenen Blutgefäßes, in den Armen ihrer Mutter, deren Gesundheit dadurch einen solchen Stoß erhielt, daß sie sich nie davon erholte. Von einer Auszehrung bedroht, unternahm sie eine Reise nach Lissabon, in der Hoffnung, durch den milderen Himmelsstrich wieder zu Kräften zu gelangen. Auf ihrer Rückkehr von dort wurde sie von einer algierischen Fregatte gefangen genommen, stand viel auf der Reise aus, wurde endlich in Bourdeaux ans Land gesetzt, und erlag dort ihrer Krankheit.

Johann Meermann,

Freiherr von Dalem.

Von

Dr. Friedrich Cramer.

Johann Meermann,

Freiherr von Dalem *).

Die Familie, aus welcher Johann Meermann stammt, bekleidete seit dem Anfange des vierzehnten Jahrhunderts in den Niederlanden die ausgezeichnetsten Stellen. Sein Vater, Gerhard Meermann (geb. 1722), war Mitglied des Raths von Rotterdam, 1759 ging er als Gesandter nach London und stand dann einer Magistratur in Haag vor; Ludwig XV. gab ihm den Orden des heiligen Michael, und Joseph der Zweite erhob ihn in den Adelstand. Seine literarischen Arbeiten über das römische und kanonische Recht, besonders sein großes typographisches Werk (sur les origines de la typographie) erwarben ihm allgemeinen Ruhm. — Er war verheirathet mit der Tochter des Abraham Buisius, eines Mitgliedes des Finanzrathes von Holland; in dieser Ehe ward den 1sten Novbr. 1753 erzeugt: Johann Meermann, der des Vaters Tugenden zum Erbtheil erhielt, dessen Geist und Gelehrsamkeit aber vielleicht übertraf. Der Zeitpunkt seiner Geburt fällt in eine Periode, wo sein Vaterland im Schooße des Friedens lebte; das bürgerliche Glück blühete in den Niederlanden, die Künste wurden geehrt, die Colonien beider Indiens waren ergiebig, und die Führer des Staatsruders hatten sich im In- und Auslande Achtung erworben; jedoch schien das politische Gewicht des Staates, wie die Größe seiner Handlung und die Ausbreitung seiner Schiffahrt, seit einem Jahrhundert zu sinken und nicht mehr der brit-

---

*) Diese Biographie ist größtentheils bearbeitet nach den Notizen, welche H. C. Cras (Prof. der Rechte zu Amsterdam) in der Lobrede auf Meermann mittheilt. Eine Uebersetzung derselben von Krafft steht in den Millinschen Annales encyclopédiques Februar 1818. — Ueber Meermanns literarische Arbeiten findet man interessante Nachrichten in mehreren deutschen Zeitschriften.

tischen Uebermacht gewachsen. — Der Zeitpunkt vor dem Falle eines Staates, pflegt gewöhnlich der segensreichste zu seyn, in Hinsicht des bürgerlichen Glückes.

Den ersten Unterricht genoß der junge Meermann in seinem Geburtsorte Haag; indem sich sein Geist früh zeigte, wurde sein Vater bestimmt, ihn bald auf die lateinische Schule nach Rotterdam zu bringen. Schon hier, kaum zehn Jahre alt, übersetzte er Moliere's Mariage forcé ins Holländische, und ließ diese Arbeit, ohne Vorwissen seines Vaters, drucken. In drei Jahren machte er so schnelle Fortschritte, daß er von dieser Schule abgehen konnte, um unter der Leitung eines jungen Schweizers, Namens Beckel, dem höheren philologischen Studio, und unter dem berühmten Struick dem der mathematischen Wissenschaft sich zu widmen. Nach zurückgelegtem vierzehnten Jahre begleitete ihn sein Hofmeister Erb auf die Universität Leipzig, wo er der Haus- und Tischgenosse des berühmten Ernesti wurde, unter dessen, wie unter Gellerts, Reiske's, Eberts und Garve's Auspicien er griechische und römische Literatur, Alterthumskunde, Rhetorik, Philosophie und Mathematik studirte.

Er bewährte vorzügliche Geistesfähigkeiten und vereinigte sie mit dem seltensten Fleiße; Eigenschaften, die ihn in die Bekanntschaft der ausgezeichnetsten Männer brachten. 1768 beendete er dort seine akademische Laufbahn, und besuchte Dresden nebst seinen herrlichen Umgebungen. In dieser Hauptstadt wohnte er den Feierlichkeiten bei, welche beim Regierungsantritt des eben volljährig gewordenen jungen Churfürsten, dem Meermann persönlich vorgestellt wurde, statt fanden. Im folgenden Jahre ging er über Wittenberg nach Berlin und Potsdam, und machte nicht allein die Bekanntschaft Büsching's, Ramler's und anderer berühmten Gelehrten, sondern er ward auch hier dem unsterblichen, großen Friedrich und der königlichen Familie vorgestellt. Nur um sein Vaterland, seine Aeltern und Freunde einmal zu sehen, reiste er im Herbste zum Besuche in seine Heimath und dann nach Göttingen, um unter Michaelis, in dessen Haus er zog, unter Selchow, Gatterer, Achenwall, Pütter und vorzüglich unter Heyne zwei Jahre hindurch, seine Studien fortzusetzen; dann rief ihn derselbe Zweck auf den so berühmten, heimathlichen Sitz der Wissenschaften nach Leyden, wo er unter Rhunken griechische Literatur, unter

Voorda römisches Recht, unter Pestel das Völkerrecht, vor allem aber das Staatsrecht des batavischen Föderativstaates studierte. Ueberall zeichnete er sich aus durch Fleiß und liebenswürdige Sitten, und gewann mit dem näheren Umgang die höhere Achtung seiner Lehrer. In Leyden, wo Meermann's Vorfahren sich so vielfach bei der Bekleidung öffentlicher Aemter ausgezeichnet hatten, erwarb er sich das Bürgerrecht und mit ihm die Fähigkeit, auf gleiche Weise Ruhm zu erlangen.

Doch noch vor seinem Abgange von hier, traf ihn der schmerzlichste Verlust; sein geliebter, sich der allgemeinsten Verehrung erfreuender Vater, starb. Von dessen Ruhestätte in der Familiengruft zu Leyden, die der Sohn durch Errichtung eines schönen Denkmals bezeichnete, kehrte er zu den Wissenschaften zurück, indem er den Gram seines kindlichen Herzens durch die Trostgründe der Philosophie und der Religion beschwichtigte. Den Winter hindurch verlebte er in Haag und arbeitete dort, um die Doctorwürde der Rechte zu erlangen, seine Dissertation über die frühern Verbindungen, die zwischen dem heil. röm. Reiche und dem belgischen Föderativstaate Statt fanden (de solutione vinculi, quod olim fuit inter S. R. Imperium, et foederati Belgii respublica), die er den 12ten Mai 1774 öffentlich vertheidigte. Dieses war der erste öffentliche Beweis, den er ablegte vom Scharfsinne seines Geistes, wie von der Vielseitigkeit seines Wissens. Doch fühlte Meermann, daß die großen Ansichten des Menschenlebens, des Handels, der Sitten und der Eigenthümlichkeiten der Völker nicht im Studierzimmer, nicht in den Schulen erworben werden können. Er entschloß sich daher zum Reisen, und besuchte in Gesellschaft seines vormaligen Hofmeisters, der nun sein Freund geworden, Erb, England, Frankreich, die Schweiz und Italien. Ueberall knüpfte er Bekanntschaften an mit einem berühmten Gelehrten: Paoli, Pringle, Banks, Hunter, Solander, Hume, Lalande, Villoison, der Madame du Boccage, mit Geßner, Lavater, Bonnet und Hamilton (zu Neapel). In Paris ward er dem Könige von Frankreich, zu Rom dem heiligen Vater vorgestellt. Von Pisa, Florenz, Venedig und Verona kehrte er über Wien in sein Vaterland zurück, wo er nun sieben Jahre hindurch im Schooße seiner Familie in schöner Muße verlebte, ununterbrochen beschäftigt, seine Reise-

tagebücher zu ordnen und literarische Plane zu verfolgen. Diese hielten ihn jedoch nicht ab, seine Pflichten und seinen Beruf als Staatsbürger im Auge zu behalten. Durch Geburt und Talent berufen, an den öffentlichen Angelegenheiten Theil zu nehmen, kaufte er mehrere Besitzungen, um dadurch sich den Weg zu bahnen, in die Provinzialversammlung Friesland's als Abgeordneter einzutreten. Doch diese Aussicht schlug fehl; dagegen aber ward ihm schon 1782 die Direktion der ostindischen Angelegenheiten vertraut, welcher Posten ihn verpflichtete, in Amsterdam zu wohnen. Bald darauf erhielt er die Leitung des Seeetats zu Rotterdam, und würde unbezweifelt den Gesandten-Posten am schwedischen Hofe erhalten haben, wenn er auf dem Wege der Intrigue, gegen den Willen des Erbstatthalters, eine Staatsbedienung anzunehmen, hätte verleitet werden können.

Meermann verheirathete sich 1785 mit der Madame Perrenot, deren verstorbener Mann Professor der Rechte zu Leyden war; eine Frau, die im Besitz der schönsten weiblichen Tugenden und eines höchst gebildeten Geistes war, und das Lebensglück ihres neuen Gatten dreißig Jahre hindurch ausmachte. Durch diese neue Verbindung ward Meermanns Neigung zum Reisen um so weniger gestört, da seine Gattin ihn von nun an auf denselben begleitete. Unmittelbar nach vollzogener Heirath gingen beide nach England und durchreisten Großbritannien und Irland. Höchst interessante Nachrichten von dieser Reise gab er, ohne seinen Namen, 1787 heraus, und widmete sie liebevoll seiner Gefährtin. — Der Reichthum der mitgetheilten Thatsachen, die unverkennbare Wahrheitsliebe, die Schönheit der Darstellung und das hervorleuchtende Talent der Beobachtung sicherten diesen Nachrichten eine ausgezeichnete Aufnahme. Sie wurden zweimal ins Deutsche übersetzt, und im In- und Auslande erkannte man, daß, wenn Meermann auch, wie es in der Natur der Sache lag, wenig bis dahin unbekannte Thatsachen mittheilte, er die große Kunst besaß, durch unparteiische Untersuchungen bekannten Erscheinungen einen höheren historischen Werth zu geben.

Wo andere Reisende nur oberflächlich sehen und anstaunen, beobachtete und prüfte er. Seine feinen Bemerkungen und Urtheile über die Staatsverfassung der Britten und über ihre Rechtspflege sind höchst originell und

zeigen den für große staatswissenschaftliche Ansichten gebildeten Geschichtsforscher.

Bald nach seiner Rückkehr ertheilte ihm der Erbstadthalter die erste Magistratsstelle zu Leyden, und späterhin trat er in das Finanzkollegium der Provinz Holland. Mit den ersten Staatsmännern seines Vaterlandes setzte dieser letztere Ehrenposten ihn in ununterbrochene Verbindung. Späterhin erhielt Meermann das wichtige Amt eines Richters des Civiltribunals zu Leyden. In allen diesen Verhältnissen legte er die schönsten Beweise der Einsicht, Thätigkeit, Gerechtigkeit und Vaterlandsliebe ab.

Doch bewilligte ihm schon 1791 der Erbstadthalter Wilhelm V. den Abschied, um mit seiner Gattin eine neue Reise durch Preußen, Oesterreich und Italien, nach Rom, Neapel und Sicilien zu machen, und so in einer heilenden Zerstreuung den Schmerz zu lindern, welchen ihm der Tod seiner trefflichen Mutter verursachte.

Im September des folgenden Jahres kehrte er zurück und bearbeitete seine Reisenachrichten. In der Vorrede dieser Schrift entwickelt er die Methode, um mit Nutzen zu reisen, und züchtigt mit Recht die Weise Vieler, die, wenn sie ein Land flüchtig durchlaufen haben, über tausend Dinge wichtige Entdeckungen mitzutheilen wissen. Er zeigt, wie es Pflicht sey, zu untersuchen die Eigenthümlichkeiten des Landes und Bodens, die Fortschritte zur Bebauung des letztern, die Mittel zu ihrer Verbesserung; zu ergründen die Sitten und den Kulturzustand der Einwohner, und zu erkennen den Charakter der Bildungsanstalten, der Wissenschaften, der Künste, der Religionsansichten, der Staatsverfassung und der Staatsverwaltung. Er schließt seine gehaltreiche Vorrede mit einem Gemälde des aus Volksaufständen erwachsenden Elends, dessen Folgen jammervoller sind, als die der entschiedensten Tyrannei.

In den Jahren 1797 bis 1800 bereiste der Freiherr Meermann von Dalem mit seiner Gattin Dänemark, Schweden, Norwegen, Finnland und mehrere, zum Theil noch wenig von ausländischen Gelehrten besuchte Gegenden des russischen Reiches, bis zu dem Ufer der Wolga,

hin, nach Jaroslaw, und ging dann durch Polen über Königsberg, Danzig und Hamburg zurück. Die bald nachher (1804 — 1806) im Druck erschienene Beschreibung dieser nordischen Reise, hat vielleicht einen noch größern Reichthum an wissenswerthen Mittheilungen und erweckt daher ein noch höheres Interesse, als die frühern Reiseberichte. Oft wird man bei der Lectüre des kurz und gedrungen geschriebenen Werkes überrascht von der vielseitigen Neuheit des Inhalts. So findet man hier Beweise von der Aufmerksamkeit des Verfassers auf die scandinavische Vorwelt und ihre Denkmäler, die sich in der Uebersetzung mehrerer Saga's bekundet; man trifft auf sehr schätzenswerthe Untersuchungen über die Verdrängung des Odindienstes in Schweden, über die Einführung des Christenthumes daselbst, eine lyrische Tragödie, Gustav Wasa, eine Uebersetzung der herrlichen Klopstockschen elegischen Ode, die Gräber von Rothschild, und tiefer einbringende naturhistorische und medizinische Beobachtungen. Von der Frau von Meermann sind mehrere recht liebliche Gedichte mitgetheilt. Wenn man auf der einen Seite des Verfassers unermüdetete Thätigkeit in der geistvollen Würdigung der ihm bei seinen Wanderungen aufstoßenden Gegenständen bewundert, so fühlt man sich auf der andern Seite zum Erstaunen hingerissen über den heroischen Geist seiner Gattin, die mit ihm alle Gefahren muthvoll theilte.

Meermanns ausgebreitetes Wissen, sein heller Geist, sein wohlberechneter Fleiß machten es möglich, daß er mit den schätzbarsten literarischen Arbeiten in sehr verschiedenen Gebieten der Wissenschaften auftreten konnte. Einiger seiner vorzüglichsten Werke mag neben den schon genannten hier Erwähnung geschehn. — Einem großen, von seinem Vater herausgegebenen Werke über das Civil- und Canonische Recht, fügte der Sohn den Schluß- und Ergänzungsband bei. — 1782 veranlaßte die Pariser Akademie des Inscriptions et des belles Lettres durch eine Preisaufgabe die Untersuchung, über den Ursprung, die Natur und den Zweck des Bundes der Achäer, der Schweizer und der Niederländer. Meermann unterzog sich dem schwierigen Unternehmen; er erhielt eine erwünschte Veranlassung, die weise Mäßigung seiner Landsleute zu zeigen, welche, durch Philipp's Bedrückungen

zur Erhaltung der bürgerlichen Freiheit aufgeregt, ihres Beherrschers Rechte fortwährend anerkannten und sich erst dann von ihm lossagten, als er durch die blutigsten Gewaltstreiche eine Rückkehr der alten statutenmäßigen Verhältnisse unmöglich gemacht hatte. — Ihm ward der Preis zugesprochen. — Eine andere Preisaufgabe der Akademie zu Chalons an der Marne (1787) über die Frage: welches sind in einer Monarchie die Mittel, den Staatsbürgern Vaterlandsliebe einzuflößen? — bearbeitete Meermann auch; aber nicht seine tiefeindringende Beantwortung, sondern die höchst mittelmäßige Abhandlung eines gewissen Mathon de la Cour, der mehr die Franzosen, als den allgemeinen Sinn der Aufgabe berücksichtigt hatte, ward gekrönt. Durch die großen Zeitereignisse darauf zurückgeführt, knüpfte Meermann später (1793) an diese Untersuchungen eine Schrift: Ueber die politische Freyheit des Bürgers und des Volkes, die sich durch weise Mäßigungen und durch den reinsten Patriotismus auszeichnete. Der Beifall, den sie erhielt, machte bald eine zweite Auflage derselben nothwendig. Die hier begonnenen staatswissenschaftlichen Untersuchungen führte er in mehreren Schriften weiter. Unter den historischen Abhandlungen, die Meermann's Schriftstellerruhm verbreiteten, zeichnet sich die größte derselben, die die Geschichte des römischen Königs, Wilhelm von Holland, untersucht, gar vortheilhaft aus, durch unermüdeten Fleiß, in ein nur mit dürftigen Quellen versehenes Feld der Vorzeit, Zusammenhang und Licht zu verbreiten. Mit pragmatischem Geiste verbreitet er sich über den Zustand der Gesetzgebung, der Künste, der Wissenschaften, der Religion und der Sitten des dreizehnten Jahrhunderts und läßt nirgend die höhere Bildung eines vielseitigen Geistes vermissen, der hier in der Prüfung der zeugenden Dokumente diplomatische Genauigkeit beweißt, und dort z. B., wo er das berühmte Zaubermal, welches Albertus Magnus dem Könige Wilhelm 1248 gab, nach den neuesten Entdeckungen der Experimental-Physik erklärt, seine vertraute Bekanntschaft mit allen Fortschritten der Wissenschaften, benutzt. Mag man ihm vorwerfen, daß er seinen Helden zu sehr hervorgehoben, zu hoch gestellt habe, denn Wilhelm war wirklich ein gutmüthig schwacher, ruhmsüchtiger Mann; das vielleicht zu willjährig gespendete Lob thut dem historischen Werthe seiner

Schrift wenig Eintrag. — Auch dieses Meermansche Werk ward ins Deutsche übersetzt (Leipzig bei Hilscher 1787 und 88). —

Ein neues Verdienst erwarb Meermann sich durch seine Nachforschungen über den literarischen Nachlaß des Hugo Grotius, besonders dessen Parallelon Rerumpublicarum. Bekanntlich kamen die Manuscripte des großen Staatsmannes, nach seinem Tode, an die Königin Christiana von Schweden; weshalb Meermann zunächst seine Nachfragen in Schweden, und namentlich in Upsala anstellte; er fand aber dort nur einige Briefe von Grotius an Oxenstierna, Vater und Sohn. Die Manuscripte, welche die Königin Christiana besaß, wurden nach ihrem Tode ein Vermächtniß der Vatikanischen Bibliothek; doch wird in dem darüber aufgenommenen Verzeichnisse durchaus nichts unter Grotius Namen aufgeführt. Von dem Parallelon kam die Handschrift des dritten Buches aus dem Nachlasse des Peter Bondanus zu Utrecht in Meermann's Hände; er gab sie, reich literarisch ausgestattet, heraus, und schenkte den daraus gelösten Gewinn den Armen seiner Vaterstadt. — Indem er in der Vorrede eine Menge gehaltvoller Bemerkungen mittheilt, in einer Sprache, die den Geist des Grotius athmet, und über den Zeitpunkt, wann jenes Werk geschrieben wurde, und über den wahrscheinlichen Inhalt der beiden fehlenden ersten Bücher, seine Meinung entwickelt, berichtigt er weiterhin manche Aeußerung seines Schriftstellers, stellt den Culturzustand der batavischen Völker dar und zeichnet in einer Abhandlung (über die Ritter des Aristophanes) freimüthig und in großen Zügen den Nachtheil, welchen die Volksempörung über einen Staat verhängt. —

Mehrerer, recht fruchtbarer historischer, philosophischer und selbst grammatischer Untersuchungen nicht zu gedenken, beweißt es vorzüglich Meermann's tiefes Gemüth, daß er auf seiner ganzen Lebensbahn, beim Wechsel vielfacher Erscheinungen und Verhältnissen, die Liebe zur Dichtkunst immer festhielt. Unter seinen Originalgedichten verdient ausgezeichnet zu werden dasjenige, in welchem er unter dem Titel: der Montmartre, das fromme Leben und den Tod des heiligen Dionysius, des

ersten Bischofs von Paris, besingt. In heiliger Begeisterung verweilt er bei großen Ereignissen der früheren Geschichte Frankreichs und lehrt mit dem lebendigen Worte der innigsten Ueberzeugung, daß nicht phantastische Freiheitsträume, sondern Achtung für das Gesetz und Liebe der Religion zum wahren Glück führen. — Dieses Gedicht ward auch ins Französische übertragen.

Mehr Aufsehn in der niederländischen Literatur, als durch Original-Gedichte, machten Meermann's Uebersetzungen, besonders die der hohen Klopstockschen Gesänge. Die Uebertragung einzelner Oden des großen deutschen Dichters schien die Vorschule zu bilden, aus der Meermann zur Bearbeitung der Messiade vorschritt, ein Unternehmen, dessen Schwierigkeiten nicht hoch genug veranschlagt werden können. Zwar hatte die holländische Sprache, welche als Organ eines Dichters für die erhabensten Gegenstände und kühnsten Bilder, offenbar an Bildung hinter der deutschen zurückgeblieben war, bereits in Hooft, Vondel, und van der Goes Männer gehabt, die mit vielem Geiste diesem Mangel abzuhelfen strebten; doch war nicht zu verkennen, daß die niederländische Sprache, in republicanischer Freiheit, sich weit mehr hinneigte zum Naiven und Komischen, als zum Erhabenen. Die Natur des Landes und die merkantilische Tendenz seiner Bewohner boten dem freien Streben des Genius neue Schwierigkeiten dar, durch die sich Meermann indeß nicht abschrecken ließ, seine Bearbeitung des Messias muthvoll zu beginnen und zu vollenden. Er wählte die Versart des Originals, die vielleicht seinen Landsleuten noch fremdartiger tönte als den Deutschen, in dem Zeitpunkte, wo Klopstock mit seinem kühnen Werke hervortrat. Die Holländer verkannten Meermann's große Verdienste bei der Erscheinung seiner Uebersetzung des Messias nicht; jedoch fand dieselbe eine Aufnahme, die von geringer Wirksamkeit für ihre vaterländische Literatur war. Mehr, als mit dem Gedichte selbst, beschäftigte man sich mit der Verhandlung der Frage: ob der Reim nicht ein nothwendiges Bedürfniß der modernen Poesie sey? — Dieselbe Streitfrage setzte vierzig Jahre früher die Federn der deutschen Kritiker in Bewegung, und siegreicher als sie entschied die fortschreitende Ausbildung der Sprache. — Mit der Bekanntmachung

seiner Uebersetzung des Klopstockschen Messias stellte Meermann einen verdienstvollen artistischen Zweck in Verbindung. Er wünschte, seiner Arbeit künstlerischen Schmuck und Werth zu geben, indem er zum Behuf der, derselben beizufügenden Kupferstiche, einen bedeutenden Preis für die belgischen Künstler aussetzte, welche die besten Zeichnungen der vorzüglichsten Situationen der Messiade liefern würden. Er machte hierbei die Gesellschaft der schönen Künste zu Leyden zur Schiedsrichterin; doch entsprach der Erfolg nicht seiner Erwartung. Um so erfreulicher war es ihm, als der bekannte Kupferstecher John zu Wien ihn benachrichtigte, daß der herrliche Füger für den Grafen Frieß zwanzig Darstellungen aus dem Klopstockschen Messias gemalt habe, die er, John, gegen ein Honorar von achtzig Dukaten für das Blatt, in Kupfer zu stechen sich erbot. Meermann nahm, unter nachheriger freiwilliger Erhöhung des Honorars, den Vorschlag an, und stattete so seine Uebersetzung mit einem Reichthum aus, dessen vielleicht das Originalwerk in seinem Vaterlande für immer hätte entbehren müssen, wenn nicht Göschen's Ausgabe diesen, Deutschland treffenden Vorwurf beseitigt hätte. —

Nicht allein in der ganzen Weise des Lebens, auch in allen Schriften bekundet Meermann die thätigste Verehrung für eine reine Moral, und einen wahrhaft christlichen Sinn, der in allen Ereignissen eine höhere Weltordnung erkennt, dem es den schönsten Genuß gewährt, aus dem Leben zur Gottheit aufzublicken und ihre Weisheit anzubeten. Nach diesem Gesichtspunkte bearbeitete er seine Schrift: „über die Weisheit Gottes, wie sie sich bekundet in der Geschichte." Hier zeigt er, mi den untrüglichsten Merkmalen eigner Ueberzeugung, wie sich fortschreitend, und besonders in den letzten sechs Jahrhunderten, die Nothwendigkeit entwickelt hat, Verbrechen zu strafen, Sittenreinheit zu befördern, Kunst und Wissenschaft aber auszubilden, um so das Menschengeschlecht einer höhern Vervollkommnung entgegen zu führen.

Alle jene literarischen Beschäftigungen, die, verbunden mit einem recht ausgebreiteten Briefwechsel, zeitraubend waren, verhinderten Meermann nicht, mit jeder

Rückkehr von seinen Reisen, von neuen die Pflichten zu übernehmen, welche ihm seine öffentlichen Aemter auferlegten. Hier fand er um so mehr reiche Gelegenheit, seine Vaterlandsliebe zu bethätigen, da er in dem Zeitpunkte, als die französischen Heere Holland feindlich überzogen (1793 und 1794), bereits als Abgeordneter seiner Vaterstadt, Mitglied der Generalstaaten der Niederländer war. Nach hergebrachter Sitte wurden jährlich einige dieser Mitglieder beauftragt, die Gränzvestungen und Barieren zu bereisen. In diesem Geschäfte begriffen, war Meermann mit seinen Gehülfen so eben zu Maastricht angekommen, als er den Anmarsch der französischen Armee erfuhr. Sogleich veranstaltete er eine Zusammenkunft mit dem in der Nähe sich befindlichen kommandirenden österreichischen General, der aber so wenig tröstliche Aeußerungen machte, daß die Abgeordneten sich eiligst nach dem Haag zu begeben für's beste hielten. Während in der Republik zwei sich verfolgende Parteien herrschten, deren eine, die Oranische, ihr Wohl von den Siegen der Alliirten Armeen erwartete, deren andere, die patriotische, ihr Heil auf die Fortschritte der Neufranken berechnete, stand Meermann fest und selbstständig da und erfüllte mit unerschütterlicher Treue seine Verpflichtungen als Bürger und Staatsbeamter. Er zog sich nicht aus den Versammlungen der Generalstaaten zurück, sondern wohnte ihnen regelmäßig bei; ja er führte oft in denselben den Vorsitz, und wirkte in der schwierigsten, gefährlichsten Lage mit unermüdetem Eifer und Muth. — Der Staat war in einer verzweiflungsvollen Lage. Je weniger man sich über die durchzuführenden Mittel, unabsehbarem Unglück vorzubeugen, vereinigen konnte, um so größer und gefährlicher wurden die Unruhen des Volkes, welches immer das Schwanken in der Regierung in entscheidenden Augenblicken am richtigsten erkennt und am härtesten straft. — Jeder sann darauf, wie er für sich etwas gewinnen könne, indem das Vaterland von den Schwächlingen doch schon als verloren aufgegeben wurde. Zwei Rathsherrn Leyden's hatten den Plan, besonders mit dem Feinde für die Stadt zu unterhandeln; als sie abgestimmt wurden, traten sie aus dem Senat und suchten sich öffentlich hierüber zu rechtfertigen. Meermann vertheidigte hiergegen sein und seiner Collegen wohlerwogenes Betragen in einer Flugschrift, deren Bekannt-

machung durch das Herbeieilen des siegreichen Feindes verhindert wurde.

Kaum waren die Niederlande von den Franzosen besetzt, so wurde die ganze Staatsverwaltung und ihr Personal verändert, alle, die man zur Oranischen Partei zählte, oder von denen man wußte, daß sie die selbstständige Unabhängigkeit der niederländischen Nation zu erhalten suchten, wurden aus den öffentlichen Verhältnissen entfernt; die Versammlungen der Generalstaaten und der Provinzen wurden aufgelöst; an die Stelle der Entlassenen, die man unter genaue Aufsicht stellte, und denen man Hausarrest gab, wurden sogleich neue Deputirte zusammen berufen, welche den Zwecken der Franzosen besser entsprachen. Für die Erlangung ihrer Freiheit und als Bürgschaft ihres Betragens in Hinsicht der Staatsangelegenheiten, mußten die Verabschiedeten große Geldsummen niederlegen, die Meermann sogleich für sich und für mehrere seiner Collegen bezahlte. Er behauptete unter den Stürmen, die sein Vaterland verwüsteten, die Ruhe eines wahren Weisen und fand in der Thätigkeit für die Wissenschaften Beruf und Trost gegen äußere Unglücksfälle. — Die großen politischen Katastrophen, die sich in unserm Zeitalter in den meisten Ländern Europa's entwickelten; der dadurch veranlaßte Wechsel der machthabenden Personen, und die schmachvollen Mißgriffe, in welche hocherhabene Egoisten und Schwächlinge so oft verfielen, bestätigen auf jedem Blatte der Tagesgeschichte, daß den Menschen dieser Art kein Mann unangenehmer ist, keiner von ihnen geflissentlicher aus dem öffentlichen Wirkungskreise entfernt wird, als der, welcher im Besitze der entschieden, vielfachbewährten Liebe seiner Mitbürger, parteilos die Erscheinungen der Weltgeschichte vorüberziehen läßt. Je mehr ein Solcher seine Fähigkeit, zu wirken, an den Tag legt, je weniger er politische Meinungen erhebt oder verdammt, aber eben darum alle persönliche Rücksichten bei Seiten setzt und nur den Staat, das Vaterland und die Pflicht sieht, nur die That ehrt und sich nicht durch Wortgepränge irren läßt, um so mehr ist er Schmähungen, die ihn ehren, Zurücksetzungen, die ihn nicht ermüden, ausgesetzt. Das Volk — seine Stimme, nicht die der Glückspilze, ist ja Gottes Stimme — weiß anders zu urtheilen, über das wahre Verdienst; es ehrt durch Vertrauen den Würdigen, und

straft durch Rügen und Haß die Elenden, welche im Besitz momentaner Macht sich selbst den Sturz bereiten und in dem Fluche der Nachwelt ihre Vergehen büßen. — Meermanns politisches Leben ist reich an Beweisen dieser Bemerkungen. Er, der sich selbst immer treu blieb, verschmähte, wie früher erzählt ist, sich gebrauchen zu lassen, als ein Werkzeug der antioranischen Partei, die ihn für den Ihrigen hielt, und bewährte nun dennoch einen so festen, aber gemäßigten Patriotismus, daß alle Faktionen, die die ihm zusagende Volksliebe erkannten, auf ihn rechnen zu dürfen glaubten. Die bessere Ueberzeugung gewann mit der ruhigern Ansicht und mit dem steigenden Elend das Uebergewicht, und selbst unter der Mitwirkung des französischen Gesandten, des Grafen von Semonville, wurde 1801 ein Staatsgouvernement (Staats-Bewind) aus allen Parteien gebildet, in welchem man sich bemühte, die Häupter der verschiedenen Faktionen zur Hervorbringung der Staats-Einheit zu vereinigen. Meermann, den man jetzt zu den Oranischgesinnten zählte, weil er den unfähigen Machthabern abhold war, ward eines der zwölf Mitglieder desselben, und bewährte nun den Ruhm großer Einsichten, durch ganze, entscheidende Maasregeln, die er traf zur Besiegung des allgemeinen Staatselends und einer finanziellen Hülflosigkeit, bei deren Anblick gewöhnliche Menschen ihr Nichtigkeitsgefühl hinter Wortgepränge verstecken. Der Friede von Amiens (die Präliminarien wurden zu London den 1ten October 1801, der Definitiv-Traktat den 27sten März des folgenden Jahres geschlossen) war ein, seinen Unternehmungen sehr günstiges Ereigniß, welches weise zu benutzen, er keine Thätigkeit sparte. Doch unter dem Drucke der fortdauernden französischen Unterjochung, unter der Last eines neuerzwungenen Kriegeszustandes (durch das nicht zu verhindernde Off- und Defensivbündniß mit Frankreich vom 29sten Jul. 1803) und unter den immer in neuer Gestalt erscheinenden Foderungen Bonaparte's ging die Frucht seiner Bemühungen dem Vaterlande verloren, das bald, unter einem Rathspensionär und dann unter einem Könige, im steten Wechsel von außen her aufgedrungener Constitutionen, immer mehr den Charakter der Satrapie des verheerend um sich greifenden Despoten erhielt. Ludwig Bonaparte's, des neuernannten Königs von Holland, guter Wille, vermogte we-

tig gegen den eisernen Sinn des französischen Imperators. Meermann, obgleich vom Könige auf das ehrenvollste ausgezeichnet und mit dem Kammerherrnschlüssel beschenkt, den er annehmen mußte, dessen Funktionen er jedoch nie ausübte, zog sich zwar nicht ganz vom öffentlichen Leben zurück, er vermied aber bei der Nutzlosigkeit weiterer Bemühungen alle Theilnahme an eigentlich politischen Geschäften. Er benutzte des Königs Wohlwollen zur Mitwirkung bei der Organisation und bei der Vervollkommnung der wissenschaftlichen Bildungsanstalten, bei der Gesetzgebung über das Kriminal-Gerichtsverfahren, bei der Feststellung der kirchlichen Verhältnisse, und bei vielen andern auf Kunst, Wissenschaft und Nationalbildung Bezug habenden wichtigen Angelegenheiten. Vorzüglich verdient machte er sich in diesem Zeitpunkte um sein Vaterland, indem er des Königs Liebe für die Wisschaften jenem ersprießlich zu machen suchte. Meermann, der auf seinen vielen Reisen die vorzüglichsten Werke der Kunst gesehn und durch ihre Betrachtung seinen Geschmack ausgebildet hatte, war ohnstreitig mit allen Hülfsmitteln ausgerüstet, um den Wünschen des Königs, in seinem Reiche die Künste zu heben, thätig die Hand zu bieten. Ludwig übertrug ihm die Ausarbeitung, eine vollständige Darstellung des Zustandes der Künste in den Niederlanden, und der Mittel, sie zu heben; er vertraute ihm den Ankauf vorzüglicher Kunstwerke, ihre Auf- und Ausstellung an, und ließ sich von ihm die Künstler namhaft machen, welche einer belohnenden Unterstützung, die der König bewilligen wollte, würdig wären. In der Eigenschaft eines Direktors des königlichen National-Museums unterzog sich Meermann jenen Arbeiten mit geistvoller Gründlichkeit, redlichem Wahrheitssinne und tiefer Einsicht, die Talente, den Geschmack und die Verdienststufe der niederländischen Künstler würdigend. Hierdurch veranlaßt machte Meermann den König ferner darauf aufmerksam, welchen großen, vielseitigen Nutzen es gewähren müsse, wenn jährlich ein vollständiger, treuer und wahrer Bericht über den Zustand der Kultur, der Wissenschaften, und der Industrie des Königreichs öffentlich bekannt gemacht würde. Indem er von einem staatswissenschaftlichen Gesichtspunkte ausging und eine richtige Berechnung der Wirksamkeit auf die Nationalität vor Augen hatte, wählte er bei der Ausführung dieser Idee,

die ihm der König sogleich anvertraute, einen historischen Standpunkt, der unendlich erhaben ist über das todte Tabellenwesen, in welches manche Staatsverwaltung schmachvoll versinkt. Unterstützt von mehreren achtungswerthen Gelehrten gab Meermann 1808 die ersten beiden Theile dieses Werkes, die den Zeitraum von der Errichtung des Königreiches bis zum Jahresschluß 1807 enthielten, heraus; die Fortsetzung, welche 1810 erscheinen sollte, ward durch äußere Veranlassungen verhindert; denn die vereinigten Niederlande hatten den letzten Schein der Selbstständigkeit verloren; sie waren indeß eine französische Provinz geworden.

Wie lauter aber auch Meermanns Thätigkeit des Vaterlandes Wohl in unermüdeter Thätigkeit befördern mochte, so war er doch zu freimüthig, als daß er den Schlingen der Verläumdung und der Hofintrigue ganz hätte entgehen können. Es fanden sich gar bald Neider, die seine Gesinnung dem Könige verdächtig zu machen suchten. Eine kurze Zeit erreichten sie ihren Zweck; aber bald zu einer parteilosen Würdigung der Verdienste des edlen Mannes gelangt, schrieb Ludwig selbst an Meermann einen, vertrauensvolle Freundschaft bezeugenden Brief und bat ihn, seine bisherigen Funktionen fortzusetzen. Der schnell Versöhnte leistete willig Folge; er verzichtete aber auf alle weitern Gehaltszahlungen. Bis zu dem Zeitpunkte, wo der König die Krone niederlegte, blieb Meermann ungestört in seinem ausgebreiteten Wirkungskreise; ja er behauptete denselben fortwährend, als das geliebte Vaterland der letzte, härteste Schlag traf. Selbst unter Napoleon's Herrschaft, als tiefe Trauer und Muthlosigkeit auch die redlichsten Vaterlandsfreunde erfüllte, blieb er thätig und wirksam. Der zum General-Stadthalter der Niederlande ernannte Herzog von Vizenza (le Brun) erkannte bald den Werth des Mannes; Meermann setzte sich mit den damaligen Inspectoren der Universitäten Noël und Cuvier in Verbindung, und bewirkte durch sie, daß den niederländischen Provinzen fünf akademische Lehrsitze erhalten wurden.

Schon dem höhern Alter sich nähernd, wünschte Meermann, allein den Künsten und Wissenschaften sich widmend, seine Laufbahn zu beschließen fern von dem

Getümmel einer politischen Katastrophe, die mit der Vernichtung der Selbstständigkeit seines Vaterlandes zu enden schien. Doch neue Pflichten für das letztere wurden ihm anvertraut, als ihn mit mehreren ausgezeichneten Mitbürgern der Kaiser in den Senat nach Paris berief. Wahrscheinlich täuschte er sich, indem er diese Ernennung annahm; denn er durchblickte erst später das Wesen eines Verhältnisses, das mehr gemacht, um einem eroberungssüchtigen Despoten zur Folie zu dienen, als um das Glück seufzender Völker zu begründen. In Frankreichs Hauptstadt lebte er seinen Studien, und besonders dem der Naturkunde, welches er unter Cuvier's Leitung mit jugendlichem Eifer betrieb. Auch den Sitzungen des Nationalinstituts wohnte er fleißig bei. Die Abhandlung des eben genannten französischen Gelehrten über die Fossile, welche man in der Gegend von Paris findet, übersetzte er in dieser Zeit und ließ seine Bearbeitung in einem vaterländischen lieterarischen Journale (de Letter-Bode 1813) abdrucken. Nach dem Pariser Frieden von 1814 blieb er noch einige Zeit an seinem Wohnorte und hatte die Ehre, der königlichen französischen Familie, der er schon von einem frühern Besuche zu Mitau bekannt war, wie auch dem Fürsten von Oranien, in welchem er den Regenten des wieder zur Selbstständigkeit gelangten Vaterlandes begrüßte, vorgestellt zu werden, und dann kehrte er im Herbste desselben Jahres in die nun zwiefach werthe Heimath zurück, in jugendlicher Rüstigkeit sogleich wieder beschäftigt, literarische Plane auszuführen. Er arbeitete an Bemerkungen über die Reisen Kaiser Karls V., er sammelte an einer Darstellung der im Jahre 1813 zu Paris erlebten und scharfsichtig beobachteten Begebenheiten. Andere Handschriften, Beweise seines Fleißes, größten Theils historischen Inhalts, als über die Jungfrau von Orleans, über Christian den Zweiten, König von Dänemark, und Bemerkungen über mehrere Völker und Regenten, befinden sich in seinem literarischen Nachlasse. So wie ihn, den Staatsmann, mehrere Fürsten ehrten, indem sie ihm Orden verliehen, so bezeugten ihm auch viele literarische Institute, Akademien und Gesellschaften ihre Achtung, indem sie ihn zum Mitgliede erwählten. Der hieraus erwachsende Verkehr gegenseitiger Mittheilungen würkte für ihn freudig aufregend und erhöhte seine Thätigkeit.

Doch im Februar 1815 ward an Meermann ein schnelles Hinschwinden seiner körperlichen Kräfte sichtbar. Dieses mußte um so mehr Besorgniß erregen, da er außer einer früher zu Moskau überstandenen Krankheit, und einigen Gichtanfällen, die sich späterhin ganz verloren, immer eine sehr dauerhafte Gesundheit genoß. Eine völlige Lähmung der rechten Hand erschwerte ihm bald jede Beschäftigung. Alle Bemühungen der Heilkunst scheiterten und Meermann entschlief den 15ten August 1815, wie er gelebt hatte, mit der Ruhe eines Weisen. Er war der letzte seiner Familie; das Andenken seines Namens aber wird in seinem Vaterlande fortdauern, so lange man dort das Verdienst vielseitiger Bildung und reiner Bürgertugend ehrt. Er war eine der kräftigen Naturen, welche durch gleichmäßige Ausbildung ihrer Talente eine hohe Stufe der Vollkommenheit erlangen. Meermann liebte das Schöne und betete es als Weiser und als Christ an in der Gottheit. Er war gerecht, billig und sanft; Eintracht mit sich und andern war sein Lebenszweck; Festigkeit des Charakters und Tiefe des Geistes sprach sich in seinem Gesichte aus. Mit den Schätzen der Weltweisen aller Zeitalter und Schulen vertraut, gründete er seine Ueberzeugung auf Offenbarungen der Natur, der heiligen Schrift und seines eigenen Nachdenkens. Im Mißgeschicke, wie bei den Gunstbezeugungen des Glückes, hielt er fest an einer würdevollen Mäßigung; er vermied gleich sorgfältig die Zurückgezogenheit des Sonderlings und die ewigen Zerstreuungen des Weltgeräusches. Die Freundschaft war sein höchstes Lebensglück; Hemsterhuis (der Sohn), Heinrich Wyn und Western waren seinem Herzen besonders theuer. Sein Herz, wie seine Börse, standen jedem edlen Zwecke zu Gebote. Ein bedeutendes Vermögen benutzte er zu seinen vielen Reisen, zu literarischen Zwekken, zum Ankauf seltener Geisteswerke und zu Handlungen des Wohlthätigkeitssinnes, die allein werth sind, seinen Namen unsterblich zu machen. So z. B. sandte er, völlig unerkannt, im strengen Winter 1784 eine sehr bedeutende Summe zur Unterstützung der Armen an die Verwaltungsbehörden, und schon damals errieth seine nachherige Gattin in ihm den Urheber dieser schönen Gabe. — Bei der Nachricht von der schrecklichen Pulverexplosion (den 12ten Februar 1807), die seine Vater-

stadt Leyden traf, gab er gleichfalls ohne sich zu nennen eine Beisteuer für die Nothbedürftigen von siebentausend Gulden; auf seinen Herrschaften errichtete er gute öffentliche Schulen und zu Dalem erbaute er eine neue Kirche. — Meermann kannte seinen persönlichen Werth; aber dennoch übertraf ihn niemand an edler Bescheidenheit. — So ging er voran, von vielen beweint, um theilhaft zu werden der herrlichen Verheißung: „Selig sind, die reines Herzens sind, denn sie werden Gott schauen!" —

Richard Watson,

Bischof von Landaff.

V o r w o r t.

Wer in der neuern brittischen Staats- und Gelehrten-geschichte sich umgesehen hat, erinnert sich, daß dieser achtungswürdige Geistliche in verschiedenen Abschnitten seines Lebens als Chemiker, als Theolog, und später als Landbauer thätig war, besonders aber im Parliament, durch eifrige Theilnahme an den wichtigsten Verhandlungen und durch Unabhängigkeit der Meinung vor den übrigen Bischöfen, welche gewöhnlich im Sinne der Machthaber reden und stimmen, sich ehrenvoll ausgezeichnet, so wie im öffentlichen Leben eine Freisinnigkeit der Ansichten, einen echt christlichen Duldungsgeist gezeigt hat, die unter den Vorstehern der bischöflichen Kirche auch nicht immer gewöhnlich sind. Er war seit frühen Zeiten gewohnt, die wichtigsten Ereignisse seines Lebens aufzuzeichnen und die Beweggründe anzugeben, die nach den Umständen des Augenblickes sein Betragen leiteten, und er rühmet, wie sehr die dadurch veranlaßte häufige Prüfung seiner Grundsätze dazu beigetragen habe, ihn stetig in seiner Handlungsweise zu machen und ihn im spätern Alter in den Grundsätzen der Rechtlichkeit zu befestigen, womit er als Jüngling ins Leben getreten. In der spätern Zeit seiner ländlichen Abgeschiedenheit, als er fühlte, „daß die bösen Tage nahten, von welchen man sagt: sie sind nicht erfreulich," ordnete er jenen Stoff zu einer Uebersicht der Begebenheiten seines Lebens, womit so viele wichtige Staatsereignisse verflochten waren. Er hinterließ die, seit 1814 vollendete, Handschrift seinem jüngern Sohne, der sie bald nach des Vaters Tode her-

ausgab. Dieses Werk, wovon die zweite Ausgabe: Anecdotes of the life of Richard Watson Bishop of Landaff, written by himself at different intervals and revised in 1814, published by his son Rich. Watson etc. London 1818 — vor mir liegt, lieferte den Stoff zu nachstehenden Blättern, wobei einige Nachrichten in The annual Biography and Obituary for the year 1817 (London 1817) verglichen wurden. Watsons Nachlaß ist als eigene Lebensbeschreibung keineswegs eine gelungene Darstellung, und der Herausgeber scheint es, wie der Titel verräth, selbst gefühlt zu haben, daß hier nur eine Sammlung von Zügen zur Bezeichnung der Persönlichkeit des Mannes und zur Kunde des Schauplatzes, worauf er handelte, gegeben wird. Es sind zu viele unbedeutende Einzelheiten, die oft nur eine entfernte Beziehung auf Watsons Lebensereignisse haben, z. B. viele seiner Briefe, aufgenommen worden, die zwar das Verdienst gefälliger Einkleidung besitzen, doch nur als freundschaftliche Andenken für den Empfänger Werth haben konnten. Ich habe alle bezeichnenden Züge zu dem Bilde des wackern Mannes aufgenommen, und das Bedeutendste, was für die Aufhellung gleichzeitiger Staatsbegebenheiten sich darbot, in dieser, der Geschichte unserer Zeit gewidmeten Sammlung um so mehr mittheilen wollen, da Watson zwar ein erklärter Whig war, doch nie leidenschaftlich Partei nahm und nur selten von vorgefaßter Meinung verleitet wurde. Um den Mann ganz in seiner Eigenheit dem Leser vorzuführen, lasse ich ihn oft, besonders wo er irgend einen Gegenstand der gleichzeitigen Geschichte aufhellt, in seinen eigenen Worten reden.

W. A. Lb.

Richard Watson,

Bischof von Landaff.

Watson's Voraltern wohnten seit mehrern Geschlechtsfolgen in der englischen Grafschaft Westmoreland, wohin sie, nach alter Ueberlieferung, aus Schottland ausgewandert waren. Bei dem Rückblicke auf sein Geschlecht lacht er über den Ahnenstolz, womit in Teutschland und Wales die Stammbäume gepflegt werden; aber dennoch gesteht er ein, auch er sey ein Sclave des Vorurtheils, das auf die Zufälligkeit der Herkunft Werth setzt, und freue sich, daß seine Voraltern weder Holzhauer noch Wasserträger, sondern Anbauer des eigenen Bodens gewesen seien. Er wurde im August 1737 zu Heversham in Westmoreland geboren, wo sein Vater, Thomas Watson, seit 1698 Vorsteher (Rector) der Schule war, und bis kurz vor Richards Geburt mit großem Beifalle lehrte. Später aber verfiel diese Lehranstalt, in welcher auch der junge Watson den ersten Unterricht empfing. Er hatte daher Ursache zu beklagen, daß seine Erziehung in Hinsicht auf klassische Gelehrsamkeit mangelhaft gewesen war, und erwähnt unter andern, daß es ihm, da er nie gelernt habe, griechische oder lateinische Verse zu machen, — worauf in den englischen Gelehrtenschulen bekanntlich viel gehalten wird — stets mehr Mühe gekostet habe, die Länge oder Kürze einer Sylbe zu bestimmen, als einen Abschnitt in Newton's tiefsinnigen Werken zu fassen. Dankbar gedenkt er des wohlthätigen Einflusses seiner liebreichen Mutter, welche seinem jungen Gemüthe früh die Grundsätze der Religion einprägte, und bemerkt bei dieser Gelegenheit, Erasmus von Rotterdam hätte zu den drei Dingen, wovon nach seinem Ausspruche das Heil der Staaten abhängt, Fürstenerziehung, Prediger und Schulmeister, auch noch die Mütter hinzufügen sollen, da Muttersorgfalt auf die unbeschriebene Tafel

des kindlichen Gemüthes Züge der Tugend und Religion eingraben könne, die keine Zeit auszulöschen vermag.

Watson war erst zehn Jahre alt, als sein Vater, seit mehrern Jahren durch einen Schlagfluß gelähmt, starb. Er erhielt eines der beiden Stipendien, welche die Schule seines Geburtsortes zu vergeben hatte, und kam 1754 in das Dreifaltigkeits-Collegium zu Cambridge, wo er als sogenannter Sizer oder dienender Schüler*) (Famulus) den Reichen aufwarten mußte. Der Knabe, dessen dürftiges Erbtheil von 300 Pf. Sterling kaum hinreichte, seine Erziehung zu vollenden, und der außerdem nichts von seinen Verwandten zu erwarten hatte, fiel seinen Mitschülern anfangs durch nichts auf, als seine blauen Wollstrümpfe, seinen groben Rock und einen starken Anklang landschaftlicher Sprechart; aber er wußte das Vorurtheil, welches diese nachtheiligen ersten Eindrücke erweckt haben mochten, bald durch sein sittliches Betragen und seine schnellen Fortschritte zu überwinden, da der Gedanke, daß sein Glück allein von seinem Fleiße abhange, ihn gleich anfangs zur eifrigsten Thätigkeit spornte. Er fühlte jedoch bald das Demüthigende der stolzen Behandlung, welche die armen Schüler von den Vornehmen erfuhren, ungeachtet aus ihrer Mitte von je her die angesehensten Männer der Hochschule hervor gegangen waren, und früher, als es das Herkommen vorschrieb, meldete er sich zur Aufnahme unter die eigentlichen Studenten. Diese Beförderung vermehrte zwar die Kosten seines Aufenthalts in Cambridge, hatte aber den großen Vortheil, ihn in nähere Verbindung mit dem Vorsteher seines Collegiums zu bringen, der ihn aufmunterte und die Bestrebungen des Jünglings beflügelte. Bald nachher besuchte er seinen einzigen Bruder, der damals Pfarrer in Kendal und ein Mann von Kopf war, aber durch seinen ungeordneten Hang zu geselligen Vergnügungen Gesundheit und Vermögen aufopferte, und 33 Jahre alt,

---

*) Außer den Fellows, oder Mitgliedern der Collegien, werden die Studenten auf den englischen Universitäten in verschiedene Klassen getheilt. Jenen zunächst stehen die Fellow-commoners, welche die zweite Klasse bilden. Zur dritten gehören die Commoners. Beide unterhalten sich aus eignen Mitteln. Die Sizers, die mit unsern Convictoristen verglichen werden können, werden frei beköstigt.

mit Hinterlassung beträchtlicher Schulden, starb, welche Watson edelmüthig bezahlte, obgleich fast seine ganze Habe darauf ging.

Er kehrte nach Cambridge zurück mit dem Entschlusse, sein Glück auf der Hochschule zu gründen. Der Ruf seiner Kenntnisse in der Mathematik veranlaßte zwei jüngere Schüler, von welchen einer, Namens Luther, späterhin sein dankbarer Wohlthäter wurde, bei ihm besondern Unterricht zu nehmen. Seine beschränkte Lage und sein Hang zu Ausgaben, die der Wunsch, sich in Ansehen zu setzen, herbeiführen mußte, bewogen ihn zur Annahme des Antrags, und seitdem widmete er mehr als dreißig Jahre lang einen großen Theil seiner Zeit dem Unterrichte Anderer oder öffentlichen Streitreden über Philosophie und Theologie, ohne eben für eigene Geistesbildung viel dabei zu gewinnen. Manche Stunde aber ward in jener Zeit auch in der sogenannten beßten Gesellschaft zugebracht unter müßigen reichen Schülern, deren Sitten jedoch seine Klugheit nicht verführten, da er, bei allem Ehrgeize sich auszuzeichnen, wohl einsah, daß Müßiggang und Thorheit durch Reichthum zwar einigermaßen entschuldigt werden möchten, er aber bei dem Mangel eigenen Vermögens gar keine Entschuldigung für solche Verirrungen finden könnte. Oft, wenn er nach einem lustigen Abend spät in der Nacht in seine Stube kam, und noch Licht in der Wohnung eines fleißigen Schülers sah, erwachte desto lebhafter sein Wetteifer, und er arbeitete dann gewiß desto eifriger am folgenden Tage. Er war gewohnt, sich die Beweise mathematischer Lehrsätze nach Euclid und Newton so tief und anschaulich einzuprägen, daß er sie auf einsamen Spaziergängen ohne Buch und Feder zu entwickeln vermochte, und diese frühe Uebung, wissenschaftliche Schwierigkeiten nie zu umgehen, sondern völlig wegzuräumen, gab ihm jene Beharrung, alles, was er unternahm, zu vollenden, die während seines ganzen Lebens ein auffallender Zug seiner Sinnesart war. Andre gelehrte Kenntnisse wurden dabei nicht zurückgesetzt, und regelmäßig übte er sich jede Woche in lateinischen und englischen Aufsätzen, von welchen einige der ältesten, die er aufbewahrt hat, ihm noch in späteren Jahren zeigten, daß jene frühe Richtung seines Geistes auf Begünstigung bürgerlicher Freiheit sich zu einer Zeit gebildet hatte, wo er noch nicht

wußte, wie viel Eigennutz und Schlechtigkeit im öffentlichen Leben sich regen, und durch vieljährige Bekanntschaft mit den Verhandlungen des öffentlichen Lebens nur war befestigt worden. Demosthenes war der Redner, Tacitus der Geschichtschreiber, Persius der Satiriker, die er am meisten bewunderte. Locke hatte auf seine philosophischen Ansichten von je her einen entscheidenden Einfluß. Schon früh wurde er jedoch über die wichtigsten Gegenstände des menschlichen Nachdenkens auf Zweifel geleitet, namentlich über die Natur der Seele und ihr Verhältniß zum Körper; aber er scheint bei der Richtung, welche die Beschäftigung mit der Mathematik seinem Geiste gegeben hatte, diejenigen Forschungen, wo man nicht zu mathematischer Gewißheit gelangen kann, bald aufgegeben und in dem Offenbarungsglauben Zuflucht gesucht zu haben, und eben durch die frühen, verfehlten Versuche, in dem dunkeln Gebiete der Metaphysik ein befriedigendes Ergebniß seiner Forschungen zu finden, mochte der Grundsatz, daß man den dogmatisirenden Geist in sich unterdrücken müsse, bei ihm befestigt, und jene Duldsamkeit gegen Andersdenkende gebildet worden seyn, die er in seinem Leben durch Wort und That bekannte.

Im J. 1759 nahm er den Grad eines Baccalaureus der Künste an, und ein Jahr später wurde er in die obere Klasse der Mitglieder der Hochschule, als Fellow des Dreifaltigkeits-Collegiums, aufgenommen, wodurch seine Unabhängigkeit befestigt wurde, während seine Aufsicht über jüngere Studierende aus angesehenen Häusern, z. B. über den Erben des Herzogs von Rutland, Veranlassung zu künftiger Ehre und Beförderung gab. Bald nachher wollte man ihn zum Kaplan bei der englischen Factorei zu Bencoolen (Benkulen) in Sumatra machen, und er würde den Ruf angenommen haben, wenn er schon fähig gewesen wäre, die geistliche Weihe zu empfangen, obgleich der Rector seines Collegiums ihm abrieth mit der Aeußerung: er sei zu gut, sich in der heißen Zone in Punsch zu Tode zu trinken. „Späterhin," fügt er hinzu, „habe ich Gott gedankt, daß mir die Gelegenheit genommen wurde, ein asiatischer Plünderer zu werden." Als er im J. 1762 die Magisterwürde erlangt hatte, wurde er Vorsitzer bei den Disputationen (Moderator) im Dreifaltigkeits-Collegium, und nahm nun

noch thätigern Antheil an den Verhandlungen der Hochschule. Es ist bekannt, daß sich Cambridge von je her durch freisinnige Ansichten und Anhänglichkeit an die Grundsätze der Whigs ausgezeichnet hat, während Oxford, seit den berüchtigten Artikeln zur Vertheidigung willkührlicher Herrschergewalt, die Grundsätze der Torys oft ausgesprochen hatte; und jenen freien Geist der Untersuchung bezeichnen auch mehrere Streitfragen vom J. 1762, die Watson in seiner Lebensgeschichte mittheilt, z. B. „Ist die Herrschergewalt auf Vertrag gegründet? Werden Personen, die von der Staatsreligion abweichen, mit Recht von öffentlichen Aemtern ausgeschlossen? Darf man der Staatsgewalt Widerstand leisten, wenn das Gemeinwesen nicht anders gesichert werden kann? Ist es gegen das Völkerrecht, daß Neutrale den kriegführenden Völkern Kriegsbedürfnisse zuführen? Darf man gegen wachsende Gewalt, welche, zu sehr vermehrt, schaden könnte, nicht die Waffen ergreifen? Wird die Freiheit durch des Volkes Beschwerden befestigt? Ist Preßfreiheit in England zu gestatten?"

Das günstige Vorurtheil, welches Verhandlungen über solche Fragen für die Lehranstalt erwecken können, wird aber sehr gestört, wenn wir in Watson's Lebensgeschichte einen auffallenden Beweis finden, wie wenig zu jener Zeit die Naturwissenschaft, und namentlich die Chemie, die damals überhaupt in Großbritanien noch in der Kindheit war, in Cambridge gepflegt wurde, und wie man bei der Besetzung der Lehrämter verfuhr. Watson wurde 1764 von dem akademischen Senate einstimmig zum Lehrer der Chemie gewählt, und er gesteht offenherzig, daß er zu jener Zeit nichts von dieser Wissenschaft verstanden, nie eine Silbe darüber gelesen und nie einen einzigen chemischen Versuch gesehen habe. Aber er war, wie er sagt, der Mathematik und Physik müde, und die lebhafteste Ruhmbegierde spornte ihn, seine Kräfte in neuen Bestrebungen zu versuchen. Er ließ sogleich nach seiner Wahl einen gewissen Hoffmann, vermuthlich einen teutschen Apothekerlehrling, von Paris kommen, der als ein guter Chemiker gerühmt wurde, und lernte von diesem die ersten Grundbegriffe der Wissenschaft, worin er Andre unterrichten sollte. Ihre ersten Versuche waren, wie man weiß, roh, ungeschickt und unglücklich, ja man erzählt, daß sie einmal durch ihre Unkunde ihr

Laboratorium in die Luft sprengten, wobei sie jedoch zum Glücke mit einigen Beulen davon kamen. Sie ließen sich dadurch nicht abschrecken, in ihren gefährlichen Unternehmungen fortzufahren, und nach 14 Monaten war Watson im Stande, seine Vorlesungen zu eröffnen, die er seitdem oft vor zahlreichen Zuhörern und mit großem Beifalle wiederholte, da er nicht in die Tiefen der Wissenschaft hinabstieg, sondern sich mit einer faßlichen Darstellung der Grundlehren derselben begnügte, und vorzüglich darauf sah, die innige Verbindung zwischen Chemie und Gewerbkunde zu zeigen. Ein Jahrgeld von 100 Pf. Sterl., welches er kurz vor des Lords Rockingham Austritte aus dem Ministerium (1766), nicht ohne Mühe, von der Krone erhielt, erleichterte ihm seine chemischen Untersuchungen; aber er nahm diesen Vortheil, den man ihm auf Lebenszeit bewilligen wollte, nur auf die Dauer seines Lehramts an. Er erfüllte seine Lehrerpflicht mit unermüdetem Fleiße. „Mit einer Art von Entsetzen," sagt er, „blicke ich auf die Thätigkeit zurück, welche ich in jüngern Jahren zeigte. Monate und Jahre lang hielt ich täglich drei öffentliche Vorlesungen von Morgens 8 Uhr an, widmete 4 bis 6 Stunden dem Unterrichte von unmittelbaren Zöglingen, brachte 5 bis 6 Stunden in meinem Laboratorium zu, und mußte noch außerdem Zeit gewinnen, den Unterricht der jüngern Schüler (Sophs) zu leiten. Hätte ich so viel Mühe und Zeit der griechischen und hebräischen Sprache und sogenannten gelehrten Forschungen gewidmet, welche ermüdenden Handschriftensammlungen, welche scharfsinnigen Textverbesserungen, welche nüchternen Kritiken, welche langweiligen Abhandlungen, welche schwerfälligen Wortklaubereien würden entstanden seyn, um dann mit den dickleibigen Lehrbüchern teutscher Gottesgelahrtheit auf demselben Brete in den Büchersälen der Hochschule zu schlafen!"

Während dieser Zeit verließ er Cambridge fast nie, ein paar kurze Reisen nach Paris abgerechnet. Die erste veranlaßte die Freundschaft, als er (1764) hörte, daß sein ehemaliger Zögling Luther, der damals Mitglied des Unterhauses war, sich mit seiner Frau veruneinigt und England verlassen hatte. Gleich nach der Ankunft dieser Nachricht machte sich Watson auf den Weg nach Frankreich, um seinem Freunde Trost und Beistand zu

bringen, obgleich er das Französische, wenn auch lesen, doch nicht sprechen konnte, und weder Geld noch einen Diener hatte. Er borgte 50 Pf. Sterling, kaufte ein französisches Wörterbuch und eilte nach Dover, obgleich er nicht genau wußte, ob sein Freund nach Frankreich gegangen sei. Ohne Rast eilte er nach Paris, wo er ihn glücklich entdeckte. Nach einem Aufenthalte von kaum 12 Stunden reisete er mit seinem Freunde wieder ab, und brachte ihn glücklich in die Arme der Seinigen zurück, wodurch die nachtheiligen Gerüchte, welche dessen schnelle Entfernung veranlaßt hatte, unterdrückt wurden.

Eben diesem Freunde widmete er seine erste Schrift, eine Predigt, die er 1769 drucken ließ, und befolgte seitdem den Grundsatz, nie denjenigen, von welchen er Gunstbeweise erwartete, sondern nur Gönnern, die ihm gefällig gewesen waren, Bücher zu widmen. Im J. 1771, als er sich zu einem neuen Vortrage über die Chemie bereitete, wurde die erste Lehrstelle der Theologie eröffnet. Schon lange hatte sein Ehrgeiz heimlich auf dieses Ziel geblickt, aber mit der Hoffnung, die Eröffnung des Amtes werde nicht eher statt finden, bis er demselben völlig gewachsen sei. Er verstand, seinem eigenen Bekenntnisse nach, von der Theologie nicht mehr, als man von einem Manne erwarten konnte, dessen Beschäftigungen ganz andern Gegenständen gewidmet gewesen waren, und mit diesem dürftigen Vorrathe von Kenntnissen jenen Lehrstuhl zu besteigen, welchen er den ersten in Europa zu nennen beliebte, schien selbst seiner Unerschrockenheit zu gewagt. Da sich indeß fast kein Mann von ausgezeichneten Geistesgaben meldete, so bewarb er sich, und erhielt die Stelle, mit welcher zugleich eine Pfarrei verbunden war, deren Einkünfte seine häusliche Lage noch mehr verbesserten. Mit rastloser Thätigkeit widmete er sich nun der neuen Laufbahn, da Eifer in gelehrten Bestrebungen in seiner Sinnesart gegründet war. „Ich beschränkte jedoch,“ sagt er, „meine theologischen Forschungen auf einen so engen Kreis als möglich, und entschloß mich, bloß die Bibel zu studieren, ohne mich sehr um die Meinungen der Kirchenversammlungen, der Kirchenväter, Bischöfe und anderer Männer zu kümmern, die eben so wenig, als ich selbst, göttlicher Eingebung sich rühmen konnten. Man pflegte den Lehrer der Theologie spottweise den Ketzerhammer zu nennen, und hielt es

für dessen Pflicht, jede Meinung zu bekämpfen, welche gegen die sogenannte Rechtgläubigkeit der englischen Kirche streitet. Mein Gemüth aber war ganz unbefangen; ich hatte kein Vorurtheil gegen und keine Vorliebe für die englische Kirche, aber eine aufrichtige Achtung gegen die Kirche Christi und eine unüberwindliche Abneigung gegen jede Art von dogmatischer Unduldsamkeit. Ich war nie besorgt, irgend einen Grund abzuweisen, welcher bei den akademischen Verhandlungen gegen die Lehrsätze der Kirche vorgebracht wurde, und ließ das Ansehen der Kirche nie als entscheidend bei irgend einer schwierigen Frage gelten, sondern pflegte bei solchen Gelegenheiten mit dem neuen Testamente in der Hand auszurufen: En sacrum codicem! Hier ist der Born der Wahrheit! Warum folget Ihr den Strömen, welche Afterweisheit daraus abgeleitet oder menschliche Leidenschaft verunreinigt hat? Könnt Ihr Beweise gegen dieses Buch vorbringen, so werde ich verpflichtet seyn, Euch zu antworten; aber kirchliche Lehrsätze haben nicht göttliches Ansehen. Laßt sie; denn sie können wahr, aber auch falsch seyn, und beruft Euch auf das Buch selbst. Diese Art zu streiten machte mir freilich keinen guten Namen bei den Hierarchen, aber ich hielt sie für redlich und sie weckte einen freisinnigen Geist auf der Hochschule." Bald nach dem Antritte seines Lehramtes veranlaßten ihn die damaligen Parliamentsverhandlungen, einige Flugschriften drucken zu lassen, worin er über die Frage: wie weit das Recht einer Kirchengemeine gehe, ihren Geistlichen Vorschriften über Lehrmeinungen zu geben, und ein Glaubensbekenntniß von ihnen zu verlangen? gleichfalls jene freien Ansichten aussprach, die er später auch bei andern Gelegenheiten über die Verhältnisse der Kirche im Staate äußerte.

Im J. 1773 heirathete Watson seine Landsmännin, die Tochter Eduard Wilson's aus Westmoreland, mit welcher er über 40 Jahre lang eine glückliche Ehe führte. Seine Lage war jedoch keineswegs glänzend, nnd dieß bewog seinen Gönner, den Herzog von Grafton, der im Anfange der amerikanischen Unruhen eine Zeitlang neben Lord Shelburne, Lord Camden und William Pitt, nachherigen Lord Chatham, an der Spitze des aus Whigs und Torys zusammengesetzten Ministeriums stand, ihm eine Pfründe zu verschaffen, obgleich Watson, der den

amerikanischen Krieg stets für ungerecht erklärt und den unglücklichen Ausgang desselben vorausgesagt hatte, damals ein politischer Gegner des Herzogs war. Als der Herzog aus dem Ministerium getreten und zu Watson's Ansichten übergegangen war, ließ dieser, ohne seinem Gönner sich zu entdecken, einen namenlosen Brief an ihn in eine Zeitschrift einrücken, worin er die Gesinnungen des Herzogs gegen die harten Angriffe in den berühmten Briefen des Junius zu vertheidigen suchte, und von ihm rühmt, daß der Herzog eine einträgliche Stelle aufgegeben habe, sobald er gewahr geworden, daß die Maaßregeln der Verwaltung zu des Landes Verderben ausschlagen würden. „Solche Beispiele uneigennütziger Vaterlandsliebe sind selten in der Geschichte irgend eines Landes, schloß er. Und in diesen Zeiten, und unter diesem Volke, wo Aufmerksamkeit auf öffentliches Wohl von weisen Männern leicht als Thorheit betrachtet wird, wo Menschen in allen Lebensverhältnissen, ja fast in jedem Staatsamte, mehr der Armuth als der Schande sich schämen, und wo Ueppigkeit fast jeden Einzelnen arm macht, verdienen solche Beispiele den herzlichen Beifall jedes Vaterlandsfreundes? — So dachte ich im Jahre 1775, setzt er hinzu, und so denke ich noch 1813."

Seine Lage gab ihm seitdem häufige Veranlassung und Auffoderung, über öffentliche Angelegenheiten zu sprechen, und immer führte ihn seine Ueberzeugung auf die Seite der Whigs. Im November 1775 wurde die Anregung gemacht, daß auch die hohe Schule zu Cambridge, nach dem Beispiele von Oxford, den König zur Fortsetzung des amerikanischen Kriegs auffodern möge. Der ehemalige Minister, Marquis von Rockingham, der nun an der Spitze der Whigs stand, suchte es zu vereiteln. Watson unterstützte ihn; als aber der Einfluß der Minister gesiegt hatte, und die Zuschrift an den König war beschlossen worden, äußerte er in einem Schreiben an Rockingham seinen Unmuth sehr lebhaft, und sagte am Schlusse: „Es ist eine Verblendung in dem Minister (Lord North), die an Verbrechen gränzt, wenn er glaubt, daß das Haus Bourbon, wie still und gleichgültig es jetzt auch scheinen mag, unsere Zwistigkeiten nicht auf alle mögliche Art und im größten Umfange benutzen werde, und in dem Augenblicke, wo Amerika ge-

zwungen seyn wird, seine Häfen zu öffnen, und in seiner Bedrängniß fremden Schutz zu suchen, wird die Geschichte aufhören von uns, als einem großen Volke, zu erzählen ... Der Erfolg hat nur zu sehr bewiesen, setzt er später hinzu, daß ich das Betragen des Hauses Bourbon richtig vorausgesagt habe, und unsre Kinder werden erfahren, ob das Uebrige eine falsche Weissagung war." Und als er Amerika's schnell wachsende Größe seitdem über 30 Jahre lang nicht ohne Besorgniß für sein Vaterland beobachtet hatte, äußerte er noch in seiner letzten Lebenszeit, daß diese neue Macht in weniger als hundert Jahren allen andern Mächten überlegen seyn werde.

Noch bestimmter und offener sprach Watson seine Grundsätze über Staatsangelegenheit im J. 1776 aus, als er bei Gelegenheit des Dankfestes der Restauration die Vertheidigung der Revolution zum Gegenstande seiner Rede machte, die er drucken ließ.*) Diese mit Freimüthigkeit und Wahrheitseifer geschriebene Rede erregte viel Aufsehen, aber große Aergerniß bei Hofe, und scheint ein weit hinaus wirkendes Hinderniß gegen Watson's Beförderung geworden zu seyn. Er erfuhr bald nachher, daß dieß bei einem Vorschlage, den einige seiner Gönner zu seinen Gunsten machen wollten, wirklich der Fall gewesen war; aber er äußerte mit Festigkeit, er möge nie Männern, bei welchen ihm die von ihm ausgesprochenen Grundsätze nachtheilig geworden wären, Gunstbeweise oder Beförderung verdanken. Die Anhänger der Minister verschrieen ihn in ihren Flugblättern als einen Mann von republikanischen Grundsätzen. Er antwortete nicht darauf und begnügte sich, in einer neuen Ausgabe seiner Rede, folgende Erklärung aus des Bischofs Haadley Werke vordrucken zu lassen: „Männer von republikanischen Grundsätzen — eine Art von gefährlichen Männern, welche neuerlich Muth gefaßt, und die Revolution, die uns rettete, vertheidigt haben." Erfreulich war es ihm dagegen, als 20 Jahre später Fox bei den Verhandlungen über das Aufruhrgesetz (1795),

*) Cambridge 1776. 4. Wahrscheinlich steht sie auch, mit mehrern der weiter unten erwähnten Aufsätze, in des Verfassers Miscellaneous tracts on religions, political and agricultural Subjects, die zuerst 1815 erschienen und neuerlich wieder aufgelegt wurden.

o er an die von Algernon Sidney, Locke und
hatham vertheidigten Grundsätze des Staatsrechts er=
merte, auch auf Watsons Rede hindeutete, deren männ=
che Gesinnung und Bündigkeit er lobte.

Um dieselbe Zeit gaben ihm die beiden viel besprochenen Abschnitte in Gibbon's berühmtem Geschichtwerke
eranlassung, seine Vertheidigung des Christen=
umes*) zu schreiben, die man als ein Muster lie=
nswürdiger Bescheidenheit und christlicher Sanftmuth
ifnahm. Nur die rüstigen Zionswächter seiner Zeit wa=
n unzufrieden mit der feinen Behandlung, die Gibbon
n ihm erfuhr, und ärgerten sich, daß Watson ihn
cht „mit theologischem Kothe" bespritzt hatte. Selbst
ibbon, dem Watson seine Schrift zusandte, nahm sie
undlich auf und dankte für die Behandlung, womit er
n einem so redlichen Gegner war empfangen worden.
ch bin völlig mit Ihnen einverstanden," sagte er in
nem Antwortschreiben, „daß wir, da nun unsre bei=
rseitigen Meinungen über einen wichtigen Gegenstand
Geschichte dem Urtheile der Welt vorliegen, beide
sre Zeit nützlicher und angenehmer anwenden können,
wenn wir das öffentliche Schauspiel eines Zwei=
npfes geben wollten. Ich bin daher entschlossen, der
rsuchung zu widerstehen, in einer förmlichen Antwort
ige Stellen meines Werkes zu vertheidigen, welche
wohl leicht gegen Tadel und Mißverständniß möch=
retten lassen." Als Gibbon einige Jahre später
779) die Angriffe seiner Gegner in einer besondern
hrift beantwortete, behandelte er die übrigen mit großer
renge, Watson aber sehr freundlich. Dieser dankte
in einem besondern Schreiben, worin er unter an=
n sagte: „Ich habe keine andre Hoffnung auf ein
ftiges Leben, als diejenige, welche sich auf die Wahr=
des Christenthums gründet, und ich wünsche, dieser
ffnung nicht beraubt zu werden; aber ich würde den
den Grundsätzen des Glaubens, den ich bekenne, un=
seyn, wenn ich die mindeste Feindseligkeit gegen die=

*) An apology for christianity, in a series of letters to Edward Gibbon — 1776. Die neuste Ausgabe: Two apologies, one for christianity in a series of letters addressed to E. Gibbon — the other for the Bible in answer to Th. Paine etc. London 1817. 8.

jenigen hegte, die über diesen oder einen andern wichtigen Gegenstand nicht meiner Meinung sind." Als der König lange nachher (1796) dieses in Gibbon's vermischten Werken*) abgedruckte Schreiben gelesen hatte, sagte er zu Watson: es sei ein seltsamer Brief. Watson erinnerte sich erst, als der König die Bemerkung wiederholte, des Inhalts, und antwortete, es seien ihm häufig achtungswerthe Männer vorgekommen, welchen die Erwartung eines künftigen Lebens theuer gewesen, obgleich sie das Christenthum als Trug verworfen hätten, und er habe geglaubt, daß die Erklärung seiner entgegengesetzten Meinung Gibbon und andre solche Männer bewegen könnte, die Glaubenswahrheiten genauer, als sie es bis dahin gethan, zu erforschen.

Die Bewegungen und Parteiungen, welche in den letzten Jahren von Lord Norths Verwaltung, wo der Ausgang des amerikanischen Freiheitskampfes nicht mehr zu bezweifeln war, in England sich regten, gaben auch Watson vielfache Veranlassung, an den großen Angelegenheiten des Landes den thätigen Antheil zu nehmen, wozu seine Grundsätze und sein Sinn für das öffentliche Leben ihn trieben. Im Anfange des Jahres 1780 wurden auf Anregung einflußreicher Großen in mehren Grafschaften, nach dem Beispiele von Yorkshire, Denkschriften gegen den unrechtmäßigen Einfluß der Krone dem Parliamente übergeben, wo um diese Zeit, besonders auf Lord Shelburne's Anregung, den Ministern die Verwendung großer Summen zur Unterstützung eines gesetzwidrigen Einflusses war vorgeworfen worden. In mehren Gegenden bildeten sich Vereine, die nicht bloß Verbesserung der Verwaltung, sondern auch die Einführung einer gleichen Volksvertretung im Parliamente zum Zwecke hatten. „Gebe der Himmel," schrieb Watson bei dieser Gelegenheit, „es wäre Tugend und Verstand genug im Königreiche, um jene Männer zu unterstützen, die alles zu des Vaterlandes Rettung aufbieten, aber der Einfluß der Krone — die ihre Stärke vielleicht mehr durch das Wachsthum des Reiches, des Handels, des Volksver-

*) Miscellaneous works, with memoirs of his life and writings, composed by himself, illustrated from his letters with occasional notes and narrative by I. Lord Sheffield — N. edit. 1815. 5 Bde.

nögens, als durch eine strafbare Begierde, die Verfassung
mnzustürzen, erhielt — hat, wie ich fürchte, die ganze
Volksmasse durchdrungen. Fast jeder bedeutende Mann
m Königreiche hat Angehörige, Freunde oder Anhänger,
vofür er zu sorgen wünscht, und zum Unglück für die
Landesfreiheit besitzt die Krone Mittel genug, die Erwar-
ungen Aller zu befriedigen." Der Herzog von New-
astle, an welchen dieses Schreiben gerichtet war, ließ
s nebst einem andern ähnlichen Inhalts drucken. „Es
ümmerte mich nicht," sagt Watson. „Ich hatte meine
Gesinnungen ausgesprochen und fürchtete mich nicht, sie
bekannt werden zu lassen. Nie in meinem Leben besaß
ch die gewöhnliche Klugheit, oder soll ich sagen, eigen-
nützige Behutsamkeit meines Standes. Von der Eiche
ntsprossen, nicht von der Weide, verstand ich es nicht,
meine Grundsätze den Umständen anzupassen. Es war
mir nicht gegeben, jene geschmeidige Denkart anzuneh-
nen, die Lord Bacon*) mit seiner gewöhnlichen Scharf-
icht, aber mit mehr Weltklugheit als Ehrsinn, jedem
mpfiehlt, der sein Glück gründen will. Ernste, strenge,
unwandelbare Gemüther, sagt er, haben meist mehr
Würdigkeit als Glück. Dieser Fehler (ein Fehler wär'
s?) ist aber Einigen von Natur so eigen, daß sie nach
hrer Sinnesart zäh, knotig und aller Geschmeidigkeit
unfähig sind ... Möchte doch solche Zähigkeit und Kno-
igkeit der Gesinnung, fährt Watson fort, etwas gemei-
ner unter uns seyn, besonders unter den Parliaments-
liedern; das öffentliche Wohl und die Achtbarkeit der
Einzelnen würde dadurch wohl nicht gemindert werden."

Watson zeigte diese Ungeschmeidigkeit bei allen Ge-
legenheiten, und schrieb um diese Zeit selbst an den Erz-
bischof von Canterbury, der sich gegen die Rede zur
Vertheidigung der Revolution fast unartig ge-
äußert hatte, mit einem unerschrockenen Wahrheitseifer,
er keineswegs geeignet war, ihm das Haupt der engli-
chen Geistlichkeit geneigt zu machen. Nur durch Ver-
dienste wollte er empor kommen, oder gar nicht. „D'A-
lembert, wenn ich nicht irre, sagte er, vergleicht die höch-
sten Würden im Staate und in der Kirche mit einer Py-
ramide, deren Spitze nur zwei Thierarten zugänglich ist,

*) De augment. scient. Lib. 8.

Adlern und Gewürme. Meine Schwingen waren nicht stark genug, mich zu erheben und den Gipfel zu umklammern, aber ich verschmähte es, hinauf zu kriechen. Ein Bisthum, setzt er hinzu, war nie der Gegenstand meines Ehrgeizes; denn ich betrachtete die Erlangung desselben nicht als einen Beweis eigenes Verdienstes, da Bisthümer eben so oft den schmeichelnden Anhängern der Machthaber, oder unwissenden jüngern Gliedern adeliger Geschlechter, als Männern von großer Gelehrsamkeit gegeben werden. Ich hielt vielmehr den Besitz derselben für eine häufige Ursache schlechtes Betragens, weil ich sah, wie die meisten Bischöfe ihre Unabhängigkeit und die Würde ihres Standes aufgeben, um höhere Beförderung zu erlangen, und die evangelische Demuth durch Priesterstolz befleckten."

Sein Hang zur Unabhängigkeit war so stark, daß er selbst freundschaftliche Anerbietungen ablehnte, und als um jene Zeit, wo seine häusliche Lage, bei zunehmender Familie, nichts weniger als sorgenfrei war, ein Freund ihm ein angenehmes Haus auf Lebenszeit antrug, schlug er das Geschenk aus, weil er die Gabe für eine Fessel hielt und keine Fesseln tragen wollte. Man muß diese edle Unbiegsamkeit, dieses feste Beharren bei geprüften Ueberzeugungen hochachten, zumahl wenn man hört, wie er den zahlreichen Gegnern antwortet, welche wider seine öffentlichen Aeußerungen über die Angelegenheiten des Landes sich erhoben. „Ich kann gegen keinen Menschen Empfindlichkeit hegen, der in Grundsätzen von mir abweicht, erwidert er Einem derselben; denn meine Wünsche, dasjenige geheilt zu sehen, was ich für gefährliche Verletzung unserer Verfassung halte, werden stets durch Achtung gegen Frieden und christliche Liebe geleitet werden... Sie mißverstehen mich, wenn Sie glauben, daß ich nur im Mindesten wünsche, die demokratische Waagschaale der Verfassung möge die monarchische herabziehen. Nicht ein Jota von den gesetzlichen Vorrechten der Krone wünsche ich vertilgt, nicht das Geringste von des Königs Einflusse auf den Staat zerstört zu sehen, ausgenommen in so fern derselbe über die Vertreter des Volks ausgedehnt wird." In einem andern Briefe sagt er die trefflichen Worte: „Ich hoffe keineswegs mit fester Zuversicht Verbesserungen; aber es kann viel gethan werden durch redliche Männer, und

ohne Blutvergießen; doch möge etwas gethan werden können oder nicht, so muß ich es doch für die Pflicht jedes Einzelnen halten, standhaft zu bekennen, was er für Recht hält, und wenn alle Welt eine andere Meinung behauptete. Durch ein entgegengesetztes Betragen ist viel Böses in der sittlichen und bürgerlichen Welt gestiftet, und manche Tugend aus de Menschheit verbannt worden, eben so, wie manche Schlacht verloren ging, weil jeder zu sich sprach: warum sollte ich nicht fliehen, wie es die Andern thun? während der Sieg wäre errungen worden, wenn jeder zu sich gesprochen hätte: Ich will stehen und meine Pflicht thun, mögen Andre thun, was sie wollen."

In diesem Geiste war Watson thätig, als im März 1780 auch in der Grafschaft Cambridge viele angesehene Landeigenthümer sich vereinten, um eine Bittschrift in das Parliament zu bringen. Watson entwarf die Schrift, die fast einmüthig angenommen wurde. Die Unterzeichneten erklärten darin: „daß, nach ihrer Meinung, jedes System der Staatsverwaltung, welches durch Bestechung des Parliaments gefördert werde, selbst, wenn es durch die Zeit, durch vorgängige Beispiele und Ansehen bekräftigt werden sollte, nach allen Grundsätzen der Vernunft und Staatsweisheit durchaus verwerflich sei, und die aufrichtigen Absichten der Krone eben so sehr entehre, als das Eigenthum des Volkes belaste und dessen Freiheit gefährde," und baten: „daß wirksame Mittel von dem Parliamente ergriffen werden möchten, die mißbräuchliche Verwendung öffentlicher Gelder zu untersuchen und derselben abzuhelfen, alle übermäßigen Amtsvortheile zu beschränken, alle geschäftlosen Aemter (Sinecures) aufzuheben, alle unverdienten Jahrgelder einzuziehen und alle verfassungsmäßigen Mittel anzuwenden, welche die Unabhängigkeit des Parliaments dauernd gründen könnten." Ehe der Ausschuß, der die Denkschrift befördern sollte, zusammen kam, hatte das Parliament bereits am 6ten April durch Stimmenmehrheit beschlossen: „daß es nöthig sei zu erklären, der Einfluß der Krone sei gewachsen und wachse fortdauernd, und müsse gemindert werden; daß das Unterhaus befugt sei, die Mißbräuche bei der Verwendung der dem Könige angewiesenen Einkünfte (civil list), so wie anderer Zweige des öffentlichen Einkommens, zu untersuchen und abzustellen,

sobald es der Weisheit des Hauses zuträglich scheine; daß es die Pflicht des Hauses sei, die Mißbräuche, worüber in den Bittschriften verschiedener Grafschaften und Städte Beschwerde geführt werde, auf der Stelle so viel als möglich wirksam aufzuheben." Watson hatte den Plan, in der Grafschaft Cambridge eine Verbindung zu Stande zu bringen, welche bestimmen sollte, daß künftig niemand bei der Bewerbung um Wahlstimmen sich in Kosten setzen, und kein Bewerber bei der nächsten Wahl auf Unterstützung rechnen dürfe, der sich nicht verpflichten wollte, für dreijährige Parliamente zu stimmen. Da er verzweifelte, die Wähler redlich und die Gewählten unbestechlich zu machen, so glaubte er, daß eine kostenfreie Wahl und dreijährige Parliamente die ersten Schritte zu einer gänzlichen Verbesserung der Verfassung seyn würden. Er wich in dieser Hinsicht von der Meinung einiger Männer ab, die er für die ersten Whigs hielt; aber ihre Gründe schienen ihm nur den Geist des Zauderns auszusprechen, und da er sich keiner bösen Absicht bewußt war, so konnte er seine Meinung nicht aufgeben. „Burke, sagt er, hatte viel Einfluß auf sie; ich bewunderte, wie jedermann, seine Geistesgaben, aber ich bewunderte keineswegs seine Grundsätze." Schon früher, setzt er hinzu, habe er geargwohnt, daß Burke in Hinsicht auf Religionsverhältnisse für die bischöfliche Kirche Partei genommen habe, und sich späterhin überzeugt, daß derselbe in Staatssachen ein aristokratischer Tory sei. Watson gab indeß, da sich große Abneigung dagegen zeigte, die entworfene Verbindung auf, und die vereinigten Landeigenthümer der Grafschaft begnügten sich, über die oben erwähnten Beschlüsse des Parliaments ihren Beifall auszusprechen. Als aber die Ausführung jener Beschlüsse in Anregung gebracht wurde, wußte der Minister, Lord North, seinen Einfluß mit so entscheidendem Erfolge zu benutzen, daß nichts wirksames gethan wurde, und er, ungeachtet er oft war überstimmt worden, dennoch seine Stelle behauptete. Der Aufstand, den gleich nachher (im Jul. 1780) Lord Gordon, wegen der den Katholiken früher (1778) ertheilten Begünstigungen, erregte, der aber mit dem Gegenstande der Bittschriften des Landes durchaus nicht in Verbindung stand, machte sehr viele Freunde der Parliamentsverbesserung verzagt, und ermuthigte die Torys,

Verleumdungen gegen die angesehensten Parliamentsglieder, die wider den Minister gestimmt hatten, zu verbreiten. „Seit dieser Zeit,“ sagt Watson, „sah ich deutlich, daß die Krone vermittelst eines von ihr geleiteten Parliaments alles durchsetzen konnte. Ein Minister würde ohne Verstand handeln, wenn er sich der Gefahr eigener Verantwortlichkeit aussetzte, da er der Beistimmung des Parliaments fast für jede vorgeschlagene Maaßregel versichert seyn kann. Ich sehe nach der Beschaffenheit unserer Staatsverwaltung auch keine Mittel gegen dieses Uebel. Man kann der Krone die Mittel zur Erlangung eines Einflusses auf das Parliament nicht nehmen und sie in andere Hände legen, ohne die Verfassung zu zerstören, und eben so wenig kann man, bei der Größe unserer Staatsschuld, unseres Handels, unseres Heeres, unserer Seemacht und der Ausdehnung unseres Reiches, jene Mittel vertilgen. Einige echte Vaterlandsfreunde mögen über diese Hinneigung unserer Verfassung zu willkührlicher Herrschaft seufzen, und es können auch von Zeit zu Zeit, sowohl durch die Tugend Einzelner in und außer dem Parliament, als durch die Mäßigung und Weisheit der Krone selbst, Hemmungen eintreten, aber zuletzt wird jener Hang dennoch die Oberhand gewinnen. — Dieß waren meine Ansichten von 30 Jahren,“ setzt er hinzu, „und seitdem hat sich nichts ereignet, was sie hätte ändern können, wohl aber vieles, vieles was sie bestätigt.“

Als endlich im März (25) 1782 Lord North den Führern der Oppositionspartei, Lord Rockingham, Shelburne, Fox, Pitt, weichen mußte, öffneten sich für Watson, durch seine freundschaftliche Verbindung mit dem Herzoge von Rutland, günstige Aussichten. Lord Rockingham und Shelburne waren seine Gönner und bei einer vertraulichen Unterredung theilte ihm Rockingham die Punkte mit, für welche er, vor der Annahme einer Stelle als erster Lord der Schatzkammer, des Königs ausdrückliche Zustimmung verlangt hatte, wozu unter andern gehörte, daß die Anerkennung der Unabhängigkeit von Amerika nicht durch königlichen Widerspruch gehindert, daß der Einfluß der Krone, durch Aufhebung unnützer Stellen geschwächt, und in allen Zweigen des Staatshaushalts Sparsamkeit eingeführt werden sollte. Auch erfuhr Watson von ihm, daß Lord Shelburne, den

der König anfangs zum ersten Lord der Schatzkammer bestimmte, diese Ehre uneigennützig abgelehnt hatte, um Lord Rockingham nicht in den Weg zu treten. Dieser starb nach wenigen Monaten; aber die wohlwollenden Absichten, die er zu Watson's Beförderung gehabt hatte, gingen auf seinen Nachfolger, Lord Shelburne, über, welcher durch die Herzoge von Rutland und von Grafton für Watson gewonnen wurde. Der Minister hatte gegen den Herzog von Grafton ausdrücklich geäußert, daß er Watson zu dem erledigten Bisthume von Landaff *) erheben wolle, wenn es dem Herzoge von Rutland angenehm seyn würde. Watson unterließ aber, dieses Winkes ungeachtet, an seinen Gönner zu schreiben, aus dem ehrenvollen Beweggrunde, weil er einen jungen Mann nicht antreiben wollte, von dem neuen Minister eine Gunst zu verlangen, die in ihren Folgen die Lauterkeit der politischen Grundsätze desselben hätte trüben und ihn verleiten können, unbedachtsam für Lord Shelburne's Verwaltung Partei zu ergreifen. Als aber der Herzog ihm selber meldete, daß er die Maaßregeln des neuen Ministers, der für die Anerkennung der Unabhängigkeit von Amerika entschieden sei, unterstützen werde, hatte Watson nicht weiter Anlaß zu Bedenklichkeiten gegen die Annahme des angebotenen Bisthumes, das hinsichtlich der Einkünfte sehr dürftig ausgestattet war. Er entdeckte aber bald, daß er die Würde nicht als Belohnung für vieljährige Erfüllung seiner Lehrerpflichten erhalten hatte, sondern weil seine frühere Rede die irrige Meinung erweckte, daß er ein eifriger Anhänger der neuen Machthaber seyn werde. Lord Shelburne hatte geradezu gegen den Herzog von Grafton die Erwartung geäußert, Watson werde bei Gelegenheit eine Flugschrift für die neue Verwaltung schreiben; worauf aber der Herzog dem Minister die Versicherung gab, daß der neue Bischof zwar wohl irgend eine theoretische Frage über Regierung und Gesetzgebung untersuchen werde, aber nie in der Absicht, irgend eine Verwalung dadurch zu unterstützen.

Dem Grundsatze, in allen öffentlichen Verhandlungen seinem eigenen Urtheile zu folgen, ohne die mindeste

*) Eigentlich Llandaff in der Sprache von Wales, wo ll wie fl lautet.

Absicht, einer Partei zu huldigen, blieb Watson auch in einen neuen Verhältnissen treu. Lord Shelburne hatte gegen ihn geäußert, daß er ihn in Kirchenangelegenheiten um Rath fragen werde. Diese Aufforderung veranlaßte ihn, dem Minister bald nachher (1782) seine schon lange vorher erwogenen Gedanken über eine Verbesserung in der Verfassung der bischöflichen Kirche mitzutheilen. Umständlicher entwickelte er seine Ansicht in einem Schreiben an den Erzbischof von Canterbury*). Sein Entwurf beabsichtete eine angemessenere Vertheilung der vom Staate zur Unterhaltung der Geistlichkeit von der bischöflichen Kirche bestimmten Einkünfte. Er wünschte, die Bisthümer unter einander, sowohl hinsichtlich des Einkommens als der Patronatrechte, gleich zu stellen, und zwar dadurch, daß, im Falle einer Erledigung der reichern, ein Theil ihrer Einkünfte und Patronatrechte den ärmern zugetheilt würde. Durch diese Maaßregel hoffte er am sichersten zu verhüten, daß einige Bischöfe die von ihnen abhängigen Pfründen zum Nachtheile der niedern Geistlichkeit verwalten ließen, er hoffte eine größere Unabhängigkeit der Bischöfe im Oberhause zu sichern und sie zu bewegen, in ihren Sprengeln zu wohnen. Er schlug das gesammte Einkommen der Kirche, mit Einschluß der Bischöfe, Dechanten, Kapitel, Pfarreien und Pfründen aller Art, jährlich auf nicht mehr als 1,500,000 Pf. Sterl. an, so daß, die Zahl der Geistlichen zu 10,000 gerechnet, auf jeden nicht mehr als 150 Pfd. kommen würden. Aber dieses, keineswegs günstigen Verhältnisses ungeachtet, glaubte Watson durch zweckmäßigere Verwaltung jenes Kirchengutes und durch Abzüge von den Einkünften aller reichen Pfründen im Falle einer Erledigung, zum Vortheile der ärmern Geistlichen, nach einem Zeitraume von 60 Jahren allen Priestern eine gemächliche Lage zu verschaffen. In diesem Falle würde man jeden Geistlichen leichter nöthigen können, auf seiner Pfarrei zu wohnen, und zugleich die Erlaubniß einschränken, mehr als eine Pfründe zu besitzen. Watson überreichte auch diese Schrift dem Minister mit der Aeußerung, daß Lord Shelburne nicht zu jenen Staatsmännern gehöre,

---

*) A letter to Archbishop Cornwallis, on the equalization of the revenues of the church of England. 1783. 4. Wieder abgedruckt im Pamphleteer No. XVI. (London 1817).

von welchen Grotius sagt: Sie wissen wahre Lehren nicht von falschen, nützliche nicht von schädlichen zu unterscheiden, und halten alles Neue für verdächtig. Der Lord erkannte in seiner Antwort die Nothwendigkeit, der niederen Geistlichkeit eine bessere Lage zu verschaffen; aber daß er dennoch etwas von jenen Staatsmännern hatte, verrieth seine Antwort: es sei nicht die rechte Zeit, in der Sache etwas zu thun. Er rieth dem Bischofe sogar ernstlich ab, die Schrift öffentlich bekannt zu machen, und als er ihm die Versicherung gab, daß die Angelegenheit zu einer andern Zeit mit besserm Erfolge vorgenommen werden sollte, befolgte Watson jenen Wink. Kaum aber hatte Lord Shelburne, bei den Verhandlungen über den Frieden mit Amerika von der Opposition überstimmt, seine Stelle niedergelegt (1783 Febr.), als Watson seine Schrift drucken ließ, obgleich er voraus sah, daß nur ein Minister von großem Sinne eine Maaßregel unterstützen könne, welche ihn seines Einflusses auf die Bischöfe berauben mußte. Aber er glaubte, das Rechte werde am Ende doch siegen, und die Bekanntmachung des Entwurfes könne zu einer gründlichen Erörterung führen.

Watson gibt dem gefallenen Minister das Zeugniß unbezweifelter Geschicklichkeit, will aber nicht entscheiden, ob die Vorwürfe, die man demselben machte, gegründet gewesen seien oder nicht. Als der Bischof an dem Tage, wo die Verhandlungen über den Frieden im Parliamente statt fanden, ihn fragte, ob die Mißbilligung des Unterhauses ihn verdrängen werde, antwortete der Minister: er kenne die Gesinnung des Unterhauses nicht, so viel aber könne er sagen, daß er nicht einen Schilling von den öffentlichen Geldern ausgegeben habe, um sich die Billigung desselben zu verschaffen, obgleich er sehr wohl wisse, daß man über 60,000 Pf. Sterl. gebraucht habe, um die Zustimmung zu dem Frieden von 1763 zu erlangen. Die Verbindung, welche Fox, der bei Lord Shelburne's Erhebung, kurz vor Lord Rockingham's Tode, seine Stelle aufgegeben hatte, und andere Männer seiner Partei mit Lord North knüpften, die sogenannte Coalition, die nach Lord Shelburne's Rücktritte auf kurze Zeit die Oberhand gewann, fand keinen Anhänger in dem Bischofe von Landaff. — „Von dem Augenblicke an," sagt er, „wo dieser Bund zwischen Lord North

und den Männern, die viele Jahre lang seine politischen Grundsätze heftig getadelt hatten, gestiftet wurde, verlor ich alles Vertrauen auf Staatsmänner. Ich war stets ein eifriger Vertheidiger der Grundsätze der Revolution gewesen, und hatte mich einigermaaßen der Partei angeschlossen, welche nach denselben Grundsätzen zu handeln vorgab; als sie sich aber mit den Torys verband, um Lord Shelburne zu verdrängen, nahm sie mir meinen Glauben an ihre Uneigennützigkeit und Aufrichtigkeit. Nun sah ich deutlich, daß sie ihre Grundsätze über das Gemeinwesen ihrem Grolle opferten, und ihre Ehre ihrem Ehrgeize. Der nachtheilige Frieden und die vorgebliche Gefahr, dem Lord Shelburne Gewalt anzuvertrauen, waren die ausgesprochenen Gründe für die Nothwendigkeit einer Verbindung, aber persönliche Abneigung und der Wunsch, sich selbst zu erheben, die wahren Gründe. Diese Zwietracht der Whigs ist der Verfassung nachtheiliger gewesen, als alle jene heftigen Angriffe auf die Freiheit der Staatsbürger, die während Pitt's Verwaltung gemacht wurden. Die Beschränkung der Preßfreiheit, die lange Aufhebung der Habeas=Corpus=Akte, und andere Verletzungen der Bill der Rechte wurden wegen der unruhigen Zeitumstände von Vielen für heilsame und nothwendige Maaßregeln gehalten, aber jene Abtrünnigkeit von Grundsätzen im Coalitions=Ministerium zerstörte das Vertrauen des Landes; sie raubte ihm die Hoffnung, sobald wieder eine, auf verfassungsmäßigen Grundlagen ruhende, achtbare Opposition zu sehen, und hinterließ in zahllosen Herzen den unauslöschlichen Eindruck, Vaterlandsliebe sei ein schmähliches Spiel, welches Staatsmänner zu eigenen Zwecken spielen, und nicht viel besser, als das eigennützige Ringen nach Macht." Watson sprach seine Mißbilligung so lebhaft aus, daß seine ehemaligen Freunde es ihm sehr übel nahmen. Treffend äußerte er gegen einen Freund, daß das neue Coalitions=Ministerium, dessen Whigs sich dem Könige aufgedrungen hatten und sich selbst die unwürdige Behandlung, welche sie am Hofe erfuhren, gefallen ließen, den Hof sowohl als das Land gegen sich haben werde. Nach der Auflösung des, der Coalition ergebenen Parliaments (1784 März) zeigte der Erfolg der Wahlen, wo das Interesse der Whigs fast überall unterlag, daß seine Ahnung gegründet gewesen war. „Es ist ein Glück unserer

Verfassung," sagt er, „daß, wenn die aristokratischen Bestandtheile des Parliaments von den Grundsätzen der Ehre zu weit abweichen, um ihre gegenseitigen Vortheile zu fördern, in der Masse des Volkes noch Redlichkeit genug bleibt, dem Unheil entgegen zu arbeiten, das aus solchem Eigennutze und Ehrgeize entspringt."

Einen rühmlichen Beweis von der Unabhängigkeit seiner Meinung in öffentlichen Verhandlungen gab Watson bei Gelegenheit des Gesetzvorschlages, welchen For (November 1783) während der Herrschaft der Coalition zur Einrichtung der Verhältnisse Indiens in das Unterhaus brachte, und nach welchem die Oberherrschaft und die Verwaltung der indischen Länder der ostindischen Gesellschaft genommen und einer, von dem Unterhause zu ernennenden Commission von 7 Directoren und 9 Gehülfen übertragen werden sollte. Die Partei, welche diese Maaßregel vorschlug, betrachtete ihn als ihren Anhänger. Er hatte sich oft als einen Feind des wachsenden Einflusses der Krone gezeigt, aber er hielt es für eine Verletzung der Verfassung, den Einfluß der Krone auf die Freunde des Ministers im Unterhause zu übertragen. Die Einladung des Ministers, Herzogs von Portland, zur Unterstützung des Gesetzvorschlages im Oberhause zu erscheinen, lehnte er daher mit der treffenden Bemerkung ab, daß jener Vorschlag mehr Keime des Verderbens enthalte, als irgend einer, den man seit der Revolution angenommen habe.

Die Verwerfung des Gesetzvorschlages im Oberhause führte den Sturz der Minister herbei, und William Pitt betrat (10 December 1783) seine merkwürdige Laufbahn. Watson war früher schon genau mit ihm bekannt gewesen und hatte ihm, wie er versichert, in Cambridge viele Gefälligkeiten erwiesen. Bald nach Pitt's Erhebung aber entstand, wie es scheint, Kaltsinn zwischen beiden, wozu ein Mann von Watson's rücksichtslosem Wahrheitseifer und Gradsinn, die selbst zuweilen seinem Rathe einen Anschein von Zudringlichkeit geben mochten, sehr leicht Anlaß darbieten konnte. Des Bischofs Unmuth gegen den Minister nahm nach und nach so sehr zu, daß er sich in seiner Lebensbeschreibung mehr als einmal über den Undank und die Vernachlässigung, die er von Pitt erfahren zu haben glaubte, bitter beklagt.

Erst in spätern Zeiten wurde Watson auf die Vermuthung geführt, daß der König, ungeachtet er seinen Beifall über des Bischofs Schriften oft ausgesprochen hatte, schon lange gegen ihn gestimmt war. Er glaubte, daß sein erklärter Widerspruch gegen den wachsenden Einfluß der Krone einen tiefen Eindruck auf des Königs Gemüth gemacht habe; denn an eben dem Tage, wo er, nach seiner Erhebung zur Bischofswürde, bei Hofe erschien, fragte der König den Herzog von Rutland, ob dessen Freund, der Bischof von Landaff, nicht ein großer Feind des wachsenden Einflusses der Krone sei, worauf der Herzog antwortete, Watson sey allerdings ein Feind jenes Einflusses, weil er fürchte, daß die Verfassung dadurch untergraben werde. Zu einer andern Zeit hatte der König ihn einen unlenksamen Mann (impracticable Man) genannt. Aus diesen Umständen glaubte sich der Bischof leicht erklären zu können, was Pitt sagen wollte, als er einst gegen einen angesehenen Mann, der für Watson's Beförderung sprach, die Ansprüche des Bischofs willig anerkannte, aber äußerte, daß eine gewisse Person nichts davon hören möge. „Ich bitte Gott," sagt er bei Erwähnung jener Umstände, „daß weder der König und die Königin, noch Einer ihrer Nachkommen je aus Erfahrung lernen, daß diejenigen, welche die Schmeichler und Ränkemacher am Hofe als unabhängige und unbiegsame Männer zu brandmarken suchen, die besten Stützen eines constitutionellen Thrones sind, wenn sie auch erklärte Feinde eines verfassungswidrigen Einflußes der vollziehenden Gewalt auf den gesetzgebenden Theil unserer Verfassung seyn mögen." Es war für den Bischof ein frohes Gefühl, als er auf die Vermuthung geleitet wurde, daß er seine Zurücksetzung mehr dem Willen des Königs, oder auch dem Einflusse der Königin, als der Abneigung des Ministers zuschreiben müsse, dessen Geistesgaben und rühmliche Uneigennützigkeit er mit Hochachtung anerkennt.

Die Beharrung, womit Pitt mehrere Wochen vor der Auflösung des Parliaments (1784) sich gegen die Mehrheit der Mitglieder des Unterhauses in seiner Stelle behauptete, hielt Watson für ein gefährliches Beispiel. „Das Unterhaus," sagt er, „tadelte zwar mit Unrecht einen Minister, der nichts tadelnswürdiges gethan hatte, aber es ist zu fürchten, daß die Krone künftig bei minder

rechtmäßigen Anlässen auf jenes Beispiel von der Fortdauer eines Ministeriums gegen die Stimme der Mehrheit sich stützen werde. Die zahllosen Zuschriften gegen das Coalitions-Ministerium, welche dem Könige übergeben wurden, zeigten hinlänglich, daß des Volkes Meinung für Pitt war. Nun aber glaube ich, daß die klare und entschiedene Stimme des Volkes nicht nur höher als das Unterhaus, sondern selbst höher als die ganze Gesetzgebung ist, und hoffe daher, daß jenes Beispiel nicht nachtheilig für die Verfassung seyn werde." Im Geiste dieser Ansicht schrieb Watson im Mai 1784 an Pitt: der Minister könne, ohne den hohen Sinn für die Ehre zu verläugnen, seine Stelle nicht behaupten, da die Beschlüsse des aufgelösten Unterhauses noch nicht trocken in den Zeitungen wären, aber es zeige sich eine Gelegenheit, die Wunde zu heilen, welche Pitt, nach der Meinung Vieler, durch beharrliche Behauptung seiner Stelle der Verfassung zugefügt habe, wenn er seine Bereitwilligkeit erkläre, zurück zu treten, wofern die neuen Volksvertreter, bei welchen man, als eben Erwählten, die Stimme des Volkes zu finden erwarten dürfe, derselben Meinung seyn sollen. Watson glaubte, diesen Rath um so mehr geben zu können, da Pitt früher bei einer mündlichen Unterredung die Angemessenheit der empfohlenen Maaßregel selber anerkannt hatte; aber es geschah nichts in dem neuen Parliament, entweder, meint Watson, weil Pitt anderer Meinung geworden war, oder Männern folgte, die geneigter waren, die Vorrechte der Krone zu erhöhen, als auf des Volkes Stimme zu achten. Der Bischof blieb deßungeachtet in gutem Einverständnisse mit dem Minister, und schrieb ihm mehrere Briefe über öffentliche Angelegenheiten, unter welchen besonders einer vom Jahre 1784 auszuzeichnen ist, worin er bei der damaligen bedenklichen Stimmung der Ireländer sagte: „Sie würden Ihren Namen unsterblich machen, wenn Sie nach gerechten und freisinnigen Grundsätzen eine Vereinigung beider Reiche stiften wollten. Dann würden Großbritannien und Ireland nur ein gemeinsames Beste haben." In einem Briefe an den Herzog von Rutland, Pitt's Freund, der damals Stadthalter in Ireland war, finden sich ähnliche Aeußerungen, welche die Grundsätze verwarfen, wonach man jenes Nebenland, wie andere entlegene Besitzungen, bloß als Reichthumsquelle von

England, drückend behandelt hatte, und der Staatsverwaltung empfahlen, allen Landestheilen gleiche Aufmerksamkeit zu weihen.

Ueber die Ansprüche der Katholiken in England und Ireland sprach er damals Gesinnungen aus, welche von den Ansichten der meisten Bischöfe sehr abweichen. „Niemand in der Welt, glaube ich," sind seine Worte, „kann so freie Duldungsgrundsätze haben, als ich; aber die römische Kirche ist eine verfolgende Kirche, und es ist nach allen Grundsätzen der Religion und des gesunden Verstandes unser Vortheil und unsere Pflicht, gegen ihre Ränke auf unserer Hut zu seyn. Bei dem jetzigen erleuchteten Zustande von Europa hat der Protestantismus in Ländern, wo derselbe der herrschende Glaube ist, weit weniger von den Wirkungen des Papstthums zu befürchten, als in jenen, wo ihm bloß Duldung verliehen wird. Jede Vergünstigung und selbst den Genuß aller Bürgerrechte könnte man den Katholiken in England unbedenklich gewähren, da sie so wenig zahlreich sind, daß sie nicht ein Siebzehntheil der Volksmenge ausmachen. In Ireland aber ist das Verhältniß zwischen Katholiken und Protestanten ganz verschieden, und daher muß das Benehmen der Regierung gleichfalls verschieden seyn. — Die Union," setzt er später hinzu, „und andre Umstände, haben zwar die Lage und die Gesinnungen des großen Haufens der ireländischen Katholiken einigermaaßen verändert, aber so lange sie nicht der Gewalt ihrer Priester mehr entnommen, und so lange die Priester selbst nicht freiere Ansichten über christliche Liebe haben, darf die Regierung sie nicht aus den Augen lassen." Seine Meinung über diese für England hochwichtige Frage, deren praktische Lösung mit großen Schwierigkeiten verknüpft ist, ward im Laufe der Zeit immer freisinniger ausgebildet. Im Jahre 1787 äußerte er noch Folgendes: „Da das Papstthum die Religion der großen Mehrheit im Staate (Ireland) ist, so sollte sie nach strengem Rechte die eingeführte Landesreligion (established religion) seyn, oder mit andern Worten, die Einkünfte, welche die Staatsgewalt von allen Unterthanen in der ausdrücklichen Absicht erhebt, Alle in der Religion unterrichten zu lassen, werden mit Unrecht zu dem Unterrichte eines kleinen Theiles des Ganzen verwendet. Man wende nicht ein, daß jedermann zu der Landesreligion gehören sollte, denn je-

der muß hinsichtlich der Gottesverehrung nicht der Regierung, sondern seinem Gewissen gehorchen. Dieß würde die wahre Lage der Sache seyn, und die Regierung sich einer offenbaren Ungerechtigkeit gegen die Katholiken schuldig machen, wenn die Glaubenslehren der Katholiken nicht mit politischen Grundsätzen vermischt wären, die der Staatsverfassung widerstreiten. Da man seit der Reformation, sowohl in England als in Ireland, viele Beweise von dieser gefährlichen Stimmung der Katholiken erhalten hat, so könnte man es angemessen finden, daß das strenge Recht der Katholiken in diesem Falle in Ireland der öffentlichen Sicherheit nachstehen müsse. Ich kann dennoch nicht läugnen, daß ich die Lehre, die Regierung könne ihre Unterthanen zur Erduldung einer Ungerechtigkeit zwingen, nicht liebe, da eben diese Lehre uns Amerika gekostet hat. Unter der Voraussetzung aber, daß den Katholiken mit Sicherheit keine Erleichterung gegeben werden kann, sollte die Regierung mit entschiedener Kraft handeln, um die Protestanten in allen ihren Rechten zu schützen. Niemand wird mich der Unduldsamkeit in Glaubenssachen verdächtig halten, aber ich gestehe, daß ich auf die den Katholiken hier und in Ireland ertheilten Begünstigungen mit eifersüchtigem Auge gesehen habe, und ich werde stets der Meinung seyn, daß eine protestantische Regierung unklug handelt, wenn sie Katholiken Macht anvertrauet, ehe es nicht klar erwiesen ist, daß diese, wenn sie Gelegenheit hätten, dieselbe nicht zur Unterdrückung der Protestanten benutzen würden. Es gibt einige erleuchtete Männer unter den Katholiken, aber der Verfolgungsgeist der römischen Kirche bleibt in den Herzen der Mehrheit ihrer Glieder, und so lange dies der Fall ist, muß das Papstthum bewacht, in Furcht gesetzt und beschränkt werden." Er fügt die Frage hinzu: ob es denn eine so unauflösbare Aufgabe für die Staatskunst sei, die katholischen Bischöfe und Geistlichen an den Staat zu binden, wenn man es mit ihrem Vortheile verknüpfe, treue und friedsame Unterthanen zu seyn? Eine königliche Verleihung jährlicher Einkünfte möchte wohl viel wirken können, meinte er, und fügte später, als er noch einmal auf diesen Gegenstand zurückkam, hinzu: die weise und gerechte Maaßregel, katholische und protestantische Religionslehrer aus dem öffentlichen Schatze zu bezahlen, die Buonaparte

ei der Wiederherstellung der Kirche in Frankreich ange-
ommen habe, hätte längst, wie er selbst schon früher
1798) vorgeschlagen hatte, auch in Ireland befolgt
verden sollen. Im Jahre 1791, als ein Gesetzvorschlag
ber die Katholiken im Unterhause berathen wurde, schlug
Watson dem Minister vor, in den Protestations-Eid
ie Worte einzurücken: „Wir glauben, daß das ewige
Heil nicht auf die Glieder der römischen Kirche beschränkt ist."
„So lange," setzt er hinzu, „die Lehre, daß es kein
Heil außer der römischen Kirche gebe, behauptet wird,
haben die Katholiken einen Beweggrund zum Bekeh-
rungseifer, den die Protestanten nicht haben, und es ist
ein Beweggrund, der mit großer Kraft auf das Gemüth
jedes aufrichtigen Anhängers des Papstthums wirken muß.
Ich fürchte das Papstthum, weil es, wo es Macht hat,
sich das Recht, zu verfolgen, anmaaßt, und so lange es
glaubt, daß es, indem es den Leib kränkt, die Seele
eines Bekehrten rettet, sehe ich nicht ein, wie es die
Ansicht aufgeben kann, Verfolgung sei nützlich." Sieben
Jahre später aber (1798), als der Wunsch, Ireland be-
ruhigt zu sehen, ihn allen lindernden Maaßregeln geneigt
machte, wandte er sich zu der Meinung, daß jene Be-
sorgnisse zwar durch die Geschichte früherer Zeitalter ge-
rechtfertigt werden möchten, in unsern Tagen aber, wenn
man den aufgeklärten Theil der Katholiken in Ireland
beobachte, weniger gegründet erschienen. „Es wird lange
dauern," sagte er, „ehe die Katholiken in einem der
beiden Häuser des Parliaments die Mehrheit ausmachen,
so lange, daß, nach meiner Meinung, das Papstthum
eher untergegangen seyn wird, bevor jene Zeit eintritt.
Ich würde daher, alles wohl erwogen, unter den jetzigen
Umständen die vollständige Freilassung der Katholiken be-
willigen und ihnen alle Bürgerrechte zurückgeben."

Ueber eine andere wichtige Landesangelegenheit, die
so häufig bis in die neuesten Zeiten ein Spiel der Par-
teien war, und eben dadurch nicht wenig von einer un-
befangenen Erwägung entfernt ward, die Parliaments-
Reform, sprach Watson schon im J. 1784 seine An-
sicht aus, als der in der Geschichte dieser Angelegenheit
bekannte Wyvill ihm meldete, daß Pitt versprochen
habe, eine gleichförmigere Volksvertretung zu Stande zu
bringen. „Ich wünsche lebhaft," sagte er, „daß die
Frage über die Parliaments-Reform bei den Verhand-

lungen einen glücklichen Ausgang haben möge, aber ich hege keine sehr zuversichtliche Hoffnung, aus irgend einer Vertretungsart, wovon ich bis jetzt gehört habe, viel Gutes für die Verfassung erwachsen zu sehen, und so oft ich auch selbst über den Gegenstand nachgedacht habe, bin ich doch nicht im Stande, einen Plan vorzuschlagen, von welchem ich die Erreichung des erstrebten Zweckes erwarten könnte. Es fehlt nichts als ein Parliament, worin jedes einzelne Glied des Unterhauses über die Angelegenheiten des Volkes mit eben der Unparteilichkeit entschiede, die ein Geschworner in einem Gerichtshofe bei der Entscheidung der Angelegenheiten seiner Mitbürger zeigt. Es läßt sich aber nicht erwarten, daß diese Unparteilichkeit statt finde, so lange es so mächtige Gewichte gibt als Habsucht und Ehrgeiz sind, das Urtheil der Menschen auf eine Seite herab zu ziehen. Die Art der Bestechung kann verändert werden, aber die Bestechung selbst wird bleiben, so lange es so viel öffentliches Gut und so viele Ehrenstellen gibt, worüber zu Gunsten der Mitglieder des Unterhauses und ihrer Angehörigen verfügt werden kann. Die Wahlart der Mitglieder des Unterhauses und die Dauer ihrer Vollmacht sind Gegenstände, worüber sehr verschiedene Ansichten herrschen. Nach meiner Meinung sind beide Umstände nur insofern wichtig, als sie beitragen, redliche und unabhängige Mitglieder in das Unterhaus zu bringen und dieselben, so lange sie darin sind, redlich und unabhängig zu erhalten. Ich gehöre daher nicht zu denjenigen, die für jeden Einzelnen das Stimmrecht bei den Wahlen (universal suffrage) fodern, und die alte Sitte jährlicher Parliamente hergestellt sehen wollen, wenn die Rechtlichkeit des Parliaments auf andere Weise erlangt werden kann. Offen gestehe ich meine Besorgniß, dieser Zweck werde nie durch irgend ein Mittel in einem heilsamen Umfange erreicht werden können. Es können jedoch vielleicht andre Mittel ersonnen werden, alles mögliche zu thun, die weniger einem muthwilligen Einwurfe oder einer Mißdeutung ausgesetzt sind, als die Ausdehnung des Stimmrechts auf jeden Einzelnen, oder die Beschränkung der Dauer des Parliaments auf ein Jahr." Watson setzt hinzu: es seyen seitdem einige fruchtlose Versuche gemacht worden*),

*) Von 1770 bis 1812 zählt man ungefähr 15 Vorschläge zu

die Volksvertretung besser einzurichten, und es gebe viele weise Männer, welche dieß lebhaft wünschen, wohl einsehend, daß ohne eine wirksame Hemmung des wachsenden Einflusses der vollziehenden Gewalt auf die gesetzgebende die brittische Freiheit fallen müsse, wie Roms Freiheit gefallen, und nur die Formen der Verfassung bleiben würden, während ihr Wesen nicht mehr bestehe.

Seine lebhafte Theilnahme an den Staatsangelegenheiten hielt den Bischof nicht von der Fortsetzung seiner gelehrten Beschäftigungen ab. Er mußte bei den geringen Einkünften seines Bisthumes auch sein Lehramt in Cambridge beibehalten. Im J. 1785 ließ er eine Sammlung von theologischen Abhandlungen*) drucken, die hauptsächlich für jüngere unbemittelte Theologen bestimmt war. Dieses Werk machte ausgezeichnetes Glück, nur nicht bei den Bischöfen, weil es auch einige von Dissentern und Presbyterianern geschriebene Aufsätze enthielt, und Watson war nicht wenig erstaunt, so viel Frömmelei unter seinen Amtsbrüdern zu finden, von welchen Einer sogar Einwendungen machte, als eine wohlthätige Gesellschaft das Werk einem jungen Geistlichen schenken wollte, der nach Canada ging. Seine ehemalige Lieblingswissenschaft, die Chemie, welcher er auch nach der Annahme seines theologischen Lehramtes noch einen Theil seiner Muße gewidmet hatte, gab er nun völlig auf, und nahm von ihr, bei der Bekanntmachung (1786) des 4ten Theils seiner chemischen Versuche**), auf eine ziemlich seltsame Art Abschied. Er habe schon früher, sagt er in der Vorrede, bei seiner Beförderung zum theologischen Lehramte die Chemie aufzugeben beschlossen, und diesen Vorsatz bei der Erhebung zur Bischofswürde erneuert, aber jedesmal dem mächtigen Zuge der alten Neigung sich wieder hingegeben. „Nun aber," fährt er fort, „habe ich in der That mehr fremden

---

einer Parliaments-Reform, die gleich beim ersten Antrage im Parliamente verworfen wurden.

*) Collection of theological tracts, selected from various authors, for the use of such of the younger students of the university of Cambridge, as are intended for holy orders.

**) Chemical Essays.

Ansichten, als meiner eigenen Meinung von bischöflichem Anstande, ein Opfer gebracht, und mit dem heiligen Eifer der Götzendiener alter Zeiten, die sich geheimen Künsten ergeben hatten — meine Bücher verbrannt." Seine chemischen Kenntnisse wurden jedoch bald nachher selbst von der Regierung in Anspruch genommen, als man ihn nach einem Mittel fragte, die Kraft des Schießpulvers zu verstärken. Watson schlug vor, das Holz für die dazu erfoderlichen Kohlen in einer Destillirkolbe oder Retorte zu verkohlen. Der Versuch gelang über die Erwartung, und es ergab sich, daß das Cylinder-Pulver — wie man es nannte, weil das Holz in einem eisernen Cylinder verkohlt wird — eine 68 pfündige Kugel 273 Fuß weit trieb, während derselbe Mörser mit eben so viel gewöhnlichem Pulver gefüllt, eine gleich schwere Kugel nur 172 Fuß weit schoß, das Verhältniß in runder Zahl also 100 : 60 oder 5 : 3 war. Als Watson nicht lange nach dem Versuche mit dem neuen Schießpulver bei Hofe war, sagte der Herzog von Richmond, damals Ober-Befehlshaber der Artillerie, zu dem Könige, daß man dem Bischofe die wichtige Erfindung verdanke. Watson antwortete: er müsse fast beschämt seyn, da es eine Aergerniß gebe, daß ein christlicher Bischof über die Mittel zur Menschenzerstörung Anweisung ertheile. „Lassen Sie ihr Gewissen darüber nicht bekümmert seyn," erwiderte der König, „je schneller der Kampf, desto geringer das Gemetzel."

Um diese Zeit ereignete sich eine unerwartet glückliche Verbesserung in Watson's häuslicher Lage. Sein ehemaliger Zögling und treuer Freund Luther, in der Grafschaft Essex, rief ihn in einer gefährlichen Krankheit zu sich. „Ich hatte stets," sagt Watson, „eine lebhafte Neigung gegen ihn, und sein Wohlwollen gegen mich bewies sein letzter Wille, den er mehrere Jahre vor seinem Tode aufsetzte. Als ich ihn in den letzten Zügen sah, erlag mein Herz. Ich kniete nieder in einer Ecke der Stube, und so demüthig und aufrichtig, als ich je für mich selber gebetet hatte, bat ich den Erbarmer im Himmel um Vergebung für meines Freundes Vergehungen. Ich kannte sehr wohl alle philosophischen Gründe, die man gegen die Wirksamkeit menschlicher Fürbitten einwenden kann, und ich war mir, bei so vielen Sünden, wofür ich selber Rechenschaft zu geben hatte, meiner

eigenen Unwürdigkeit und meiner Untauglichkeit für Andere zu bitten, bewußt; aber selbst die entfernteste Hoffnung, meinem sterbenden Freunde nützlich zu werden, überwand alle Bedenklichkeiten. Wenn wir uns in einer andern Welt wiedersehen, wird er mir danken für diesen Beweis meiner Liebe, den ich ihm gab, als er fühllos gegen alle Erdensorgen, und ich noch ganz unbekannt mit dem Inhalte seines letzten Willens war." Der großmüthige Freund hatte ihn zum Haupterben eines nicht unbeträchtlichen Vermögens gemacht, das ihn in Stand setzte, seine Unabhängigkeit zu behaupten und für die Seinigen anständig zu sorgen.

Die Folgen einer Krankheit, wovon Watson schon im J. 1781 war befallen worden, hatten um diese Zeit so sehr zugenommen, daß die Erfüllung seiner Lehrerpflichten, nach dem Ausspruche der Aerzte, seinem Leben gefährlich wurde. Einige Jahre früher hatte er gegen Pitt bereits den Wunsch geäußert, eine Beförderung zu erhalten, die ihn in Stand setzte, sein Lehramt aufzugeben, da er selbst mit den Einkünften von diesem schlechter versorgt war, als alle übrigen Bischöfe, und ohne dieselben jährlich nicht mehr als 1200 Pf. St. von seiner Kirchenpfründe hatte. Ungern wiederholte Watson sein Gesuch, als der Bischof von Durham gestorben war, aber er bat nicht um diese reiche Pfründe, sondern nur um eine Einrichtung, die ihn in Stand setzen könnte, sein Lehramt aufzugeben, ohne die Hausvaterpflichten zu verletzen. Pitt erwiederte, er sey durch Umstände gehindert, des Bischofs Wünsche zu befriedigen. Watson verrieth in seiner Antwort Empfindlichkeit über die Zurücksetzung, die er erfuhr, und ich wußte, sagt er, daß mein Brief Pitts Stolz beleidigen werde, aber ich war eben so stolz als er, und verschmähte es, meinen Unmuth zu verbergen.

Bald nachher fand eine Versammlung der Bischöfe statt, welche Pitt veranlaßte, um die Gesinnungen derselben über die Aufhebung der Test- und Corporations-Akte zu erfahren. Watson, der als jüngster Bischof zuerst stimmen mußte, sprach für die Aufhebung, aber nur ein einziger von seinen Amtsbrüdern stimmte ihm bei. Auf Watson's Verlangen mußte nicht nur das Ergebniß der Berathung, sondern auch das Namensverzeichniß derjenigen, welche für oder gegen die Aufhebung

gestimmt hatten, dem Minister mitgetheilt werden. Im Unterhause wurde gleichfalls durch ansehnliche Stimmenmehrheit die Aufhebung jener Akten verworfen. Als zwei Jahre später (1789) dieselbe Frage wieder zu Berathung gekommen, und nur durch eine geringe Mehrheit verneint worden war, faßten die Dissenter den Muth, sie im folgenden Jahre noch einmal in Anregung zu bringen; aber man erhob ein Geschrei, die Kirche sey in Gefahr; einige besorgte Geistlichen hielten Versammlungen und der Antrag wurde mit großer Stimmenmehrheit abermal abgewiesen. Watson fragte den damaligen Präsidenten des Geheimraths, Lord Camden, ob ihm die Aufhebung der Test-Akte in irgend einer Hinsicht gefährlich für die Kirche scheine? Der Lord verneinte es. Watson äußerte darauf, es werde weise seyn, die Dissenter durch Gewährung ihres Gesuches zu gewinnen, aber Lord Camden gab zur Antwort: Pitt habe unrecht gehandelt, das erste Gesuch der Dissenter zu verweigern, nun aber müsse man ihn unterstützen. Der Bischof bemerkt bei dieser Gelegenheit, die Sache der Dissenter habe damals großen Nachtheil von des bekannten D. Priestley unbescheidenen Aeußerungen über den nahen Umsturz aller kirchlichen und bürgerlichen Einrichtungen gehabt, wiewohl nicht eigentlich Priestley, sondern D. Hartley, aus dessen Schriften jener wahrscheinlich geschöpft habe, für jene Meinung verantwortlich sey, da in Hartley's, im J. 1749 erschienenen, Werke *) die beiden Sätze stehen: „es ist wahrscheinlich, daß alle Regierungen gestürzt werden" und: „wahrscheinlich werden die jetzigen Formen des Kirchenthums aufgelöset „werden."

Einige Zeit nachher brachte Pitt den Handelsvertrag mit Frankreich, der am 26sten September 1786 war abgeschlossen worden, **) zur Berathung des Parliaments. Watson hatte einige Monate vorher seine Mißbilligung desselben laut ausgesprochen, weil er besorgte, ein freier Handelsverkehr zwischen Frankreich und England werde den Franzosen Gelegenheit geben, das englische Maschinenwesen bei sich einzuführen, und die Manufaktu-

*) Observations on man, his frame, his duty and his expectations.

**) Im Recueil des Traités v. Martens — Bd. II. S. 680 f.

geheimnisse der Engländer zu entdecken. Er sprach zweimal im Parliament gegen den Vertrag, um jene Gründe zu entwickeln, und behauptete, daß der Vertrag auf eine kurzsichtige Politik gegründet sey, da derselbe Frankreich antreiben müsse, ein Manufakturvolk zu werden, und Frankreichs Hülfsmittel mehr als Englands vermehren werde. Er bewundere die Franzosen, sagte er unter andern, als ein verständiges und sinnreiches Volk, er liebe sie als ein angenehmes und gebildetes Volk, aber er fürchte sie als ein großes, er beargwohne sie als ein handelndes und verabscheue sie als ein ehrsüchtiges Volk. Er wolle seine Vorurtheile gegen Frankreich nicht aufgeben, denn es seyen Vorurtheile, welche die Unabhängigkeit und Freiheit seines Vaterlandes seit Jahrhunderten gesichert hätten, und er wolle sie mit ins Grab nehmen; er sage nicht, daß Frankreich der natürliche Feind Englands sey, sondern noch mehr, er glaube, es sey der politische Feind der Freiheit jedes Staats in Europa. Er gestand jedoch, daß er sich mit dem Vertrage aussöhnen würde, wenn derselbe die Folge haben sollte, die Engländer zu Frachtfahrern der Erzeugnisse und Waaren Frankreichs und Englands zu machen, um dadurch die englische Seemacht zu vermehren. Es ist bekannt, daß der Erfolg jene ängstlichen Besorgnisse vollkommen widerlegt, und Pitt's politischen Blick gerechtfertigt hat; denn bald nachher machten die Franzosen ihrem Minister Vergennes, der den Vertrag *) abgeschlossen hätte, schwere Vorwürfe, da der Vortheil sich ganz auf die Seite der Engländer neigte und die Einfuhr englischer Manufakturwaaren in Frankreich außerordentlich zunahm.

Endlich legte Watson im J. 1787 sein Lehramt nieder, das er seitdem durch einen Stellvertreter versehen ließ, und nahm in einer feierlichen Rede Abschied von der Hochschule. Als nicht lange nachher das Bisthum Carlisle erledigt wurde, wünschten seine Freunde, ihn befördert zu sehen; er selber aber verschmähte jeden Schritt, der ihn in die Lage bringen konnte, seine Unabhängigkeit im Parliamente aufzuopfern. Nicht lange vor dem Tode des Bischofs von Carlisle, hörte Pitt einen jungen Mann

*) Es wurde dadurch die gegenseitige Einfuhr aller Waaren, Seidenwaaren ausgenommen, erlaubt, und der bisherige Zoll vermindert.

zu Cambridge predigen, der wenig Beifall bei ihm fand. Der Minister fragte den Bischof, der neben ihm saß, nach dem Namen des Predigers. Watson antwortete, das Gerücht bestimme denselben zum Nachfolger des Bischofs von Carlisle, und bat Pitt, bei einer Erledigung, die Würde der bischöflichen Bank zu berücksichtigen. Pitt antwortete, er wisse nicht, daß daran gedacht werde. Zwei Monate später bat ein angesehener Verwandter des mittelmäßigen Predigers für diesen um das erledigte Bisthum und Pitt versprach es ohne Bedenken. Der Begünstigte schlug jedoch zu seiner Ehre, sagt Watson, die angebotene Würde aus.

Die Aerzte hatten dem Bischofe alle anstrengenden gelehrten Beschäftigungen verboten. Blieb er in Cambridge, so mußte, wie er voraus sah, der Genius des Ortes ihn immer wieder zu dem Gegenstande seiner alten Neigung ziehen. In seinem bischöflichen Sprengel hatte er keinen Wohnsitz. Sein thätiger Geist aber erlaubte ihm nicht, sein Leben geschäftlos zu verträumen, und so richtete er seine Blicke auf das Landleben, überzeugt, daß der Anbau des Landes die nützlichste und ehrenvollste Art sey, die Seinigen zu versorgen, und zugleich am wirksamsten seine Gesundheit stärken werde. Er hatte schon früher die, von seinem Freunde Luther geerbte, Landbesitzung veräußert, und wendete den Ertrag dazu an, sich in seiner Heimath Westmoreland anzukaufen. Einige Jahre nachher (1789) baute er sich ein freundliches Haus in der Nähe der reizenden Seen, und lebte seitdem im Kreise der Seinigen auf seinem Gute Calgarth=Park. Er folgte hier keineswegs der Sitte müßiger Landedelleute, sondern widmete sich der frommen Erziehung seiner Kinder, der Verbesserung seiner Ländereien, der Urbarmachung wüster Plätze, der Anpflanzung öder Berge, welche bald mit zahllosen Lerchenbäumen und Laubholze geschmückt waren. „Lange" sagte er, „werden die Bewohner der Grafschaft Westmoreland das Andenken des Bischofs von Landaff dankbar bewahren, für das gute Beispiel, das er ihnen gegeben hat, weil er, statt mit den Landleuten über den Preis des Rindviehes zu handeln, sich bemühte, schlechtes Land zu verbessern, und neue Erfindungen im Feldbau einzuführen."

Diese Beschäftigungen zogen ihn jedoch weder von den Pflichten seines Amtes ab, die er bei häufigen

Besuchen in seinem Sprengel ausübte, noch konnten sie seinen Geist gänzlich von der Theilnahme an den großen Angelegenheiten seines Vaterlandes, oder von nützlichen gelehrten Beschäftigungen ablenken, besonders wenn Zeitereignisse ihn auffoderten, zur Vertheidigung der Religion, der Sittlichkeit und der öffentlichen Freiheit im Volksrathe zu reden, oder die Feder zu ergreifen. Er war, besonders in den ersten Jahren seines ländlichen Aufenthaltes, zur Zeit der Parliament-Sitzungen gewöhnlich in London. Wir finden aus dieser Zeit in seinen Denkwürdigkeiten einen Zug, welcher der Mittheilung werth ist. „Hofgespräche," sagt er, „sind an sich alberne Dinge, und die albernsten von allen möglichen Dingen, wenn man sie nacherzählt; ich kann aber nicht unerwähnt lassen, was mir selbst im November 1787 bei dem Lever des Königs begegnete. Ich stand neben einem Venezianischen Edelmann. Der König unterhielt sich mit diesem über die Republik Venedig, und plötzlich sich zu mir wendend, sprach er: Da hören Sie, was er von den Republiken sagt. Meine Antwort war: Ich halte eine Republik für die schlechteste Regierungsform. Der König gab mir, nach seiner Meinung, einen neuen Hieb über die Republiken. Ich antwortete, daß ich nicht in einer Republik leben möchte. Als der König weiter in gleichem Tone fortfuhr, wurde ich empfindlich, und sagte mit Bestigkeit: Allergnädigster Herr, ich halte die Tyrannei eines einzigen Mannes für ein unerträgliches Uebel, und die Tyrannei von hundert Männern für hundertmal so schlimm. Der König ging weg. Ohne Zweifel hatte er Ohrenbläsern und Hofinsekten Gehör gegeben, die mich verläumdeten, daß ich ein Freund von republikanischen Grundsätzen sey, weil man wußte, daß ich die Grundsätze unserer Revolution vertheidigte. Der König fand vermuthlich Vergnügen darin, mir zu zeigen, was er von mir dachte, und das war nicht billig von ihm, da in allen meinen Schriften nicht ein Wort zu Gunsten der Republiken stehet, und ich vor der Annahme meines Bisthumes Lord Shelburne gebeten hatte, dem Könige meine hohe Verehrung gegen unsere Verfassung zu versichern. Wenn der König glaubte, daß ich bei jener Versicherung, um eines Bisthums willen, zu einer Lüge mich erniedrigt habe, so hatte er eine irrige Meinung von mir. Unter der Regierung Georgs III. aber behaupteten

die Torys den Sieg. Die Whigs hatten eine Zeitlang Ansehen und Macht, aber sie zankten sich unter einander, und verloren dadurch das Vertrauen des Königs wie des Volkes, und ihre Gewalt für immer, oder bestimmter zu reden, es blieb weder Whigismus, noch Torysmus, sondern übertriebener Reichthum, übertriebene Abgaben und übertriebener Aufwand hatten allgemeinem Egoismus Platz gemacht."

Im Jahre 1788 wurde Watson von einigen wohl gesinnten Männern in Calcutta eingeladen, die Stiftung einer protestantischen Mission in den brittischen Besitzungen in Indien zu befördern. Er war als Lehrer in Cambridge verfassungsmäßig ein Mitglied der Gesellschaft zur Ausbreitung des Evangeliums im Auslande gewesen, hatte aber nie thätigen Antheil daran genommen, weil sein anfänglicher Verdacht, daß die Glaubensprediger mehr beschäftigt wären, Dissenter zur bischöflichen Kirche zu bringen, als Heiden zu Christen zu machen, späterhin bestätigt wurde. Eine Mission in Indien schien ihm jedoch noch den meisten Erfolg zu versprechen, und er brachte den ihm mitgetheilten Entwurf zu Pitts Kenntniß; aber weder der Minister, noch der Erzbischof von Canterbury, der eine ähnliche Mittheilung erhalten hatte, äußerte sich je über diesen Gegenstand. „Ich erwarte in der That keinen sonderlichen Erfolg von der Beförderung des Christenthums durch Missionarien," sagt er bei dieser Gelegenheit; „aber ich erwarte viel von der Ausbreitung der Wissenschaften und des Handels. Das russische Reich erhebt sich aus der Barbarei, und wenn es einst die, seiner Ausdehnung angemessene, Vestigkeit und Stärke erlangt hat, wird es seine Gränzen vorrücken, und einen ehrgeizigen Blick auf Tibet, Japan und Sina werfend, kann es mit seinem Handel das Christenthum in jene Gegenden bringen. Indien wird durch die brittische Regierung christlich werden. Keinem Glaubensprediger, von welchem Volke er auch seyn möge, wird es leicht werden, irgendwo auf Heiden Eindruck zu machen, weil jeder gewöhnlich, statt die einfachen Grundsätze des Christenthums zu lehren, seine Zuhörer mit unverständlichen Lehren verwirrt, die nicht ausdrücklich in der Schrift ausgesprochen werden, sondern aus der Einbildungskraft, den Leidenschaften und Vorurtheilen der Menschen stammen. Das Christenthum ist eine Vernunft-

religion. Die Römer, Athener, Korinther und Andre waren höchst gesittet, weit vorgeschritten im vernünftigen Gebrauche ihrer geistigen Fähigkeiten, und vertauschten endlich alle das Christenthum mit dem Heidenthum. Eben diese Umwandlung wird in andern Ländern statt finden, sobald sie durch den Einfluß der europäischen Gelehrsamkeit aufgeklärt und fähig werden, das Gewicht der geschichtlichen Beweise, worauf die Wahrheit des Christenthums sich gründet, richtig zu würdigen." Möge hier auch die Ansicht vom Christenthume mitgetheilt werden, welche Watson später (1806) bei Gelegenheit eines von Claudius Buchanan, Vizepräsidenten des Collegiums zu Fort-William in Bengal, gemachten Vorschlages zu einer kirchlichen Einrichtung für das brittische Indien aussprach. „Die Moralität unserer Religion ist der bürgerlichen Gesellschaft so heilsam, ihre Zusage eines künftigen Lebens so tröstend für den Menschen, ihre Lehren sind so einstimmig mit den Aussprüchen der Vernunft, daß das Christenthum endlich in der ganzen Welt herrschend werden muß. Einige haben zwar gemeint, daß die christliche Religion in der Christenheit in Abnahme gerathe, aber ich bin nicht dieser Meinung. Es mögen allerdings einige, aus Rom und Genf stammende, Lehren der christlichen Religion in Abnahme kommen, einige unchristliche, aus Aberglauben, Unduldsamkeit, Dünkel und lieblosem Urtheile entspringende Gebräuche kommen in Abnahme, aber der Glaube an Jesus Christus den Heiland der Welt, den Urheber des ewigen Lebens für Alle, die sein Evangelium annehmen, bevestigt sich täglich mehr und mehr in den Gemüthern angesehener Männer, nicht bloß bei uns, sondern auch in andern christlichen Ländern. Selbst Frankreich schließe ich nicht von diesem Ruhme aus, ungeachtet seine Philosophen eine Zeitlang von allem Religionsglauben abtrünnig geworden sind. Ich kann nur Gutes von jenem Lande hoffen, wenn ich sehe, daß das National-Institut den Einfluß der Reformation Luthers auf den politischen Zustand der verschiedenen Staaten Europa's und auf die Fortschritte der Wissenschaften zum Gegenstande einer Preisfrage gemacht hat, besonders aber, wenn ich sehe, wie Herr Villers dieselbe auf eine Art löset, die dem freisinnigsten Protestanten in dem freiesten Lande Europa's Ehre machen würde. Es ist nicht zu läugnen, daß die Sittlichkeit der Christen im

Allgemeinen von dem Muster christlicher Vollkommenheit weit entfernt ist, und immer gewesen ist, aber ungeachtet dieß zugestanden werden muß, ist es doch Thatsache, daß die christliche Religion stets Frömmigkeit, Wohlthätigkeit, Selbstbeherrschung und Liebe zur Tugend überall, wo sie herrschte, hervor zu bringen mitgewirkt hat, und sie wird überall desto kräftiger wirken, je mehr sie mit vester Zuversicht auf ihre Wahrheit angenommen, je besser sie verstanden wird, denn wo das Gemüth sie rein auffaßt, muß sie frei werden unter ihren Bekennern von den Flecken des Aberglaubens und blinden Eifers, unter ihren Lehrern von Ehrgeiz, Herrschsucht und Weltsinn." „Wann werden wir Frieden auf Erden haben?" sagt er anderswo. „Nie, bis in dem Rathe der Könige und Kaiser der Geist des Christenthums waltet."

Eine wichtige Landesangelegenheit war die Geisteskrankheit, worein der König zu Ende des Jahres 1788 verfiel, und die Verhandlung über die Anordnung einer Regentschaft. Fox und die Opposition, an deren Spitze damals der Prinz von Wales stand, behaupteten im Parliament, der Prinz habe ein Recht, die Verwaltung des Staats zu übernehmen. Pitt aber, der voraus sah, daß er in diesem Falle nicht am Ruder bleiben würde, und von den politischen Verbindungen des Prinzen von Wales nachtheilige Folgen befürchtete, gab zur Antwort, daß der Prinz nicht mehr Recht zur Regentschaft habe, als irgend jemand im Königreiche. Er brachte endlich einen Gesetzvorschlag ins Parliament, wodurch der künftige Regent so sehr als möglich beschränkt, und besonders, weil die Verschwendung des Prinzen Unheil besorgen ließ, die Verwaltung des königlichen Vermögens nicht ihm, sondern der Königin zugesprochen wurde. Es erfolgte ein lebhafter Parteikampf, worin von beiden Seiten Pitt, Sheridan und Fox ihre großen Rednergaben glänzen ließen. Auch Watson hielt bei dieser Gelegenheit eine Rede für das unbeschränkte Recht des Prinzen, die zu seinen besten gehörte. Seine Reden haben den Vorzug strenger Bündigkeit und sorgfältiger Entwickelung der Gründe, aber nur in einzelnen Stellen findet man die Kraft und das Feuer, welche aus einem von seinem Gegenstande schnell und mächtig ergriffenen Gemüthe und aus einer angeregten Einbildungskraft hervor gehen, und gewöhnlich verrathen selbst Anordnung, Wendungen und

die zierliche, geregelte Sprache das Vorbedachte und Gelernte, mehr als es der Lebhaftigkeit des Eindrucks günstig ist, womit die Leistungen der großen englischen Redner wirken. Aus allen seinen Reden spricht jedoch ein so milder Geist der Vermittlung und Versöhnung, so viel Vestigkeit und Ernst redlicher Ueberzeugung, daß man jene Blitze des Geistes nicht vermißt. Dabei war nach dem Zeugnisse der Zeitgenossen, seine Stimme angenehm, sein Vortrag rein und anmuthig. Watsons Meinung über jene große Frage ging dahin, das Parliament habe, sobald die Thatsache von des Königs Unfähigkeit zur Regierung erwiesen gewesen sey, den Prinzen von Wales, als nächsten Kronerben, ermächtigen müssen, nicht die ganze königliche Gewalt, wohl aber des Königs ganzen Antheil an der gesetzgebenden Gewalt zu übernehmen. Sobald aber die Gesetzgebung durch diese Handlung der Nothwendigkeit vollständig geworden, und durch den Vorsitz des Prinzen von Wales im Parliament an seines Vaters Stelle, die Kraft der Verfassung hergestellt gewesen sey, habe das vollständige Parliament einen nach seiner Meinung tauglichen Regenten bestellen müssen, und zwar nach Gutdünken, mit oder ohne Beschränkung; wiewohl es sehr unangemessen gewesen seyn würde, einen andern als den Kronerben zu ernennen, und ihn einer andern Beschränkung oder Aufsicht zu unterwerfen, außer derjenigen, welche die Verfassung dem Könige selbst bei der Ausübung seiner Gewalt vorschreibe, wenn auch die Gesetzgebung das Recht und die Macht gehabt habe, anders zu verfahren. Wäre nun durch die gesammte Gesetzgebung eine Regentschaft angeordnet worden, so hätten alsdann wegen der Sorge für die Person des Königs, die Sicherheit seines Privatvermögens und die Wiederübernahme seiner öffentlichen Rechte auf den Fall seiner Wiederherstellung die zweckmäßigsten Verfügungen getroffen werden sollen. Es ist nicht zu läugnen, daß diese Meinung, die der Bischof bündig erörterte, völlig im Geiste der englischen Verfassung war. Aus einem ähnlichen Falle, wo das Gesetz klar und bestimmt verfügt, daß die dem Könige anvertraute Gewalt, wenn er durch den Tod zur Ausübung derselben unfähig gemacht wird, nicht auf die Volksgemeine, die Quelle aller Herrschergewalt zurück fallen, sondern nach einer bestimmten Erbfolgeordnung ganz auf den Erben übergehen solle, schloß er, daß auch in diesem

Falle die königliche Gewalt einstweilen dem rechtmäßigen Erben anvertraut werden müsse. „Man hat behauptet," setzt er hinzu, „daß bei der Anordnung der Regentschaft dem Regenten nicht mehr Gewalt übergeben werden solle, als hinlänglich sey, die vollziehende Gewalt für des Landes Wohlfahrt wirksam auszuüben. Ich nehme diesen Satz in seinem ganzen Umfange an, und auf die Wahrheit desselben gründe ich die Behauptung, daß der Regent keine Beschränkung erleiden muß. Alle königliche Gewalt ist nöthig um ihn in Stand zu setzen, die Regierung zur Beförderung der öffentlichen Wohlfahrt zuführen. Wie! will man etwa behaupten, oder andeuten, daß der König selber nach der Landesverfassung im geringsten mehr Gewalt besitze, als hinreichend für ihn ist, um zum Besten des Landes zu regieren? Ich behaupte er hat solche Gewalt nicht. Denn dieß würde die Macht seyn, Unrecht zu thun, und der König hat keine moralische Macht Unrecht zu thun; es würde jene Erlaubniß zur Ungerechtigkeit seyn, welche die Grundlage zur Herrscherwillkühr in jedem Königreiche ist, welche die Despoten auf dem festen Lande verlangen und ausüben, die aber unser König, Gott sei Dank! gewiß nicht ausüben würde, wenn er sie verlangen könnte, und die unsere Verfassung, Gott sei Dank! ihm nicht erlaubt zu verlangen."

Es ist bekannt, daß Pitt die Verhandlungen in die Länge zu ziehen wußte, weil Hoffnung zu des Königs baldiger Wiederherstellung war, und diese machte auch bald dem Streite der Meinungen ein Ende. „Der Minister," sagt Watson, „brauchte den Kunstgriff, alle diejenigen, welche sich seiner Maaßregel widersetzt hatten, als Feinde des Königs darzustellen, und die Königin verlor bei Vielen die gute Meinung, die man bisher von ihr gehabt hatte, da sie den Absichten des Ministers beistimmte. Sie unterschied unvorsichtig durch verschiedene Abstufungen von Höflichkeit auf der einen Seite und durch absichtliche Kränkungen auf der andern, diejenigen, welche mit dem Minister, und diejenigen, welche gegen ihn gestimmt hatten. Sie empfing mich in der Hofversammlung, nach des Königs Genesung mit einer Kälte, die ihr selber lächerlich und unpassend vorgekommen seyn würde, wenn sie sich hätte denken können, wie wenig ein Mann von meiner Gemüthsart bei seinem redlichen

Streben, sich um das Mißfallen einer Frau kümmerte, selbst wenn diese Frau eine Königin wäre."

Der Prinz von Wales, der neben seiner Mutter stand, war desto freundlicher gegen den Bischof, und lud ihn zur Tafel ein. Als Watson der Einladung folgte, sprach der Prinz über die Grundsätze, wovon er sich während des Königs Krankheit hatte leiten lassen, und verrieth seine Bekümmerniß über die Behandlung, die er selber von der Königin erlitten hatte. Watson versichert, daß der Prinz sich so geäußert habe, wie es sich von einem Thronerben, und einem Sohne, der von den besten Gesinnungen gegen seine Aeltern beseelt gewesen sey, habe erwarten lassen. Er rieth ihm die üble Laune seiner Mutter ferner mit pflichtmäßiger Geduld zu ertragen, bis die Zeit und ihr eigener gesunder Verstand sie aus dem Gewebe losgewickelt haben werde, womit Ministerlist sie umstrickt habe. Als das Gespräch auf Parteiungen fiel, äußerte Watson, er sei des Parteigewühles müde und wolle sich gern aus dem öffentlichen Leben zurück ziehen. „Nein," sprach der Prinz, „und erinnern Sie sich, wer Ihnen das sagt, Sie sollen sich nie zurückziehen; ein Mann von ihren Geistesgaben soll nie für das öffentliche Leben verloren seyn." — „Ich habe nun so lange in der Abgeschiedenheit gelebt, setzt Watson im Jahre 1812 bei der Erzählung dieser Unterredung hinzu, und fühle in meinem 75sten Jahre kein Verlangen, anders zu leben."

Die großen Ereignisse welche Frankreich zu jener Zeit erschütterten, regten auch Watson's Gemüth zur lebhaftesten Theilnahme auf, und auch er gehörte zu denjenigen, die eine heilsame Umwandlung der verdorbenen gesellschaftlichen Verhältnisse in jenem Lande als nahen Erfolg dieser Erschütterung erwarteten. „Weder die alte, noch die neue Geschichte," sagte er im J. 1791, „zeigt uns ein ähnliches Beispiel, das Beispiel eines ganzen Volkes, das sich mit unbedeutenden Ausnahmen, in Angelegenheiten des bürgerlichen Lebens und des Glaubens von den Vorurtheilen der Geburt und der Erziehung losmacht, und die Grundsätze der Philosophie und des gesunden Verstandes annimmt. Ich rede nur von den allgemeinen Umrissen ihrer Verfassung. Unbedeutende Einwürfe mögen gegen Manches gemacht werden können, und die Erfahrung wird die Nothwendigkeit zeigen, manche Gegenstände von neuem zu erwägen. Aber wie sehr auch ab-

trünnige Whigs *) sich bemüht haben, ein lächerliches Licht auf die Menschenrechte zu werfen; diese Rechte sind in der Natur gegründet, sind früher als die bürgerliche Gesellschaft und unabhängig von ihr." Ausführlich legte Watson jene Meinung in einem merkwürdigen, zu Anfange des Jahrs 1792 bekannt gemachten Hirtenbriefe an die Geistlichen seines Sprengels dar. Nach einer gedrängten Darstellung des bisherigen Ganges der Revolution, äußert er die Vermuthung, daß Frankreich wenigstens drei Vortheile dadurch erlangen werde: eine gerichtliche Untersuchung durch Geschworne, eine Habeas-Corpus-Akte, und unbestechliche Verwaltung der Gerechtigkeit. Auch billigte er die mit der französischen Geistlichkeit vorgenommenen Veränderungen, die Verfügungen über die Einkünfte der Geistlichen, die Aufhebung der Klöster, die allgemeine Duldung aller Glaubensparteien. Aber wie hätte er damals schon ahnen können, daß jenes Ereigniß der Keim seyn werde, welcher, 25 Jahre lang mit Blut gedüngt, dennoch einem großen Theile von Europa eine Frucht bringen sollte, welche ohne dasselbe wenigstens nicht so früh zur Reife gekommen wäre. Gesundes Urtheil und weise Mäßigung zeichnen den Aufsatz aus, worin Watson zugleich über die Unklugheit und Ungerechtigkeit der englischen Test-Akte spricht. Pitt, sagt er, habe wiederholt erklärt, die Test-Akte solle nicht aufgehoben werden; aber es sey immer noch zu bezweifeln, ob diese Erklärung auf des Ministers eigene Meinung gegründet, oder aus Nachgiebigkeit gegen die Meinung eines Andern entsprungen sey. Nur zwei Gründe gäbe es, einen rechtlichen Mann von der Wählbarkeit zu einem öffentlichen Amte auszuschließen: Unfähigkeit zu demselben, oder Mangel an Anhänglichkeit an die Landesverfassung. Der erste Vorwurf könne die Dissenter nicht treffen; den anderen haben viele gemacht, aber nicht erwiesen. Im Gegentheile beweise das Betragen der Dissenter seit der Revolution (1688), ja seit der Restauration (1660), daß sie keineswegs, wie man sie beschuldige, die Absicht haben, die Verfassung zu untergraben, nnd eine freistaatliche Ordnung einzuführen. Man sage zwar, die Dissenter seyen Feinde der bestehenden Kircheneinrichtung,

*) W. zielt auf Burke.

und der Staat sey so genau mit der Kirche verbunden,
aß derjenige, welcher unfreundlich gegen die eine ist, den
Umsturz beider wünschen müsse; diese Behauptung sey
edoch falsch, da mancher eine Veränderung im Kirchen-
thume wünschen könne, ohne eine Veränderung in der
Landesverfassung zu erlangen. Schutz des Lebens, der
Freiheit, des Eigenthumes seyen ja nicht untrennbar
nit irgend einer besondern Form des Kirchenthums ver-
unden. „Aber man fürchtet, die Dissenter würden, wenn
ie Test- und Corporations-Akte aufgehoben werden soll-
e, in einigen Flecken welche Mitglieder zum Parliament
enden, Einfluß gewinnen. Sie haben schon jetzt Einfluß
n vielen Flecken, und dennoch ist es nicht wahrscheinlich,
aß sie, wenn alle Hindernisse ihrer Wählbarkeit zu öf-
entlichen Aemtern entfernt würden, je im Stande seyn
verden, den Einfluß der Regierung, der Aristokraten und
er Kirche zu überwiegen. Aber wenn es nun geschähe,
vas denn? Die meisten Flecken würden Dissenter in's
Parliament senden. Schon jetzt dürfen sie im Parlia-
nent erscheinen, die Gefahr bestände also darin, daß ihre
Zahl zunehmen würde. Und träte nun auch der unwahr-
scheinliche Fall ein, daß die Mehrheit des Unterhauses
aufhörte, aus Anhängern der bischöflichen Kirche zu be-
stehen, was denn weiter? Das Unterhaus würde einen
Gesetzvorschlag ins Oberhaus bringen, die englische Kir-
chenverfassung in die schottische umzuwandeln. Und ge-
setzt es geschähe, was denn weiter? Es ist keineswegs
ine nothwendige Folge, daß das Unterhaus das Ober-
haus zwingen würde, einen solchen Gesetzvorschlag anzu-
nehmen, aber selbst wenn es endlich der Fall wäre, daß
as Oberhaus den Vorschlag annähme, und der König
ie Einführung der presbyterianischen Kirchenverfassung
tatt der bischöflichen bewilligte, was denn weiter? Nun
ie jetzige Form des Kirchenthums in England würde in
ine andere umgewandelt werden. Und das ist alles?
Dieß die Entwickelung so vieler bösen Vorbedeutungen?
Dieß der Erfolg eines so unchristlichen Zwistes? Dieß
er Grund zu fortdauernder Zwietracht, wodurch die per-
önliche Freiheit und das Eigenthum friedlicher Bürger
em wilden Eifer eines unverständigen Pöbels Preis ge-
geben werden? Ein großes protestantisches Volk kehrt
nicht zum Papstthume zurück, und ein christliches Volk
geht weder zum Heidenthume, noch zu Mohammed's

Glauben über, sondern nimmt bloß eine andre Kirchen-einrichtung an. Diese unwahrscheinliche Veränderung im Kirchenthume, und überdieß eine Veränderung, die gar nicht zu beklagen wäre, wenn sie aus einer Veränderung in den Gesinnungen des Volkes hervorginge, schien mir ein ungewisses und ein entferntes Uebel von weit geringerer Bedeutung zu seyn, als dasjenige, das von der Fortdauer der Test-Akte zu erwarten seyn möchte, da zu befürchten war, daß die Dissenter, wenn sie sich in der Heimath für gemißhandelt hielten, nach und nach verleitet werden könnten, mit ihrem Reichthume ihrer Gewerbsamkeit, ihrem Kunstfleiße in entfernte Gegenden auszuwandern, oder wenn Klugheit sie davon abhalten sollte, einen Groll gegen die Regierung behalten und bereit seyn würden, bei günstiger Gelegenheit ihren Unmuth ausbrechen zu lassen."

In England veranlaßte die französische Revolution gleichfalls unruhige Bewegungen, welche die Regierung zur Wachsamkeit auffoderten. Es entstanden mehrere Gesellschaften, die mit den Beförderern der französischen Umwälzung eine Verbindung unterhielten. Um dieselbe Zeit (1792) bildete sich ein Verein von achtbaren Männern, unter dem Namen der Volksfreunde, welche in ihrer Versammlung am 26. April 1792 beschlossen, eine Erklärung an das brittische Volk über den Zweck ihrer Verbindung zu erlassen, und in der nächsten Sitzung des Parliaments einen Antrag zu einer Reform durch Grey (Lord Howick), machen und durch Erskine unterstützen zu lassen *). Der Minister, erzählt Watson, welcher bei seinem Eintritte in das öffentliche Leben so eifrig als irgend einer für eine bessere Einrichtung der Volksvertretung gesprochen hatte, war entweder von seiner Meinung abgegangen, oder gab den Besorgnissen oder den Absichten des Hofes nach, und ergriff bald die Gelegenheit, die Bestrebungen jenes Vereins zu hemmen, indem er den Verdacht, der nicht mit Unrecht auf einige der übrigen demokratischen Gesellschaften gefallen war, auch auf die Volksfreunde zu wälzen suchte. Diese waren zu angesehene Männer, als daß sie in der Bekanntmachung, welche der König im Mai 1792 gegen aufrührerische Ver-

*) Proceedings of the friends of the people (London 1792) S. 19—20.

sammlungen und verbrecherische Verbindungen erließ, namentlich hätten bezeichnet werden können, aber man wußte allgemein, daß die Verfügung hauptsächlich gegen sie gerichtet war.

Der Bischof erzählt bei der Erwähnung der Rückwirkungen der französischen Revolution auf England einen auffallenden Zug von dem verstorbenen Grafen Stanhope, der bekanntlich ein eifriger Anhänger der Revolutionsmänner in Frankreich war. Er hatte einst bei dem Grafen den Bischof von Autun und andre Mitglieder der ersten National-Versammlung kennen gelernt; und die Achtungsbeweise, welche Lord Stanhope ihnen gab und von ihnen erhielt, verleiteten den Bischof späterhin, als die Nachricht von Ludwigs XVI. Gefangenschaft nach England kam, zu der seltsamen Hoffnung, daß der Graf etwas zu Gunsten des unglücklichen Königs vermöge. Große Ereignisse, meint er, seyen ja schon oft aus unbedeutenden Ursachen hervor gegangen, und so könne auch seine schwache, doch redliche Bemühung Unglück verhüten. „Ihre Meinung," schrieb er dem Grafen, „wird viel Gewicht bei den Mitgliedern der National-Versammlung haben. Ich wünsche sie könnten diese zu einer Handlung bewegen, welche einen Schleier auf die neuerlichen Ausbrüche des wüthenden Pöbels werfen, dem neuen Freistaate eine veste Grundlage geben und die Namen der Volksvertreter ehrenvoll auf die Nachwelt bringen würde. Statt ihren König vor Gericht zu stellen, mögen sie ihm die Freiheit geben, ihm eines seiner Schlösser zur Wohnung anweisen, und ihm und seinen Nachkommen 100000 Pf. Sterl. jährlicher Einkünfte verleihen, mit der Erlaubniß, dieses Jahrgeld in Frankreich, oder auch im Auslande zu verzehren, aber unter der Bedingung, daß es durch jede Verrätherei gegen die Republik verwirkt werden solle. Ich will Ihnen nicht mit dem Beweise beschwerlich fallen, wie sehr eine so großmüthige, oder soll ich sagen, gerechte und menschliche Handlung alle Gemüther mit dem, in meinen Augen unläugbaren Grundsatze versöhnen würde, daß die Mehrheit jedes Volkes zu allen Zeiten das Recht hat, seine Staatsverfassung zu ändern." Wie konnte der verständige, umsichtige Mann von einem solchen Schritte irgend einen günstigen Erfolg erwarten! Graf Stanhope antwortete bloß, „daß neuere Entdeckungen

von Ludwigs Verrätherei, Treulosigkeit und Doppelzüngigkeit seit Kurzem den Unwillen gegen denselben noch heftiger aufgeregt hätten."

Einige Monate später gab Watson seine Predigt über die Weisheit und Güte Gottes bei der ungleichen Vertheilung der Erdengüter, nebst einem Anhange über die damaligen Verhältnisse zwischen Großbritannien und Frankreich heraus, und lieferte darin einen lauten Beweis, wie sehr er den Geist der Widerspenstigkeit und der Unzufriedenheit, der damals in Großbritannien herrschte, und unverständiges Geschwätz von Freiheit und Gleichheit verdammte. Selbst der König gab ihm seinen Beifall über diese Schrift zu erkennen. „Ich mag gern weiter kommen, im Augenblicke der Gefahr," sprach der Bischof. „Das thun Sie, wie ich sehe," antwortete der König, „und es zeigt einen Mann von hohem Muthe."

Als im J. 1795 der Herzog von Bedford im Oberhause den Antrag machte, „daß keine Verfassung, die etwa in Frankreich aufkommen möchte, eine Unterhandlung mit diesem Lande hindere, oder einen Frieden aufhalten sollte, sobald derselbe mit der Ehre, dem Vortheile und der Sicherheit Englands vereinbar sey" war Watson der einzige Bischof, der sich erhob, um den Herzog zu unterstützen, obgleich er wohl wußte, daß der König sein Mißfallen über die Einmischung der Bischöfe in Staatssachen ausgesprochen hatte. „Es ist keineswegs an sich klar," sagte er unter andern, „daß der Krieg das einzige oder beste Mittel sey, den Fortgang demokratischer Grundsätze zu hemmen, und wie sehr auch manche Leute es für wahr halten mögen, mir ist es nicht wahrscheinlich; denn ein unglücklicher Kampf wird solche Grundsätze in ihrem Fortgange eher fördern, als hemmen, und ein glücklicher sie nicht aufhalten." Der Hauptgedanke, den er durchführte, war, daß die Gründung eines Freistaats in Frankreich die Verfassung Englands nicht gefährden, aber ein beharrlicher Entschluß, nicht in Unterhandlung zu treten und den Krieg fortzusetzen, den Thron erschüttern und die Unabhängigkeit des Volkes in Gefahr bringen werde. Gewiß war seine Meinung aus redlicher Ueberzeugung hervor gegangen, und diejenigen, welche in jener Beharrung Heil und Rettung zu finden hofften, konnten zu jener Zeit auch nicht ahnen, daß der späte Erfolg in zwanzig Jahren

ihre Berechnungen rechtfertigen werde. Aber weder jene, die im Sinne des Redners dachten, noch diese, vermochten den gewaltigen Kampf, dessen wunderbare Wechsel vor ihren Augen schwankten, aus dem Gesichtspunkte zu betrachten, woraus die Weltgeschichte ihn wird betrachten dürfen, als den nothwendigen Streit veralteter hemmender Formen mit den neuen Bedürfnissen der mündig gewordenen europäischen Menschheit, als den gewaltsamen Uebergang aus einem unvollkommenen gesellschaftlichen Zustande zu einem freieren Bürgerleben.

Im folgenden Jahre (1796) ergriff der Bischof von Landaff eine Gelegenheit, durch eine glänzende Leistung seiner gelehrten Thätigkeit die Aufmerksamkeit aller Volksklassen Englands auf sich zu ziehen. Es war seine Vertheidigung der Bibel *) gegen die Angriffe, welche Thomas Paine in seinem „Zeitalter der Vernunft **) auf den Offenbarungsglauben gemacht hatte. Sie ist die gründlichste Widerlegung des gewandten Gegners, durch Freimüthigkeit, Ernst, anständige Mäßigung, und die zierliche Darstellung, die alle Schriften Watson's empfiehlt, ausgezeichnet, und hat viel beigetragen, dem Unglauben zu wehren, wozu Paine's Schriften durch ihre blendende Darstellung verführten. ***) Mit einer Klugheit aber, die ihm zur Ehre gereicht, wies er eine Einladung des Grafen von Liverpool ab, der Barruel's Geschichte des Jakobinismus rühmte, und den Bischof von Landaff, sonderbar genug, auffordern ließ, „das Werk des katholischen Priesters in ein protestantisches Gewand zu kleiden, und von dem Seinigen hinzu zu

---

*) Apology for the bible.

**) Age of Reason.

***) Der Verfasser der pursuits of literature richtet folgende Zeilen an ihn:

Yet all shall read, when bold in strength divine,
Prelatic virtue guards the christian shrine,
Pleas'd from the pomp of science to descend,
And teach the people as their hallow'd friend;
In gentle warnings to the unsettled breast,
In all its wand'rings from the realms of rest,
From impious scoffs and ribaldry to turn,
And Reason's Age by reason's light discern;
Refix insulted truth with temper'd zeal,
And feel that joy which Watson best can feel.

thun, was ihm einfallen möchte." Er würde, sagt Watson, weder die politischen Grundsätze, noch die Glaubensmeinungen des Abbé Barruel in irgend ein protestantisches Gewand haben kleiden können, das ihm nicht selber mißfallen hätte, und sey überdieß nicht geneigt gewesen, den Versicherungen desselben von dem Daseyn einer Verschwörung der Philosophen in Frankreich und der Illuminaten in Deutschland zum Umsturze der Altäre und Throne vollen Glauben beizumessen. „Ich sah," setzt er hinzu, „und hatte lange gesehen, daß die Fortschritte der Gelehrsamkeit und der Anbau der Wissenschaften in allen Ländern den menschlichen Geist zur Thätigkeit aufgerufen und ihn angespornt hatten, die Fesseln des Aberglaubens und die Ketten willkührlicher Gewalt abzuwerfen. Ich sah ferner, daß, wie es sich erwarten ließ, einige vorschnelle und dünkelvolle Geister, die Gränzen nüchterner Forschung überschreitend, aufhören würden, die christliche Religion von ihren Ausartungen, und gerechte Staatsverwaltung von vestländischer Herrscherwillkühr zu unterscheiden.

Im Anfange des Jahres 1798 wußte Watson den Geist seiner Mitbürger durch seine **Zuschrift an das brittische Volk** *) kräftig aufzuregen, welche in 14 Auflagen, einige Raubdrücke **) ungerechnet, schnell verbreitet ward. Die mißliche Lage, worin sich damals der Staatshaushalt Englands befand, Frankreichs drohende Rüstungen, und der Wunsch, die Fortschritte einer falschen Philosophie zu hemmen, welche Unglauben und Aufruhr unter den niedern Volksklassen verbreitete, bewog ihn zu dieser Schrift. Er wich darin klüglich der Streitfrage aus, ob der Krieg hinsichtlich seines Ursprungs zu loben oder zu tadeln sey, und warf nur einen Blick auf die Lage, worin er sein Vaterland nach einem sechsjährigen Kampfe mit einem Feinde sah, der während des Streites täglich stärker ward, jetzt mit Vergeltung drohte und selbst die oft wiederholte Drohung, **Karthago** zu

*) Address to the people of Great-Britain.

) Warum in unserer Sprache, die sonst das Ding meist immer beim rechten Namen nennt, nicht lieber so, statt des schielenden Wortes **Nachdruck? So nennt der Engländer nachdrucken — **rauben** (to pirate) und den Raub: pirated edition.

zerstören, ausführen wollte. Er nahm an, das brittische Volk sey dahin gekommen, zwischen unbedingter Unterwerfung und kräftiger Fortsetzung des Kampfes wählen zu müssen. Daß große Opfer, große Anstrengungen nothwendig geworden seyen, behauptete er, und beschwor seine Mitbürger für ihre Freiheit, ihr Eigenthum und alles, was dem Menschen theuer ist, alles aufzubieten. Diese Schrift erweckte ihm viele Widersacher. „Einige heftige Menschen," sagt er, „deren Entwürfe über Veränderungen im Staate und in der Kirche weiter gingen, als die Meinigen, grollten mit mir, und warfen mir vor, daß ich von meinen Grundsätzen abgewichen sey und die gemeine Sache verlassen habe. Eine ganz grundlose Beschuldigung; denn meine Grundsätze waren nicht republikanisch, und meine Sache war nicht die ihrige." Die Regierung schien durch den zeitgemäßen Beistand, den diese Flugschrift ihr gab, mit neuem Eifer belebt zu werden, und verfolgte des Bischofs Gegner, von welchen Einige, z. B. der berühmte Philolog Gilbert Wakefield, wegen angeblicher Schmähschriften zu Geldstrafen und Gefängniß verurtheilt wurden, ohne daß Watson, der die Preßfreiheit, für die Schutzwehr der Verfassung hielt, es zu hindern vermochte.

Die Vereinigung Ireland's mit Großbritannien, worüber man mehrere Jahre vor dem Abschlusse derselben (1800) im Parliamente verhandelt hatte, wurde auch von dem Bischofe von Landaff in einer gründlichen Rede vertheidigt, worin er die Frage von der Freilassung der Katholiken, jedoch nur im allgemeinen, unter Empfehlung gegenseitiger Nachgiebigkeit berührte. Eine auf gerechte und ehrenvolle Bedingungen gegründete Vereinigung schien ihm die Hoffnung einer gänzlichen Veränderung des Zustandes von Ireland zu verbürgen; er sah brittischen Reichthum auf der Schwester-Insel angelegt, Sümpfe in Fruchtfelder verwandelt, nackte Berge mit Wäldern bepflanzt, Bergwerke bearbeitet, neue Wasserstraßen gegraben, Gewerbanstalten errichtet, neue Handelswege aufgefunden, und das Volk, mit Arbeit versorgt, in Aufklärung, Zufriedenheit und Glück zunehmen, und noch erlebte er die Zeit, wo bereits einige jener glücklichen Folgen sichtbar wurden, welche alle Besorgnisse der Gegner der Vereinigung eben so widerlegten, als es im ersten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts bei der Ver-

bindung zwischen Schottland und England der Fall gewesen war.

Bei seiner sorgfältigen Beobachtung des sittlichen Zustandes seiner Mitbürger, und seinem Bestreben, auf die Verbesserung desselben zu wirken, erkannte der wackre Bischof schon im Jahre 1800 ein Bedürfniß, daß erst neuerlich befriedigt worden ist. Ihm gebührt die Ehre, zuerst in Anregung gebracht zu haben, daß es in der brittischen Hauptstadt an einer hinlänglichen Anzahl von Kirchen für die angewachsene Bewohnerzahl fehle. Er empfahl dem standhaften Verfechter der Abschaffung des Sklavenhandels, Wilberforce, jene Angelegenheit, überzeugt, daß zwanzig neue Kirchen, einfach und geräumig gebaut und ohne eigenthümliche Sitze, sondern bloß mit Bänken für Reiche und Arme versehen, hinlänglich seyn würden, und vergaß nicht, eine anständige Besoldung der, zur Besorgung des Gottesdienstes in diesen Kirchen erfoderlichen, Geistlichen zur Bedingung zu machen.

Aller dieser rühmlichen Bestrebungen ungeachtet, blieb Watson Bischof von Landaff, während jüngere Mitglieder der bischöflichen Bank bei Beförderungen ihn übersprangen. Selbst Freunde des Ministers, z. B. Lord Camden, äußerten laut ihre Mißbilligung, daß der verdienstvolle Mann nicht in eine würdigere Lage versetzt wurde. Watson tröstete sich mit dem ältern Cato: „Ich will lieber, daß die Menschen fragen, warum man dem Cato keine Bildsäule gesetzt, als warum man ihm eine gesetzt habe.“ Seine freundschaftliche Verbindung mit Pitt wurde dadurch nicht unterbrochen, wie man aus mehrern Zuschriften über wichtige Landesangelegenheiten sieht, die er dem Minister sandte. Als von den Mitteln die Rede war, die Geistlichen zum Wohnsitze in ihren Sprengeln zu nöthigen, äußerte er die Meinung, es müsse in jedem Dorf, wo es nur einen schicklichen Ort für die öffentliche Gottesverehrung gebe, ein Geistlicher wohnen, weil nichts so wirksam beitrage, das Volk zu versittlichen. Für die Zukunft, behauptete er, sollte der gleichzeitige Besitz mehrerer Pfründen verboten werden, aber die gegenwärtigen Besitzer in dem Genusse derselben zu stören, hielt er für unbillig, und wiederholte seine früheren Vorschläge zur Verbesserung schlecht ausgestatteter geistlichen Pfründen. Die eigentliche Ursache des Nichtaufenthaltes der Geistlichen in ihren Sprengeln und des Besitzes meh-

rerer Pfründen, schien ihm die schlechte Ausstattung der meisten Pfarren zu sein.

Die Zurücksetzung, welche der Bischof auch nach Pitt's Entlassung (1801) unter den neuen Machthabern erfuhr, machte ihn immer mißmuthiger, und seine Eigenliebe fühlte sich gekränkt, als manche seiner wohlgemeinten Vorschläge, womit er die Minister anging, gleichgültig behandelt wurden. Er kam seitdem nicht mehr, wie früher, jährlich zu den Parliamentsitzungen nach London, und zog sich immer mehr in den Kreis der Seinigen zurück. Auch sprach er seltener im Oberhause. Als aber im März 1804 Mangel an Vertrauen zu der damaligen Staatsverwaltung, an deren Spitze Addington noch stand, und die fortdauernden Rüstungen des Feindes Besorgnisse erregten, und eben ein Gesetzvorschlag über den Aufruf der Freiwilligen berathen wurde, trat er mit einer lebhaften Rede auf, um zu einer herzlichen und uneigennützigen Vereinigung aller ausgezeichneten Köpfe des Landes aufzufodern, welche Pitt's Verbindung mit Fox, Grenville und Windham hoffen ließ. „Der Tod ist in der Luft," sprach er, „und wenn er sich niedersenkt, wird er anzeigen, ob Buonaparte oder Großbritannien verderben soll; anzeigen, ob Frankreich in seine alten Gränzen zurück weichen muß, oder alle Staaten Europa's sich unter sein Joch beugen sollen." „Laßt uns nicht klagen," schloß er, „über persönlichen Kriegsdienst, nicht über Entbehrung des Wohllebens, nicht über Verminderung des Eigenthumes, so lange wir kämpfen auf daß wir ein freies Volk bleiben. Ich für mein Theil wollte lieber für mein übriges Leben Wasser und Brot essen und die Holzschuhe meiner Heimath tragen, ein freier Bürger dieser beschränkten Monarchie, als mich mit allen Leckerbissen nähren, mit allen Ueppigkeiten dieser üppigen Stadt verzärteln, als ein Sklave der französischen Republik." Die Minister schlossen aus dieser Rede, Watson habe die Absicht zu ihrer Partei überzugehen, und behandelten ihn mit großer Achtung; aber Lord Hawkesbury (jetzt Graf Liverpool), der ihn einlud, einer Sitzung, wo man alle Freunde der Minister zu sehen wünschte, beizuwohnen, sah sich bald getäuscht, als Watson antwortete, daß er zwar bei verschiedenen Gelegenheiten und auf verschiedene Weise den Vortheil des Vaterlandes zu befördern sich bemüht, aber sich stets geweigert habe, Par-

teigänger zu werden. „Ich habe immer," sagt er um diese Zeit, „in öffentlichen Angelegenheiten nach meiner eigenen Ueberzeugung gehandelt, gleichgültig gegen das ehrgeizige Streben der Parteien, ausgenommen in so fern sie dem, was ich für öffentliche Wohlfahrt hielt, nachtheilig oder förderlich waren, und ich kann nur beklagen, daß jetzt der, durch Privatabsichten erregte Parteigeist, die Maaßregeln der Regierung hemmt." Freilich mußte er sich selbst gestehen, daß er nicht erwarten durfte, bei irgend einer Erledigung ein vortheilhaftes Anerbieten zu erhalten. „Parteigänger im Parliament," sagte er, „Torys in der Staatsverwaltung, Andächtler in der Religion, das sind die Leute, die in verdorbenen Staaten empor kommen und durch ihr Emporkommen den Untergang freier Verfassungen beschleunigen."

Als im Jahre 1805 die irländischen Katholiken mit ihrem Gesuche um unbeschränktes Bürgerrecht sich zuerst an den Minister Pitt wandten, und da dieser die Bitte zwar für gerecht, aber nicht für zeitgemäß hielt, durch die Opposition ihr Gesuch befördern ließen, war Watson mit dem Minister gleicher Meinung, und glaubte, daß die Gewissensbedenklichkeiten des Königs berücksichtigt werden müßten, weil der König etwas für Gewissenspflicht halte, wenn dieß auch im Grunde gar nicht dafür gehalten werden könne. Was er damals über jene Landesangelegenheit sagte, muß als letztes Ergebniß seiner Erwägungen gelten, und soll daher hier noch eine Stelle finden; obgleich man sieht, daß, ungeachtet er die Gerechtigkeit des Gesuchs der irländischen Katholiken und die Zweckmäßigkeit es zu bewilligen, anerkannte, doch immer etwas Schwankendes in seiner Meinung geblieben ist. Er findet bei jener Bewilligung keine Gefahr mehr für die Kirche in England und Ireland. „Die Gerechtigkeit" sagt er, „verlangt die Duldung aller Glaubensmeinungen; da keine Regierung rechtmäßig mehr Gewalt über ihre Unterthanen besitzen kann, als ihr von diesen bei der Gründung der bürgerlichen Gesellschaft übertragen worden ist, und kein Einzelner kann das Recht aufgeben, Gott nach seinem Gewissen zu verehren, folglich kann die Regierung es auch nicht schmälern. Keine Regierung ist berechtigt, von Meinungen, sie mögen den Staat oder den Glauben betreffen, Kenntniß zu nehmen, nur nach den Handlungen der Menschen darf sie fragen. Oeffent-

liche Glaubenslehren machen hier allein eine Ausnahme. Die Religion der Mehrheit des Volkes sollte eigentlich der gesetzlich eingeführte Glaube jedes Landes seyn, wofern man nicht in dem Falle eine Ausnahme machen will, wenn die Minderzahl der Einwohner den größten Theil des Eigenthums besitzt, wovon die Kosten der Religionsübung bestritten werden; und selbst in diesem Falle verlangen Menschlichkeit und Klugheit, wo nicht strenge Gerechtigkeit, auch die Religion der Minderzahl neben jener einzuführen. Redlichen und geistreichen Männern, welche ausdrücklich die schädlichen Lehren der römischen Kirche verwerfen, sollte man Vertrauen schenken, und die Schuld früherer Vorfälle nicht auf diejenigen werfen, die nicht darin verwickelt waren. Nach dem eigentlichen Sinne der Verfassung haben katholische Edelleute und Bürger nicht mehr Recht im Parliamente zu sitzen, als ein katholischer König auf dem Throne. Wenn die Zeit die Ansichten noch nicht so sehr umgewandelt hat, daß ein Protestant den Gedanken ertragen könnte, einen katholischen König auf dem Throne zu sehen, so ließe sich fragen, warum der Protestant mit dem Gedanken an einen katholischen Gesetzgeber sich versöhnen sollte. Die Fortschritte der wissenschaftlichen Bildung haben den Aberglauben unterdrückt, der ehedem nicht nur in der römischen Kirche, sondern auch unter den Protestanten herrschte, und nicht eher, bis ein Zustand von Unwissenheit und Rohheit zurückkehrt, wird er wieder das Haupt erheben können. Es ist gar nicht wahrscheinlich, daß Unduldsamkeit und Aberglauben je wieder in Europa sich ausbreiten, und die katholische Religion wird täglich mehr Licht von dem Anbau der Gelehrsamkeit empfangen. Die gelehrten Katholiken fangen an, die rauhe Strenge ihres Glaubens zu mildern, und was sie nicht rechtfertigen können, zu entschuldigen. Der irelándische Landadel hat die allgemein verbreitete Aufklärung des Zeitalters angenommen und die Landleute werden dem Beispiele ihrer Obern folgen. Man könnte zwar sagen, die römische Kirche habe nie irgend eine von den Lehren der Kirchenversammlung zu Trient ausdrücklich aufgegeben und der römische Hof nie von einem seiner Ansprüche auf weltliche Herrschaft nachgelassen; aber sowohl katholische als protestantische Staaten haben überall diese Anmaaßungen verachtet. Es fand auch wirklich etwas, das

einer förmlichen Entsagung einer der gefährlichsten Lehren jener Kirche glich, vor 20 Jahren in Rußland statt, wo mit des Papstes Beistimmung bei der Weihe der Bischöfe die gewöhnlichen Worte des Eides ausgelassen wurden: Ich will die abtrünnigen Ketzer und Empörer gegen unsern Herrn, den Papst, nach Kräften verfolgen und bekämpfen. Eben dieß geschieht seitdem, kraft päpstlicher Ermächtigung, bei der Eidleistung der irelándischen Bischöfe." Das Gesuch der Katholiken wurde bekanntlich (Mai 1805) vom Parliamente verweigert und als dieß drei Jahre später noch einmal geschehen war, machte Watson einen früher (1805) erlaßenen Hirtenbrief bekannt, worin er seine oben entwickelte Meinung behauptete, mit dem Zusatze, daß, nach seiner Ansicht, die von ihm vertheidigte Maaßregel der Gewährung des Gesuches der Katholiken vor allen andern Maaßregeln beitragen werde, die Unabhängigkeit des Landes zu sichern, den Thron zu befestigen, den Frieden unter Mitbürgern, und die Liebe unter Mitchristen zu befördern. Im Jahr 1812, als die oft besprochene Frage wieder in Anregung kam, äußerte Watson, daß die katholischen Bischöfe von dem Könige ernannt werden müßten, wenn der Staat die Besoldung derselben übernähme, wenn aber die katholische Gemeine selbst sie bezahle, müßte ihr auch die Ernennung überlassen werden, jedoch unabhängig von allem auswärtigem Einflusse, unabhängig von fremder Bestätigung. Er wollte den katholischen Priestern und Laien die Pflicht, die Oberherrschaft des Papstes in geistlichen und weltlichen Dingen abzuschwören, nicht durch Strafgesetze aufgedrungen wissen, aber er glaubte, die Zeit sey nahe, wo erleuchtete Katholiken es selbst für Pflicht halten würden, und wenn diese Zeit gekommen sey, würde die Regierung keinen Verdacht, der Gelehrte keine Besorgnisse, und der protestantische Pöbel keine Vorurtheile gegen die Katholiken mehr haben.

Mag es auch seyn, daß, wie es scheint, die theologische Gelehrsamkeit des Bischofs der wissenschaftlichen Gründlichkeit ermangelte, und das Ergebniß neuerer exegetischer Untersuchungen ihm wenig bekannt war, was sich auch aus der Geschichte seiner gelehrten Beschäftigungen leicht erklären läßt; er verräth doch in allen sei-

nen Aeußerungen den Geist christlicher Frömmigkeit und zeigt sich frei von allem blinden Aberglauben. „Die sogenannte Rechtgläubigkeit," sagt er einmal, „ist oft unter Menschen einer und derselben Glaubensgenossenschaft nichts mehr als Dünkel und Pharisäerstolz, wodurch der Mensch verleitet wird, sich für gerechter zu halten, als seinen Nächsten. Mag sie vielleicht nützlich seyn, zu befestigen, was man den Bund zwischen Staat und Kirche nennt; wenn aber dieser Bund redliche Untersuchung hemmt, in das Recht des eigenen Urtheils eingreift, Aberglauben bei dem Priester, Unduldsamkeit bei dem Staatsmanne erzeugt, so wird er nicht nur unverträglich mit den allgemeinen Grundsätzen des Protestantismus, sondern hemmt auch den Fortgang des Reiches Christi, das wie wir alle wissen nicht von dieser Welt ist."

Die letzte Parliamentsrede, deren Watson erwähnt, hielt er im März 1807 bei den letzten Verhandlungen über den Sklavenhandel, dessen Abschaffung ihm ein Sieg des christlichen Grundsatzes über kaufmännische Habsucht war, wiewohl er die Meinung verfocht, daß Sklaverei an sich nicht der Gerechtigkeit entgegen sey, und zwar aus dem sonderbaren Grunde, weil Gott, der doch nichts ungerechtes gestatten könne, die Sklaverei bei den Israeliten erlaubt habe.

Bald nachher wurde das Ministerium, das schon durch Fox'ens Tod (1806) war geschwächt worden, aufgelöset, vorgeblich, weil der König die von demselben im Parliament vorgeschlagene Begünstigung der katholischen Offiziere aus Ireland mißbilligte. „Die Minister," sagt Watson, „wurden durch eine freisinnige und vorausblickende Staatsweisheit bewogen, katholischen Offizieren in der Land- und Seemacht, die Bahn der Ehre und des Vortheils welche den Protestanten immer offen gestanden, gleichfalls zu öffnen, um dadurch die Stärke des Reichs zu befestigen. Der König aber sah leider diese Maaßregel nicht aus demselben Gesichtspunkte an, wie die Whigs unter seinen Ministern, und verlangte von ihnen die Versicherung, daß sie die Frage von ferneren Bewilligungen zu Gunsten der irelándischen Katholiken nie wieder in Anregung bringen wollten. Eine solche Foderung war nicht nur beispiellos in der Regierung des Hauses Braunschweig auf dem englischen Throne, sondern wurde

auch von Vielen als ein, der Verfassung gefährliches, Beginnen betrachtet, und mir schien es, wenn nicht in Worten doch in der That, der Ausspruch eines: Ich will's. Hätte der König seine Minister entlassen, weil er ihre Maaßregeln nicht billigte, so würde Niemand eine solche Ausübung seines Vorrechts für verfassungswidrig erklärt haben, wenn man es auch vielleicht nicht für klug gehalten hätte, unter so bedenklichen Umständen davon Gebrauch zu machen. Von seinen vertrauten Rathgebern aber zu verlangen, daß sie zu irgend einer Zeit aufhören sollten, dem Könige zu rathen, was sie der öffentlichen Wohlfahrt zuträglich hielten, das hieß sie brandmarken als Männer ohne Grundsätze, als Sklaven des königlichen Willens, als Landesverräther. Die Minister wollten sich nicht mit der Schande beladen, welche sie bei der Gewährung eines solchen Verlangens getroffen haben würde, und diese Weigerung führte zu ihrer Entlassung. In Konstantinopel hätten solche Minister ihre Köpfe verloren, in London verlieren sie jetzt noch nur — ihre Stellen. Seit die Könige aus dem Hause Braunschweig keine Nebenbuhler aus dem Geschlechte der Stuarte mehr zu fürchten haben, scheinen sie leicht dem Wunsche nachzugeben, sich von den Beschränkungen des Parliaments frei zu machen. Als Rom die Herrschaft über die Welt besaß, hatten seine Kaiser Mittel genug, die Redlichkeit des ganzen Senats zu verderben, der bald ihrem Willen unterthan wurde, und die öffentliche Freiheit ging unter in der Schlechtigkeit der Einzelnen."

„Die neuen Minister erhoben schlau genug zu ihrem Vortheile, aber unvorsichtig für das Land, das Geschrei: Kein Papstthum! Die Kirche ist in Gefahr! — ohne an die Gefahr des Staates zu denken. Die Kirche hat nichts von dem Papstthum zu besorgen, aber der Staat muß immer von Unzufriedenheit Gefahr befürchten, so lange eine große Anzahl seiner Glieder von der Regierung eifersüchtig und zurückstoßend angesehen wird. Einen Katholiken oder Dissenter der Abneigung gegen die Regierung verdächtig halten, was heißt das anders, als ihm Ursache dazu geben, als den Wunsch in ihm erwecken, daß sich eine Gelegenheit finden möge, seinen Unmuth durch die

That zu zeigen? Während dieses armseligen Geschrei's gegen Papstthum und Kirchengefahr, sprach ich offen meine Meinung aus, daß es eben so gerecht als in Hinsicht auf Buonapartes Macht und Gesinnung gegen uns sehr nützlich sey, sowohl Katholiken als Dissentern alle Rechte unserer Verfassung zu verleihen; aber daß man es für unpassend halten müsse, eine Neuerung voreilig einzuführen, ehe das Volk dazu vorbereitet sey, und wie ich glaubte, war die Zeit zur allgemeinen Ausführung einer so klugen und billigen Maaßregel noch nicht gekommen. Duldung führte jeder im Munde, aber Herrschaft über den Glauben anderer Menschen, Ausschließung von Vorrechten, die sie selber genossen, und eine Neigung unrechtmäßige Gewalt auszuüben, war in den Herzen Vieler, vielleicht der Mehrheit des brittischen Volkes."

Seit dem Jahre 1808 zog sich Watson fast ganz in seine Einsamkeit zurück, zumal als er im folgenden Jahre einen leichten Anfall vom Schlagflusse bekam. Der Einfluß des Alters schien seine Besorgnisse für England so sehr zu vermehren, daß er in der damaligen Lage, besonders als Oesterreich 1809 im Kampfe untergelegen hatte, keine Rettung und nur Heil im Frieden sah. Selbst die Maaßregel, welche so viel zu Europa's Befreiung gewirkt hat, Englands Theilnahme am spanischen Kriege, machte ihn besorgt. Er faßte den Entschluß, sich von der thätigen Theilnahme an Staatsangelegenheiten ganz zurück zu ziehen. „Ich habe," sagte er, „zu viel Achtung gegen die öffentliche Meinung, als daß ich dem öffentlichen Tadel die Hefen des Lebens aussetzen möchte." Als seit 1810 seine Schwäche zunahm, und ein wiederholter Schlagfluß ihm die rechte Hand lähmte, gab er vollends alle politischen und gelehrten Beschäftigungen auf, doch nahm er bis zum letzten Athemzuge lebhaften Antheil an allen Angelegenheiten seines Vaterlandes.

Seit dem Jahre 1813 begann seine Gesundheit schnell abzunehmen. Freudig feierte er den glücklichen Ausgang des großen Kampfes, und sah mit dem frohen Gefühle des Vaterlandsfreundes seine Besorgnisse widerlegt. Nach diesem Siege, meinte er, sollte der Staat

die Verordnungen gegen die Dissenter widerrufen, und den Katholiken unbeschränktes Bürgerrecht gestatten, um an innerer Stärke und Vertheidigungskraft zu gewinnen. Seine Kränklichkeit schwächte nie seine geistigen Fähigkeiten. Endlich starb er am 4ten Julius 1816, im 79sten Jahre seines Alters, auf seinem Landgute unter den Hügeln seiner Heimath, die er verschönert hatte, und bewies im Tode die Wahrheit des Spruches, den er im Leben treulich befolgt hatte: **Sey schuldlos und ehre das Rechte denn das giebt dem Menschen Frieden am Ende seiner Tage.**

Graf Joseph von Zurlo.

Graf Joseph von Zurlo.

I.

Da die Lebensbeschreibungen der Zeitgenossen, die wir als Materialien zur Geschichte unsers Zeitalters zu sammeln uns vorgenommen haben, in eine Zeit gehören, in welcher die innern Bewegungen der Völker große Leidenschaften geweckt haben, so ist dieser Zeitraum fruchtbarer an außerordentlichen Thaten, welche der Ruhm zu krönen pflegt, als an solchen Tugenden gewesen, welche in der bürgerlichen Ordnung und in dem allgemeinen und brüderlichen Wohlwollen der Völker Platz finden.

Es wird daher unsern Lesern das Leben eines Staatsmannes, welcher sich seines Einflusses stets nur dazu bedient hat, die Wunden des Kriegs und der Revolution zu heilen, und der selbst das Muster der edelsten individuellen und bürgerlichen Tugenden gewesen ist, nicht nur nicht unangenehm, sondern für unser Zeitalter ehrenvoll seyn, welches, in Verbindung mit Thaten, würdig in dem Tempel des Ruhms zu glänzen, auch noch solche erzeugt hat, die von der Liebe und Dankbarkeit aller Menschen gekrönt zu werden, verdienen.

Der Graf Joseph von Zurlo, geboren zu Neapel im Jahre 1759, ist in zwei verschiedenen Epochen Minister der Finanzen, dann der Justiz und des Innern gewesen. Er bezeichnete sein jugendliches Alter durch das Studium der alten Literatur und der Philosophie. Er machte hierinnen so schnelle Fortschritte, daß man von ihm erzählt, er sey einst, in dem Alter von ungefähr 14 Jahren, in einer öffentlichen Bibliothek mit Leibnitzens Werken in der Hand getroffen worden. Da sein fast kindisches Ansehen ein geringeres Alter anzeigte, so war der Bibliothekar verwundert, daß ein Knabe sich so frühzeitig mit den metaphysischen Studien beschäftigte. Er

wendete sich zu ihm und sagte, daß die Lectüre ähnlicher Schriften eine größere Reife der Kenntnisse und des Nachdenkens erfordere. Der Jüngling, ohne seine Fassung zu verlieren, nahm Gelegenheit das Gespräch auf eine metaphysische Streitfrage zu bringen, welche so eben ihn beschäftigte. Der Bibliothekar nun auf eine beßere Meinung von ihm gebracht, ward hierdurch sein Freund und der Lobredner dieses ungewöhnlichen Geistes. Begabt mit einem sehr leichten Fassungsvermögen, mit einem außerordentlichen Scharfsinn, einem glücklichen Gedächtniß und einer Beredsamkeit, wodurch er andere von allem, was er aufgefaßt hatte, überzeugte, war dieser Jüngling, in einem Alter von 18 Jahren, der Gegenstand der allgemeinen Bewunderung seiner Zeitgenossen, von dem man die größten Erwartungen hegte. Durch Freundschaft mit allen ausgezeichneten Männern seiner Zeit verbunden, vertrauter Freund des Filangieri und anderer berühmten Gelehrten, beeiferten sich alle, ihm den Eintritt in die Laufbahn der öffentlichen Geschäfte vorzuschlagen.

Die erste Gelegenheit, welche sich ihm darbot, war ein Platz vom zweiten Range bei einer auswärtigen Gesandtschaft. Wiewohl diese Stelle ihm zu gefallen schien, so wußte er jedoch, daß sie von einem seiner Freunde gewünscht wurde, welcher eifrig darnach strebte eine solche Laufbahn einzuschlagen. Er wendete daher allen seinen Einfluß bei der Person, welche sie ihm angeboten hatte, dazu an, um seinen jungen Freund sich vorziehen zu lassen, welcher dadurch zu dieser Stelle ernannt wurde, ohne es selbst nur zu ahnen. Dieser hat sodann eine glänzende Laufbahn in der Diplomatik gemacht, und ist in dem Posten eines Direktors der auswärtigen Angelegenheiten in Neapel gestorben.

Nachdem Zurlo dieser Laufbahn durch ein so edelmüthiges und zartes Opfer entsagt hatte, eröffnete sich ihm kurz darauf eine andere. Da das Erdbeben in Calabrien vom Jahre 1783, die Regierung in die Nothwendigkeit versetzt hatte, den Verheerungen dieses Ereignisses wieder abzuhelfen und an die Spitze der Regierung dieser Provinzen Männer von ausgezeichnetem Verdienste zu setzen, die fähig wären, alles was ihren Zustand verbesseren könne in Vorschlag zu bringen und auszuführen, so wurde er dem Vicarius des Königs als Rathgeber zugeordnet. In diesem Amte entwickelte er nicht nur

en ganzen Umfang seiner Talente, sondern bewies eine Rechtschaffenheit, eine Uneigennützigkeit und einen Geist er Wohlthätigkeit und Menschenliebe, welche seinen Ruf begründeten. Von nun an trat er in die wichtigen Richterstellen und wurde im Jahre 1798 zum Finanzministe berufen.

Die ersten Schritte auf seiner Laufbahn zum hohen Ministerium bezeichnete er durch eine edelmüthige Handung, erhabener noch als die welche seine Jugend ausgeeichnet hatte. Damals behauptete den Platz eines Finanzministers ein Mann von hohem Alter von dem man urchgängig glaubte, er habe die Laufbahn dieses jungen Mannes zu hemmen gesucht, den man zu seinem Nachfolger bestimmt hatte. Aber der Graf von Zurlo wollte iese Stelle durchaus nicht annehmen, weil dieß als ein Triumph über seinen Gegner hätte ausgelegt werden önnen. Er schlug also vor, einen außerordentlichen Rath zu erwählen, worinn er alles das an die Hand geben würde, was zur Verbesserung des Zustandes der Finanzen und zur Befriedigung der dringenden Bedürfnisse des Staats zweckmäßig wäre. Dies wurde auch usgeführt, da aber kurz darauf dieser Hof genöthigt var, sich, wegen der eingetretenen Kriegsunruhen, nach Sicilien zu wenden, schlug ihn der König bei seiner Abreise zur Verwaltung der Finanzen vor. Er behauptete iesen Posten nur sehr kurze Zeit, ohne einige Vortheile ür das Publikum, und mit offenbarer Gefahr für ihn elbst. Das Volk, welches das Joch aller Autoritäten abgeschüttelt und ihn in Verdacht hatte, als sey er nit dem commandirenden General über die noch nicht ufgelößten Reste der Armee in Einverständniß, bemächigte sich seiner Person und verwüstete sein Haus, ja er vürde das Opfer der Volkswuth geworden seyn, wenn nan nicht so glücklich gewesen wäre, ihn in eines der Forts der Stadt in Sicherheit zu bringen.

Als der Einmarsch der feindlichen Truppen die Ordnung in der Stadt wieder hergestellt hatte, wählte er ich auf dem Lande einen Zufluchtsort, wo er sein Leben, vährend der kurzen Zeit der democratischen Regierung und der Anwesenheit der französischen Truppen in diesem Reiche, ruhig zubrachte. Nachdem einige Monate darauf ie königliche Regierung wieder eingesetzt war, ernannte hn der König wiederum zum Finanzminister, welch

Stelle er bis zum Jahr 1803 bekleidete. Merkwürdig sind die Operationen, die er in dieser ersten Zeit seines Ministeriums vornahm. Das Reich war mit einer unermeßlichen Menge Papiergeld überladen, wofür die Regierung zu bürgen sich erklärt hatte, und welches aufs äußerste gesunken war. Das baare Geld war der Circulation gänzlich entnommen und beklagenswerth der Zustand der öffentlichen Staatsdiener, der Pensionairs, so wie der Besitzer von Renten. Die Bedürfnisse der Monarchie waren größer, als je, wegen der Nothwendigkeit, die ganze politische Maschine neu einzurichten. Zu diesem Unglück kam noch ein neuer unvermeidlich bevorstehender Krieg, herbeigeführt durch das Uebergewicht, welches die Franzosen von neuem in Italien erlangt hatten. Kurz darauf brach er auch wirklich aus, und der Friede selber, den man durch den Tractat von Florenz vom Jahr 1801 errungen hatte, wurde mit unermeßlichen Geldopfern erkauft.

Der Minister sah wohl ein, daß wenn nicht der Staat von dem Verderben dieses eingebildeten Geldes befreit würde, welches die Regierung und das Land mit jedem Tage dem Abgrunde näher brachte, und die ersten Quellen des öffentlichen und Privatwohls untergrub, jeder andere Versuch, ihm aufzuhelfen, vergeblich gewesen seyn würde. Er fing also damit an, dem Papiergelde hypothekarische Sicherheit zu geben, welches es vorher noch nicht hatte. Er versicherte den Besitzern desselben den vollen Werth und setzte einen Zeitpunkt fest, innerhalb welchem es eingereicht werden sollte, um in ein werbendes Capital verwandelt zu werden. Auf diese in dem Zeitraume weniger Monate angeordnete und ausgeführte Maasregel wurde das Papiergeld im Angesicht des Publikums verbrannt. Dadurch trat der vorige Geldumlauf wieder ein, und der öffentliche Credit erhielt von neuem seine völlige Kraft. Nach diesem ersten Schritt brachte er die öffentliche Staats-Verwaltung wieder in Ordnung, und setzte die Finanzen in den Stand, allen den ungeheuern Staatslasten Genüge leisten zu können. Seit dieser Zeit hat das Königreich Neapel nie wieder Papiergeld gekannt und seine natürlichen Hülfsquellen haben über alle politische Ereignisse, denen es ausgesetzt gewesen, triumphirt. Diese mit Gerechtigkeit, Gesetzmäßigkeit und bewundernswürdiger Einsicht geleitete Operation, könnte

allen Staaten zum Muster dienen, welche sich in denselben Umständen befinden und auf immer dieser falschen Quelle des Reichthums entsagen wollten. Um nun zu zeigen, wie viel der persönliche Character des Ministers dazu beigetragen hatte, das öffentliche Zutraun einzuflößen, und mit welcher persönlichen Uneigennützigkeit er es leitete, wollen wir die erste Epoche seiner Laufbahn mit zwei Thatsachen schließen, welche ihr die Krone aufsetzen.

Als er zu Anfange seines Ministeriums eine Ordnung festgesetzt hatte, in welcher den Truppen und den kleinern Staats-Beamten ihr Gehalt vor den größern ausgezahlt werden sollte, befanden sich die Minister und andere Staatsdiener vom ersten Range zu allerletzt in der Ordnung der Auszahlung. Diese Einrichtung schien einem seiner Collegen ihren Vorrechten zuwider, und er beklagte sich darüber öffentlich und in Gegenwart des Ministers. Unwillig über diesen Geist der Habsucht und des Egoismus, nahm er die Ordnung dieser Vertheilung wieder zurück, setzte die Personen der Regierung zuerst, erklärte aber, daß sein eigner Gehalt so lange ausgesetzt bleiben möchte, bis die Umstände der öffentlichen Cassen eine solche Ausgabe erlauben würden. So bestrafte er an sich selbst den Mangel an Zartgefühl eines andern und diente dem Staate ohnentgeldlich bis zur Rückkehr des Königs aus Sicilien nach Neapel.

Nachdem mittlerweile die gänzliche Tilgung des Papiergeldes erfolgt war, und der Hof den Staat von einem Uebel befreit sah, welches jedermann für unheilbar gehalten hatte, wollte der König dem Minister einen Beweis seiner Erkenntlichkeit geben. Der damalige erste Minister Acton bot dem Finanzminister im Namen des Königs ein Geschenk von liegenden Gründen nach seiner Auswahl und mit vollem Eigenthumsrechte an. Der Minister Zurlo antwortetete auf dieses Anerbieten, daß er ein solches Unterpfand königlicher Großmuth für diejenigen annehme, welche bei Ausführung dieser Maasregel unter ihm gearbeitet hätten; aber was ihn selbst anbetreffe, so wolle er um so weniger durch das allgemeine Unglück sich bereichern, als er sich stets durch seine Armuth geehrt gefühlt habe. In der Folge werden wir sehen, wie dieser seltene Charakter von Uneigennützigkeit sich durch sein ganzes Leben bewährt gefunden hat.

Sein Ministerium hörte im Jahr 1803 auf, weil leider, nach der Eigenthümlichkeit der Menschen und unserer Sitten, die Tugend und das Verdienst nie ohne Begünstigung seyn können. Diese Wahrheit erinnert uns an den Ausspruch eines alten Geschichtschreibers: „Periculosum est in tot humanis erroribus, sola „innocentia vivere."

Zurlo wurde abgesetzt und an seine Stelle der Comthur Seratti aus Florenz, zum Minister ernannt. Er war aus Toscana herüber gekommen, um in Neapel zu leben. Der neue Minister that sein möglichstes, seinem Vorgänger zu schaden und es gelang ihm. Nach vielen Verfolgungen sprachen endlich doch Redlichkeit, anerkannte Talente und edle Uneigennützigkeit für Zurlo. Der König bewilligte ihm den gewöhnlichen Gnadengehalt entlassener Staatsminister von 3000 Scudi.

II.

Vom Jahr 1803 bis 1809 lebte er entfernt von öffentlichen Geschäften. Er folgte im Jahr 1806 dem Hofe nach Sicilien, als die Franzosen von neuem das Königreich Neapel besetzten, aber als er seine Pension verloren und die Franzosen seinen Bruder, der in Neapel geblieben war, mit Confiscation seines Vermögens bedroht hatten, kehrte er dahin zurück. Bei seinem Erscheinen wurden ihm die größten Anerbieten gethan, um das Finanzministerium oder wenigstens den Posten eines Staatsraths anzunehmen. Er schlug beides aus, und wurde durch seine wiederholten Weigerungen mancherlei unangenehmen Auftritten ausgesetzt. Als endlich im Jahr 1808 durch den Tilsiter Frieden der neue Regent von Neapel anerkannt worden war, und er den an ihn ergangenen Veranlassungen nicht länger widerstehen konnte, so willigte er ein, ins Ministerium wieder zu treten, unter der Bedingung, daß ihm dabei nicht das Finanzministerium gegeben werden möchte. Er wurde bald zum Justizminister ernannt. Binnen der wenigen Monate, die er in diesem Posten blieb, richtete er alle Zweige der Gerechtigkeitspflege wieder ein, schaffte den damals in Neapel noch üblichen Inquisitionsprozeß ab, und schrieb selbst eine Prozeßordnung und ein Strafgesetzbuch, welche

die neue Criminal-Gesetzgebung dieses Reichs bildete. Dieser Coder verdient besondere Erwähnung, weil er vielleicht das einsichtsvollste Werk dieser Art ist, welches in unsern Zeiten erschien. Als die Regierung von Neapel das französische Strafgesetzbuch annehmen wollte, oder mußte, und dieser neue Coder promulgirt wurde, machten alle Rechtsgelehrte und Gerichtshöfe Vorstellungen dagegen und verlangten, daß das Land eine so vortreffliche Gesetzgebung, als die vorige, nicht abschaffen möchte. Diese Vorstellungen waren so dringend und so häufig, daß die Regierung sich genöthigt sah, eine Commission zu Abänderung des französischen Coder zu ernennen, welche den von 1809 zur Richtschnur nehmen sollte.

Der Posten eines Justizministers schien aber der Regierung, nachdem die Zweige der Gerichtspflege eingerichtet waren, ein zu beschränkter Wirkungskreis für die Talente und Einsichten des Ministers Zurlo. Die innere Staatsverwaltung des Reichs mußte nothwendig nicht bloß wieder eingerichtetet, sondern ganz von neuem geschaffen werden. Wir wollen alle die schönen Maasregeln für das Wohl, für den Unterricht und für die Verschönerung eines der herrlichsten Länder der Erde in Classen eintheilen.

1) Staatswirthschaft.

Der neue Minister ließ mit Kraft und Unpartheilichkeit die schon promulgirten Gesetze wegen der Abschaffung des Feudalsystems in Vollziehung bringen. Er ließ den Grundsatz aufstellen, daß diese Gesetze ohne Rücksicht eines Gewinns für den königlichen Schatz, sondern blos zum Vortheile der Privateigenthümer, des Ackerbaues, und der National-Industrie vollzogen werden sollten. Er hob alle Triftgerechtigkeiten, welche auf den Privatgütern hafteten, auf; ließ die Rechtmäßigkeit der Zehntenrechte, welche die Lehnsherren über die Güter Anderer ausübten, untersuchen; gestand den Besitzern der letztern die Befugniß zu sich davon loszukaufen. Er ließ bei den gemeinen Gütern die Rechte der Feudatorien von denen der Bürger sondern. Eine große Menge von Freigütern, die durch diese Operation entstanden waren, wurden unter die unangesessenen Bürger oder Pflanzer, gegen geringe Leistungen vertheilt. So machte

er einen grossen Theil der Ländereien frei, und schuf, durch diese Vertheilung der Gemeingüter, gleichsam dreimal hundert tausend neue Eigenthümer.

2) Künste und Manufakturen.

Die Länder, welche an den ersten Stoffen Ueberfluß haben, sind gewöhnlich arm an Künsten. Dieß ist gleichsam eine Folge des Verhältnisses, welches die Natur zwischen dem Bedürfnisse und dem Gewerbfleiße hat begründen wollen. Dieser Theil bot daher dem Minister Zurlo ein weites Feld von Verbesserungen dar, hauptsächlich um den Staat unabhängig von den auswärtigen Manufacturen zu machen.

Die Einführung der Merinos war der erste Schritt zur Verbesserung der Wolle und den Tuchfabriken, welche letztere in den verschiedenen Gegenden des Reichs, wo sie sich befanden, stets in einem Zustande von Mittelmäßigkeit geblieben und damals fast in gänzlichen Verfall gerathen waren. Die Fabriken von Arpino erhielten sehr bedeutende Verbesserungen. Man gab diese Fabriken sodann in Entrepreise und ihre ersten Proben gaben Tücher, welche den besten französischen an die Seite gesetzt werden konnten.

Da die Kriegs-Verhältnisse den Anbau der Baumwolle begünstigt hatten; so wurden alle Künste und Maschinen, die auf diesen Zweig des Gewerbfleißes Bezug hatten, dort eingeführt. Eine Colonie von mehrern hundert Schweizern wurde aufgefordert, sich im Königreich niederzulassen, und zwei Jahre darauf reichten ihre Producte schon für dessen ganzes Bedürfniß, selbst das des Luxus, hin. Doch dieser Artikel würde zu lang werden, wenn man ihn umständlicher ausführen wollte. Die Papiermühlen, eine Maroquinfabrik, welche mit den besten französischen und englischen wetteiferte; die Kunst Korallen zu schleifen und zu stechen, so wie alle andere Künste jeder Art eingeführt an Orten, wo Arbeits- und Erziehungs-Anstalten für Arme waren, sind eben so viel Denkmähler des Geistes dieses Mannes.

3) Oeffentlicher Unterricht.

Auf diesen Zweck, den Grundstein der Moralität und der Civilisation eines Volks, war die vorzüglichste

Sorgfalt des Ministers gerichtet. Die Pfarrer wurden vermöge ihrer Pflicht, die Lehrer in den untern Schulen. Andere Hülfsschulen wurden in großen Parochien und Dörfern gestiftet. Ein christlicher und ein bürgerlicher Catechismus, in reinem Italienisch geschrieben, wurden die Unterrichtsbücher in den niedern Schulen. Als dieser vorläufige Unterricht begründet war, richtete er seine Aufmerksamkeit auf Stiftung der Landschulen, der Lyceen und der Universität in Neapel.

Da alles, was damals in Neapel unternommen wurde, nach französischem System gemodelt seyn mußte, so verschob er einige Jahre die Bekanntmachung seines neuen Systems für den öffentlichen Unterricht, um alles das, was ihm dem Zustande des Landes nicht angemessen, oder von zu allgemeinen und zu systematischen Regeln hergeleitet schien, zu verbessern.

Das Studium der alten Sprachen bildete die Grundlage seines Lehrsystems. Verschiedene besondere Anstalten zu Beförderung und Erhaltung des Studiums der lebenden orientalischen Sprachen, und vorzüglich der chinesischen, deren geistliche Schule bekanntlich schon seit langen Zeiten in Neapel besteht, wurden von ihm errichtet.

Nächst dem System des öffentlichen Unterrichts wurden in Kurzem viele damit in Verbindung stehende Einrichtungen, theils vervollkommnet, theils gestiftet:

Ein reiches chemisches Laboratorium, mit allen seinen Maschinen; ein schönes Museum der Mineralogie in einem der schönsten Säle der Hauptstadt aufgestellt; ein botanischer Garten am Eingange der Stadt an dem angemessensten Orte, den dieses Klima für die Kultur der Pflanzen aller Art geben konnte. Eine Frucht dieses Etablissements ist die Flora von Neapel, welche im zweiten oder dritten Jahre darauf herauskam.

Ein prächtiges astronomisches Observatorium unter der Leitung des berühmten Baron von Zach und des großen Münchner Mechanikers Reichenbach ausgeführt. Dieses Observatorium sollte das erste in ganz Europa seyn, wegen der bei dessen Bau genau beobachteten Regeln.

Zwei neue öffentliche Bibliotheken, theils durch Ankauf von Privat-Bibliotheken, theils durch eine getroffene Auswahl aus dem Bücherschatze aufgehobener Klöster gebildet.

4) Schöne Künste.

Er hatte seit dem ersten Zeitraume seines Ministeramtes angefangen eine vollständige Sammlung von Gemälden zu einer öffentlichen Gallerie einzurichten. Er vervollkommnete sie, als er Minister des Innern ward. Er kaufte in Rom viele Meisterstücke aus den vorzüglichsten Gallerien, wozu er sich des Beistandes der berühmtesten Künstler bediente.

Als die Aufhebung der Klöster in Neapel erfolgt war, ließ er alle in denselben aufgefundene, kostbare Gemälde sammeln und in die öffentliche Gallerie bringen. Der Akademie der Künste in Neapel trug er auf, ein Verzeichniß und eine Auswahl aller Meister der neapolitanischen Schule zu machen, wobei man von den berühmten Colantonio di Fiore, Zeitgenossen des Antonello von Messina anfing. Er ließ die Antiken-Gallerie ordnen und einen Theil des großen Gebäudes degli Studj publici, welches alle öffentliche Schätze der schönen Künste enthält, vollends ausbauen. So hat Neapel außer einer allgemeinen Sammlung von Gemälden aus allen Schulen, noch einen besondern Schatz einheimischer Maler. Diese jetzt mit den alten Gemälden und Antiken der Casa Farnese verbundene Sammlung bildet, ihrer Vollständigkeit wegen, eine der ersten Gallerien von Europa. Die berühmte Angelica Kaufmann, durch diesen neuen Mäcen der Künstler gelockt, hatte die Idee gefaßt, sich in Neapel niederzulassen. Aber durch ihre Krankheit aufgehalten und endlich durch den Tod überrascht, konnte sie dem neapolitanischen Minister auf keine andere Weise ihre Ehrfurcht bezeigen, als daß sie ihm eines ihrer schönsten Gemälde vermachte. Der Minister hatte die Delicatesse es im Namen der Gallerie anzunehmen, und befahl, daß es dort unter der Benennung der Geberin aufbewahrt werde.

5) Wohlthätige, menschenfreundliche Stiftungen.

Der Minister Zurlo kann der Gründer und Vater derselben genannt werden. Da die Dotationen dieser milden Stiftungen durch die Operationen in Bezug auf die Staatsschulden, welche durch das französische Ver-

waltungs-System herbei geführt worden, viel gelitten hatten, so wollte die damalige Regierung diese Stiftungen vereinigen, die Ueberreste ihres Vermögens den Staats-Gütern zueignen und deren Unterhaltung aus dem Schatze bestreiten lassen. Der Minister des Innern widersetzte sich dieser Maaßregel, welche das Schicksal der Armen und Unglücklichen mit in die Unordnung der Finanzen verflocht. Er sorgte dafür, ihren Verlust durch eine weise Verwaltung zu decken und dadurch neue Dotationen zu erhalten. Man erzählt von ihm einen characteristischen Zug schönster Menschenliebe. Bei den Geburtstagen des Königs zeigte er sich schon früh morgens an seiner Thüre, damit er dem dürftigen Theile des Publicums die Dankbarkeit des Reichen mit genießen ließe. Und wirklich wurde jeder dieser Tage durch ein bedeutendes Geschenk bezeichnet. In Betreff der Hospitäler, errichtete er, nachdem er das große Hospital der Unheilbaren in seinen vorigen Zustand wieder versetzt hatte, daselbst zwei clinische, ein medizinisches und chirurgisches Institut, nebst einem Collegium für junge Anatomen, welches, durch seine Reglemens, bei allen auswärtigen Aerzten Beifall erhalten hat. Da es unmöglich seyn würde, alle die schönen Einrichtungen, deren Schöpfer er war, aufzuzählen, so können wir doch die des Irrenhauses nicht mit Stillschweigen übergehen, welches er nach Aversa verlegen ließ, und es unter die Leitung eines Mannes stellte, der sich durch das Studium dieser Art von Krankheit ausgezeichnet hatte, und dem Vertrauen entsprach, das man in seine Erfahrung und in seine Menschenfreundlichkeit setzte. Das Irreninstitut von Neapel ist das wohleingerichtetste unter allen in Europa. Weniger bringt die ärztliche, als die moralische Behandlung den größern Theil dieser Unglücklichen wieder zum Gebrauch ihrer Verstandskräfte. Wer eine umständliche Kenntniß von diesem Institute zu erlangen wünscht, kann darüber das, was Herr Linquiti davon bekannt gemacht hat, nachlesen.

Wir können diesen Abschnitt nicht schließen, ohne kürzlich der Thaten zu gedenken, welche das Genie und die Tugend dieses Mannes auch außerhalb seines Vaterlands berühmt machten. Als die neapolitanischen Truppen im Jahre 1814 zufolge des Friedens- und Allianz-Tractats mit Oesterreich, Besitz von Unteritalien bis an

den Po nahmen, wurde das ganze neuerworbene Land dem Departement des Minister Zurlo vom Könige untergeben. Alles, was in diesem kurzen Zeitraume vorgenommen worden, war mehr blos angefangen, als ausgeführt, weil, nach Wiedereinsetzung der Mächte, denen die verschiedenen Theile dieses Landes zugehörten, die Maasregeln der Zwischenregierung durch die Einführung der ersten Ordnung aufgehoben worden waren. Kurz die Künstler, die Schulen, die Academien fanden an dem neapolitanischen Minister ihren Mäcen. Es ist noch ein bleibendes Denkmahl, welches angeführt zu werden verdient, vorhanden. Als er zum erstenmale nach Rom kam und die berühmten Logen von Raphael besuchte, wurde ihm beim Anblick der Verwüstungen gesagt, daß ein Theil derselben von den neapolitanischen Truppen, die in den Jahren 1799 und 1800 sich dort aufgehalten hatten, veranlaßt worden. „Wir wollen sie," antwortete der Minister, „so gut als möglich wieder herstellen." Nachdem er also von dem berühmten Canova einen Kostenanschlag zu Ueberbauung der Logen, um sie vor der Nässe zu sichern, und zu Erbauung eines andern Eingangs in die Stanzen des Vatican hatte machen lassen, ließ er alles dieses auch ausführen. Da jedoch diese Arbeiten noch nicht beendigt waren, als dem Papste die Regierung seiner Staaten wieder übergeben wurde, ließ er, mit Einwilligung der neuen Regierung, die Baue vollenden, wozu er die nöthigen Gelder hatte deponiren lassen.

Ein anderes noch berühmteres Denkmahl als das vorige verdient einen Platz in den Annalen der Heldenthaten.

Der Comthur Seratti, von welchem wir erwähnt haben, daß er sein Nachfolger und persönlicher Feind war, hatte sich nach Sicilien zurückgezogen. Derselbe befand sich schon in hohen Alter und schiffte sich dort mit der Bewilligung seines Hofes nach Toscana ein, wurde jedoch auf der Hälfte der Ueberfahrt von Korsaren gekapert und nach Tunis geschafft, wo er aller seiner Reichthümer beraubt in Ketten schmachtete. Kaum war der Minister Zurlo in Florenz angelangt, als er von dem Bruder desselben, der sich dort aufhielt Erkundigung über ihn einzog. Da er gehört hatte, daß der ungeheure Preis, den die Tunesische Regierung verlangte,

den Loskauf unmöglich machte, beweinte er das Schicksal dieses unglücklichen Greises und verschwieg seinem Bruder den Plan, welchen er gefaßt hatte, sein Befreier zu werden. Er schrieb daher an den König, daß er sich zum erstenmale in dem Falle befinde, ihn belästigen zu müssen. Er stellte ihm das Unglück des Seratti vor, sagte ihm, daß er von alten Zeiten her Pflichten gegen diesen Mann auf sich habe, deren sich zu entledigen sein geringes Vermögen nicht hinreiche. Er bat daher den König, er möchte die zum Loskauf des Seratti nöthige Summe vorschießen, und sie von seinem Gehalt abziehen lassen. Der König bewilligte diese Gnade, ohne jedoch die vom Minister erbotene Wiedererstattung anzunehmen. Zurlo zeigte hierauf dem Bruder des Seratti die königliche Verordnung, als eine edelmüthige Handlung des Regenten von Neapel, indem er ihm den Antheil, den er selbst daran hatte, verschwieg. Diese Gnade blieb jedoch ohne Erfolg, da das Schiff, welches unmittelbar nach Tunis abgesendet wurde, den Seratti, wegen der Härte seiner Sclaverei bereits todt fand.

III.

Zurlo war in der Zeit seines politischen Unglücks nicht weniger edel, als im Glück. Als die Regierung aufgelößt war, verlangte die Königin, welche Regentin des Reichs war, daß der Minister Zurlo sie begleiten möchte. Er antwortete ihr: daß er dieß in so weit thun würde, als es seinen Pflichten nicht entgegen sey, und die ihrem Unglück schuldigen Rücksichten es heischten. Er begleitete sie dann bis Triest, und als sie sich anschickte, die Staaten Sr. Majestät des Kaisers von Oesterreich zu betreten, beurlaubte er sich von ihr. Madame M... bot ihm eine bedeutende Summe an, indem sie zugleich ihr Bedauern zu erkennen gab, ihn nicht für alle ihr gebrachte Opfer belohnen zu können. Der Minister Zurlo schlug das Geld aus, indem er sagte: „er sey weit entfernt von ihr im Mißgeschick das anzunehmen, was er nie unter glücklichen Umständen angenommen habe.“ Er begab sich nach Italien, und mit einer aufrichtigen Darstellung des ganzen unvermeidlichen Hergangs der Sache, versicherte er dem Könige seine dauernde Unter-

würfigkeit. In Venedig von einer schmerzhaften Krankheit befallen, welche ihn dem Tode nahe brachte, litt er mit heldenmüthiger Standhaftigkeit seine Qualen. Während der langsamen Besserung schrieb er, zum Zeitvertreib, die gelehrten Noten, welche sich am Ende der neuen anonymischen Uebersetzung des Anakreon befinden, die in Venedig herausgekommen ist. Wiederhergestellt von dieser Krankheit, wendete er sich nach Rom, von allen, die ihn in Venedig gekannt hatten, bedauert, von welchen er nicht anders, als der Phocion genannt wurde. Die letzten 3 Jahre lebte zu Rom in einer anständigen Mittelmäßigkeit, indem für alle seine Bedürfnisse sein leiblicher Bruder sorgte, der eben so tugendhaft, aber glücklicher als er ist, weil ihm ein zu Erfüllung dieser so heiligen Pflicht hinreichendes Vermögen geblieben ist. Im Spätsommer 1818 erhielt er die Erlaubniß, in sein Vaterland als Privatmann zurückkehren zu dürfen. Eine Dotation, die er zu Entschädigung für seinen Ministergehalt einst zugetheilt erhielt, ist freilich durch die neuen Zeitumstände eingezogen worden. Wo einsichtsvolle Staatsminister wie die Tomasi und Medici sind, so vieles auszugleichen wissen, wird auch hier geschehn, was recht und billig ist.

Ritter von Wiebeking,

K. Baierischer wirklicher Geheimerrath, Mitglied mehrerer Akademien und gelehrten Gesellschaften und des französischen Instituts Correspondent.

Ritter von Wiebeking.*)

Wiebeking hat sich nicht blos als Gelehrter, sondern auch als practischer Geograph und Geschäftsmann in großen Wirkungskreisen rühmlichst bekannt gemacht, und die Wissenschaft, welche man Wasserbaukunde nennt in seiner theoretisch=practischen Wasserbaukunst, wovon die 2te Ausgabe in vier Quartbänden mit 156 großen Kupfern 1817 vollendet wurde, zum Vortheil aller Länder, die sie in Ausübung bringen, abgehandelt; ein Werk worin die wichtigsten Bauanlagen aller Art, welcheausgeführt sind, als: Brücken, Canäle, Schleusen, Häfen, Flußbauten, Maschinen u. s. w. beschrieben und in Kupfer mitgetheilt sind.

H. v. W. ist 1762 zu Wollin in Pommern gebohren. In seiner frühesten Jugend widmete er sich nach vollendeten Studien den topographischen Aufnahmen, und bereits in seinem 17ten Jahr war ihm die Aufnahme der Karte des Herzogthums Mecklenburg=Strelitz, die der Graf von Schmettau, in neun Blatt hat stechen lassen, allein anvertrauet: um in den vorhandenen ökonomischen Karten die Berge und vorgefallenen Veränderungen auf dem Local einzutragen und die nicht vermessenen Theile des Landes ganz topographisch aufzunehmen. Diese Arbeit vollendet, erhielt er vom K. Pr. Generaldirectorium des Ministeriums, den Auftrag, die Gegenden Pommerns zwischen Belgard Cöslin und Zanow, auf 6 Meilen landeinwärts, topographisch aufzunehmen. Dann wurde ihm die Direction der topographischen Aufnahme des Nezdistrictes, wovon er selbst mehr als die Hälfte vollzog, anvertraut; diese Karten müssen sich in der K. Pr. Plankammer in 72 großen Sectionen befinden. Diese Arbeiten 1784 vollendet, kehrte er nach Berlin zurück.

Die Herzoge von Gotha und Weimar wünschten ihre Länder in genauen topographischen Aufnahmen dargestellt zu sehen; noch in demselben Jahr ging Hr. v.

*) Der sehr dürftige Artikel über Herrn von Wiebeking im Conversationslexicon (bis zur 4ten Aufl.) hat die Mittheilung dieses größern biographischen Aufsatzes aus der sichersten Quelle veranlaßt, weshalb die Red. der Z. G. auch in der Form daran nichts hat ändern wollen.

W. nach Gotha, und in Gegenwart der Herzöge und des Herzogs von Meiningen, der späterhin ihm Beweise von Freundschaft gegeben, fing er diese Aufnahme bei Gotha an, wobei dann zwei seiner Anverwandten Hr. Wiebeking, der noch in Gotha als Bauinspector lebt, und Hr. Hammerschmidt, beide damals seine Schüler verwendet wurden, die nachher das Altenburgische aufgenommen haben. Er ging dann nach Weimar, nahm das Herzogthum Weimar in sechs großen Blättern und auch die Herrschaft Schmalkalden topographisch auf. An der Aufnahme des Altenburgischen hat derselbe aber keinen ihm von einem würdigen Manne, dem Geheimenrath v. Thümmel, zugeschriebenen Antheil. Man sehe das treffliche Werk: Hist. stat. geogr. und topographische Beiträge zur Kenntniß des Herzogthums Altenburg, worin S. 9 das Urtheil des verstorbenen Herzogs und des Verf. über die topographische Aufnahme des Landes leicht durch den Stich einer Quadratmeile desselben entweder bestätigt oder widerlegt werden kann, wenn man diesen mit der außerordentliche Kosten verursachte gestochenen Karte vergliche. Doch die oeconomische Karte ist mit dem Meßtische, wie jene aufgenommen und es ist unerklärbar, wie die Aufnahme mit diesem Instrumente für fehlerhaft gehalten werden konnte. Es würde sich zeigen, daß von der dorterwähnten Aufnahme die Darstellung der Berge zur gestochenen Karte entlehnt sind. Uebrigens ist H. v. W. nicht wie dort angegeben wird älter sondern jünger als sein Vetter, der diese Aufnahme mit Hammerschmidt vollzogen hat. Diese von ihm aufgenommenen und gezeichneten Karten müssen sich in dem Archive zu Gotha, Weimar und Kassel, in 16 großen Sectionen befinden. Kopien davon sollen in den preußischen und französischen Plankammern aufbewahrt seyn. Dann wurde ihm der Auftrag zur topographischen Aufnahme von Meklenburg-Schwerin, die der Graf von Schmettau in 16 Blättern hat stechen lassen. Man kann über den Antheil den der Hr. v. W. an dieser Karte hat in der Jen. Lit. Zeit. No. 23 von 1794 und vom 17. Januar 1795 näher nachsehen. Seine Originalkarte besteht aus 64 gezeichneten Sectionen.

Bei seinen geographischen Arbeiten widmete er sich stets und vorzüglich die Winter über dem Studium der Militär-Baukunde, der bürgerlichen- und Wasserbau-

hunde und benutzte seine genaue Kenntniß der topogra-
phisch vermessenen Länder zu Beobachtungen aller An-
agen dieser Zweige der Baukunst. Im März 1788 trat
r dem an ihn ergangenen Ruf zufolge als Wasserbau-
neister im Herzogthum Berg in Churpfalzbaiersche
Dienste. Dieses Land wurde von ihm auf seine Kosten
n vier großen gestochenen Blättern topographisch aufge-
tommen, die während den Kriegen einen großen Absatz ge-
habt haben. 1792 trat H. v. W. zuerst als Schriftsteller
nit einer Abhandlung: Ueber topographische Karten
auf, die deswegen merkwürdig bleibt, weil sie die erste
deutsche Schrift ist, worin Auskunft von der richtigen
Verzeichnungsart der Berge und Anhöhen gegeben und
die französische Methode bestritten wurde. In demselben
Jahre erschienen von ihm: Beiträge zum practi-
schen Wasserbau und zur Maschinenlehre, worin
inige vom H. v. W. am Rhein ausgeführten Wasser-
bauten beschrieben sind. 1795 wurden (Mannheim bei
Schwan) seine für jeden Staatswirth merkwürdigen Bei-
träge zur Churpfälzischen Staatengeschichte ge-
druckt, worin sehr wichtige Aufschlüsse, über die Fabriken
und Gewerbe des ehemaligen Herzogthums Berg, über
die Vortheile einer freien Concurrenz und die Nachtheile
aller Einschränkungen und Einmischungen der Regierung,
vorkommen. In dieser Zeit bereis'te er zum 2ten Mal
Holland, schrieb 1796 als Beilage zu seiner Karte des
Herzogthums Berg eine Auskunft von dem Uebergange
der Franzosen über den Rhein, und Vorschläge
zur Verbesserung des Wasserbaues. Die erste
Schrift wird für Militairs und Geschichtsforscher merk-
würdig bleiben.

Bei seiner damaligen Anwesenheit in Gotha, wo
seine Gattin, die ihn glücklich macht, (eine Tochter des
verstorbenen Geheimen Hofrath Rousseau) gebohren
ist, erhielt er den Ruf in K. Pr. Diensten als Kriegs-
rath und Baudirector in Ostpreußen und als Steuerrath
und Ober-Rheinbauinspector in Darmstädtschen Diensten.
Zur Annahme des letztern entschloß er sich, um dort zu
seinem künftigen großen Werke (die Wasserbaukunst)
sowohl in Holland als in Frankreich die Materialien zu
sammeln. Er bereis'te deswegen 1798 abermals Holland
und dann die Küste bis zur Elbe und die Weser bis
Bremen, die Elbe bis Hamburg.

Die Anforderung der Franzosen, welche sie in Rastadt auf dem Congreß machten, nämlich alle Rheininseln zu besitzen, veranlaßten ihn zum Entwurf eines Memoirs, worin sie mit Gründen bestritten wurde. Es handelte: Ueber die Rheingrenze; dasselbe ist auch in den Congreß-Acten mit aufgenommen, und die Veranlassung gewesen, daß späterhin, da wo Flüsse die Landesgrenze bilden sollten, allemal der Thalweg oder die Hauptstrom-Rinne dazu bestimmt wurde; daß Frankreich vom Besitz der Rhein-Inseln abstand und den von dem H. v. W. vorgeschlagenen Thalweg des Rheins zur Grenze annahm. Eine Bezeichnung die damals allen Diplomatikern ganz unbekannt war.

Im J. 1799 brachte er (im Darmstädtschen) die Anlagen der Dämme längs dem Mayn und einige längs dem Rhein so wie die zweckmäßige Erhöhung der bestandenen Rheindämme in Antrag, den der jetzige Großherzog genehmigte und den er ausführte. Hierdurch sind die großen Flußbezirke dieses Landes gegen alle Ueberschwemmungen vollkommen geschützt worden: denn als in allen flachen Rheingegenden (von Straßburg bis Maynz) die Dämme zerrissen und überschwemmt waren, sind diese Darmstädtischen Lande hinter den Dämmen wasserfrei geblieben. In diesem Jahr verfaßte er auf Verlangen der Stadt Frankfurt die zur Verbesserung des dortigen Mayns abzweckenden Vorschläge. Sie sind in der Wasserbaukunst abgedruckt und von Wichtigkeit für die Maynschiffahrt, die Mühlen und die Uferlande, so wie für den Verkehr dieser Stadt.

Im Jahr 1800 machte H. v. W. in Gesellschaft seines Schwagers, des nachherigen Baier. Oberbauraths Rousseau, eine wissenschaftliche Reise durch Frankreich und von Havre bis Antwerpen längs den Küsten; die Resultate dieser Reise sind von ihm im 3ten und 4ten Bande der 1sten Auflage seiner Wasserbaukunst, die von 1798 bis 1805 in fünf Bänden gedruckt wurde, mitgetheilt, und bei der 2ten Auflage benutzt worden.

Im J. 1802 wurde der 1. Band seiner Umarbeitung von Büschs Mathematik, bei Hoffmann in Hamburg gedruckt.

In demselben Jahre nahm Hr. v. W. den Ruf als wirklicher Hofrath in K. K. Oesterreichschen Diensten an; er wurde beim Hofkriegsrath als wirkl. Hofrath vereidet

ald darauf auch der Vereinigten-Hofkanzlei und K. K. Finanzhofstelle als solcher und Referent über das sämmtliche Bauwesen der Oestr. Monarchie, zugetheilt. Se. M. der K. übertrug demselben auch die Vertretung der k. Actien bei der Ungarischen Schiffahrtsgesellschaft als Hofcommissair, als diese Societät ihn zu ihrem Director erwählt hatte, welches der K. bewilligte. Durch dieses Ereigniß war sein jährliches Einkommen um 2000 Fl. vermehrt worden. Während er dem Kaiser diente, erhielt er außer den Bereisungen der deutschen Länder, den Auftrag, das Venetianische, Istrien und einen Theil von Croatien zu bereisen, um Vorschläge zur Verbesserung der Häfen von Triest, Venedig, Fiume und Capo d'Istria, zur Austrocknung der Sümpfe unterhalb Verona und zur Verbesserung der Etsch, des Bacchiglione und der Brenta so wie zur Anlage einiger Chausseen und zur Bestimmung der Richtung jener von Fiume nach Carlsstadt damals angefangenen Chaussee, die zu den merkwürdigsten und kostbarsten Anlagen der Art gehört und die der Chaussee über den **Simplon** sehr nahe kommt, die Vorschläge zu entwerfen. Bald darauf wurde ihm unter andern die Untersuchung des Marchflusses und der Entwurf zur Schiffbarmachung desselben zu Theil. Die wichtigsten seiner Entwürfe sind entweder in den sechs zu verschiedenen Zeiten herausgekommenen **Abhandlungen**, die als **Beiträge zur 1sten Auflage der Wasserbaukunst** erschienen sind, oder in der 2ten Auflage seiner theoretisch-practischen Wasserbaukunst gedruckt. Zur Verbesserung des Chausseebauwesens in den K. K. Staaten schrieb H. v. W. 1804 seine theoretisch-practische Straßenbaukunde, welche den Baubeamten ein großes Hülfsmittel wurde; zumal damals nach den Vorschlägen des H. v. W. viele Chausseen in den K. K. Staaten angelegt und ausgebessert, wozu auch zwölf tausend Mann Soldaten verwendet wurden.

Wiewohl die Ausführung seines großen Entwurfes zur Schiffbarmachung des Marchflusses von Ollmütz bis zur Donau vom Kaiser genehmigt war, der Monarch ihm sein Zutraun schenkte und die Unternehmungen zu unterstützen versprach, auch die Entfernung der Schwierigkeiten, die einige Geschäftsmänner der Thätigkeit und den Reformen des H. v. W. entgegen setzten zu entfernen beschlossen hatte: so scheinen ihn doch diese Hindernisse

9*

und die Last unnützer Arbeiten, die ihn gleichsam zu Boden drückte, da die nothwendigen bei zwei Hofstellen allein hinreichend waren, die Kräfte eines thätigen Mannes zu erschöpfen, bewogen zu haben, den an ihn ergangenen Ruf, wieder in die Churpfalzbaierischen Dienste zu treten, anzunehmen. Er war als wirklicher Geheimerrath, als Finanz-Referendair und als Chef des Wasser-Brücken- und Straßenbauwesens berufen. Seine Bedingungen waren 1.) den Gehalt, welchen er in Wien bezog, 2.) Versorgung seiner Wittwe und Kinder nach der Pragmatik, und 3.) die oberste Leitung der Ausführung des Bauwesens. Nach Bewilligung des letzten Punktes, der späterhin sehr wichtig für ihn geworden ist, suchte er 1805 im Febr. also vor Ausbruch des Krieges, um seine Entlassung nach. Welche Einrichtung derselbe gleich nach dem Antritt seiner Stelle in Baiern traf, sieht man zum Theil aus dem Regierungsblatt von 1805 und 1806. Die Entreprisebauten wurden abgeschafft, Baudirectoren bei den Provinzialstellen angestellt, denen zugleich das Referat anvertrauet wurde. Da der H. v. W. beim Finanzministerium als Geheimer Referendair den Vortrag hatte, so konnte er die Sache mit Nachdruck unterstützen, und als Chef dieses Bauwesens mußten die Baudirectoren an ihn, was das Bauwissenschaftliche und die Ausführung betraf, berichten, und erhielten von ihm die Aufträge. Nur bei dieser Einrichtung war es möglich, im Lauf der Kriege und der Verwechselungen so vieler Landestheile, die öffentlichen Anlagen, die damals gänzlich im Verfall waren, in einen so trefflichen Zustand zu bringen, in welchem sie sich 1818 befanden. Alle Baubeamte, selbst die Wegemacher, erhielten bereits 1805 Dienstes-Instructionen, die Landesstellen besondere Weisungen, wie sie sich in Hinsicht dieses Zweiges der Administration (des Wasser- Brücken- und Straßenbaues) zu benehmen hatten. Damit die Möglichkeit der practischen Ausführung mit dem wenigen Personale bewiesen werden konnte, übernahm anfänglich der Chef selbst, nebst allen seinen übrigen Arbeiten und den häufigen Reisen, die specielle Direction der Arbeiten auf ganzen Haupt-Chausseezügen; nach seinen Vorschlägen waren gleich anfangs alle beim Bauwesen angestellten Individuen von den Geldauszahlungen befreit und dadurch eine wahre Controlle hergestellt worden. Am 1ten Oct.

1808 trat eine neue Organisation ein; es wurde eine Generaldirection des Wasser- Brücken- und Straßenbaues creiret, der H. v. W. zum Generaldirector ernannt, und so dies Bauwesen mehr centralisirt. Es wurde vom Ministerium der Finanzen abgerissen und dem Min. des Innern zugetheilt. In diesem Jahr wurde der H. v. W. nach Westphalen eingeladen, um das Lokal zwischen der Weser und Elbe zu untersuchen und einen Canal zur Verbindung beider Flüsse zu entwerfen. Dieser für die Pr. Monarchie, für Braunschweig und Hannover auch gegenwärtig noch wichtige Entwurf ist im 3ten Bande der 2ten Auflage seiner theoretisch-practischen Wasserbaukunst aufgenommen. In diesem Jahr erschien seine theoretisch-practische Straßenbaukunde, 2te und umgearbeitete Auflage, welche sehr viel zur Belehrung der Baubeamten und zur zweckmäßigen Behandlung des Straßenbaues nicht blos in Baiern sondern auch in andern deutschen Ländern beigetragen hat. Bei seiner Durchreise durch Erfurt schloß der Minister Graf von Romanzoff, aus Auftrag des Kaisers von Rußland, einen Contract mit dem H. v. W., vermöge welchem zehn russische Ingenieur-Eleven nach München geschickt werden sollten um bei ihm zu studiren, wofür ihm ein jährliches Honorar von 3000 Fl. zugesagt wurde. Dieser Plan ward jedoch als der Min. in Paris war hintertrieben; Napoleon schickte einige Ingenieurs des Wege- und Brückenbaues nach Rußland, um bei der darauf errichteten Schule Unterricht zu ertheilen. Diese Ing. standen aber stets im franz. Almanach als en Commission en Russie; sie mögen wohl gute Dienste geleistet haben!! In diesem Jahr erschien noch die erste Lieferung seiner Beiträge zur ersten Auflage der Wasserbaukunst; 1809 die 2te, worin die von ihm erfundene und bei vielen Brücken angewandte Construction der hölzernen Bogenbrücken gelehrt wird, und von dieser Schrift erschien eine von seinem Sohn, der Frankreich Holland und England bereis't und der einige große Bauwerke, unter andern den Hafen von Lindau und die Bogenbrücke bei Mühldorf, über den Inn, als ehemaliger Oberingenieur, ausgeführt hat, der dann Baudirector in Bayreuth wurde, und gegenwärtig Regierungs- und Baurath in Speyer ist, bearbeitete Uebersetzung in französischer Sprache. In den Jahren 1811 und 1812 er-

schienen die 4 letzten Lieferungen dieser Beiträge.

Im Sept. 1809 wurde die Generaldirection zugleich eine Section des Ministeriums des Innern und der Generaldirector, H. v. W., Chef dieser Section; er hatte als solcher den Vortrag in dem Collegium, welches die verschiedenen Sections-Chefs bildeten. Diese Vereinfachung und Zusammenziehung machten eine große Wirksamkeit möglich, verminderten die Ausgaben, die Administrationskosten; große Unternehmungen wurden ausgeführt! Aber diese Männer als v. Zentner, v. Hartmann, Gr. v. Arco, v. Branca und H. v. W. welche die Chefs der Sectionen waren, strebten nur zur Erreichung eines großen Endzweckes, zur Verbesserung der Administration; sie waren daher einig, welches eine andere Partei nicht vermuthet hatte, als sie dem Min. Montgelas zur Zusammensetzung dieser Geschäftsmänner gerathen, die ihrer Willkühr einen starken Damm entgegensetzten. Es blieb dieser Partei und einer andern nichts übrig, als den collegialischen Verein jener Geschäftsmänner zu sprengen; sonach wurde am 1. Oct. 1811 das Bauwesen wieder zum Finanzministerium gezogen, die durch den Tod des Sectionschefs von Branca und durch den Uebertritt des Sectionschefs Gr. v. Arco zum Justizdepartement erledigten Stellen nicht mehr besetzt, und H. v. W. trat wieder als Geheimer-Finanz-Referendair zum Ministerium der Finanzen zurück. Dies war also seit 1805 die dritte Organisation seines Departements, welches er jedoch unter allen diesen Stürmen und bei der Anfeindung solcher Geschäftsmänner, die nur das Formelle des Dienstes kennen, und es sich bloß angelegen seyn lassen, viele Rescripte und Organisationen zu entwerfen, welche widerrufen werden müssen, oder nachtheilig für die Nationen sind, gegen viele verderbliche Einwirkungen, zu schützen bemüht war. Leider! vermochte er es nicht zu hindern, daß die Administration seines Departements durch mancherlei Cabalen vertheuert wurde; gleichwohl war unter andern Verwaltungszweigen die Administration dieses Bauwesens zum geringsten und kaum neun pCt. der gesammten Verwendung, wahingegen die Administration anderer Administrationszweige 20, 30, bis 90 pCt. betragen. Durch neue zuvor von Städten und Gemeinden unterhaltene Anlagen, die dem Etat des Bauwesens zu-

gewiesen wurden, suchten seine Gegner diesen Etat zu erhöhen. Auch seine unzählbaren Anträge, wegen Einführung der breitfälligten Räder wurden von ihnen paralisirt. Selbst dann als derselbe jährlich 80,000 Fl. weniger für den Chausseebau des Königreichs verlangte, wenn die Einführung dieser Räder an schweren Fuhrwerken verordnet würde, brachten es die Gegner der guten Sache dahin, daß das von ihm in dieser Beziehung entworfene und vom Könige genehmigte Edict, welches von allen Kanzeln des Königreichs verlesen, in vielen Zeitungen bekannt gemacht und in allen Post- und Wirthshäusern angeschlagen war, im Jahr 1816 wieder suspendirt wurde. Endlich hat der jetzige Finanzminister diese Angelegenheit im J. 1819, bei der Ständeversammlung wieder in Anregung gebracht, und wahrscheinlich sind seine Anträge des H. v. W. dazu die Veranlassung.

Als die hohen Alliirten 1814 ihre siegreichen Waffen über den Rhein trugen, wurde Hr. v. W. vom Fürsten von Schwarzenberg nach Freyburg, mit Bewilligung seines Monarchen, eingeladen, um Aufschlüsse über die Lage von Hollands Festungen und militärischen Inondationen zu geben, wie der 3te Band seiner Wasserbaukunst bezeugt.

Den Sturz des Ministers v. Montgelas vielleicht voraussehend, glaubte er seine aus der Erfahrung gezogene Ueberzeugung in einer Schrift: Ueber Staatsverwaltung, 1815, niederlegen zu müssen, da er den Verstand dieses Ministers sehr schätzte, folglich Hoffnung hegen konnte, daß die Rüge der darin erwähnten Mängel, vielleicht eine günstige Veränderung hervorbringen könnte, wenn sie der Minister beherzigte, und eine Administration einführte, wobei die unnützen Schreibereien, welche Hr. v. W. durch ein merkwürdiges im Erlanger Korrespondenten abgedrucktes Generale untersagte, vermieden, die Administrationskosten verringert, die Befolgung wissenschaftlicher Grundsätze eingeführt und bei der gesammten Administration jährlich wenigstens Eine Million erspart werden konnte.

Die in dieser Schrift gemachten Vorschläge schienen dem Minister nicht zu mißfallen, aber sie gefielen einer gewissen Partei nicht, weil ihre Einführung die Willkühr der Staatsbeamten gebrochen hätte. Wiewohl der Minister sich vielfältig mit dem H. v. W. über die Ver-

besserung der Staatsverwaltung unterhielt, sich dieser mit großer Freimüthigkeit darüber aussprach, und der Minister nützliche Unternehmungen im Gebiet der Baukunde liebte und beförderte, so blieb sich derselbe doch nicht immer gleich, und er hörte nur zu oft auf die Einflüsterungen solcher Geschäftsmänner, welche die Ausführung großer Bauunternehmungen mit Neid betrachteten. Sie benutzten daher jede freimüthige Aeußerung des Hr. v. W. zu dessen Nachtheil, und legten sie als Tadelsucht über die Verwaltung des Ministers aus. Sie hatten daher schon vor dem Sturz des Ministers den Plan gefaßt, dem Departement des Wasser- Brücken- und Straßenbaues, eine für die Sache nachtheilige Einrichtung zu geben.

Nachdem der Minister Graf von **Montgelas** seiner Stelle überhoben war, sollte im Octobr. 1817 mit dem Wasser- Brücken- und Straßenbauwesen eine solche Organisation vorgenommen werden, bei welcher der Hr. v. W. nicht mehr zum Nutzen des Staats zu wirken glaubte, und wobei nach seiner Ueberzeugung, mit weit größeren Summen, als bis dahin verwendet waren, die erforderlichen Unternehmungen nicht bestritten werden konnten. Kurz, die dritte Bedingung, welche Se. Maj. der König bei seiner Berufung aus K. K. Diensten eingegangen hatte, wäre dadurch aufgehoben worden; er suchte daher um die Ueberhebung der Geschäfte nach, die ihm von Sr. Maj. dem Könige unter der allerhöchsten Zufriedenheitsbezeugung (des Monarchen), mit Beibehaltung seiner bedeutenden Besoldung und seines Charakters bewilligt wurde. Einige Tage vor dieser Epoche ließ der Hr. v. W. in seinem Departement die höchst merkwürdigen Resultate der Verwaltung des Wasser- Brücken- und Straßenbauwesens im Königreiche Baiern v. 1. Oct. 1805 bis 1. Oct. 1817, zusammentragen; er legte sie sowohl dem Könige, den Ministern als den Staatsräthen vor, und theilte sie an verschiedene Baubeamte aus.

Nach diesen Resultaten betrug die Ausgabe des Bauwesens in allen zum Königreiche Baiern ehemals gehörigen Landestheilen 933,575 Gulden jährlich, und der Finanzminister hat gegenwärtig bei den Ständen 1,300,000 Gulden also 366,425 Gulden mehr in Antrag gebracht, wiewohl in den abgetretenen Landestheilen, Tyrol, Salzburg, im Hausruck- und Innviertel 5mal mehr Chausseen

und Brücken sich befinden, als in dem hinzugekommenen Mainkreise angetroffen werden, dessen Ausgabe in jener Summe, worin aber die Ausgaben jener genannten Landestheile begriffen sind, nicht enthalten war.

Während der Administration des Hr. v. W. wurden 1813 Stunden-Chausseen in dem Königreiche Baiern aus dem schlechtesten Zustande (während der Kriege und dreier Regenjahre) in einen sehr guten Zustand verwandelt, 25 neue Chausseen angelegt, 40 Hauptbrücken erbauet, über 100 große Brücken restaurirt, 4 große Durchlaß-Wehre aufgeführt, bei Lindau ein Seehafen, mittelst eines massiven Molo, angelegt, unterhalb dem Stahremberger-See 1800 Tagewerke Moräste ausgetrocknet und in Wiesen verwandelt, und endlich mit den Hauptflüssen des Reichs 17 Hauptfluß-Correctionen bewirkt. 512 die Sparsamkeit und Zweckmäßigkeit dieses Bauwesens betreffende Generalien wurden von ihm an alle Kreisbau-Behörden erlassen; und die erstere wurde so weit getrieben, daß die Unterhaltung der Längenklafter der Chaussee für neun Kr. jährlich bestritten worden ist, wiewohl darunter die Wiederherstellung und Unterhaltung der Durchlässe und kleinen Brücken mit begriffen war.

Alle diese wichtigen und nützlichen Bauunternehmungen mußten nothwendig den Neid rege machen, und der Unwissenheit und solchen Menschen, die keinen Theil am öffentlichen Wohl nehmen, ein Aergerniß seyn. Dahingegen werden gegenwärtig nur wenig neue Anlagen nothwendig, weil die Hauptanlagen bewerkstelligt sind.

Seit dem Rücktritt von den öffentlichen Geschäften beschäftigt sich Hr. v. W. vorzüglich mit literarischen Arbeiten.

Es sind von ihm noch erschienen: Vier in der Academie der Wissenschaften zu München, über den Einfluß der Bauwissenschaften auf das allgemeine Wohl und die Civilisation vorgelesene Abhandlungen. Die erste am 12 Oct. 1816 vorgetragene, handelt von dem Wasserbau und den Monumenten der Civil-Architectur der Aegypter; die 2te am 18 März 1817 vorgelesene: von diesem Einfluß der Baukunst in Indien, in dem Reiche der Babylonier, in China, Persien, Phönizien, in Syrien oder Palästina und in Griechenland; die dritte (1818 vorgelesene) von dem Einfluß dieser Wissenschaft in Griechenland und Kleinasien;

und die vierte am 1. Mai 1819 vorgelesen, handelt von dem Einfluß der Bauwissenschaft auf die Gewinnung des Bodens, auf die Sicherheit des Landes und den Wohlstand der jetzigen Niederlande; die bei diesen Abhandlungen hinzugefügten Anmerkungen scheinen ein großes Interesse zu haben, nicht sowohl für Baukundige als auch für jeden denkenden Staatsbeamten.

Aus den öffentlichen Blättern sehen wir, daß H. v. W. vollständige Jahrbücher der Bauwissenschaften herauszugeben gedenkt, und gegenwärtig an einer theoretisch-practisch-bürgerlichen Baukunde arbeitet. Möge dieses Werk wirklich zur Verbesserung dieser Wissenschaft beitragen und den schlechten größtentheils herrschenden Geschmack in einen edlern und einfachern zu verwandeln.

Der Geheimerath von Wiebeking ist nicht bloß von seinem Könige zum Ritter des Verdienstordens der baierschen Krone ernannt, sondern auch vom K. von Rußland zum Ritter des St. Anna-Ordens 2ter Classe. Se. Majestät bezeichneten diese Ernennung noch durch eine besondere Auszeichnung, indem sie durch ein eigenhändiges Schreiben des Monarchen geschah, und die Decoration noch in Brillanten gefaßt war, welche äußerst selten so ausgetheilt wird.

Wir haben nur mit Wenigem einiger Hindernisse welche H. v. W. als Geschäftsmann erfahren hat, gedacht; wir können aber für alle die ihn kennen nicht den Familienumstand übergehen, daß er als Vater große Prüfungen bestanden hat. Seine jüngste Tochter die äußerst glücklich mit dem K. B. Director der Spitäler Hr. Köhler verheirathet war, wurde durch den russischen Feldzug Wittwe, und in diesem Jahr ging seine älteste an den Regierungsrath von Strauch zu Gera eben so glücklich verheirathete Tochter in eine bessere Welt. Dieses herrliche Wesen wird noch lange von ihren Eltern, ihrem Manne, ihren Geschwistern tief betrauert werden; nie wird dem Vater und der Mutter ihr Kummer als Eltern versiegen! Der älteste Sohn ist mit der Tochter des General-Commissairs von Stichaner äußerst glücklich verbunden und dies mindert den Schmerz über den Verlust der Gestorbenen.

Antoine Jacques Claude Joseph

Graf Boulay de la Meurthe.

Antoine Jacques Claude Joseph
Graf Boulay de la Meurthe.

Viele der ausgezeichnetsten Männer Frankreichs, die in den verschiedenen Epochen der Revolution große Rollen spielten, wurden nach der letzten Rückkehr der Bourbons veranlaßt, ihr Vaterland zu verlassen. Diese Ausgewanderten, welche in dem Preußischen, Oestereichschen, in den Niederlanden u. s. f., unter der unmittelbaren Aufsicht der Polizei, ein Wohnort angewiesen erhielten, theilen sich in drei Klassen. Die erste bilden die Verbannten (les Bannis); sie wurden aus Frankreich vertrieben durch das geschärfte Amnestie-Gesetz, welches unterm 6ten Januar 1816 die Zustimmung der Kammern und die Bestätigung des Königs erhielt. Sie begreifen in sich, alle die für den Tod Ludwigs XVI. in der National-Versammlung stimmten (les Votans), nebst solchen, die unter Napoleon, im März 1815, dessen Dienste angenommen hatten. Nach dem Gesetze sind sie für immer aus dem Königreiche verbannt. — In der zweiten Klasse stehn die Verwiesenen (les Exilés), die Frankreich im Verfolg der königlichen Ordonnanz vom 24sten Julius 1815 verlassen mußten. Da diese Ordonnanz ohne Zustimmung der Kammern erlassen, und die durch sie motivirten Betreibungsbefehle ohne gesetzliches Urtheil ausgesprochen sind, so betrachten sich diese als Opfer der Ultra's, und beweisen, daß mit ihrer Vertreibung die Konstitution verletzt sey. Solches ist auch der Fall mit einer großen Anzahl der letzten Klasse, die sich die Geflüchteten (les Refugiés) nennen. Sie wurden durch Polizeibefehle, durch halbofficielle Weisungen und durch ihre politischen Ansichten veranlaßt, das Vaterland zu verlassen. —

Diese aus ihrer Heimath Entfernten haben anerkannt große Staatsmänner und Feldherrn unter sich; ihre Wichtigkeit für Frankreich, ihre Bedeutsamkeit für die Nation und die Größe ihrer Talente ist selbst durch die Landesverweisung öffentlich bezeugt; es ergiebt sich hieraus für jene Unglücklichen eine erhöhte Celebrität: sie werden in Frankreich betrachtet, als Opfer der königlichen Gewalt im Konflikt mit der Nationalfreiheit, indeß man im Auslande mit verdoppelter Aufmerksamkeit ihrem früheren Lebenslaufe nachspähet. —

Da nach der neuesten Ministerial-Veränderung, die Ludwig XVIII. mit dem Jahresschluß 1818 anordnete, liberale Regierungsprinzipien die Wünsche der Nation vielseitig begünstigten, so sind auch viele der Vertriebenen der drei angegebenen Arten, bereits zurück berufen; und die meisten, noch nicht zur Rückkehr Befugten, sehen mit Sehnsucht der nahen Erfüllung ihrer heißen Wünsche entgegen, um nach Frankreich heimkehren zu können. —

Zu den, durch die Ordonnanz des Königs vom 24sten Julius 1815 Verwiesenen, gehört Antoine Jacques Claude Joseph Graf Boulay de la Meurthe, aus einer guten Bürgerfamilie im Departement der Vogesen entsprossen, 1761 geboren. Er erhielt eine sorgfältige wissenschaftliche Erziehung zu Toul und zu Nancy, wo er ganz dem Studio der Klassiker wie der Philosophie lebte und die Rechtswissenschaft zu seinem künftigen Berufe wählte. Schon 1783 ward er beim Parlament zu Nancy Advokat. Während des ersten Zeitabschnittes der Revolution, in der er mit regem Eifer die Ideen der Volkspartei zu den seinigen machte, bekleidete er im Meurthe-Departement verschiedene Bedienungen. Er ward öffentlicher Ankläger, dann Tribunals-Präsident; als aber die Partei der Gemäßigten (die Girondisten), zu welcher Boulay gehörte, von den Terroristen zu Boden geschmettert wurde, verfolgten die Jakobiner auch ihn und proscribirten ihn (1793). Die wasgauischen Gebirge seiner Heimath und die in derselben erworbene Liebe, machte es möglich, daß er dort, in der Nähe seines bisherigen Wohnorts, ein Asyl fand, in welchem ihm das von blutdürstigen Feinden über seinen Kopf verhängte Ungewitter vorüberzog. Erst nach dem Sturze Robespierre's (1794) durfte er gefahrlos in die Mitt

er Seinigen zurückkehren. 1796 wurde er vom Meurthe-Departement gewählt zum Mitgliede des Rathes der Fünfhundert, in welchem er öfter die Rednerbühne betrat, vorzüglich wider den Adel sprach und auch dreimal das Präsidium, nicht ruhmlos, führte. Viele seiner damaligen Reden bewahrt der Moniteur in den Jahrgängen 1796 bis 1799 auf. —

Mit dem Verfalle der Direktorial-Regierung gewann auch die Zwietracht der Parteien, in dem gesetzgebenden Rathe der Fünfhundert, größeren Spielraum. B. war thätig, mit Sieyes die Maasregeln vorzubereiten, welche der Auflösung des Direktoriums unmittelbar vorausgingen. Er brachte Sieyes und Bonaparte, die in sehr gespanntem Verhältnisse waren, einander näher, und spielte bei der Bildung der vierten Konstitution, aus welcher die Konsularische Regierung, den 18ten Brumaire (den 9ten November 1799) hervorging, eine wichtige Rolle. Da schon damals viele Stimmen für die Wiederherstellung der Monarchie, und einige für die Zurückberufung der Bourbons lautbar wurden, so stellte er sich diesen mit seinem Streben zur Aufrechterhaltung der Republik kräftig entgegen. In dieser Absicht machte er ein schriftstellerisches Werk bekannt, welches abgesehn von seiner momentanen Veranlassung, einen Beweis ablegt, von sehr tiefen Einsichten in das Wesen der Politik und von einer besonders bei den Franzosen sehr seltenen Gründlichkeit des Geschichtsstudiums. Der Titel dieser schätzbaren Arbeit ist: *Darstellung der Ursachen, die 1649 in England die Begründung der Republik herbeiführten, sichern konnten, und ihre Vernichtung veranlaßten.* — Die große Wirksamkeit dieses den Franzosen zur Lehre hingestellten, historischen Gemäldes, ergiebt sich schon daraus, das binnen kurzer Zeit, 25000 Exemplare, in zwei Auflagen, verkauft wurden. Auch späterhin ist dieses Werk noch immer gesucht; je mehr aber Bonaparte's Macht stieg, je mehr seine Herrschaft sich auch der Form nach zur despotischen Monarchie hinneigte, um so wachsamer war die Polizei, und verhinderte die weitere Verbreitung politischer Schriften die ein ganz entgegengesetztes Staats-System zu realisiren strebten.

Nach der im Verfolg der Revolution vom 18ten Brumaire eingetretenen neuen Organisation der höchsten

Staatsbehörden wurde Boulay Mitglied des Senats und Präsident der Sektion der Gesetzgebung, in welchem letzteren Verhältnisse er seine volle Kraft den mehrjährigen, schwierigen Arbeiten widmete, an welche sich nachdem Bonaparte 1804 die Kaiserkrone auf sein Haupt gesetzt, die Redaktion des Code Napoleon anschloß. In der Geschichte dieser Gesetzgebung im Allgemeinen wie in der Geschichte der Diskussionen einzelner Gesetze findet sich Boulays Name oft genannt; immer zeigt er einen mit dem römischen Rechte höchst vertrauten Geist, dessen philosophischer Scharfsinn die verwickeltsten Materien des positiven Rechts sehr lichtvoll zu behandeln weiß. Indem ihm, neben diesen Geschäften, die General-Direktion der Verwaltung der Staatsdomainen übertragen, erhielt er einen neuen Wirkungskreis, der mit sehr vielen schwierigen Kollisionen verknüpft war. Diese Verwaltung brachte es mit sich, daß er bei derselben bald die Wünsche des Publicums, bald die Forderungen mächtiger Personen nicht erfüllen konnte und sich manche Feinde zuzog. Jedoch ist es unbestritten ein Beweis seiner sehr konsequenten Dienstführung, daß er, der durch die Direktion der Staatsdomainen in so genaue Beziehungen mit den verschiedenen Ministerien kam, sich auf seinem Posten erhielt, obgleich während Bonaparte's Kaiserthum die Personen der Minister öfter wechselten. Wie abgemessen vorsichtig und klug sich Boulay in diesem Zeitraum einer so ausgebreiteten Geschäftsthätigkeit muß betragen haben, geht auch schon daraus hervor, daß Bonaparte selbst auf dem Gipfel seiner Herrschaft ihn nicht entfernte, ob es gleich dem Kaiser, seinen nächsten Umgebungen und den ausgezeichnetsten Männern Frankreichs nicht unbekannt war, daß Boulay nach seinen politischen Ansichten, mit dem Kaiserthume unzufrieden, für sein Vaterland nichts lebhafter wünschte, als die Wiederherstellung der Republik, oder einer, durch eine in sich selbst garantirte Konstitution, sehr beschränkten Monarchie. — Dieser, dem Herrscher so widerwärtigen politischen Meinung ohngeachtet, zeigte ihm Bonaparte fortdauerndes Vertraun und erkannte seine Verdienste öffentlich an, indem er ihn mit der Errichtung der Ehrenlegion zum Großkreutz derselben, und zum Grafen ernannte. — Mit dem Einzuge Ludwigs XVIII. in Paris (den 3ten Mai 1814) trat Boulay freiwillig

in den Privatstand zurück, nahm aber sogleich seinen früheren Posten ein, als Bonaparte von Elba zurückkehrte und während einer hunderttägigen Herrschaft den Kaiserthron wieder aufrichtete. Die unmittelbare Folge dieses Wiedereintritts in den Staatsdienst war, nachdem der König durch die alliirten Mächte zurückgeführt war, Boulay's Landes-Verweisung durch die Ordonnanz des Königs vom 24sten Julius 1815. — Ihm ward vorgeschrieben seinen Wohnort in den Preußischen Staaten, namentlich zu Halberstadt zu nehmen; wo er in der größten Zurückgezogenheit, von Wenigen gekannt, von noch Wenigern beachtet, in der unscheinbarsten Hülle der Armuth, lebte, obgleich sein sehr bedeutendes Vermögen ihm und seiner Familie verblieb. Er setzte hier seine tüchtigen Studien in dem Gebiete der Philosophie, der Geschichte und der Staatskunde mit großem Fleiße fort und bearbeitete, als weitere Ausführung der vorhinbenannten Schrift, ein politisches Gemälde der Regierung Karls des Zweiten und Jacob's des Zweiten, der beiden letzten Könige aus dem Hause Stuart, mit beständiger Hinsicht auf sein Vaterland, auf seine Wünsche für dasselbe und auf die große Aehnlichkeit der vormaligen Lage der Stuarts und der gegenwärtigen der Bourbons, die er jedoch so wenig, als Frankreich, bei den parallelisirenden Hindeutungen nennt. — Diese Darstellung, die bei einer größeren pragmatischen Gediegenheit alle angegebenen Vorzüge der erstgenannten Schrift in höherem Grade hat, gab Bory de Saint Vincent, dem der Verfasser die Handschrift anvertraut hatte, im October 1818, ohne Boulay's Wissen und wider seinen Willen im Haag heraus *). Daß für die politische Wirksamkeit dieser Arbeit ein sehr günstiger Zeitpunkt gewählt war, bewies das große Aufsehn, welches dieselbe, nach dem Zeugnisse des Vrai Liberal, in Frankreich, wo sie auch verboten

*) Der Titel ist: Tableau politique des Règnes de Charles II. et de Jaques II., derniers Rois de la maison de Stuart; précédé d'une troisième édition de l'essai sur les Causes, qui, en 1649, amenèrent en Angleterre l'établissement de la République etc. Tom I. et II. La Haye, de l'imprimerie Belgique. Bory-de-St-Vincent, Editeur. Wallez Co-éditeur. 25. Octobre 1818. — 8vo. —

wurde, machte; daß aber für die persönlichen Verhältnisse des Verfassers und für seine Hoffnungen zu einer baldigen Zurückberufung der Druck dieser Schrift sehr ungünstig wirkte, ergiebt sich schon daraus, daß ohngeachtet der freundschaftlichen Verhältnisse, in welchen er zu den meisten gegenwärtigen Ministern Frankreichs steht, seine Zurückberufung noch nicht hat erreicht werden können. — Gar schnell ist die bedeutende Auflage des politischen Gemäldes vergriffen und Boulay beabsichtigt nun selbst, in neuer Gestalt, sein Werk herauszugeben, wie er denn auch noch mehrere große schriftstellerische Plane für historisch-politische Arbeiten hat, um der Gegenwart die Kunde der Zukunft in dem Spiegel der Vergangenheit darzulegen. —

Wie Boulay im Aeußern seiner kleinen, gar zierlich gebauten Figur durchaus keine Abzeichen der Nationalität verräth, so trägt er auch einen Ernst in sich, der ihn oft, ganz gegen die sonstige Gewohnheit der Franzosen, wortarm seyn läßt, wenn er in stiller Gemüthlichkeit, die genausten Beobachtungen anstellt. Ueber den wahren Charakter eines so in sich verschlossenen, selbst durch das Unglück auf sich zurück geführten Mannes zu urtheilen, könnte vorschnell erscheinen; jedoch verräth das innig zarte Verhältniß welches zwischen ihm, seiner Gattin und seinen Kindern, die ihn auch in Deutschland besuchten, existirt, eine rege Empfänglichkeit für die edelsten Beziehungen des menschlichen Lebens. —

Die Anerkennung der Verdienste Boulay's ist nicht auf Frankreich beschränkt; auch die höchsten preußischen Staatsbehörden ergriffen jede Gelegenheit, ihm Beweise der Achtung zu geben. Da sich seine Zurückberufung immer mehr verzögerte, äußerte er den Wunsch, seinem Vaterlande näher zu kommen, und seinen bisherigen Wohnort Halberstadt mit Aachen zu vertauschen. Mit der zuvorkommendsten Willfährigkeit wurde unmittelbar durch den Staatskanzler Fürsten von Hardenberg dieses Gesuch erfüllt, und Boulay reis'te in den ersten Tagen des Märzes d. J. dahin ab, nach seiner wiederholten Versicherung, voll der innigsten Verehrung für das ihm von dem herrlichen Staatsmanne bezeugte Wohlwollen, und für die Beweise liebevoller Humanität, mit der ihn der Geheime Staatsrath von Stägemann erfreute. —

Kleinere
biographische
Aufsätze und Character-Skizzen.

I. Friedrich August Wolf.
II. Walter Scott.
III. Christoph August Tiedge.
IV. Warren Hastings.
V. Friedrich August von Stägemann.
VI. Dirk van Hogendorp.

I.

Friedrich August Wolf.

Friedrich August Wolf, der große Philolog im weitesten Wortsinn, ist im Februar 1757 zu Hainrode, gelegen in der Grafschaft Hohnstein, drei Stunden von Nordhausen, geboren. Sein Vater, in jenem Dorfe Kantor, gab dem Knaben den ersten Unterricht, welcher vorzüglich auf die Ausbildung der Fähigkeiten für die Tonkunst gerichtet war. Das Talent für dieselbe erscheint als ein schönes Familiengut, welches der hierin weit über seine äußeren Verhältnisse stehende Vater auf seine Nachkommen vererbte. Ein Sohn, Friedrich Georg, war der 1814 verstorbene, sehr geschickte, auch als Schriftsteller in der Literatur der Musik bekannte Stollberg-Wernigerödische Kapellmeister; der andere, unser Philolog, zeigte schon früh entschiedenes Talent für die Musik und liebte sie fortwährend, ob er gleich der Beschäftigung mit ihr, als höchsten Zweck seiner Geistesthätigkeit, schon mit dem, im 7ten Jahre seines Lebens erfolgten, Eintritt in das Gymnasium zu Nordhausen entsagte. Ganz von der Erlernung der alten Sprachen angezogen, durchging er bis zum funfzehnten Jahre die verschiedenen Klassen jener Lehranstalt, welche er dann, wider den Willen der Seinigen, verließ, um zwei Jahre in eingezogener Ruhe den Privatstudien zu widmen und sich für die akademische Laufbahn vorzubereiten. Er betrat diese 1774 zu Göttingen, wo er gleich bei seinem Erscheinen, durch ungewöhnliche Belesenheit in den Autoren der griechischen und römischen Vorwelt, Heyne's Aufmerksamkeit auf sich zog. Je höher Heyne seinen Zuhörer achtete und zu je größern Erwartungen von ihm er berechtigt wurde, um so früher entdeckte er in ihm einen keine Autorität anerkennenden Muthwillen welcher am allerwenigsten zu Göttingen von den Professoren bei den Studenten geduldet wird. Anfangs glaubte Heyne hiergegen in Betreff Wolf's zu wirken, wenn er den letztern unter eine genaue Aufsicht stellte, um so alle spottenden Reden des Uebermüthigen zu erfahren und nach Befinden zu rügen. Dieses ertrug der kräftige Jüngling nur kurze Zeit; dann machte er sich davon los, Selbstständigkeit für unentbehrlich haltend, studirte nur für sich, lebte in den Schätzen der herrlichen Bibliothek, und besuchte fast gar keine Kollegien. Ein so eigenwilliges Betragen mußte den Lehrer verwunden; doch dachte Heyne zu gerecht, als daß er Wolfs Werth hätte verkennen sollen;

er stellte ihn, nach einem dreijährigen Aufenthalte zu Göttingen, als Lehrer beim berühmten Gymnasio zu Ilefeld an, und bewirkte schon im folgenden Jahre seine Versetzung als Rektor der lateinischen Schule nach Osterode im Harze. Während sich hier Wolf rüstig schon als Jüngling einem bedeutenden Lehramte gewachsen zeigte, erregte er in der Schriftstellerwelt Aufsehn durch seine Bearbeitung des Gastmals Platons (1782); die unmittelbare Folge davon waren mehrere ehrenvolle Vocationen, unter denen er die, als Professor der Beredsamkeit nach Halle (1783), annahm, eine andere gleichzeitige, als Schul- und Kirchenrath nach Gera, dagegen ablehnte. Die große Thätigkeit, welche er in dem neuen höheren Lehrerverhältnisse zeigte, der Beifall, welchen er erhielt und die Wirksamkeit, die er erlangte, gingen gleichen Schritt mit den Verdiensten, welche er sich als Schriftsteller und Kritiker in der Alterthumswissenschaft, nach ihrem gesammten Begriff, Umfang, Zweck und Werth, erwarb. Hatte Wolf früher zu schönen Erwartungen berechtigt, so wurde gerade sein Aufenthalt zu Halle die Zeit, in welcher er sich für jene fortbildete und das wurde, was er unleugbar ist. — Wie hoch das Ziel steht, welches er sich vorsteckte, hat er ausführlich gezeigt in seiner herrlichen Darstellung der Alterthumswissenschaft (S. Museum d. A. W. B. 1. Stück 1.). Eine überwiegende Geisteskraft in seiner Sphäre entwickelte sich bei ihm gleichmäßig mit einer von sarkastischem Witze angefachten Fehdelust, die nicht selten für die Wissenschaft ertragreich wurde, und unter andern den bekannten Streit mit Heyne veranlaßte. Was Wolf zur kritischen Verbesserung und zur richtigen Erklärung des Textes des Homers, dessen auf uns gekommene Werke er für die Gesänge verschiedener Rhapsoden hält, des Platon, des Hesiod, des Demosthenes und des Aristophanes, wie des Sueton, des Cicero, des Tacitus und des Horaz leistete, sichert seinem Namen die Unsterblichkeit, so lange griechische und römische Geisteswerke unter den Erdbewohnern fortleben. Für den höchsten Gipfel seines Verdienstes aber möchte man, ohne deshalb die übrigen Denkmale desselben im Schatten zu stellen, wohl erachten: die mit so großem Scharfsinn als Gelehrsamkeit in den bekannten Prologomenen gelieferte kritische Geschichte der Homerischen Gesänge, von ihrem Ursprunge an. Selbst die Idee und Möglichkeit eines solchen Unternehmens war bis dahin keinem Philologen in den Sinn gekommen. —

Obgleich Wolf manchen ehrenvollen Ruf in das Ausland erhielt; so blieb er doch in Halle, wo er viel zum Ruhme dieses ehrwürdigen Sitzes der Wissenschaften beitrug, und fortwährend vom Ministerio Beweise der Achtung erhielt. Mehreremal wurden ihm Gehaltsvermehrungen verliehen; 1805 ward er zum Geheimenrath ernannt. — Als Halle nach dem Tilsiter Frieden dem neuerschaffnen Königreiche Westphalen einverleibt wurde, war er, mit Schleiermacher und Froriep, einer von denen, welche erklärten, daß sie sich als Gelehrte, deren eigentliches Element volle geistige Freiheit sey, nicht, gleich einer Söldlings-Schaar, abtreten ließen. — Wolf ging nun 1807 nach Berlin und trat sogleich in Wirksamkeit bei der Berathung über die dort zu errichtende Universität. Jedoch lehnte er ab, wirklicher Professor bei derselben zu werden, und

zog es vor, mit einem bedeutenden Ehrengehalte als Mitglied der Königlichen Akademie der Wissenschaften, in der historisch-philosophischen Klasse, ohne weitere Berufsverhältnisse zu leben, beständig beschäftigt mit geistreichen, tiefe Gelehrsamkeit bezeugenden Schriftstellerarbeiten und auch fortwährend durch Vorlesungen wirkend.

Wenn der Name eines kritischen Philologen Wolfs Verdienste recht eigentlich bezeichnet und durch seine Schriften begründet wird; so steht er gleich hoch, als mündlicher Lehrer. Sein überwiegendes Talent, sich der Jünglinge, die die Bahn der Wissenschaften betreten, ganz zu bemächtigen, ihre geistige Thätigkeit zu spannen, alle Autorität verschmähend, alle Schwierigkeiten für besiegbar haltend, sie zu eigenen Forschungen anzufeuern, und sie in die herrlichen Regionen der klassischen Vorwelt einzuführen, ist nicht genug zu preisen. Den höchsten Genuß gewährt es, ihn, den Meister, in der Mitte seiner Schüler zu sehn, wie er, ohne den Prunk der Gelehrsamkeit zu suchen, in der Universalität seines Wissens, in der vertrauten Bekanntschaft mit den hohen Denkmalen der Griechen und Römer, den wahren Geist der Alterthumskunde und der ihm zugehörigen Kritik entwickelt, und bald in kräftiger Beredsamkeit die Hoheit der Vorwelt darstellt, bald mit tiefeinschneidendem Spotte die flache Arroganz der Gegenwart züchtigt. Um eine äußere Ueberzeugung zu gewinnen, daß Wolfs Leben in der klassischen Vorwelt mehr sey, als ein nüchternes Wissen, worin manche ihren ganzen Werth haben, um im schönsten Genusse es sich zu vergegenwärtigen, daß er mit wahrhaft künstlerischer Freiheit einem heroischen Zeitalter angehöre, muß man ihn im vertrauten Freundeszirkel hören, wie er, der der Ausübung der Tonkunst nie ganz entfremdet wurde, unter Begleitung mächtig wirkender Akkorde, mit tiefer Stimme der Uraniden seliges Leben, nach Homer's Gesängen preis't.

Je mehr Wolf ein bedeutendes Selbstgefühl zur Virtuosität ausgebildet hat, je weniger es seine Art ist, Anderer Fehler und Schwächen, die er so schnell entdeckt, ungerügt vorüberziehn zu lassen, je leichter bei ihm solche Rügen wirklicher Hohn werden, um so mehr Gegner stellen sich ihm denn auch hohnlachend gegenüber, bald von einem literarischen Bankerut, den er machen werde, redend, bald darauf hindeutend, als wären Grammatika, Syntaxis und Prosodia des mächtigen Meisters schwache Seiten. Solche Angriffe machen ihm ein nur gar zu leichtes Spiel, und steigern seinen Uebermuth; besonders, da bei näherer Prüfung die wirklichen literarischen Verdienste mancher Gegner bald beschränkt sind auf dialektische Fechterstreiche, die eine Zeitlang Kurzweil machen, aber nichts fördern und zu nichts führen; bald sich reduziren lassen auf nützliche, aber untergeordnete Beschäftigungen, zum Beispiel die, eine brauchbare Grammatik kompilirt zu haben. So lange bei solchen literarischen Kampfspielen ehrlich Mann gegen Mann auftritt, bleibt selbst den Ueberwundenen wenigstens das Lob, sich der Lanze des Gegners unverzagt entgegen gestellt zu haben: wenn sich aber ein ganzer Haufe zusammenrottet, um Einen Mann anzugreifen, oder wenn man, gleich einem Bravo, bei den Schmä-

hungen den freien Tag und das heilige Licht scheut; so vernichtet solch unlöbliches Beginnen jeden möglichen Siegespreis.

Wolf lebt zu Berlin so isolirt, daß er mit Recht sagen kann, die geräuschvolle Königsstadt sey für ihn nichts, als ein großes Studierzimmer. Ununterbrochen beschäftigt mit der genialen Lösung der schwierigsten Aufgaben der Alterthumskunde, ist er deshalb für keinen Lebensgenuß abgestorben; sondern er zeigt, auch hier eine großartige Natur bekundend, im reiferen Mannes-Alter sehr rege Empfänglichkeit für denselben, ohne bei sich darbietenden Zerstreuungen seinen Beruf aus den Augen zu verlieren.

Die Wünsche aller wahren Freunde der Literatur begegnen sich gewiß darin, daß Wolf durch kein Mißgeschick mag verhindert werden, die zahlreichen Verheißungen zu erfüllen, die Er nur geben, er nur lösen kann. —

II.

Walter Scott.

Walter Scott ist der älteste unter den noch lebenden Söhnen eines ausgezeichneten Anwaldes und Signetschreibers *) zu Edinburg und ward daselbst am 15ten August 1771 geboren. Seine Mutter war eine Tochter David Rutherfords Esq. der ihr ein bedeutendes Vermögen hinterließ. Hohe Tugend und Talente, insbesondere für die Dichtkunst, zeichneten sie aus, und mehrere ihrer Gedichte wurden noch nach ihrem, im Jahre 1789 erfolgten Tode der öffentlichen Bekanntmachung würdig gefunden. Ein schwacher Körperbau, verbunden mit einer Lähmung, waren Ursache, daß **Walter Scott** fast gänzlich im elterlichen Hause erzogen und unterrichtet ward, und zwar unter der unmittelbaren Leitung seiner trefflichen Mutter, für welche er lebenslang die innigste Anhänglichkeit fühlte und von deren Verlust er tief erschüttert war. Von seinen frühern Studien ist wenig bekannt, außer daß er für das Landschaftzeichen nach der Natur, Talente verrieth. Nach Erreichung des erforderlichen Alters ward er auf das Gymnasium zu Edinburg geschickt, welches damals unter der Leitung des D. **Adam** stand, eines Mannes, der mehr umfassende Gelehrsamkeit als richtige Urtheilskraft besaß. Auf dieser Schule

---

*) Signet letters sind in Schottland Befehlsbriefe unter königlichem Siegel. Writers to the signet sind daselbst zur Abfassung und Besiegelung solcher Briefe autorisirte Personen. Sie sind die respectabelste Classe von **Attorneys**. A. d. H.

durchging der junge Scott die verschiednen herkömmlichen Formen, ohne die, in ihm schlummernde Kraft des Genies an den Tag zu legen. Im Gegentheil wurde im Knabenalter sein schnelles Fassungsvermögen bezweifelt. Doch hatte der verstorbne Hugh Blair Beurtheilungskraft genug, seine künftige Auszeichnung vorherzusagen, als der Schullehrer sich über seinen Stumpfsinn beklagte.

Nach Vollendung der classischen Studien bezog Walter Scott die Universität zu Edinburg und schon im 21sten Jahre seines Alters ward er zum Anwalde bei den Schottischen Gerichtshöfen aufgenommen. Mit Eifer widmete er sich seinen Amtsgeschäften und verehelichte sich im Jahre 1798 mit Miß Carpenter, die ihm vier Kinder geboren hat. Im Jahre nach seiner Verheirathung ward er zum Sheriff der Grafschaft Selkirk und 1806 zu einem der ersten Protocollführer in den Sitzungen der höchsten gerichtlichen Behörde von Schottland ernannt.

Befreit von den lästigen Arbeiten der Advocatur durch den Besitz zweier einträglichen Stellen und eines erheblichen, von seinem Vater und Oheim ererbten Vermögens, war Scott in den Stand gesetzt nach Gefallen den Musen zu huldigen und sich ununterbrochen seinen mannichfaltigen litterarischen Beschäftigungen zu widmen.

Das Erste, was von ihm im Publicum im Druck erschien, waren Uebersetzungen aus dem Deutschen, und zwar zu einer Zeit als die Erscheinung von Bürgers „Lenore" die Aufmerksamkeit der brittischen Lesewelt auf die wildesten Erzeugnisse der Phantasie in der deutschen Litteratur aufmerksam gemacht hatte. In dem nämlichen Jahre, als mehrere Uebersetzungen jener schauerlichen Romanze in England herauskamen, schrieb Hr. Scott zwei Nachbildungen deutscher Romanzen unter dem Titel: „The Chace" (die Jagd) und „William and Helen," und drei Jahre nachher eine Uebersetzung von Göthes: „Götz von Berlichingen." Zwei Jahre später erschienen von ihm in Mathew Gregorys Sammlung von Wundermärchen zwei Original-Balladen: „the eve of St. Iohn" und „Glenfinlas."

Im Jahre 1802 erschien sein erstes größeres Werk: „The Minstrels of the Scottish border" (die Minnesänger an Schottlands Gestaden) in einer prachtvollen Ausgabe. Diese Sammlung erregte sogleich allgemeine Aufmerksamkeit und obgleich die Stücke, woraus sie besteht, von sehr ungleichem Werthe sind, so war doch der hohe Aufschwung des Dichtergenius im ganzen Werke unverkennbar.

Sein nächstes Werk war: „Sir Tristram" ein metrischer Roman aus dem dreizehnten Jahrhundert (erschienen 1804). Seitdem war Hrn. Scotts Dichterruhm im steten Steigen, insbesondere bei der Erscheinung seines „Lay of the last Minstrel" (Lied des letzten Minnesängers, herausgegeben 1805).

Im folgenden Jahre schrieb er eine Sammlung von Balladen, und lyrischen Gedichten, (Ballads and lyrical pieces). Auf sein Gedicht: „Marmion, a tale of Floddenfield" (herausgegeben 1808)

war die öffentliche Aufmerksamkeit um so gespannter, da der Dichter selbst verkündigte: „es enthalte zugleich seine beste und schlechteste Poesie."

In dem nämlichen Jahre beschenkte er das Publicum mit einer Ausgabe von Drydens Werken, mit einer neuen Lebensbeschreibung dieses großen Dichters und vielen Anmerkungen. Unmittelbar darauf erschienen in einem Quartbande seine Beschreibungen und Erläuterungen zu seinem Gedichte: „the Lay of the last Minstrel." Von folgenden drei Werken: Lord Somers collection of historical tracts (Sammlung geschichtlicher Abhandlungen), Sir Ralph Sadlers State papers (Staatsschriften) und Anna Sewards poetical works erschienen kurz nachher unter seiner Leitung neue Ausgaben.

Noch in dem nämlichen Jahre schrieb er seine: „Lady of the Lake" (die Dame vom See) das populärste unter allen seinen Werken, wenn gleich nach der Meinung Vieler in mehrerer Hinsicht seinem: „Lay of the last Minstrel" nachzusetzen.

Im Jahre 1811 schrieb er: „The Vision of Don Roderick;" 1813 „Rockeby" und 1814 „the Lord of the Isles;" (der Inselgebieter) ferner ein prosaisches Werk über die Alterthümer an den Küsten Englands, (the border antiquities of England) und eine neue Ausgabe von Swifts Werken mit einer Lebensbeschreibung des Verfassers und Anmerkungen. In einer spätern Periode erschienen seine: „Letters to his Kinsfolks" (Briefe an seine Angehörigen) und sein Gedicht: „the battle of Waterloo."

Außer diesen öffentlich anerkannten Werken, welche nicht minder umfassende Gelehrsamkeit und Fleiß, als Originalität des Dichtergenius an den Tag legen, zählt man zu den schriftstellerischen Erzeugnissen Walter Scotts eine Reihe von Romanen, die eine seltne Popularität erlangt haben. So schreibt man ihn unter andern allgemein den beliebten Roman: „Weverley" zu, obgleich er beharrlich das Verdienst der Autorschaft ablehnt. Das nämliche ist der Fall mit: „Guy Mannering" „Douglas" und andern unterhaltenden und belehrenden Werken dieser Classe, und es ist kein hinreichender moralischer oder politischer Grund denkbar, wodurch sich Scott veranlaßt finden kann, über die Autorschaft dieser Schriften, wovon ihm unverkennbar das Verdienst gebührt, einen so undurchdringlichen Schleier zu werfen.

Im Privatleben ist Walter Scott's stets bewiesene Klugheit und Umsicht durch die glücklichste Lage belohnt worden. Zwar hat er in den Gerichtshöfen nie eine glänzende Rolle gespielt, aber früh schon der Anwaldsgeschäfte durch sein bedeutendes Einkommen überhoben, setzte ihn der beträchtliche Gewinn von seinen Schriften in den Stand, mehrere große Güter in der Grafschaft Roxburgh anzukaufen, so daß er ungeachtet einiger erheblichen Verluste durch das Mißglücken verschiedener Handelsgeschäfte, woran er Theil nahm, für einen der reichsten Dichter gelten kann.

Herr Scott ist dem Vernehmen nach gegenwärtig mit der Erläuterung eines beschreibenden Werkes über Schottlands Alter-

thümer beschäftigt. Längst schon versprach er dem Publicum eine Geschichte dieses Landes und sehnlich sieht man der Erfüllung dieses Versprechens entgegen.

In seinen häuslichen Verhältnissen, so wie im geselligen Umgange zeigt Scott, von den Seinen innigst geliebt und geschätzt vom zahlreichen Freundeskreise, den liebenswürdigsten Character. Er hat in Amerika einen Bruder, dessen Genie dem seinigen verwandt seyn soll und dem man deshalb einige jener anziehenden Romane hat zuschreiben wollen, deren Ursprung man vergebens zu vergewissern strebte.

III.

Christoph August Tiedge.

Christoph August Tiedge, der unter den Dichtern Deutschlands einen ausgezeichneten Ruhm behauptet, ward 1752 zu Gardelegen, einem Landstädtchen in der Altmark, gegenwärtig zum Magdeburger Regierungsbezirk gehörig, geboren. Sein Vater war hier Rektor der Stadtschule, ward aber wenige Jahre nach der Geburt dieses seines ältesten Sohnes, als Konrektor an das Gymnasium zu Magdeburg versetzt, wo er 1772, gerade in dem Zeitpunkte, als jener, sein Erstgeborner, die Universität zu beziehen gedachte, starb und eine zahlreiche Familie in der größten Dürftigkeit hinterließ. Bei Tiedge's, des Sohnes, Abgange nach Halle (1773) giebt ihm sein bisheriger Lehrer, der Rektor Reichard, das Zeugniß, daß er sich eines stillen, bescheidenen und tugendhaften Wandels beflissen, auch mit unermüdetem Fleiße sich bestrebt habe, seine Kenntnisse zu erweitern und sich zu einem nützlichen Mitgliede der menschlichen Gesellschaft zu bilden, indem er den gut gearteten, aber höchst dürftigen Jüngling der Unterstützung edelmüthiger und wohlthätiger Gönner empfiehlt. — Schwierigkeiten und drückende Verhältnisse — es ist eine seelenerhebende Erfahrung — stärken und erheben den Geist. — Tiedge, der sich der Rechtswissenschaft widmete, entwickelte während seines dreijährigen Aufenthalts zu Halle ausgezeichnete Fähigkeiten. Mochten ihm, nachdem er den akademischen Kursus 1776 beendet hatte, die pekuniären Mittel fehlen, um sich nach gewöhnlicher Weise bei einem Justizkollegio für die praktische Rechtspflege zu bilden, und sich so eine Anstellung mit Gehalt zu erwerben, oder mochte sein, nach einer freien Beschäftigung mit den Wissenschaften strebender Geist, die Wahl seiner Plane für die Zukunft leiten — er

ging bald darauf nach Elrich, in der ehemaligen Grafschaft Hohenstein, zu der von Arnstädtschen Familie, als Hofmeister. Hier in einer herrlichen romantischen Gegend, gar bald in nähere Bekanntschaft getreten mit dem liebenswürdigen Dichter Göckingk, der dort als Kanzleidirektor stand, lebte er mehrerere Jahre seinem Berufe und den Musen, die ihn in Verbindung brachten mit Gleim und Klamer Schmidt. Auch machte er hier schon die nähere Bekanntschaft der Frau von der Recke, welche sich den Winter 1784 auf 1785 zu Elrich bei Göckingk aufhielt. Die ersten dichterischen Versuche Tiedge's, unter denen auch eine Operette in der damals beliebten Weisseschen Manier ist, stehen in der Zeitschrift Olla Potrida; auch findet man von den namhaft gemachten Jahren an, seine frühern Gedichte, die Beifall erhielten, in den von Bürger und von Voß herausgegebenen Musenalmanachen. — Nachdem Tiedge im Sommer 1784 einen Besuch bei Gleim gemacht hatte, stand ihm der Entschluß fest, sein bisheriges Verhältnis, das nicht ohne Schattenseite war, zu verlassen, und Halberstadt, wohin ihn Gleims thätige Freundschaft und das Bewußtseyn des Dichterberufs zog, zum Wohnorte zu wählen. Von einer schmerzhaften Augenkrankheit und dann wieder von der Anhänglichkeit an seine bisherigen Zöglinge zurückgehalten, führte er diesen Plan erst im Herbste 1785 aus. Zur Veranstaltung der Herausgabe seiner Werke beabsichtigte Gleim Tiedge's Muße zu benutzen, es lag aber in der Individualität des Preußischen Tyrtäus, daß das Unternehmen, welches erst nach seinem Tode D. Körte ausführte, damals nicht zu Stande kam.

Tiedge lebte von nun an in und bei Halberstadt in ununterbrochener Verbindung mit seinem Gleim und mit dem für die lauterste Freundschaft so innig empfindenden Klamer Schmidt, bald als Gleims Nachbar in dessen Bibliothekhause, bald zu Ellrichstädt als Gesellschafter des originellen Landrath von Hagen, dessen Kreissekretair er mehrere Jahre hindurch war. Aber das Trockene des Administrationsdienstes konnte dem Dichter nicht zusagen. — 1792 zog Tiedge zu dem Domherrn von Stedern als Gesellschafter und Privatsekretair, und wohnte mit demselben abwechselnd zu Halberstadt und auf einem Landgute nahe dabei, zu Emersleben; ja er blieb auch nach dem im nächsten Jahre erfolgten Tode des Domherrn bei seiner nachgelassenen Familie, mit der er nach Neinstädt, in einem schönen Bodethale bei Quedlinburg gelegen, zog. Er ging dann mit der Frau von Stedern im Anfange des Jahrs 1797 nach Magdeburg, wo er mit Archenholz, Mathisson und von Köpken glückliche Tage verlebte, kehrte aber wieder zu dem Landsitze zurück, dessen Umgebung er in vielen seiner Gedichte (die Roßtrappe, die Lauenburg u. s. f.) besang. Fortdauernde körperliche Leiden der Frau von Stedern bestimmten sie das benachbarte Quedlinburg zu ihrem Wohnorte zu wählen (1798). Tiedge begleitete seine Freundin und ihre zwei hoffnungsvolle Töchter, deren Erziehung und Bildung er sich zum Beruf machte, dorthin, wo sie im Frühjahre 1799, nach einem langwierigen, schmerzhaften Krankenlager starb. Zwar hatte sie, vor ihrem Tode, durch testamentarische Verfügungen für Tiedge's bürgerliche Subsistenz gesorgt; zwar hatte er, durch Gleims Vermittlung, am Domstifte

zu Halberstadt schon 1793 eine kleine Vikariatspräbende (ein Domkommissariat) erhalten, aber sein Gemüth war durch diesen Verlust zu tief erschüttert, als daß er in einer Gegend hätte länger verweilen können, wo alles ihn mit schmerzlichen Erinnerungen erfüllte. Er resignirte seine Präbende zu Gunsten eines jüngern Bruders (gegenwärtig Prediger zu Behnsdorf bei Helmstädt), machte mehrere Reisen im nordöstlichen Deutschlande und hielt sich abwechselnd längere Zeit zu Halle und zu Berlin auf. In dieser Stadt traf er wieder zusammen mit der Frau von der Recke, seiner Freundin, welche, gleich ihn, die Liebe zur Dichtkunst und zu allem Hohen und Schönen der Geistesbildung, unter dem Wechsel des Schicksals unzertrennlich durchs Leben begleitet. Tiedge ward ihr Hausgenosse und Gesellschafter, machte mit ihr mehrjährige Reisen durch Deutschland, die Schweiz und Italien (1805—1808), über die sie selbst die durch einen schönen Personalcharakter sich auszeichnenden Nachrichten (Tagebuch einer Reise u. s. f. 4 Bände 1815—17) öffentlich mitgetheilt hat, und lebt als treuer Lebensgefährte bei und mit der würdigen Matrone, die durch körperliche Leiden und reiche Erfahrungen bestimmt, ihren Lebenskreis auf eine fruchtreiche Häuslichkeit beschränkt, — gewöhnlich den Winter hindurch zu Berlin, in den Sommermonaten in den Böhmischen Bädern zu Töplitz und Carlsbad und auf dem Landgute der Herzogin von Curland, zu Löbichau bei Altenburg.

Tiedge erwarb sich als Dichter zuerst einen Namen durch seine poetischen Episteln, eine Dichtungsart, welche damals durch die Bemühungen Gleim's, Jacobi's, Klamer Schmidt's und Göckingk's mit besonderer Vorliebe in Deutschland aufgenommen wurde. Wenn die genannten Dichter, jeder nach seiner Weise, den Weg folgten, welchen die geistreichen leichten französischen Epistel dichter betreten hatten, so zeigte Tiedge eine Originalität, die sich zur didaktischen Poesie hinneigte, und bei der Ausbildung satyrischer Gemälde, wie bei der Verherrlichung großer Naturscenen einen ernstern Charakter festhielt, dessen zarteste Töne rein elegisch sich aussprechen. Hierbei offenbarte Tiedge tiefes, reiches Gemüth und strebte nach einer Eleganz der Sprache, welche die leichte Gewandheit der epistolarischen Mittheilung nicht beeinträchtigt. Durch so hervorstechende Eigenschaften empfohlen, trat er dann 1801 hervor mit seiner Urania, einem lyrisch-didaktischen Gedichte, dessen in kurzer Jahresfrist auf einander folgenden zahlreichen Auflagen die günstigste Aufnahme bezeugen, welche jedoch mehr die einzelnen, von Himmel in Musik gesetzten lyrischen Theile, und die eingewebten trefflichen Episoden, Rhapsodien und Gnomen fanden, als daß das Werk als ein poetisches Ganzes angesprochen hätte. Der mit Einsicht dem Gedicht vorgesetzte Plan konnte dieses nicht beseitigen, sondern verrieth vielmehr, daß die bedeutendsten Theile des Ganzen selbstständig gebildet und dann nach jenem Plane zusammengestellt, nicht aus dessen lebendigem Bewußtseyn hervorgegangen sind; weshalb dann auch die Verbindungen und Uebergänge der verschiedenen Theile mehr rhetorische Gewandheit offenbaren, als poetische Einheit und gestaltendes Leben. Selbst der rühmliche Fleiß, den Tiedge bei den neuern Ueberarbeitungen dem Gedichte widmete, konnte diesen in dem Wesen desselben liegenden

Mangel nicht beseitigen; wie sich denn überall das Talent des Dichters mehr offenbart in der Ausführung, als in der Gestaltung des Ganzen seiner poetischen Productionen. — Ein zweites didaktisches Gedicht, der Frauenspiegel, (1807) welches sich nach seinem Inhalte und seiner Anlage mehr hinneigt zum epistolarischen Styl, für welchen Tiedge ein so entschiedenes Talent hat, wurde, vielleicht wegen seiner Eintönigkeit, mit Kälte aufgenommen, wogegen seine Elegien und vermischten Gedichte (2 Theile 1806 und 1807) einen Beifall ärndteten, der dadurch noch ausgebreiteter wurde, daß die beliebtesten Komponisten viele lyrische Stücke der Sammlung mit sehr gefälligen Musiken begleiteten. Vorzüglich unter den Elegien sind Gedichte, die in der Würde des Vortrags, in der Tiefe der Empfindung und in der Hoheit der Gesinnung den schönsten Blüten der deutschen Poesie beigezählt werden können, z. B. die Elegie auf das Schlachtfeld; auch mehrere Lieder sind anerkannt trefflich. Weniger glücklich scheint der Dichter im Fache der Romanzen zu seyn; denn man wird hier oft eine mahlende Wortfülle, erzählende Breite und enggeschlossene Manier der Redeform gewahr, die das Element des romantischen Lebens zerstören. — In den beiden kleinen Liederromanen: das Echo und der singende Baum, nähert sich der Dichter dem idyllischen Epos; in beiden Kränzen ist manches zarte Lied eingeflochten; doch wird gerade bei dieser Anerkennung am sichersten bemerkt, daß oft das Lied der Erzählung Eintrag thut und dagegen die Erzählung lückenbüßende Lieder einweben ließ, die ohne diese Rücksicht eine freie Wahl würde ausgesondert haben. Auch bietet der zuletzt genannte Liedercyklus ein belehrendes Beispiel dar, daß die leiseste Ahnung des Bemühens eines Dichters, naiv seyn zu wollen, den Begriff des Naiven in sich selbst zerstört. — Den geringsten Beifall haben Tiedge's patriotische Gesänge (Denkmale am Wege) gefunden. — Die Veranstaltung einer mit kritischem Geiste durchgeführten Sammlung seiner sämmtlichen poetischen Werke, ist ein Unternehmen, durch welches der fleißige Dichter eben sowohl den Wünschen der Freunde seiner Muse entsprechen, als für die Sicherstellung seines Andenkens wirken wird.

IV.

Warren Hastings.

Nichts weniger als glänzend waren Hastings Aussichten in der Jugend. Obwohl entsprungen aus einem alten, vormals begüterten Geschlechte, ererbte er kein Vermögen von seinen nächsten, in mittelmäßigen Umständen lebenden Vorfahren. Nach dem Tode seines

Vaters, eines Dorfgeistlichen in der Nähe von Daylesford in Worcestershire blieb die Sorge für seine Erziehung seinem Oheim, Howard Hastings überlassen, der ihn auf die Westminster-Schule schickte. Doch bald raubte ihm der Tod auch diesen Verwandten und jetzt mußte er sich gänzlich auf die wohlthätige Fürsorge fremder Personen verlassen. Großmüthig erbot sich der Doctor Nichols, erster Lehrer an der Westminster-Schule bei seiner Versetzung nach Oxford, zur Vollendung der Erziehung des jungen Hastings auf der dortigen Hochschule das nöthige Geld herzuschießen. Zugleich versprach der Testamentsexecutor seines Oheims, Hr. Creswick, einer der Directoren der ostindischen Compagnie, ihm nach geendigten Studien die Stelle und Besoldung eines Schreibers der Compagnie in Indien zu verschaffen. Dieß Anerbieten benutzte dankbar der Jüngling, für dessen Talente und Charakter schon die angelegentliche Fürsorge seines verdienten Lehrers das günstigste Zeugniß darbot.

Im Winter 1749 verließ er England und traf im folgenden Sommer in Calcutta ein. Jetzt begann sein Geschäftsleben. „Mit dem Jahre 1750," — dieß waren seine Worte in seiner nachherigen Vertheidigungsrede gegen die Anklage, welche nach seiner Rückkehr aus Indien wider ihn erhoben ward, — „trat ich in die Dienste der ostindischen Compagnie und diesem Dienste verdanke ich alle meine practischen und theoretischen Kenntnisse und alle Grundsätze, die mir in meinem amtlichen Benehmen zur Richtschnur dienten."

Bald zeichnete sich Hastings durch Scharfsinn, Beobachtungsgabe und Unternehmungsgeist aus und fand sich schnell auf eine vortheilhafte Weise in einen erheblichen Geschäftskreis versetzt. Zuvörderst ward er bei einer der Factoreien in Bengalen angestellt und erhielt von dort aus kurz nachher eine Sendung ins Innere der Provinz, wo die Neuheit der Scenen seinem Forschungsgeiste zur Erweiterung seiner Kenntnisse die anziehendsten Gelegenheiten darbot, die er nie unbenutzt vorbeigehen ließ. Insbesondere widmete er sich mit dem größten Eifer der Erlernung der persischen Sprache und der Erforschung des Wesens und der Verhältnisse der brittischen Niederlassungen in Ostindien.

Als im Jahre 1756 Surajah Dowlah die Stadt Calcutta eroberte und auf dessen Befehl alle Engländer in Bengalen verhaftet wurden, befand sich Hastings unter den Gefangenen, die nach Moorshadabad, der Hauptstadt des Tyrannen, abgeführt wurden. Selbst an diesem Hofe wußte sich Hastings Beschützer zu erwerben und erhielt Beweise besonderer Gunst. Als der Obrist, Lord Clive, Calcutta wieder eroberte, diente Hastings als Freiwilliger in dessen Heere und wohnte dem nächtlichen Angriffe auf des Nabobs Lager bei. Nachdem die ostindische Compagnie durch den Lord Clive in ihre Besitzungen wieder eingesetzt war, kehrte Hastings auf seinen Posten zurück. Nach der Absetzung Surajah Dowlah's ward er zum brittischen Residenten am Hofe seines Nachfolgers ernannt. Auf diesem Posten zeichnete er sich immer vortheilhafter aus und ward 1761 zum Mitgliede der Regierung von Bengalen befördert.

Im Jahre 1765 kehrte er nach England zurück, doch da er nur einen Theil seines erworbnen Vermögens mitgebracht hatte und ihm die Einziehung des Restes wegen gewisser Umstände mißglückte, bot er seinen ganzen Einfluß auf, um wieder nach Indien zurückkehren zu dürfen. Allein bemerkenswerth ist es, daß der nämliche Mann, der in der Folge bei der ostindischen Compagnie einen Alles vermögenden Einfluß gewann, damals die Erfüllung seiner Bitte nicht erlangen konnte. Er widmete sich daher wissenschaftlichen Studien und dem Umgange mit talentvollen Männern. Ein Jahr nach seiner Ankunft in London überreichte er bei den Behörden einen Vorschlag zur Errichtung eines Lehrstuhls der persischen Sprache in Oxford, wobei er nebst andern Beweggründen die Absicht hatte, dieß Amt und die damit zu verbindende Besoldung für sich zu erlangen. Es ward jedoch die ernstliche Erwägung seines Antrages durch einen Vorgang gehindert, der seinem Schicksal aufs Neue eine andere Wendung gab.

Als nämlich Hastings im Winter 1766 vor dem Unterhause über eine Angelegenheit der ostindischen Compagnie vernommen ward, erregte er allgemeine Aufmerksamkeit durch den meisterhaften umfassenden Vortrag seiner Erklärung und die Folge davon war seine, 1767 erfolgte Anstellung als Mitglied des Raths von Madras mit der Anwartschaft auf die Stelle des Gouverneurs. Die ihm anvertraute Rathsstelle verwaltete er bis 1771 und ward dann von der ostindischen Compagnie als Gouverneur von Bengalen angestellt, auch in diesem Amte vom brittischen Parlament bestätigt. Er verwaltete es bis zum Jahr 1784, dem Zeitpuncte seiner Rückkehr nach England.

Die Scenen seiner wichtigen und glänzenden Regierung über ein Gebiet, so groß und so bevölkert als alle Länder Europas zusammengenommen, lassen sich nur mit großer Zartheit und Umsicht erwähnen. Das Verbrechen zu beschönigen, ist eine der größten öffentlichen Vergehungen und den Charakter eines Individuums zu verläumden ist das schwärzeste der Privatvergehungen; allein diese Fehler beide zu vermeiden, würde eine ausführlichere, genauere Erörterung erfordern, als die Grenzen dieser biographischen Skizze verstatten. Wer über die merkwürdigsten Vorfälle während Hastings dreizehnjähriger Gouvernementsperiode eine umständliche Geschichtserzählung zu lesen wünscht, findet sie in des D. Watkins Denkwürdigkeiten aus dem Leben Sheridan's (Memoires of the Life of Sheridan P. I.). Hier wird es hinreichen, anzuführen, daß am 4ten April 1786 Hr. Burke beim Unterhause zwei und zwanzig Anklageartikel gegen Hrn. Hastings einreichte, deren Ergebniß eine Untersuchung war, die in Westminster-Hall am 13ten Februar 1788 begann und daß sieben Jahre nachher am 23sten April 1795 der Angeschuldigte durch die Lords von sämmtlichen Anklagepuncten freigesprochen ward.

Die beispiellose Dauer dieser Untersuchung lastete schwer auf dem Staate und auf dem Angeklagten, insbesondere aber auf dem letzteren. Dem Staate kostete dieser Proceß mehr als hunderttausend, Hrn. Hastings mehr als sechzigtausend Pfund Sterling. Doch bewilligte die ostindische Compagnie dem Losgesprochenen mit Rücksicht seiner geleisteten Dienste auf acht und zwanzig und

ein halbes Jahr einen Jahrgehalt von viertausend Pfund, wovon ihm zweiundvierzigtausend Pfund voraus bezahlt wurden, nebst einem Anlehn von funfzigtausend Pfund und mehreren ihm späterhin vorgeschossenen Summen.

Die öffentliche Meinung scheint jetzt allgemein darin übereinzukommen, daß Hastings das Opfer politischer Intriguen war und daß dem Angriffe gegen ihn nicht sowohl persönliche Rachsucht als parteisüchtige Absichten zum Grunde lagen. Uebrigens boten während der Untersuchung seine angeblichen Bedrückungen in Indien anziehende Gegenstände und glänzende Farben zu den bewundernswerthesten Kraftäußerungen der Beredsamkeit dar. Die Lossprechung des Angeklagten war nicht blos eine Freisprechung vom Verbrechen, sondern ein Erkenntniß, daß der so lange und so schrecklich Verfolgte der Retter des brittisch = ostindischen Reiches gewesen sey. Und dafür ist er von allen denen, die der ostindischen Angelegenheiten am kundigsten sind, fast einstimmig anerkannt worden.

Hastings wissenschaftliche Kenntnisse verdienen um so mehr Bewunderung, da er mehr als drei und dreißig Jahre in so thatenreichen Geschäften als die, welche ihm der Dienst der ostindischen Compagnie auferlegte, und zwar schon seit seinem achtzehnten Jahre verlebte. Seine literarischen Erzeugnisse sind zahlreich; schon die Anführung folgender Schriften: Narrative of the Insurrection at Benares 4to 1782; Review of the State of Bengal, during the last three months of his Residence 1786; Memoirs relative to the State of India 1786; Answer to the Articles exhibited by the Knights, Citizens and Burgesses in Parliament assembled 1788; Speech in the High Court of Iustice in Westminster Hall 1791; wird hinreichen, seinen Autorruhm zu bekräftigen.

Im Privatleben zeichnete er sich durch die feinsten Manieren und ein äußerst gefälliges Wesen aus, welches ihm die Freundschaft von Personen des höchsten Ranges erwarb. D. Samuel Johnson und dessen Biograph James Boswell äußern sich über Hrn. Hastings in den wärmsten Ausdrücken. „Selbst Johnsons Werth," so urtheilte Boswell, „wird erhöht durch die ihm zu Theil gewordene Hochachtung eines Mannes, dessen umfassende Talente an Umfang der ihm anvertrauten Macht gleich kommen und der von Allen, die das Glück haben, ihn in seinen Privatverhältnissen zu kennen, wegen seiner wissenschaftlichen Kenntnisse und seines Geschmacks bewundert, und wegen der Offenheit, Mäßigung und Sanftmuth seines Charakters geliebt wird."

Der Verfasser dieser Skizze sah ihn vor einigen Jahren, als er vom Unterhause als Zeuge abgehört ward. Nie erblickte er einen würdevolleren, einnehmenderen Greis. Seine edle Miene, seine anmuthsvolle Gestalt und seine Haltung waren ganz geeignet, einen tiefen Eindruck zu machen und bezeichneten ihn als einen Mann von außergewöhnlichem Charakter.

Aus Indien brachte Hastings eine Anzahl prachtvoller Edelsteine heim, welche die Revolutionen in jenen Gegenden in seine Hände gebracht hatten, und die größtentheils der Königin von England überreicht wurden. Noch jetzt sieht man in Buckingham=

House den Thron des Bengalischen Herrschers, mit Diamanten bedeckt. Diese Darreichungen erregten die Vermuthung, der ehemalige General-Gouverneur besitze unerschöpfliche Reichthümer, — eine Voraussetzung, die durch nachherige Ereignisse ungegründet befunden ward.

Hastings heirathete eine Wittwe, die aus ihrer ersten Ehe mehrere Kinder hatte; er selbst hatte keine Kinder. Er war Doctor der Rechte und Mitglied des Geheimen Raths. Während seiner letzten Lebensjahre fand er viel Vergnügen an der Gartenkunst. Er starb am 22sten September 1818 auf seinem Landsitze Daylesford-House in der Grafschaft Worcester im sechs und achtzigsten Jahre seines Alters, geliebt von Allen, die ihn kannten und allgemein verehrt.

V.

Friedrich August von Stägemann.

Friedrich August von Stägemann, Königl. Preußischer Geheimer-Staatsrath, Ritter des Ordens vom rothen Adler, vom eisernen Kreuz, des Kaiserlich Russischen St. Annen-Ordens erster Klasse und mehr. andr., ist den 7ten November 1763 zu Vierraden, in der Uckermark, wo sein Vater Landprediger war, geboren. Früh durch den Tod seiner Aeltern beraubt, kam er nach Berlin in das Schindlersche Waisenhaus, einem ruhmwürdigen Institute für verwais'te Predigersöhne, und besuchte dann bis 1782 das Gymnasium zum grauen Kloster. Nachdem er auf dieser trefflichen Lehranstalt besonders in der klassischen Literatur bedeutende Fortschritte gemacht, bezog er, sich dem Studio der Rechtswissenschaft widmend, die Universität Halle, und bildete sich dann für den praktischen Staatsdienst bei der Regierung zu Königsberg in Preußen, wohin zu gehen ihn ein väterlich gesinnter Verwandter veranlaßte. Er ward Justizkommissarius, Assessor des Kriminalgerichts, Syndikus der Ost-Preußischen Landschaft und Konsulent der Stände. In diesen Dienstverbindungen wurden ihm die wichtigsten Geschäfte anvertraut; er zeichnete sich bei Bearbeitung und Leitung derselben aus, durch Scharfsinn und durch eine vorurtheilsfreie, geistige Selbstständigkeit, die in öffentlichen, wie in Privatangelegenheiten, zu großen Resultaten führt. Wie er in seinem ganzen Lebenskreise rege Empfänglichkeit für alles Wahre, Schöne und Große offenbarte; so hielt er auch fest an Kunst und Wissenschaft. Nie seinen hohen Beruf für den Musendienst verkennend, gewann er durch ihn die schöne Gemüthlichkeit, welche bei allen verschiedenartigen Erscheinungen des Lebens ein

von denselben unabhängiges Daseyn festhält. — Ein solcher Mann mußte gar bald die ungetheilte Aufmerksamkeit der Edelsten des Staats auf sich ziehn, besonders konnte er nicht dem Scharfblicke des preußischen Staatsministers Freiherrn von Stein entgehn. Die höchsten Behörden hegten den Wunsch, seine bereits in der schwierigen Leitung großer finanzieller Angelegenheiten bewährte Einsicht unmittelbar für die Staatsverwaltung zu benutzen, und so ward er im Anfang des Jahres 1806 als Geheimer-Ober-Finanzrath, Mitglied des Generaldirektorii und Haupt-Banko-Kommissarius nach Berlin berufen. Als eine der unmittelbaren Folgen des bald darauf ausgebrochenen unglücklichen Krieges und der Eroberung der Hauptstadt, wurden die Geschäfte der Bank suspendirt und der Geschäftskreis des Hrn. v. St. aufgelöst; jedoch schon im nächsten Jahre (1807), als der jetzige Staatskanzler Fürst von Hardenberg die Leitung des Staats übernahm, zum vortragenden Rath desselben ernannt, und, als nach dem Tilsiter Frieden der Fürst von Hardenberg zurück zu treten genöthigt war, zum Mitgliede der vom Könige niedergesetzten Immediatkommission zur Verwaltung des Landes. Während dem dann folgenden Ministerio des Herrn von Stein stand ihm Hr. von Stägemann wieder zur Seite als vortragender Rath (bis zum December 1808), und ward in diesem Verhältnisse mit dem Staatsminister Grafen von der Golz zur Regulirung des Kriegskontributionsgeschäftes mit den französischen Behörden, nach Erfurt gesandt. 1809 ward er Geheimer-Staatsrath, und seit dem Wiedereintritt des Fürsten von Hardenberg in das Ministerium (1810) im Wirkungskreise desselben fortdauernd beschäftigt, anfangs als Mitglied einer für das Staatskreditwesen angeordneten Kommission und als Präsident des Finanzkollegii; seit der Ernennung eines besondern Finanzministers hat er wieder den Vortrag übernommen bei dem Fürsten Staatskanzler, welchen er auch in dem ganzen Befreiungskriege bis nach Paris und dann späterhin nach Wien zum Kongreß begleitete. Bei den großen Maaßregeln, welche Preußens Ruhm in seiner Unglücksperiode verherrlichten, die Herzen aller edlen Menschen dem hochsinnigen Ministerio, wie dem sich selbst treuen Volke gewannen, und des Staates Wiedergeburt möglich machten, hat Stägemann, der Frömmsten Einer (Candidus heißt ein solcher Mann bei den römischen Klassikern) unmittelbar unermüdet so mitgewirkt, daß sein Name den ersten Patrioten und Helden des Vaterlandes um so mehr beizuzählen ist, da auch bei ihm das wahre große Verdienst von gleich großer Anspruchslosigkeit und Bescheidenheit begleitet wird, indem er den höchsten Lohn der That in ihr selbst sucht und findet.

Wie er als Staatsmann bethätigt, daß sein Patriotismus nichts gemein hat mit der schlaffen Jämmerlichkeit der sogenannten Vaterlandsfreunde, die, jeder liberalen Idee unfähig, in dem herkömmlichen Vorurtheile ihre Haltung finden; so hat Stägemann auch als Dichter in seinen herrlichen, gemüthreichen und kräftigen vaterländischen Gesängen, die die vertrauteste Bekanntschaft mit der klassischen Literatur beweisen und den kühnsten Geistesflug athmen, ein Monument hingestellt, das, in dem ent-

scheidenden Augenblicke mächtig wirkend, vielleicht erst von der Nachwelt nach seinem ganzen Kunstwerth gewürdigt wird. An den freien heiligen Sinn der alten Römerwelt erinnernd, mit einer Hoheit, die bald in festlicher Freude zum Pean wird, bald den Charakter eines tragischen Ernstes ausspricht, verewigen seine Lieder die großen Akte der neuesten Geschichte und ihrer Helden, und verweisen mit prophetischen Worten auf die heilige Nemesis kommender Tage. Auch in den Gesangsweisen, die recht eigentlich dem gesellschaftlichen Leben angehören, ist von Stägemann ein Dichter, der durch tiefes Gefühl, Originalität, Anmuth und Witz ergötzt (s. die in Berlin erschienenen Musenalmanache); je weniger aber von diesen freundlich ansprechenden Geistesblüthen überall, oder sehr vereinzelt bisher im größern Publiko bekannt geworden ist, um so dringender ist der Wunsch aller wahren Freunde der Poesie, daß es ihm, selbst bei einem thatenreichen Wirkungskreise des Geschäftslebens, nicht an Muße fehlen möge, durch vollständige Sammlung und Herausgabe seiner Gedichte, sich um unsere Literatur ein neues Verdienst zu erwerben. — Die seit dem Anfang dieses Jahres (1819) zu Berlin herauskommende Staatszeitung erscheint unter Herrn von Stägemanns Leitung; wenn dieses wichtige Institut dem trefflichen Zwecke seines Urhebers, des Herrn Fürsten Staatskanzlers, wenn es den hohen Erwartungen der Nation ganz entspricht, und ein streng historisches Archiv der Zeitgeschichte und des National-Bedürfnisses wird; so stiftet der Hr. v. St. auch hierdurch ein unsterbliches Denkmal der Hoheit seines Geistes und der reinen Pietät seines Gemüths. —

VI.

Dirk van Hogendorp.

Der Herkunft und ersten Erziehung dieses Mannes im Cadettenhause zu Berlin ist in der Biographie seines Bruders, des Niederländischen Ministers Grafen Hogendorp, beiläufig erwähnt worden.

Als der Letzte im Jahr 1782 von Berlin in sein Vaterland zurückkehrte und bei der holländischen Garde im Haag eine Anstellung fand, blieb Dirk im preußischen Militärdienste, ward aber bald in ein Garnison-Regiment zu Königsberg versetzt. Das scheint zu bestätigen, was oben schon über seinen Charakter gesagt worden. Denn unter König Friedrich II. Regierung war es Grundsatz, junge Offiziere, welche strenger Aufsicht und Zucht zu ihrer Besserung bedurften, einem Garnisons-Regimente zuzutheilen. Doch hätte mittelst guten Betragens

Hogendorp sich immer noch im preußischen Dienste den Weg zur Beförderung bahnen können. Seine aufbrausende ränkevolle Gemüthsart ließ ihn aber zu einer ruhigen, regelmäßigen Aufführung nicht gelangen. Bald veruneinigte er sich mit seinem Befehlshaber. Auch andere Offiziere regte er gegen ihn auf. Es kam dahin, daß er den Dienst ganz verlassen mußte. Bei seiner unerwarteten Zurückkunft nach Holland ward am rathsamsten gefunden, daß er seinem Vater nach Ostindien folge. Dort ward ihm durch Vermittlung des Erbstadthalters eine gute Anstellung.

Aber auch hier konnte er sich wieder nicht auf seinem Posten behaupten. Die von dem Prinzen nach seiner Herstellung im Jahr 1787 nach Batavia abgeschickte Kommission zur Untersuchung der öffentlichen Verwaltung fand in Hogendorps Amtsführung so viele Unregelmäßigkeiten, daß sie ihn vorläufig außer Thätigkeit und — wie damals verlautete — sogar gefangen setzte. In Europa sollte über ihn geurtheilt werden. Hogendorp fand nicht rathsam, die Entscheidung abzuwarten. Er rettete sich auf ein englisches Schiff, und kam im J. 1796 aus Batavia in England an.

Hier ward er der dorthin vertriebenen Oranischen Familie vorgestellt, und erschöpfte sich in Versicherungen treuer Anhänglichkeit. Doch hatte er kaum den väterlichen Boden wieder betreten, als er sich mit vollem Eifer in das Revolutionswesen warf. In verschiedenen Zeiträumen spielte er bald als Jacobiner, und General, bald als Diplomate, Kriegsminister u. s. w. die ersten Rollen. An ihm lag es nicht, wenn sein Bruder Carl nicht auch in seine Fußtapfen trat.

Dieser ließ dagegen nichts unversucht, ihn von seinen Verirrungen zurück zu bringen, brach endlich in eben dem Maaße alle Verbindung mit ihm ab, als sein Einfluß durch Uebernahme der wichtigsten Staatsämter sich verstärkte.

Im J. 1812 begleitete Dirk in der Eigenschaft eines Generaladjutanten seinen Götzen Napoleon nach Rußland, ward Gouverneur von Königsberg, dann von Wilna, zuletzt von Hamburg. Bei den Einwohnern mag sein Name eben nicht in gesegnetem Andenken stehen *).

Von Hamburg aus kam er 1814 in sein Vaterland zurück. Alle nachtheilige Gerüchte, welche ihm hierhin vorausgegangen waren, sollten Verläumdungen seyn. Hogendorp war aber zu bekannt, um täuschen zu können, doch jetzt ein Unglücklicher. Mit Napoleons Fall war auch seines Glückes Gebäude in Staub gesunken. Im letzten Feldzuge hatte er auch noch seine Gattin und seine einzige Tochter verloren. Jetzt reichte ihm sein Bruder Carl hülfreiche Arme entgegen. Für ihn redete er auch zum Könige. Wollte gleich König Wilhelm von den Diensten des zweideutigen Mannes keinen Gebrauch machen, so verwilligte er

---

*) Doch sucht von Odeleben, in seiner Schrift: Napoleons Feldzug in Sachsen, Hogendorp einigermaßen zu entschuldigen, und sein Benehmen in Hamburg hauptsächlich dem Einflusse des tyrannischen Davoust's beizumessen.

ihm doch großmüthigst eine Pension. Sie gewährte ihm reichliches Auskommen. In seine Willkühr wards gesetzt, auch außer dem Vaterlande sie zu beziehen.

Statt sich durch solche neue Wohlthat dem Hause Oranien dankbarlich verpflichtet zu finden, verließ er heimlich Holland, als er 1815 Napoleons Rückkehr nach Frankreich vernahm. Ihm bot er von neuem seine Dienste an, um seine Entweichung aus Hamburg in Vergessenheit zu bringen, durch neue Aufopferung sich Ansprüche auf Napoleons Erkenntlichkeit zu erwerben. Er ward Commandant von Nantes.

Die Schlacht bei Waterloo vereitelte abermals seine Hoffnungen. In seinen Erwartungen getäuscht sahe er sich nun von der ganzen Welt verlassen. Nur sein Bruder Carl verließ den Unglücklichen nicht, war ers gleich durch eigene Schuld. Von diesem unterstützt, wanderte er — denn in Europa war doch kein Heil mehr zu finden — nach Brasilien, um allda, wahrscheinlich ohne Beschäftigung, ein Pflanzenleben zu führen und seine Tage zu beschließen. Dorten, wie allenthalben, wird er durch seine Gemüthsart, allem Anschein nach, unglücklich seyn.

Zusätze und Berichtigungen.

I. Zusatz zu R. Ackermann's Biographie.
Briefwechsel zwischen Ackermann und dem Fürsten Blücher.

II. Rüge und Verantwortung von L. Pfaff in Fulda, gegen den Geh. Rath von Arnoldi in Dillenburg.

III. Antwort hierauf vom Geh. Rath von Arnoldi.

IV. Berichtigung.

I.

Zusatz

zu

R. Ackermann's Biographie

im 13ten Hefte der Zeitgenossen.

An den Herrn Redacteur der Zeitgenossen.

Berlin d. 8. Januar 1819.

Wohlgebh. Herr.

In H. Rud. Ackermanns Biogr. sind zwar dessen Verdienste um sein Vaterland, durch Verwendung und persönliche rastlose Bemühungen, gehörig im Allgemeinen gewürdiget, aber seine besondre Thätigkeit für das Beste Preußens bei Vertheilung der Englischen Hülfsgelder, sowohl an die Wittwen und Waisen der in der Schlacht bei Waterloo gebliebenen Britten, als an die verwundeten brittischen Soldaten war vermuthlich dem Einsender der Biographie nicht bekannt. Da ich nun in jener Zeit die Ehre hatte um die Person des Herrn Fürsten Blücher v. Wahlstadt Durchl. zu seyn, und alle Briefe zu sehen, welche damals mit H. Ackermann gewechselt wurden, so weiß ich unwidersprechlich, daß in London bei Vertheilung der milden Beiträge an brittische Wittwen, Waisen und Verwundete nach der Schlacht bei Waterloo, an Preußen gar nicht gedacht wurde. Blos H. Ackermann brachte es dahin, daß dreimal hunderttausend Thaler von dem Londoner Hülfsvereine zur Unterstützung der in der Schlacht bei Waterloo verwundeten Preußen so wie der Wittwen und Waisen der dort gefallenen preußischen Krieger von dem Londoner Ausschusse anhero gesandt wurden. Diese Thatsache sollte vornehmlich denjenigen Individuen in Sr. Preuß. Maj. Ländern bekannt werden welche an der englischen Wohlthätigkeit Theil genommen haben, weil blos auf diese Art dem braven Ackermann der Dank gezollt werden kann, der ihm gebührt, indem es scheint, als ob unsere Minister (gewiß ohne Willen und Wissen unsres gerechten und wohlwollenden Monarchen) auf jene Vorstellung Sr. Durchl. des Herrn Fürsten Blücher v. Wahlstadt keine Rücksicht nehmen

wollten. Zur Bestätigung des Obigen übersende ich Ew. W. folgende authentische Abschriften:

Meinen vollen Namen vertraue ich Ew. W. Ehre und Verschwiegenheit an, damit Sie sich versichern mögen, daß man Sie nicht täusche.

Ew. Wohlg.

ganz ergebenster
† † †
Obristlieut. in Königl. Preuß. Diensten.

Briefwechsel
zwischen
Ackermann und dem Fürsten Blücher.

Copia eines Schreibens an Sr. Durchlaucht den Fürsten Blücher von Wahlstadt.

London den 5ten July 1815.

E. H. F. D. hatte ich das Glück während Höchstdero vorigen Anwesenheit in London bekannt zu werden. Es war die Heilung der unserm deutschen Vaterlande durch den Krieg geschlagenen Wunden, welche E. D. so sehr Höchstdero Aufmerksamkeit schenkten, die mir dies Glück verschaffte. Ein beinahe gleicher Gegenstand ist es, welcher mich jetzt auffordert, den mächtigen Beistand Ew. D. von Neuem zu suchen, und um deßwillen ich auch nur eine gnädige Aufnahme meines Vorschlages in voraus mit dem vollsten Vertrauen erwarte. In diesem Vertrauen eile ich ohne weiteres Ew. D. mit meiner Hoffnung noch einmal hier zum Besten meines Vaterlandes wirken zu können, bekannt zu machen. Nach den ersten Nachrichten von dem großen bei Waterloo erfochtenen Siege, bildete sich hier sogleich eine Committé, welche Beiträge zur Unterstützung der in jener Schlacht Verwundeten der engl. Armee u. der von den Gebliebenen Hinterlassenen zu sammeln anfing. Mit welchem Erfolg dieses Unternehmen schon im Zeitraum von einer Woche gekrönt worden ist, ersehen Ew. D. aus beiliegenden Artikel aus der heutigen Times, und es läßt sich von einem solchen Anfang auf ein, den kühnsten Erwartungen entsprechendes Gelingen mit Recht schließen. Mir drang sich dabei der Gedanke auf, ob das brittische Füllhorn nicht auch auf die deutschen Krieger, welche unter E. D. Anführung sich und unserm Vaterlande an jenem Tage unsterblichen Ruhm erfochten haben, ob es nicht auch auf die tapfern Preußen zu richten sey? Wollten sich E. D. gnädigst herablassen meinen Rath anzunehmen, so zweifle ich auch gar nicht

daß dieses geschehen könnte. Noch hat die Committé den Gegenstand ihrer Sammlungen nicht anders bestimmt als „die in der Schlacht von Waterloo Verwundeten, und die Hinterlassenen der Gebliebenen der engl. Armee.“ Daß darunter die gebliebenen und verwundeten Preußen nicht gemeint seyen, läßt sich wenigstens den Worten abnehmen. Ein gnädiges Schreiben nun von E. D. an den Präsident der Committé J. J. Angerstein Esqr., ein andres an eins der Committé-Mitglieder Henry Marten Esqr. zugleich Secretair unserer City Committés und ein gleiches an Wilberforce Esqr., worin Ew. D. es geradezu als ausgemacht annähmen daß auch die Preußen der Gegenstand der Subscription seyen, und darüber höchst Dero Wohlgefallen zu erkennen gäben. Drei solcher Schreiben, würden in diesem Augenblick wo eine positive Bestimmung noch gar nicht zur Sprache gekommen, von der entscheidendsten Wirkung. Man würde und könnte E. D. gute Meinung nicht widerlegen, auch wenn man eigentlich auch nicht an die Preußen gedacht hätte; man würde die Schreiben in den Zeitungen bekannt machen, um dem ganzen Unternehmen dadurch mehr Ansehen zu geben und wenigstens eine ansehnliche Summe zu E. D Disposition aussetzen. Ich habe den Hr. H. Marten mit vorgeschlagen, weil es derselbe ist, welcher das Glück hatte, E. D. vergangnes Jahr vorgestellt zu werden, als Höchstd. unsere Committé mit Höchstd. Anwesenheit beehrten. Jetzt wieder einer der thätigsten Unternehmer dieser Subscription, würde er gewiß höchst geschmeichelt durch ein solches Schreiben von E. D. alles aufbieten Höchstd. guter Meinung zu entsprechen. Es möchte auf jeden Fall der Sache dienlicher seyn in diesem Schreiben meinen Namen nicht zu erwähnen, damit man die Veranlassung dazu, mehr in öffentlichen Nachrichten suchen mag, welche E. D. erreicht haben, als in mir. Doch werde ich mit dem größten Vergnügen die Besorgung der Schreiben übernehmen, und mich überhaupt glücklich schätzen, durch meine Vermittlung wo sie nur E. D. zu gebrauchen für gut finden sollten, meinem Vaterlande nützlich zu werden. — Dies wäre die Gelegenheit welche ich zum Besten der braven Preußen nicht unbenutzt vorübergehen zu müssen glaubte, und dies der Vorschlag den ich Höchstdero Prüfung zu unterwerfen mir die Freiheit genommen habe, ich habe es unumwunden und freimüthig gethan, weil ich so nur glaubte von E. D. gehört zu werden. Mit der tiefsten Ehrfurcht verharre ich

Ew. Durchlaucht Unterthänigster
R. A.

Antwort Sr. Durchl. d. Fürsten Blücher an R. A.

Hauptquartier Rambouillet den 23. July 1815

Mit vielem Vergnügen habe ich aus Ihrem letzten Schreiben ersehen, mit welcher Wärme Sie dort für das Beste der verwundeten und braven Preußen, und für das der Familien der auf

dem Felde der Ehre Gebliebenen, wirksam sind, und finde mich verpflichtet Ihnen dafür hiermit meinen aufrichtigsten Dank abzustatten. Ich habe heute nach Ihrem Vorschlage an die Herrn Angerstein, Henry Marten, Wilberforce geschrieben und zweifle nicht an dem gewünschten guten Erfolg der Sache. Sie werden mich sehr verbinden wenn Sie mir von Zeit zu Zeit gefällige Nachricht zugehen lassen, wie weit die Unterstützungs-Sache der braven Preußen vorgeschritten ist. Jede Gelegenheit wird mir übrigens willkommen seyn, Ihrer Beweise meiner vollen Achtung geben zu können, mit der ich bin

Ihr

ganz ergebenster Diener
Blücher.

Copia eines Schreibens an Sr. Durchlaucht den Fürsten Blücher von Wahlstadt.

London den 18ten July 1816.

E. H. F. D. hatte ich mir unterm 5ten d. M. die Freiheit genommen von dem sich hier gebildeten sogenannten Waterloo Subscription Nachricht zu geben, und zugleich Höchstdenselben einen Vorschlag zu machen, auch den tapfern Preußen einen Theil von dieser sich jetzt schon auf 100,000 Pf. St. belaufenden Sammlung zu verschaffen. Ich hatte zu diesem Endzweck Ew. D. ersucht geradezu in der Voraussetzung daß diese Subscription auch für die Preußen bestimmt sey, ein gnädiges Höchstdero Wohlgefallen ausdrückendes Schreiben an den Präsident der Gesellschaft J. J. Angerstein Esqr., ein anderes an eins der Mitglieder H. Marten Esqr. und ein drittes an Wilberforce Esqr. ergehen zu lassen. — Indeß hat das Schreiben Ew. D. an den hiesigen K. Pr. Chargé d'affaires die Frage ob auch die Preußen mitgemeint seyen? in einer 2ten zu gleichem Zwecke sich in Westminster gebildeten Gesellschaft schon in Anregung gebracht. H. Wilberforce hat die Mitglieder für die Bejahung der Frage zu stimmen gewußt und man hat beschlossen hierüber mit der ersten Gesellschaft in City zu conferiren. Kommen daher jetzt Ew. D. Schreiben, an Angerstein, Marten, und Wilberforce an, so ist ein guter Erfolg desto gewisser zu erwarten. Indem ich nicht ermangle wollte Ew. D. diese Nachricht von dem Fortgang unserer Angelegenheit mitzutheilen erlaube ich mir nur noch zu bemerken daß vielleicht noch ein 4tes Schreiben an George Rose wodurch alle diese Einflußreiche Männer noch mehr in das Interresse gezogen würden, und eine Rücksprache von Seiten Ew. D. mit dem Herzoge von Wellington, dem die Anwendung des Geldes überlassen werden wird, die Sache noch mehr befördern würde. Mit der tiefsten Ehrfurcht verharre ich

Ew. Durchlaucht

Unterthänigster
N. A.

Auszug eines Schreibens Sr. Durchlaucht des Fürsten Blücher an Ackermann.

Berlin den 1sten August 1816.

Zu gleicher Zeit habe ich Sr. Majestät meinem Herrn die so gegründeteten Ansprüche geschildert, welche sich Ew. Wohlgebohren auf seine Dankbarkeit erwarben; und ihm bemerkbar gemacht, welchen großen Antheil Sie an dem Sammlungen haben, deren schöne Bestimmung ist, das Elend seiner unglücklich gewordenen Krieger zu mildern. Es wird mich sehr freuen wenn der König auf diese meine Vorstellung Rücksicht nimmt und Ihnen eine so wohl verdiente Belohnung zu Theil wird. —

Ueberzeugen Sie sich von meiner wahren Achtung und Ergebenheit

Blücher.

II.

Rüge und Verantwortung.

In dem 6ten Hefte der Zeitgenossen, in der Darstellung: Wilhelm Friedrich von Oranien, als König der Niederlande Wilhelm I., von J. von Arnoldi, S. 45, findet man folgende Aeußerung:

„Wenn der bischöfliche Capellan Pfaff (gewiß zur Mißbilligung seines Bischofs, der das Unglück seines Nachfolgers aufrichtig bedauerte) bei der Einführung des neuen Gouverneurs von der Kanzel herab über Bedrückungen der Kirche und des Landes unter der protestantischen Regierung redete, von seinen Zuhörern selbst aber sich Lügen strafen lassen mußte, so betrauerte dagegen rc.

In dieser Stelle liegt eine derbe Unwahrheit; und der Unterzeichnete begreift nicht, wie der Herr Verfasser sie niederschreiben konnte, welcher in der Einleitung den Grundsatz ausgesprochen, in seiner Darstellung sich nur auf das, was er als zuverlässig und wahr erkannt, beschränken zu wollen, dem wie er sagt, Wahrheit und Treue über alles heilig und Nebenabsichten bei dieser Arbeit fremd waren.

Ich bin es der Wahrheit, ich bin es selbst meiner Ehre schuldig, gegen jenen Aufsatz hiermit öffentlich zu erklären, daß

ich in der erwähnten Rede nicht ein einziges Wort von Bedrückungen der Kirche und des Landes unter der protestantischen Regierung gesprochen habe. Ich berufe mich deßfalls auf das Zeugniß aller rechtlichen, wahrheitliebenden Männer und besonders der vielen achtungswerthen Protestanten, welche unter meinen Zuhörern waren, und bemerke zugleich, daß schon Mehrere von letzteren, welche wohl wissen, was ich damals gesagt habe, mich auf jene falsche Darstellung aufmerksam gemacht und aufgefordert haben, ihr, wie hiermit geschieht, öffentlich zu widersprechen.

Allerdings würde ich die Mißbilligung des würdigen, unvergeßlichen Bischofs, dessen Rath und Capellan ich war, verdient haben, wenn ich, wie dort behauptet wird, geredet hätte. Er selbst, dem Willen des französischen Gouverneurs Thiebault ungern nachgebend, übertrug mir jene Rede mit der Aeußerung, daß ich wohl wissen würde die Sache mit Vermeidung aller Anzüglichkeiten auf eine kluge Art abzuthun. Ein Feind alles Uebermuthes und ganz beseelt von dem friedsamen Geiste des Evangeliums, konnte er nicht wollen, daß Neuerungen, gegen welche er die Gerechtsame seiner Kirche im Stillen muthig vertheidigte, der Gegenstand eines Kanzel-Vortrags werden und zur Aufhetzung der Gemüther dienen sollten. Selbst der französische Gouverneur, bei dem ich noch einen fruchtlosen Versuch machte, den unangenehmen Auftrag abzulehnen, gab mir zu verstehen, daß man ja weiter nichts von mir verlange, als eine Aufmunterung des Volkes zum Vertrauen und Gehorsam gegen die französische Regierung, welche sich durch die Fortschritte ihrer siegreichen Waffen nun auch unseres Vaterlandes bemächtiget hätte. Dieß beruhigte mich, und ich stellte die bisherigen wichtigen Ereignisse als eine wohlverdiente Züchtigung großer, von den Deutschen begangener Fehler und als eine Vorbereitung einer besseren Zukunft dar.

Ich zeigte darin den Finger der allwaltenden göttlichen Vorsicht, und ermahnte die Zuhörer, sich in die neue Ordnung der Dinge zu fügen, mit Vermeidung aller Eifersucht und Feindseligkeit die Pflichten guter Staatsbürger gewissenhaft zu erfüllen, mit vereinten Kräften zum Wohle des Vaterlandes beyzutragen, und dadurch die Huld und den Schutz der neuen Regierung zu verdienen, den Fulda um so mehr erwarten dürfe, als es den fränkischen Königen Pipin und Caroloman seine erste Gründung und Erweiterung zu verdanken und den französischen Truppen schon früher unzweideutige Beweise von Gastfreundschaft und Menschenliebe gegeben habe.

Was konnte ich in den damaligen Umständen Unschuldigeres und Besseres sagen? Ich durfte darum auch nicht befürchten, von meinen Zuhörern Lügen gestraft zu werden. Nicht einer von diesen hat mir je seine Mißbilligung über irgend etwas in jenem Vortrage zu verstehen gegeben, man schien vielmehr allgemein damit zufrieden zu seyn; ja in der Folge, als die deutsche Freiheit wieder errungen war, und man zur Ehre der Deutschen wieder ein kräftigeres Wort sprechen konnte, ward mir hierzu bei meh-

eren feierlichen Gelegenheiten der Auftrag zu Theil, eine Auszeichnung, die wohl keinem feilen Franzosen-Knechte wiederfahren wäre.

Indessen würde ich weder den damals in Fulda anwesenden Franzosen, noch meinem Bischofe oder anderen vernünftigen Zuhörern mich durch jene Ausfälle empfohlen haben, die mir Herr von Arnoldi andichtet, und dieses mußte mich schon abhalten, mir solche zu erlauben.

Wer übrigens meinen Charakter näher kennt, der weiß es wohl, daß die Neckereien der Intoleranz und der Parthensucht mir ganz fremd sind, und daß ich bei allen bisherigen Regierungs-Veränderungen mir immer gleich geblieben bin. Ich bin nämlich gewohnt, nicht nach den schwankenden Maximen einer verächtlichen Politik, sondern nach den Grundsätzen und Vorschriften des Christenthums zu handeln. Diese lehren mich, gerecht und billig, ruhig und friedlich, duldsam und liebreich gegen Jedermann zu seyn. Auf diese gestützt, fürchte ich keinen Fürsten, wenn es um die Vertheidigung des Rechts und der Wahrheit zu thun ist, und schmeichle auch keinem, wozu ich in meinen Verhältnissen, ohnehin keine Versuchung fühle, bin aber darum nicht weniger ein treuer und gehorsamer Unterthan. Mit diesen Gesinnungen trug ich die fragliche Rede vor, und berührte darin die vorigen Regierungs-Verhältnisse geflissentlich mit keiner Silbe, und hielt es für eben so unwürdig, irgend eine Handlung des in der Entfernung lebenden Landesherrn zu tadeln, als es damals am unrechten Orte gewesen wäre, seine guten Eigenschaften zu rühmen, die ich übrigens aufrichtig anerkenne und verehre.

Es beging daher in Ansehung meiner Person der Herr von Arnoldi auf das Gelindeste ausgedrückt, dieselbe Unvorsichtigkeit, welche ihm, als Biographen, die **Rheinischen Blätter** (No. 171, den 26. October 1817) zum gerechten Vorwurfe gemacht haben.

Da er der Hauptperson, gegen die er artig seyn wollte, sein Compliment machte, trat er einem unschuldigen Neben- oder Hintermann auf die Füße. Um das Bild seines Helden auf einem weitgesehenen Gestelle aufzurichten, legte der eingenommene Künstler Andere als Stufen vor ihm nieder.

Daß der Herr Biograph mehr als einmal in diesem Falle gewesen, geht noch aus andern Stellen seiner Skizze hervor, die ich als wahrheitliebender Altfulder zur Ehre meines Vaterlandes hier noch zu berichtigen mich gedrungen fühle.

Damit das Glück der dem Fürstenthume Fulda im Jahre 1802 zu Theil gewordenen neuen Regierung um so glänzender hervorleuchte wird die vorher bestandene in die häßlichste Dunkelheit versetzt.

„**Viele** Beamten, heißt es, waren ganz unbrauchbar und „mußten pensionirt werden. In **allen** Zweigen der öffentlichen „Verwaltung waren mancherlei Mißbräuche eingeschlichen; Be„stechungen, Geschenke zu nehmen, war bei den Richterstühlen, „wie bei den Verwaltungsbehörden, **an der Tagesordnung**, „durch altes Herkommen gewissermaaßen privilegirt. Die Rechts-

„pflege war langsam, schlecht, dabei durch unbeschränktes Spor„tuliren sehr theuer. Die alten, zu unnützen Verschwendungen „Anlaß gebenden Mißbräuche bei der Hofhaltung wurden abge„schafft; die Mäßigkeit des neuen Fürsten wirkte durch Beispiel „auf die Umgebungen mehr als Verbote, uud setzte den herkömm„lichen Schwelgereien ein Ziel." (Seite 31 und 32.)

So auffallend harte und kränkende Aeußerungen zu würdigen und zu widerlegen, überlasse ich andern, mit der früheren Fuldaischen Regierungs-Verfassung bekannteren Männern. Jeder redliche Altfulder wird darin wenigstens große Uebertreibungen finden. Mißbräuche waren wohl vorhanden; aber wo gibt es deren nicht? Manchen wurde durch die Thätigkeit und Weisheit des neuen Regenten abgeholfen, aber traten nicht andere dafür ein? Stand überall ein Schenk von Schweinsberg an der Spitze der Geschäfte? — Waren die Fuldaischen Unterthanen früherhin weniger glücklich? Fühlten sie es in der Folge nicht immer mehr, daß man sich wohl befunden unter dem Krummstabe?

Und zeichnete sich nicht der letzte Fürstbischof Adalbert von Harstall, wie seine Vorfahrer, durch Gerechtigkeit, Mildthätigkeit, Enthaltsamkeit und herablassende Güte rühmlichst aus? Sorgte er nicht väterlich für seiner Untergebenen Wohl? War er nicht ein Feind aller Schwelgerei? Lebte er nicht äußerst einfach, genügsam und prunklos? Wurden nicht seine Ersparnisse für das Beste des Landes und der Glanz, welchen er je zuweilen an seiner Tafel zeigte, bloß dazu angewendet, hohe Gäste auszuzeichnen, dem Lande Freunde zu gewinnen und die Ehre des Hofes zu handhaben? Alle Stimmen unter uns vereinigen sich hierin zum Lobe des unvergeßlichen Fürstbischofs; nur der Herr von Arnoldi weiß zu dessen Ehre weiter nichts zu sagen, als daß er das Unglück seines Nachfolgers aufrichtig bedauert hat; ja er scheint in der oben angeführten Stelle gerade das Gegentheil behaupten zu wollen, und stellt den verewigten Fürsten zum Erstaunen und gerechten Unwillen Aller, die seinen eingezogenen Wandel und seine Sparsamkeit kannten, gewissermaaßen als einen Verschwender und Freund der Schwelgereien dar. Gewiß, der König der Niederlande denkt viel zu edel, als daß es ihm gefallen könnte, mit unverdienter Herabsetzung eines so verehrungswürdigen Prälaten sich erhoben zu sehen!

Aber in diesem beleidigenden Tone fährt der Herr Biograph fort. Auch die Schulanstalten zu Fulda stellt er in ein gehäßiges Licht, um die Wohlthat ihrer neuen Organisation desto mehr anzupreisen.

„Zu Fulda, sagt er, bestand seit der ersten Hälfte des acht„zehnten Jahrhunderts eine Universität. Der Stifter wollte damit „wohl nur seine Eitelkeit befriedigen, denn er so wenig, wie „seine Nachfolger, waren darauf bedacht gewesen, diese höhere „Lehranstalt auch zu dotiren. So fehlte es dann an Mitteln, „geschickte Lehrer anzustellen und zu besolden. Die Lehrstühle „wurden deswegen mit Männern besetzt, die bereits andere An„stellungen hatten, und davon ihren Gehalt zogen," u. s. w.

Der Herr Biograph sieht weit zurück, sogar in das Innerste des längst verblichenen Adolph von Dalberg und entdeckt darin

eine geheime Eitelkeit, welcher die Universität ihre Entstehung verdanke. Wir aber finden es menschenfreundlicher, dem Character jenes Fürsten und den damaligen Zeitumständen angemessener, den Beweggrund zur Stiftung der Fuldaischen Universität in der rühmlichen Sorgfalt des Landesherrn für das Wohl seiner Unterthanen und in seiner Liebe für die höheren Wissenschaften zu suchen, zu deren Erlernung er den Seinigen auf eine minder kostspielige Weise im Vaterlande selbst Gelegenheit verschaffen wollte. Es war damals schon eine höhere Lehranstalt in Fulda vorhanden, die sich in blühenderem Zustande, als manche Universität in Deutschland, befand, und den alten Ruhm der Fuldaischen Schulen wieder herzustellen suchte. Es bedurfte daher nur einer Erweiterung dieser Anstalt um sie zu einer Universität zu erheben. Der Fond dazu war theils die Landes-Casse, theils lag er in den beiden Instituten der Benediktiner und Jesuiten zu Fulda, aus welchen die öffentlichen Lehrer großentheils genommen wurden, und deren Wetteifer die Betreibung der Wissenschaften sehr begünstigte. Unter diesen Umständen konnte man wohl die Bildung eines besondern Fonds auf günstigere Zeiten verschieben, und es fehlte darum nicht an Mitteln, geschickte Lehrer anzustellen und zu besolden. Fand man solche für ein und das andere Fach nicht in Fulda selbst, so berief man sie von dem Auslande. Männer, wie Kolbinger, Wedekind, Simon, Schlereth, Oberhäuser, von Piesport, Siebert, Weikard, Ebert, Bruns u. a. m. haben sich große Verdienste um diese Universität erworben und Herr von Arnoldi kommt viel zu spät, um ihnen den Ruhm geschickter Lehrer streitig und die Lehranstalt selbst verächtlich zu machen. *)

In der letzteren Zeit fanden noch sämmtliche Professoren der Philosophie, Physik und Theologie ihren Unterhalt in der von dem neuen Landes-Herrn aufgehobenen Benediktiner-Abtei, welcher sie einverleibt waren, sie zeichneten sich durch Wissenschaft und Lehr-Geschicklichkeit aus, so daß sie auch an berühmteren Universitäten als öffentliche Lehrer mit Ehren hätten auftreten können.

Es ist wahr, die Juristen-Facultät bestand aus Mitgliedern der Regierung, aber darum waren die Lehrer weder ungeschickt, noch behandelten sie ihr Lehrfach als Nebensache; ihre übrigen Geschäfte standen damit in Verbindung und sie pflegten ihre Vorlesungen durch praktische Beispiele den Schülern desto anschaulicher und nützlicher zu machen. Mit Achtung nennt man noch ihre Namen, und die vielen Responsa, welche die juridische Facultät von Zeit zu Zeit auszuarbeiten hatte, beweisen, daß sie auch im Auslande rühmlich bekannt war.

Welcher Freund der Wahrheit, von dem Zustande der Fuldaischen Universität noch kurz vor ihrer Aufhebung hinlänglich unterrichtet, wird sagen können, daß die zum Theil noch lebenden Professoren, Böhm, Mihm, Kupfer in der theologischen, Brak, Schlereth, Herbert, Foesser, Thomas in der juridischen, von

*) Vertraute Briefe an edelgesinnte Jünglinge, welche auf Universitäten gehen wollen. Von Carl Heun. Leipzig 1792.

Schlereth, Zwenger, Gutgesell in der medicinischen, Heller und Dickert in der philosophischen Facultät, nicht geschickte, ihrem Fache gewachsene Lehrer gewesen? Alle, die mit diesen Männern genauere Bekanntschaft gemacht, oder Unterricht bei ihnen genossen haben, erheben mit mir ihre Stimmen gegen obige verunglimpfende Darstellung. Der auswärtigen Schüler aber, besonders derer, welche Philosophie und Theologie in Fulda studirten, waren nicht wenige, wie der Herr Biograph sagt. Unter gemeiniglich gegen 200 Studenten befanden sich wirklich viele, aus nahen und entfernten katholischen Ländern selbst aus Italien, und sie haben immer mit Lob von den zur wissenschaftlichen Bildung in Fulda vorhandenen Anstalten gesprochen. Obgleich aber diese mit froher Erinnerung anerkennen, was sie der Fuldaischen hohen Schule zu verdanken haben, so wird doch die ganze Einrichtung als sehr verächtlich und für die Einländer sogar als schädlich in jener Skizze dargestellt.

„Viele," heißt es, „widmeten sich den Wissenschaften ohne wahren „Beruf." Ist denn dieses nicht auch in andern Ländern oft derselbe Fall? Ja; wir könnten dieses von manchen jungen Leuten sagen, welche aus dem Oranien-Nassauischen mit sehr mangelhaften Vorkenntnissen zu uns nach Fulda kamen um ihre Studien fortzusetzen.

Daß aber auch viele Fuldaer mit wahrem Berufe studirt haben, beweißt ihre günstige Aufnahme und Anstellung im Auslande, besonders im Oestreichischen, und ihre anerkannte Brauchbarkeit im Vaterlande selbst, auch nach veränderten Regierungs-Verhältnissen. Unter diesen befinden sich Männer, welche, obgleich mehrere davon keine auswärtige Universität besucht haben, an gelehrter Bildung, an Kenntnissen und Fertigkeit in öffentlichen Geschäften den Ausländern nicht nachstehen, ja, viele derselben noch übertreffen. Auch ist es falsch, daß bessere Köpfe sich durchgehends mit dem Unterrichte in der Vaterstadt begnügten oder begnügen mußten. Sehr viele von väterlichem Vermögen oder von den Fürstbischöfen unterstützt, begaben sich, nach hier vollendeten Studien, noch auf auswärtige hohe Schulen oder machten gelehrte Reisen, wie dieses selbst bei mehrern zum Lehramte bestimmten jungen Benediktinern der Fall war.

Daß manche von mittelmäßigen Kenntnissen durch Gönner oder verwandschaftliche Verbindungen zu Versorgungen bei uns gelangten, wollen wir nicht leugnen. Geschah dieses aber nicht auch im Dillenburgischen? Geschieht es nicht überall? Wurde nicht auch unter dem Einflusse des Herrn von Arnoldi mancher Ausländer von mittelmäßigen Kenntnissen hier angestellt? Entsprachen alle dem neuen Landesherrn empfohlene Diener der Erwartung, und hatte er nie Ursache, es sich gereuen zu lassen, diesen oder jenen auf das Wort eines eingenommenen Patronen angestellet zu haben? Wo ist ein Regent der in dieser Hinsicht nicht getäuscht und zu Mißgriffen verleitet wird?

Doch um das scheußliche Gemälde Böotiens zu vollenden, wohin erst mit dem Anfange dieses Jahrhundert von dem Westerwalde her ein wohlthätiges Licht drang, und ein bejammerns-

werthes Volk aufklärte, das bisher in Finsternissen und im Schatten des Todes saß, fährt Herr von Arnoldi fort:

„Da sich die untern Lehranstalten auch in einem elenden „Zustande befanden, so darf es nicht befremden, daß von den „Landesbeamten die wenigsten selbst ihre Muttersprache richtig „schreiben konnten. Ihre ganze Bildung war, da viele nie über „die Grenzen ihres Vaterlandes hinausgekommen waren, sehr „einseitig und klösterlich. Alle Stimmen vereinigten sich, daß „die Universität dem Lande mehr Schaden als Nutzen bringe. An „ihrer Stelle ward ein Lyceum errichtet," u. s. w.

Wie! auch die untern Lehranstalten zu Fulda befanden sich in einem elenden Zustande? Wahrheitliebende Männer, die ihr den Grund zu eurer wissenschaftlichen Bildung in Fulda legtet; freundliche Nachbarn und biedere Deutsche auch in weiterer Entfernung, die ihr eure Söhne aus Franken, Hessen, Westphalen, Schwaben in unsre öffentlichen Schulen schicktet, Einheimische und Fremde, die ihr den Prüfungen unsrer Schüler beiwohntet, was saget ihr zu diesem harten Urtheile des Herrn von Arnoldi? Könnet ihr ihm beistimmen, wenn er behauptet, daß unsere unteren Lehranstalten sich in einem elenden Zustande befanden? Wenn sie, wie so manche andere menschliche Anstalt, noch einige Mängel hatten, und nicht in jeder Hinsicht vollkommen waren; verdienen sie darum eine so schimpfliche Herabsetzung? Wenn manche (gewiß nicht die meisten) Landesbeamten ihre Muttersprache nicht richtig schreiben konnten: so beweist doch dieses nicht, daß die Rechtschreibung in den Schulen nicht gelehrt worden ist. Auch jetzt, wo die strengeren Grammatiker sich unter uns vermehrt haben, und wiewohl unter sich selbst noch uneins, auch die mindesten Sprach- oder Schreibfehler bekritteln, werden deren noch viele von studirenden Jünglingen und gebildeteten Männern gemacht; ja man merkt solche sogar in den Werken der gelehrtesten Schriftsteller am Rande an; und nach dem Urtheile strenger Aristarchen ist auch die biographische Skizze des Herrn von Arnoldi nicht frei davon. Können wohl die besten Schulen und Lehrer solche Nachlässigkeiten ganz verhüten?

Die über die Einrichtung der niedern und mittleren Fuldaischen Schulen in den Jahren 1774 und 1781 erschienenen Schriften und Verordnungen beweisen, daß man diesen und andern weit wichtigeren Mängeln des öffentlichen Unterrichts und der Erziehung kräftig abzuhelfen suchte, sie wurden auch im Auslande mit lautem Beifalle aufgenommen, und verdienen jetzt noch die Aufmerksamkeit und das Lob unpartheiischer Freunde des Schulwesens. Weder in diesen, noch in jenen Verfügungen, welche die höheren Studien betrafen, wird man die Anlage zu einseitiger und klösterlicher Bildung warnehmen; man müßte dann unter letzterer, ganz im Geiste gewisser Feinde des Göttlichen, die Entwickelung der schönsten Blüthe des menschlichen Gemüthes, die Religion, verstehen, worauf freilich, als auf unsre erste und wichtigste Angelegenheit, die Bemühungen unsrer Lehrer vorzüglich gerichtet waren. Diese verschmähten darum nicht, sondern benutzten sorgfältig, was Griechenlands und Latiums classischer Boden Gutes und Treffliches erzeugt hat. An der Spitze des Fuldaischen Gymnasiums hatten

von jeher Männer gestanden, welche, mit diesen und andern Schätzen des gelehrten Alterthums genau bekannt, in Verbindung mit den übrigen Lehrern den Sinn ihrer Zöglinge für alles Wahre, Gute und Schöne mit einem Eifer zu bilden suchten, der, rastlos und liebreich und von musterhaftem Betragen begleitet, um so mehr Gutes stiftete, da er von der Sucht zu glänzen eben so weit entfernt war, als von dem taglöhnermäßigen Hinschauen auf irdische Vergeltung.

Ein Mann von diesem Geiste, unterstützt von fünf andern würdigen Lehrern hatte noch vor der neuen Organisation unsrer höheren Schulanstalten im Jahre 1804 die Aufsicht über das Gymnasium. Mit rühmlichem Eifer unterrichteten sie die Jugend in allen nöthigen Wissenschaften und Kenntnissen, und thaten, was in ihren Kräften stand, um gut gesittete, zu höheren Studien wohl vorbereitete und zu künftigen Berufs-Geschäften brauchbare Jünglinge zu bilden. Viele dieser letzteren zeichneten sich auch zur Ehre ihrer Lehrer vortheilhaft aus, und empfahlen sich durch ihre sittliche und wissenschaftliche Bildung selbst im Auslande; mit Unwillen und Verachtung werden sie es vernehmen, daß Lehranstalten, denen sie diese Bildung verdanken, von einem Manne abgewürdiget werden, der ihren Zustand nicht kannte, und dem wegen seiner Befangenheit kein Urtheil darüber zusteht. Als falsch und lächerlich werden sie und alle Fuldaer die Angabe eben dieses Mannes verwerfen, daß nach allgemeinem Dafürhalten die ehemalige Fuldaische Universität dem Lande mehr geschadet, als genützet und darum habe aufgehoben werden müssen.

Nein! Unter Trauern und Klagen wurde sie zu Grabe gebracht. Den Fuldaischen Unterthanen war an ihrem Fortbestande viel gelegen, und sie würden sich zu diesem Ende große Opfer haben gefallen lassen. War in manchen Stücken eine bessere Einrichtung bei den höheren Lehranstalten zu Fulda erwünschlich, so hätte diese leicht, auf sanfteren Wegen und mit weit geringeren Kosten bewerkstelliget werden können, als die im Jahre 1805 mit allgemeiner Unzufriedenheit begonnene, gewaltsame und großentheils verfehlte Schulen-Reform, über welche der Herr von Arnoldi, wie über heiße Kohlen, nicht ohne Ursache, sehr geschwind hinwegeilt. — Die mittleren und höheren Schulen zu Fulda waren nämlich von jeher bloß mit katholischen Lehrern besetzt. Nach Aufhebung der Universität verband der damalige reformirte Landesherr mit dem Gymnasium ein Lyceum, entfernte von ersterem drei katholische Professoren nebst dem katholischen Direktor, stellte fünf protestantische Lehrer an, und übertrug einem derselben die unmittelbare Aufsicht über das Gymnasium und einem andern die Leitung beider Institute. Die katholischen Lehrer figurirten dabei nur noch als Nebenpersonen und hatten auf das Ganze wenig oder keinen Einfluß. So verfuhr man in einem katholischen Lande, das nur wenige Gemeinden der Augsburgischen Confession zählte, bei Schulen, die fast nur von Katholiken besucht wurden! Handelte man hierin wohl gerecht, billig und klug? Hätte wohl dazumal ein katholischer Fürst in irgend einem protestantischen Lande sich eine solche Veränderung erlauben dürfen?

Nur der Herr von Arnoldi und sein Anhang sah nicht ein, wie widerrechtlich der katholische Religions-Theil zu Fulda hierdurch zurückgesetzt und beeinträchtiget wurde. Daß aber auch bei einem höheren Reichsgerichte eine gegründete Beschwerde dagegen geführt werden konnte, erhellet klar aus dem Westphälischen Frieden und jüngsten Reichs-Deputations-Hauptschlusse. Nach fruchtlos diesertwegen bei dem irregeleiteten Landesherrn widerholten Vorstellungen, legte der muthige, über alle Menschenfurcht erhabene Fürstbischof von Harstall bei dem Reichshofrathe zu Wien diese Beschwerde wirklich ein, und es erfolgte von diesem ein Mandatum sine clausula gegen die widerrechtlichen Neuerungen.

Soll etwa der Glanz der neuen Schöpfung diesen eckelhaften Flecken überstrahlen, so erblickten ja Männer, welche der Sache auf den Grund sahen, darin gleich Anfangs nur einen falschen Schimmer; und der Erfolg zeigte, daß sie recht gesehen hatten. Der neue Lehrplan (von dem theuren Direktor Meißner entworfen, welcher allein fast so viel Gehalt bezog, als vorher alle Professoren deß Gymnasiums zusammengenommen) ward mit Recht allgemein getadelt, und blieb unausgeführt. Der Religions-Unterricht sollte darin nicht einmal eine Stelle finden!! Der Direktor selbst leistete nicht was man ihm erwartet hatte. Spannung zwischen ihm und dem wackeren Rektor Gierig und Eifersucht zum Theil auch unter dem übrigen Lehrer-Personale, durch die mangelhafte Einrichtung bald herbeigeführt, wirkten nachtheilig auf die Anstalt. Das Zutrauen, die Ehrfurcht und der Gehorsam der Schüler gegen ihre Lehrer hatten sich augenscheinlich vermindert; das Band, welches vormals diese unter einander, und jene mit diesen zu erbaulicher Ordnung und unverdrossener Thätigkeit verknüpfte, war, wo nicht zerrissen, doch geschwächt; Verwirrung und ein Jedermann auffallender Mangel an Zucht und Ordnung bezeichnete den neuen Gang der Dinge. Bald sah man sich genöthigt, wieder einzulenken und zur alten Einrichtung großentheils zurückzukommen. — Die noch vorliegenden Acten beweisen schon, was ich hier gesagt habe.

Unter solchen Erscheinungen kündigte sich das Glück der neuen Schulen-Verbesserung zu Fulda an: — wie konnte, um diese zu erheben, der Herr von Arnoldi die vorige Verfassung so tief herabdrücken?

„Möchte doch ein Unbefangener," so schrieb damals ein Freund der Schulen und des Volkes, dem durchlauchtigsten Fürsten zu Fulda, welchem die Vervollkommnung der jugendlichen Bildungs-Anstalten so sehr am Herzen liegt, die Sache in ihrem wahren Lichte darstellen."

Wie sehr sind doch in dieser Hinsicht auch die besten Fürsten zu bedauern! Wie oft werden sie durch den Weihrauch der Schmeichelei gehindert, die Wahrheit zu erkennen!

So viel zur Berichtigung der Urtheile des verehrlichen Publicums über diesen Gegenstand! Ich suchte mich dabei, so viel als möglich,

in den Schranken der Mäßigung zu erhalten, und überging Vieles, was hier noch hätte gesagt werden können. Sed difficile est, satyram non scribere.

Fulda den 29. Decemb. 1817.

L. Pfaff,
Vicariats-Rath und Studien-Commissarius.

Wird Herr von Arnoldi mit dieser sehr bescheidenen und viel zu glimpflichen Zurechtweisung des Herrn geistlichen Rathes Pfaff, über seine boshaften und verläumderischen Behauptungen von Fulda, welches er in seinem kurzen und thatenlosen, vielmehr für uns nachtheiligen Aufenthalte daselbst kaum kennen lernte, nicht zufrieden seyn, so mag er es sich dann selbst zuschreiben, wenn ein patriotischer anderer Fuldaer eine dreustere, gewiß aber nicht angenehme Sprache gegen ihn führen sollte. —

III.

Erwiederung auf vorstehende Rüge.

In meiner Biographie Wilhelm I. bin ich, wie in meinen übrigen historischen Schriften, dem Grundsatz treu geblieben, nichts zu sagen, was ich nicht als wahr erkannt. Dieses kann ich im reinsten Bewußtseyn mir selbst bezeugen, und jedem, der mich genauer, als vom bloßen Anschauen, kennt, wird dieses Zeugniß genügen. Damit ist aber nicht ausgeschlossen, daß ich, wie jeder Mensch, irren, daß ich, wie jeder unserer ersten und glaubwürdigsten Historiker, auch wohl, durch Irrthum und falsche Nachrichten verleitet, eine Unwahrheit schreiben kann, die aber nur mit Unrecht ein erzürnter Gegner, wie Herr Pfaff, mit dem Beiwort „derbe" stempeln kann. Denn in dem Beiwort liegt die Anschuldigung einer bösen Absicht, deren ich mir nicht bewußt bin. Sie ist wahrscheinlich in der Uebereilung ausgesprochen. Darum will ich sie auch gern vergeben, und nur über die Sache selbst ein Wort sagen.

Während meines Aufenthalts in Fulda kam ich mit Herrn P. weder im Dienst, noch im gesellschaftlichen Leben, je in Berührung. Sein Character, seine Denkungsart sind mir unbekannt geblieben. In Streit sind wir beide nie gewesen. Seine Rede habe ich nicht gehört. Was ich davon erwähne, gründet sich auf Hörensagen. Die Erzählung, ich gestehe es, erfüllte mich mit bitterem Unwillen gegen den Redner. Unwahrheiten, öffentlich, zumal von heilig gehaltener Stätte gesprochen, wem sind sie nicht

an sich schon anstößig? Mir mußten sie es in höherem Grade wegen der Beziehungen seyn. Sie sollten einen Flecken auf einen Fürsten, auf eine Regierung werfen, denen Rechte, ohne Unterschied eines Religionsbekenntnisses, heilig wären, die nie — wie ich am besten wußte — Bedrückungen sich erlaubt hatten. — In die Glaubhaftigkeit der Erzähler konnte ich nicht das mindeste Mißtrauen setzen. Sie waren Zuhörer gewesen, wollten sich der Ausdrücke des Redners noch erinnern, der übrigens ihnen, so wie mir, gewissermaaßen fremd war, dem sie durch ihre Erzählung nicht schaden wollten, noch konnten. — Vielleicht hatten sie Hrn. P. mißverstanden, was ich ihm jetzt gern auf sein Wort glauben will. Aber es wird mir nicht verdacht werden, daß als ich über jene Zeit sprach, mein damaliger Unwille sich wieder regte, daß ich diesen Unwillen, im Vertrauen auf glaubhafte Zeugnisse, auch öffentlich gegen eine öffentliche Handlung aussprach. Habe ich Hrn. P. Unrecht gethan, so mag er mir das absichtswidrige Unrecht vergeben, wie ich ihm oben schon seine Derbheit vergab. — Wenn übrigens der Herr Vicariatsrath damals — wie er selbst eingesteht — von den in der neueren Zeit begangenen Fehlern, und von der besseren Zukunft sprach, welche von Napoleons siegreichen Vorschritten zu erwarten seyn sollte, so mag er doch wohl selbst, wenigstens zum Mißverstand und zur Mißdeutung seiner Worte, starken Anlaß gegeben haben. Wer vermag jetzt, nachdem die Worte des Redners längst verhallt sind, darüber mit Bestimmtheit zu urtheilen?

Als Einleitung zu seinen weiteren Vorwürfen läßt Hr. P. eine Beziehung auf die Ausfälle gegen die Biographie Wilh. I. in No. 171 der Rhein. Blätter vom J. 1817 vorangehen. Er würde aber von einer so zweideutigen Autorität keinen Gebrauch gemacht haben, wäre ihm die durch Persönlichkeiten (nicht des Redacteurs, der nur in Auftrag handelte,) motivirte Entstehung dieser Critik, und zugleich die Abfertigung bekannt gewesen, welche in No. 93 des Rhein. Westf. Anz. vom näml. J. enthalten ist. Sie veranlaßte die Wiesbader Redaction zu einer kurzen Erklärung in einem ihrer folgenden Blätter, die von unpartheiischen Lesern als eine Zurücknahme jener Verunglimpfungen angesehen ward.

Auf die Vorwürfe selbst, welche mir der geistliche Herr Rath macht, ist wenig zu erwiedern nöthig. Daß die Fulder Geistlichkeit, die höhere zumal, unter dem Krummstabe sich besser fühlte und bessere Aussichten hatte, als unter dem Scepter eines weltlichen Fürsten, daß sie darum alte Zeit, alte Formen, dem Neuen vorzog, jene zurückwünschte, daß sie, wenn an die Erfüllung des Wunsches nicht mehr zu denken war, wenigstens einen katholischen Fürsten dem protestantischen vorzog, daß darum auch Bischof Adelbert bei Napoleon um einen katholischen Nachfolger an Wilhelm Friedrichs Stelle, zu bitten gedrungen ward, wer mag ihr dieses verargen? — Darum war aber die alte Verfassung nicht auch für das ganze Land die beste. Was ich darüber nach Ueberzeugung aussprach, ist nicht meine Ansicht, mein Urtheil allein. Altfulder, unter denen ich hier — um Gehässigkeiten zu vermeiden — nur einen Domprobst von Bibra nenne, urtheilten eben so. Die

Stimme des Volks sprach sich für die Abstellung der alten Mißbräuche aus. Um nur einen anzuführen, weil hier der Ort nicht ist, weitläuftiger ins Detail zu gehen: es gab geborene Mitglieder der Regierung, die zugleich oberste Justizstelle war. Söhne altadelicher Familien bezogen, als wirkliche Hof- und Regierungsräthe, wie sich wohl noch aus der Göttinger Matrikel documentiren ließ, die Universität, kamen nach wenigen Jahren zurück und nahmen dann herkömmlich ihre Stelle in der Regierung vor alten verdienten Räthen bürgerlichen Standes ein. — Ueber das herkömmliche Geschenkenehmen der Staatsdiener für geleistete oder erwartete Gefälligkeiten in Amtsgeschäften ließe sich eine histoire scandaleuse schreiben. — Doch genug hiervon.

Meine Bemerkungen über die Mißbräuche bei der Hofhaltung sollten den gutmüthigen, oft wohl nur durch seine Rathgeber übel berattheten Adelbert von Harstall nicht treffen. Die Mißbräuche schrieben sich aus früherer, als seiner Regierungszeit her, und zu einem Reformator mochte er sich wohl nicht berufen fühlen. — An anderen geistlichen Höfen (Vergl. u. a. Mémoires de Mr. de Pöllnitz), und so früher auch im Fuldischen, mochte allerdings noch toller gewirthschaftet worden seyn. —

Was in der Biographie von der Aufhebung der Universität Fulda und den Lehranstalten überhaupt gesagt ist, scheint vorzüglich Herrn P's. Unwillen erregt zu haben. Darum läßt er sich auch darüber am weitläuftigsten aus. Ich hingegen kann meine Erwiederung desto kürzer fassen. Aus Hrn. P's. Rüge geht ja schon hervor, welcher Geist in den Fulder Lehranstalten der herrschende war, und in der Literatur des katholischen Deutschlands finden sich Urtheile genug über die Nachtheile, welche mit der Bildung der Jugend durch Ordensgeistliche verknüpft sind. — Auch kann ich mich zum Theil auf die Schrift eines Fulders selbst, Hrn. D. Schneiders Topogr. der Resid.-Stadt Fulda beziehen, wenn er gleich jetzt andere Ansichten, als im J. 1806, haben mag. — Ueber die neuen Anstalten konnte ich freilich aus sehr guten Ursachen nicht ausführlich seyn. Sie waren erst noch im Werden, als ich Fulda verließ, und in den Zeitgenossen wird ohnehin Niemand eine ausführliche Geschichte von Unterrichtsanstalten suchen. — Daß aber die Fuldaer durch Anstellung protestantischer Lehrer, neben den katholischen, verschlimmert werden, möchte Hrn. P. von Männern seines eigenen Bekenntnisses, wenn sie nicht zu den Obscuranten gehören, schwerlich geglaubt werden. War doch Director Meißner auch Lehrer an der katholischen Universität zu Prag gewesen! — Daß von den vorhandenen Lehrern die qualifizirtesten beibehalten wurden, beweisen die Beispiele von Kupfer, Heller, Dickert u. a. — Wie Herr P. behaupten könne, der Religionsunterricht sey in dem neuen Lehrplan ganz ausgeschlossen geblieben, weiß ich nicht. Befindet sich doch in dem Verzeichniß der Lehrgegenstände für das J. 1805—6 die Religionslehre ausdrücklich unter dem Namen des Professor Kupfer aufgeführt? — Wie überhaupt der katholische Religionstheil in seinen Rechten dadurch beeinträchtigt werden konnte, wenn der protestantische Landesherr auch protestantische Lehrer für seine protestantischen Unterthanen anstellte, gehört zu den unbegreiflichen Dingen.

Auf ein erschlichenes und ohne Wirkung gebliebenes reichsgerichtliches Mandat hätte sich Hr. P. nicht berufen sollen. — Ohnehin ward die Wahl der Lehrer nicht durch deren Religionsbekenntniß, sondern durch ihre vorzügliche Brauchbarkeit bestimmt. Und was hat überhaupt das eine oder andere Religionsbekenntniß mit der Unterweisung in Sprachen, Geschichte, ästhetischen, mathematischen und anderen dergleichen Wissenschaften, für eine Verbindung? —

Viel könnte ich noch über einzelne Aeußerungen des Herrn Vicariatsraths sagen, wenn ich an Fehden Lust fände, und nicht besorgte, daß die meisten Leser der Zeitgenossen, die Rüge, so wie meine Erwiderung eben nicht sehr unterhaltend finden möchten. — Auch schweige ich gern zu den Anzüglichkeiten, welche hin und wieder vorkommen. Vernünftige Leser wissen dergleichen Ausfälle zu würdigen. Mir genügt das Bewußtseyn, daß bei meinem freiwilligen Scheiden aus Fulda Flüche und Verwünschungen der Landesbewohner mir nicht nachfolgten, daß ich dort in allen Ständen viele Freunde, wissentlich keinen Feind, wenigstens keinen, der es durch mein Verschulden war, zurückließ. Darum kann ich auch geschehen lassen, daß Hr. P. und sein schmähsüchtiger Genosse ferner ihre Galle über mich ergießen, wenn es ihnen Freude macht. Erwiderungen haben sie von mir, der ich nichts weniger als kampflustig bin, nicht leicht mehr zu erwarten. Die Volksstimme mag zwischen ihnen und mir richten. Uebrigens liegen meine Amtsverrichtungen in den dortigen Acten offen vor. Als ich einer neuen Herrschaft mich entzog, fand ich nicht nöthig, was ich wohl gekonnt hätte, auch nur ein Blatt von dem was Fulda betraf, daraus mitzunehmen oder zu vernichten. „Die Heuchelei verachte ich; wie ich bin so sehe mich das Auge der Welt." Das war immer mein Wahlspruch und die Grundregel aller meiner Handlungen.

v. Arnoldi.

IV.

Berichtigung.

In dem vorletzten oder XIV. Heft der Zeitgenossen S. 199 kommt eine Anekdote vor, die, ohne mich zu nennen, mich betrifft, und die, wenn sie mir gleich nur zur Ehre gereichen könnte, ich mich doch für verpflichtet halte, zu berichtigen, schon weil sie nicht wahr ist, und weil ich mir kein Verdienst auf Kosten der Wahrheit zuschreiben lassen will, und dann, weil sie die Verhältnisse einer mir sehr theuern Familie in ein falsches Licht setzt. Der Erzieher,

der an Cottas Stelle auf Pfleiderers Empfehlung, in das Malletsche Haus trat, war ich. Ich verlebte im Kreise dieser hochachtungswürdigen Familie theils zu Genf, theils zu Paris und Strasburg gegen 5 Jahre sehr angenehm, und genoß von ihr immer die freundschaftlichste Behandlung. Die Stürme der Revolution zerstörten allerdings den Wohlstand auch dieser Familie, und ich würde es mir nie haben verzeihen können, wenn ich sie nun im Unglück hätte verlassen wollen. Ich blieb bei ihr, bis 1793 ein Dekret des Konvents angekündigt wurde, daß alle Fremden eingekerkert werden sollten bis zum Frieden. Da kehrte ich, mit Einstimmung von Hrn. Mallet, der selbst sahe, daß ich ihm nun nichts mehr nützen könnte, in mein Vaterland zurück. Dieser, ein äußerst gewandter und kenntnißreicher Mann, hatte inzwischen sein Glück auf einem andern Weg versucht, und sich als Associé und Geschäftsführer einer Gesellschaft, an deren Spitze der späterhin guillotinirte Abbé d'Espagnac stand, anstellen lassen, um das ganze Fuhrwesen der Rhein- Pyrenäen- und Alpen-Armee (Charrois de l'Armée) wozu 30000 Pferde erfodert wurden, anzuschaffen und zu leiten, und stand also, wie sich leicht begreifen läßt, in sehr vortheilhaften Umständen. In dieser Lage war er natürlich nicht in dem Fall, von dem Hofmeister seiner Kinder Unterstützung anzunehmen, vielmehr erfüllte er gegen mich seine eingegangene sehr liberale Verbindlichkeiten auf die genügendste Weise, und that, aus einer besondern Veranlassung, noch mehr als dieß. Späterhin wurde er durch Jacobiner-Ränke und Neid über das Gedeihen seiner Unternehmung allerdings genöthigt, selbst auszuwandern, und nach Nord-Amerika (nicht nach St. Domingo), zu gehen, bei welcher Gelegenheit er mich auf der Durchreise besuchte. Ob aber gleich die Trümmer seines wieder aufblühenden Glücks in Frankreich zerstört wurden, so rettete er doch so viel, daß er sich in Amerika ansiedeln, und seine Familie, die ich noch die zufällige Freude hatte, in Göttingen und Hamburg 1795 wieder zu sehen, unter nicht ungünstigen Umständen nachkommen lassen konnte. Wirklich lebt er dort noch jetzt, nach Briefen vom vorigen Jahr, mit meinen 3 ehemaligen Zöglingen (ihre Mutter, eine Frau von seltener Herzensgüte ist gestorben) in zwar nicht glänzenden, doch die mäßigen Wünsche eines philosophischdenkenden Mannes befriedigenden Umständen, als Landeigenthümer, und erfreut sich des Glücks (des wechselnden, wie es bei Menschen so häufig der Fall ist) von guten Kindern und Enkeln.

Stuttgardt d. 6. Jan. 1819.

Professor des Gymnasiums
Camerer.

Inhalt des vierten Bandes.

XIII.

Seite

Rudolph Ackermann. Von J. C. Hüttner. . . 1
Gerhard und Karl von Kügelgen. Von H. Z. . 23
Emanuel Godoy Alvarez de Varia. Von R. von Bosse. 53
Johann Martin Miller. Von K. R. . . . 73
Baron Felix Desportes. 105
Johann Nicolaus Forkel. Von J. L. Er. . . 121
Gysbert Carl Graf von Hogendorp. Von Dr. J. von Arnoldi. 137
Friedrich, König von Würtemberg. Aus dem Edinb. Review übersetzt. Mit einem Vorwort des Herausgebers der Zeitgenossen. 159

XIV.

August Ludwig von Schlözer. Von B. A. . . 3
Frau Doctor Dorothea von Robbe, geb. von Schlözer. Von B. A. 49
Jacob Necker. Von C—r. 65
I. Die Familie Necker. 69
II. Necker der Staatsmann. 75
Henrich Steffens. Von W. 115
Don Juan Antonio Llorente. 145
Johann Friedrich Cotta. 193
Madame Florissent (Mistreß Billington). . 205

XV.

Aubin Louis Millin. Von Krafft und Böttiger. 3
I. Aubin Louis Millin. Von K. W. Krafft. . 7
II. Skizzen zu Millins Schilderung. Von C. A. Böttiger. 67
Sir Samuel Romilly. Von S—r. 109

Seite

Friedrich von Schiller. Von D. 123
Dr. Charles Burney. Von H—r. 185

XVI.

Lord Liverpool, erster Minister von Großbritannien. Von H—r. 3
James Perry. Von H—r. 11
Johann Meermann, Freiherr von Dalem. Von Dr. Friedrich Cramer. 27
Richard Watson, Bischof von Landaff. . . . 47
Graf Joseph von Zurlo. 109
Ritter von Wiebeking, K. Baierischer Geheimerrath ꝛc. 125
Antoine Jacques Claude Joseph Graf Boulay de la Meurthe. 139
Kleinere biographische Aufsätze und Charakter-Skizzen.
I. Friedrich August Wolf. 149
II. Walter Scott. 152
III. Christoph August Tiedge. 155
IV. Warren Hastings. 158
V. Friedrich August von Stägemann. . . . 162
VI. Dirk van Hogendorp. 164
Zusätze und Berichtigungen.
I. Zusatz zu R. Ackermanns Biographie. Briefwechsel zwischen Ackermann und dem Fürsten Blücher. 169
II. Rüge und Verantwortung von L. Pfaff in Fulda, gegen den Geh. Rath von Arnoldi in Dillenburg. . 173
III. Antwort hierauf vom Geh. Rath von Arnoldi. . 182
IV. Berichtigung von Cammerer. 185

Auswahl

vorzüglicher Werke und Schriften, welche im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands, der Schweiz, Oesterreichs, Rußlands *), Schwedens **), Dänemarks ***), der Niederlande ****), Frankreichs †), Englands ††) und in Amerika †††) zu den beigesetzten Preisen zu erhalten sind.

Alfieri (Vittorio), Denkwürdigkeiten seines Lebens. Von ihm selbst geschrieben. Nach dem italienischen Originale deutsch herausgegeben von Ludw. Hain. 8. 2 Thle. 1812. 3 Thlr. (5 Fl. 24 Xr.)

Andeutungen zur Kritik der Königl. Preuß. Zoll- und Verbrauchsteuer-Gesetzgebung vom 26sten Mai 1818. gr. 8. 1819. 20 Gr. (1 Fl. 30 Xr.)

Arnoldi (J. von), historische Denkwürdigkeiten. gr. 8. 1817. 2 Thlr. 12 Gr. (4 Fl. 30 Xr.)

Bäder, die, und Heilbrunnen Deutschlands und der Schweiz. Ein Taschenbuch für Bade- und Brunnenreisende, von Dr. C. F. Mosch. 2 Thle. Mit 36 landschaftlichen Ansichten und einer Charte. 8. 1819. 4 Thlr. 12 Gr. (8 Fl. 6 Xr.)

Baggesen (Jens), Parthenais oder die Alpenreise. Ein idyllisches Epos in zwölf Gesängen. Neue Auflage. Mit 6 Kupfern 12. 1819. 2 Thlr. 16 Gr. (4 Fl. 48 Xr.)

— — Heideblumen. Mit dem Portrait des Verf. 8. 1808. 2 Thlr. (3 Fl. 36 Xr.)

---

*) In Rußland insbesondere bei Hartmann, Meinshausen, Leiste in Riga; bei Deubner und Treuy in Mietau und Riga; bei Kosegarten in Reval; bei W. Gräff, Carl Lißner, Weyher und Schwetschke in St. Petersburg; in Abo bei Meyer; in Wilna bei Moritz; in Moskau in der Vehschen Buchhandlung; in Warschau bei Glücksberg und Comp.

**) In Schweden bei Em. Bruzelius in Upsala und in Stockholm; und bei Wiborg in Stockholm.

***) In Dänemark bei Bonnier, Brummer und in der Gyldendalschen Buchhandlung in Copenhagen.

****) In den Niederlanden bei Müller und Comp., und bei Sülpke in Amsterdam; im Haag bei Volke.

†) In Frankreich bei Treuttel und Würtz in Straßburg und in Paris.

††) In England bei Bohte und Comp. und bei Treuttel und Würtz in London.

†††) In Amerika kann man sich an die Herren Hennings und Zinkernagel in Philadelphia wenden.

Blumenlese aus dem Stammbuche der deutschen mimischen Künstlerin, Frauen Henriette Hendel-Schütz, geb. Schüler. Mit einem Kupfer. 12. 1815. 1 Thlr. 8 Gr. (2 Fl. 24 Xr.)

Bouilly (J. N.), Rath an meine Tochter, in Beispielen aus der wirklichen Welt, frei bearbeitet von Ludwig Hain. Neue Aufl. 8. 1816. 2 Bändchen. 1 Thlr. 16 Gr. (3 Fl.)

Byron (Lord), Manfred; Trauerspiel. Deutsch von Adolph Wagner. Mit gegenüber gedrucktem Originaltext. 8. 1819. 1 Thlr. 12 Gr.. (2 Fl. 42 Xr.)

Calderon de la Barca, Schauspiele. Uebersetzt vom Freiherrn Ernst F. G. O. von der Malsburg. 1r. Theil, enthält: Es ist schlimmer als es war; 2. Es ist besser als es war. 2r. Theil, enthält: 1. Fürst, Freund, Frau. 2. Wohl und Weh. 8. 1819. Jeder Theil 2 Thlr. (3 Fl. 36 Xr.)

Chateaubriand (F. A. de), Souvenirs d'Italie, d'Angleterre et d'Amérique. Seconde édition. 12. 1817. 1 Thlr. 8 Gr. (2 Fl. 24 Xr.)

Constitutionen, die, der europäischen Staaten seit den letzten 25 Jahren. In drei Theilen. 1r. Theil. gr. 8. 1817. 2 Thlr. (3 Fl. 36 Xr.) 2r. Theil. gr. 8. 1817. 2 Thlr. 12 Gr. (4 Fl. 30 Xr.)

Constitution, die, Spaniens, durch die Cortes, und die Constitution Süd-Amerika's. Mit histor. Einleitungen x. gr. 8. 1819.

Conversations-Lexicon oder Real-Encyclopädie, (allgemeine deutsche), für die gebildeten Stände. In zehn Bänden. Fünfte Original-Ausgabe. 8. 1819. Pränum. Preis: auf weiß Druckpapier in ord. 8. 12 Thlr. 12 Gr. (22 Fl. 30 Xr.); auf Schreibpapier in ord. 8. 18 Thlr. 18 Gr. (33 Fl. 45 Xr.); auf fein weiß Druckp. in Med. Format 22 Thlr. (39 Fl. 36 Xr.); auf supra-fein Berliner Pap. in Med. Format 28 Thlr. (50 Fl. 24 Xr.); auf engl. Velinpap. in Med. Format. 45 Thlr. (81 Fl.)

Coxe (W.), Geschichte des Hauses Oesterreich seit der Gründung dieser Monarchie von Rudolph von Habsburg bis zum Tode Leopolds des Zweiten. (1213 — 1792). Aus dem Englischen von Dippold u. Wagner. Mit berichtigenden Anmerkungen der Uebersetzer. 4 Bde. gr. 8. 1817. Complet 10 Thlr. (18 Fl.) [jeder Bd. 2 Thlr. 12 Gr.]

Curths (C.), die Bartholomäus-Nacht. Ein Fragment aus der Geschichte der Vorzeit Frankreichs. 8. 1814. 1 Thlr. 16 Gr. (3 Fl.)

Dante Alighieri, die göttliche Comödie. 1r Theil: Die Hölle. 2r Theil: Das Fegefeuer. Uebersetzt von C. L. Kannegießer. 8. 1814. jeder Theil 1 Thlr. 16 Gr. (3 Fl.)

Depping (G. B.), Sammlung der besten alten spanischen historischen Ritter- und Maurischen Romanzen. (Im spanischen Original.) Mit einer (deutschen) Einleitung und mit (deutschen) Anmerkungen. 12. 1817. 2 Thlr. 12 Gr. (4 Fl. 30 Xr.)

Dichterproben, Brittische. Nr. 1. Nach Thomas Moore und Lord Byron; (übersetzt vom Leg. Rath Breuer). Mit gegenübergedrucktem Originaltext 12. 1819. 1 Thlr. 12 Gr. (2 Fl. 42 Xr.)

Ennemoser (Dr. Joseph), der Magnetismus, nach der allseitigen Beziehung seines Wesens, seiner Erscheinungen, Anwendung und Enträthselung, in einer geschichtlichen Entwickelung von allen Zeiten und bei allen Völkern wissenschaftlich dargestellt. gr. 8. 1819. 3 Thlr. (5 Fl. 24 Xr.)

Essai sur l'histoire de l'économie politique des peuples modernes jusqu'au commencement de l'année 1817. (par M. de Bosse.) Deux parties. 8. 1818. 2 Thlr. 12 Gr. (4 Fl. 30 Xr.)

Falk (Johannes), auserlesene Werke. (Alt und neu) In 3 Theilen. (1r. Theil Liebesbüchlein; 2r. Th. Osterbüchlein; 3r. Th. Narrenbüchlein). 8. 1819. 5 Thlr. 16 Gr. (10 Fl. 12 Xr.)

Friedländer (Dr. Hermann), Ansichten von Italien während einer Reise in den Jahren 1815 und 1816. In zwei Theilen. Erster Theil. 8. 1818. 1 Thlr. 18 Gr. (3 Fl. 9 Xr.)

Furchau (Friedrich), Hans Sachs. In zwei Abtheilungen. Erste Abtheilung: die Wanderschaft. Zweite Abtheilung: der Ehestand. gr. 8. 1819. Jede Abtheilung 1 Thlr. 8 Gr. (2 Fl. 24 Xr.)

Gemmen, gedeutet von Arthur vom Nordstern. Zweite Auflage in gr. 8. 1818. Mit sechzehn Vignetten. 1 Thlr. 8 Gr. (2 Fl. 24 Xr.)

Germar (Ernst Friedrich), Reise in Dalmatien und das Gebiet von Ragusa. Mit 9 illuminirten Kupfern und 2 Charten. gr. 8. 1817. 2 Thlr. 16 Gr. (4 Fl. 48 Xr.)

Gerning (J. J. von), die Heilquellen am Taunus. Ein didaktisches Gedicht in 4 Gesängen. Mit Erläuterungen, 7 Kupfern und einer Karte. 4. 1814. 5 Thlr. (9 Fl.)

Dasselbe ohne die Kupfer, aber mit Karte. 12. 1815. 1 Thlr. 8 Gr. (2 Fl. 24 Xr.)

Geschichte, merkwürdige, der Befreiung der Mistreß Spencer Smith aus französischer Gefangenschaft zu Venedig, im Jahr 1806 durch den Marquis de Salvo. Aus dem Engl. von Henriette Schubart. 8. 1816. 20 Gr. (1 Fl. 30 Xr.)

Geschichte Andreas Hofers, Sandwirths aus Passeyr, Oberanführers der Tyroler im Kriege von 1809. gr. 8. 1817. 2 Thlr. 6 Gr. (4 Fl. 3 Xr.)

Glatz (Jak.), die Familie von Karlsberg, oder die Tugendlehre, anschaulich dargestellt in einer Familiengeschichte. Ein Buch für den Geist und das Herz der Jugend beiderlei Geschlechts. 2 Bde. Neue Aufl. 8. 1816. 1 Thlr. 16 Gr. (3 Fl.)

Grävell (Dr. M. C. F. W.), das Wiedersehn nach dem Tode. Daß es seyn müsse und wie es nur seyn könne. Als Anhang zu dem Werke: Der Mensch. gr. 8. 1819. 10 Gr. (45 Xr.)

Greiner (Dr. G. Fr. Chr.), der Traum und das fieberhafte Irreseyn. Ein physiologisch-psychologischer Versuch. gr. 8. 1817. 1 Thlr. 4 Gr. (2 Fl. 6 Xr.)

Grötsch (J. G.), der Zug der Normannen nach Jerusalem. Romantisches Heldengedicht in 12 Gesängen. 8. 1819. 2 Thlr. (3 Fl. 36 Xr.)

Hamann (J. G.), Sibyllinische Blätter des Magus in Norden. Herausgegeben von Dr. Fr. Cramer. Mit dem Bildniß Hamanns. 8. 1819. 2 Thlr. (3 Fl. 36 Xr.)

Hasse (Prof. F. Ch. A.), Gestaltung Europa's seit dem Ende des Mittelalters bis auf die neueste Zeit nach dem Wiener Congreß. Erster Theil mit einer Karte. (Die Zeiten von 1492 bis zum französischen Revolutionskriege). gr. 8. 1818. 2 Thlr. 6 Gr. (4 Fl. 3 Xr.)

Heer, das, von Innerösterreich unter den Befehlen des Erzherzogs Johann im Kriege von 1809, in Italien, Tyrol

und Ungarn. Von einem Generalofficier des k. k. General-Quartier-Meister-Staabs. gr. 8. 1817. 2 Thlr. 12 Gr. (4 Fl. 30 Xr.)

Hellwig (Amalia v., geb. v. Imhoff), die Schwestern von Corcyra. Dramatische Idylle in zwei Abtheilungen. Mit Kupf. und Musik. 12. 1812. 1 Thlr. 8 Gr. (2 Fl. 24 Xr.)

— — — die Tageszeiten. Ein Cyklus griechischer Zeit und Sitte. In vier Idyllen. 12. 1812. 1 Thlr. 8 Gr. (2 Fl. 24 Xr.)

Hippocratis Coi opera quae exstant, in sectiones VII divisa, edid. J. F. Pierer, M. D. 3 tom. 8 maj. 1816. 4 Thlr. 12 Gr. (8 Fl. 6 Xr.)

Hermes, oder Leipziger kritisches Jahrbuch der Literatur, (Geleitet vom Prof. W. T. Krug). gr 8. 1819. 1r Jahrg. In 4 Stücken. 8 Thlr. (14 Fl. 24 Xr.)

Jakob (L. H. v.), Academische Freiheit und Disciplin, mit besonderer Rücksicht auf die preuß. Universitäten. gr. 8. 1819. 16 Gr. (1 Fl. 12 Xr.)

John (Prof. J. F.), Handwörterbuch der allgemeinen Chemie. 4 Bde. 8. 1817—19. Mit Kupfern. 11. Thlr. (19 Fl. 48 Xr.)

Isis. Herausgegeben von Oken. Erster Jahrgang für 1817 mit Kupfern, 4. 6 Thlr. (10 Fl. 48 Xr.). Zweiter Jahrgang für 1818. mit Kpfrn. 4. 8 Thlr. (14 Fl. 24 Xr.) Dritter Jahrgang für 1819. mit Kpfrn. 4. 8 Thlr (14 Fl. 24 Xr.)

Kanne (Friedr. August), Vier Nächte oder romantische Gemälde der Phantasie. 8. 1819. 1 Thlr. 4 Gr. (2 Fl. 6 Xr.)

Karamsin, Aglaja. Sammlung von romantischen und historischen Erzählungen. Aus dem Russischen übersetzt von Ferdinand von Biedenfeld. 8. 1819. 1 Thlr. 8 Gr. (2 Fl 24 Xr.)

Klingemann (Dr. Aug.), Faust, ein Trauerspiel in fünf Akten. 8. 1815. 18 Gr. (1 Fl. 21 Xr.)

— — Hamlet, ein Trauersp. in 6 Aufz. von Shakespeare. Nach Göthes Andeutungen und A. W. Schlegels Uebers. für die Bühne bearbeitet. 8. 1815. 18 Gr. (1 Fl. 21 Xr.)

Kreysig (Dr. Fried. Lud., K. Sächs. Leibarzt und Prof.) System der practischen Heilkunde. Erster Band. Heil-Grundsätze. Erster Theil. Angewandte oder practische Krankheitslehre. gr. 8. 1818. 2 Thlr. (3 Fl. 36 Xr.)

Dieser Theil hat auch den Titel:

— — — Handbuch der practischen Krankheitslehre. Erster Theil.

— — — 2r Theil enthaltend den zweiten Theil des ersten Bandes oder der angewandten oder practischen Krankheitslehre. gr. 8. 1819. 2 Thlr. 16 Gr. (4 Fl. 48 Xr.)

Dieser Theil hat auch den Titel:

— — — Handbuch der practischen Krankheitslehre, zweiter Theil, erste Abtheilung.

Krug (Prof. W. T.), Entwurf zur Deutschen und Darstellung der Englischen Gesetzgebung über die Preßfreiheit. gr. 8. 1818. 20 Gr. (1 Fl. 30 Xr.)

— — Auch eine Denkschrift über den gegenwärtigen Zustand von Deutschland, oder Würdigung der Denkschrift des Hrn. v. Stourdza, in juridischer, moralischer, politischer und religiöser Hinsicht. 8. geh. 1819. 6 Gr. (27 Xr.)

— — *état actuel* de l'*Allemagne* ou examen et réponse au mémoire de Mr. de *Stourdza* sur l'état de l'*Allemagne* sous le

rapport juridique, moral, politique et religieux. 8. geh. 8 Gr. (36 Xr.) (ist Uebersetzung von Nr. 1.)

Krug (Prof. W. T.), das preußische Zollgesetz, die preußische Staatszeitung und der Zeitgeist. 2te Aufl. 8. geh. 1819. 8 Gr. (36 Xr.)

— — Kotzebue und die deutschen Universitäten. 2te Aufl. 8. geh. 1819. 10 Gr. (45 Xr.)

— — Mahnung der Zeit an die protestantische Kirche, bei der Wiederkehr ihres Jubelfestes. (Nebst einer Nachschrift an die catholische Kirche und deren Oberhaupt). gr. 8. 1817. 8 Gr. (36 Xr.)

Löben (O. H. Graf von), Rosengarten. Romantische Dichtungen. Zwei Theile. 8. 1817. 3 Thlr. 8 Gr. (6 Fl.)

Lobgesang, der, auf den heiligen Anno, in der altdeutschen Grundsprache und mit einer Einleitung, Uebersetzung und Anmerkungen herausgegeben von Dr. G. A. F. Goldmann. 8. 1816. 20 Gr. (1 Fl. 30 Xr.)

Massenbach (Obrist von), Rückerinnerungen an große Männer. gr. 8. 1809. 1 Thlr. 12 Gr. (2 Fl. 42 Xr.)

— — Memoiren zur Geschichte des preußischen Staats unter den Regierungen Friedrich Wilhelm des Zweiten und Friedrich Wilhelm des Dritten. In drei Bdn. gr. 8. Mit Karten und Planen. 1809 u. 10. 6 Thlr. (10 Fl. 48 Xr.)

— — historische Denkwürdigkeiten zur Geschichte des preußischen Staats seit dem Jahre 1794, nebst seinem Tagebuche über den Feldzug 1806. 2 Thle. in gr. 8. mit vier Karten und Planen. 1809. 2 Thlr. 12 Gr. (4 Fl. 30 Xr.)

Mémoires secrets sur la vie privée, politique et littéraire de Lucien Buonaparte, prince de Canino, rédigés sur sa correspondance et sur des pièces authentiques et inédites. 2 Tomes. gr. 8. 1812. 2 Thlr. 12 Gr. (4 Fl. 30 Xr.)

Möller (Nic.), speculative Darstellung des Christenthums. gr. 8. 1819. 1 Thlr. (1 Fl. 48 Xr.)

— — Ueber das absolute Princip der Ethik. gr. 8. 1809. 10 Gr. (45 Xr.)

Murhard (Dr. Carl), Theorie des Geldes und der Münze. gr. 8. 1817. 1 Thlr. 12 Gr. (2 Fl. 42 Xr.)

Nibelungen (das Lied der). Metrisch in die jetzige deutsche Mundart übertragen von J. Gust. Büsching. gr. 8. 1815. 1 Thlr. 8 Gr. (2 Fl. 24 Xr.)

Nibelungen, die, von F. R. Hermann. In 3 Theilen. 1r Thl: Der Nibelungen Hort. 2r Theil: Siegfried. 3r Theil: Chriemhildens Rache. gr. 8. 1819. 1 Thlr. 18 Gr. (3 Fl. 9 Xr.)

Oehlenschläger (Adam), Aladdin oder die Wunderlampe. Ein dramatisches Gedicht in zwei Spielen. 8. 1808. 2 Thlr. 12 Gr. (4 Fl. 30 Xr.)

Petrarca (Francesco), italienische Gedichte, übersetzt und mit erläuternden Anmerkungen begleitet von Prof. Carl Förster. 8. 2 Thle. 1818 — 1819. 5 Thlr. (9 Fl.)

Puchelt (Dr. und Prof. Fried. Aug. Benj.), das Venensystem in seinen krankhaften Verhältnissen. gr. 8. 1818. 2 Thlr. (3 Fl. 36 Xr.)

Quandt (G.), Streifereien im Gebiete der Kunst auf einer Reise von Leipzig nach Italien im Jahr 1813. 3 Thle. 8. 1819. 3 Thlr. (5 Fl. 24 Xr.)

Reichardt (Joh. Friedr.), vertraute Briefe, geschrieben auf einer Reise nach Wien und den österreichischen Staaten, zu Ende des Jahres 1808 und zu Anfang 1809. 2 Bände. 8. 1810. 3 Thlr. (5 Fl. 24 Xr.)

— — Briefe eines reisenden Nordländers. Geschrieben in den Jahren 1807 — 1809. Neue Auflage. 1816. 8. 1 Thlr. 12 Gr. (2 Fl. 42 Xr.)

Rudolphi (Prof. K. Asm.), Entozoorum sive vermium intestinalium historia naturalis. Cum 6 tab. aen. (Naturgeschichte der Eingeweidewürmer) gr. 8. 3 vol. 1808 — 10. 7 Thlr. 12 Gr. (13 Fl. 30 Xr.)

Saalfeld (Prof. F.), allgemeine Geschichte der neuesten Zeit, seit dem Anfange der französischen Revolution. In 4 Bdn. oder 8 Abtheilungen. Band 1. und 2. und 3. Bandes 1. Abtheilung sind erschienen und kosten 9 Thlr. (16 Fl. 12 Xr.) gr. 8. 1815 — 19.

— — Geschichte Napoleon Buonapartes. Zweite gänzlich umgearbeitete Auflage. 2 Bde. gr. 8. 1816 — 17. 5 Thlr. 12 Gr. (9 Fl. 54 Xr.)

Schicksals-Strumpf, der. Tragödie in vier Akten, von den Brüdern Fatalis, (von Castelli). kl. 8. 1818. 1 Thlr. (1 Fl. 48 Xr.)

Schopenhauer (Johanna), Ausflucht an den Rhein und dessen nächste Umgebungen im Sommer des ersten friedlichen Jahres. kl. 8. 1818. 1 Thlr. 16 Gr. (3 Fl.)

— — Reise durch England und Schottland. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. In zwei Bänden. 8. 1818. 4 Thlr. (7 Fl. 12 Xr.)

— — Gabriele. Ein Roman. 2 Bände. 8. 1819. 4 Thlr. (7 Fl. 12 Xr.)

Schulze (Ernst), poetische Schriften. 1r. 2r. und 3r. Band. 6 Thlr. (10 Fl. 48 Xr.) 8. 1818 — 19. Der 1. und 2. Band enthält:

— — Cäcilie, ein romantisches Gedicht in 20 Gesängen. 2 Bände. 8. 1818. 4 Thlr. (7 Fl. 12 Xr.) Der 3. Band enthält:

— — Poetisches Tagebuch, und Psyche, ein Mährchen. 8. 1819. 2 Thlr. (3 Fl. 36 Xr.) Letzteres einzeln abgedruckt unter dem Titel:

— — Psyche, ein Mährchen in 7 Büchern. 8. 1819. 1 Thlr. (1 Fl. 48 Xr.)

— — Die bezauberte Rose. Romantisches Gedicht in 3 Gesängen. Mit 6 Kupfern. 2te Auflage. 12. 1819. 1 Thlr. 16 Gr. (3 Fl.)

Scott (Walter), schottische Lieder und Balladen. Uebersetzt von Henriette Schubart. gr. 8. 1817. 1 Thlr. (1 Fl. 48 Xr.)

— — Die Jungfrau vom See. Uebersetzt von Henriette Schubart. 8. 1819. 1 Thlr. 8 Gr. (2 Fl. 24 Xr.)

Shakspeare's Schauspiele, übersetzt von Johann Heinrich Voß und dessen Söhnen, Heinrich Voß und Abraham Voß. Mit Erläuterungen. Erster Band gr. 8. 1818. 3 Thlr. (5 Fl. 24 Xr.) (Der Sturm; der Sommernachts-Traum; Romeo und Julia; alle drei von Johann Heinrich Voß; Viel Lärmen um Nichts von Heinrich Voß)

— — Zweiter Band. gr. 8. 1818. 3 Thlr. (5 Fl. 24 Xr.) (Der Kaufmann von Venedig, von J. H. Voß; Maas für Maas, von

Abraham Voß; Was ihr wollt, von J. H. Voß; Der Liebe Müh' umsonst, von Heinrich Voß.)

Shakspeare's Schauspiele rc. Dritter Band. gr 8. 1819. 3 Thlr. (5 Fl. 24 Xr.) (Wie es euch gefällt, von J. H. Voß; König Lear, von H. Voß; Die gezähmte Keiferin, von A. Voß; Timon von Athen, von A. Voß.)

— — Romeo und Julia, übersetzt von Joh. Heinr. Voß. Mit Erläuterungen. gr. 8. 1818. 1 Thlr. (1 Fl. 48 Xr.)

— — Der Kaufmann von Venedig, übersetzt von demselben. Mit Erläuterungen. gr. 8. 1818. 20 Gr. (1 Fl. 30 Xr.)

— — König Lear, übersetzt von H. Voß. Mit Erläuterungen. gr. 8. 1819. 1 Thlr. 4 Gr. (2 Fl. 6 Xr.) (Alle drei besondere Abdrücke aus der vollständigen Uebersetzung.)

Sickler (Dr. F.), die Herkulanensischen Handschriften in England; mein Ruf zu deren Entwickelung und die daraus gewonnenen Resultate. Nebst Abbildung Herkul. Manuskripte in Steindruck. gr. 8. 1819. 1 Thlr. 8 Gr. (2 Fl. 24 Xr.)

— — Nachtrag zu dieser Schrift: Ueber die Versuche von Davy. 8. 10 Gr. (45 Xr.)

Sinnbilder der Christen, erklärt von Arthur vom Nordstern. Mit 21 Holzstichen (von Nesbit, Branston, Clennel und Hole in London). gr. 4. 9 Thlr. (16 Fl. 12 Xr.)

Sismondi (J. C. L. Simonde de), die Literatur des südlichen Europa. Deutsch bearbeitet von L. Hain. 2 Bände. gr. 8. 1819. 6 Thlr. (10 Fl. 48 Xr.)

Sparre-Wangenstein (C. J. von), über Geschwornengerichte und das Verfahren in peinlichen Sachen. gr. 8. 16 Gr. (1 Fl. 12 Xr.)

Sprengel (Curtii), Institutiones medicae. Tom I — VI. (neue Aufl. von tom. III — VI.) gr. 8. 1809 — 19. 13 Thlr. 4 Gr. (23 Fl. 42 Xr.)

— — historia rei herbariae. 2 vol. 8 maj. 1808. 6 Thlr. (10 Fl. 48 Xr.)

— — Geschichte der Botanik. Neue Bearbeitung und bis auf die jetzige Zeit fortgeführt. 2 Thle. Mit Kupfern. gr. 8. 1817 — 18. 4 Thlr. 16 Gr. (8 Fl. 24 Xr.)

Staël-Holstein (Madame la Baronne), de l'Allemagne. Nouvelle édition, précédée d'une Introduction par Mr. Charles de Villers, et enrichie du texte original des morceaux poetiques traduits. 1815. 4 Vols in 12. 3 Thlr. (5 Fl. 24 Xr.)

— — mémoires et considérations sur les principaux événements de la révolution française. 3 Vol. 12. 1819. 3 Thlr. (5 Fl. 24 Xr.)

Bailleul, examen critique (de l'ouvrage précédent). 2 Vol. 12. 1819. 2 Thlr. (3 Fl. 36 Xr.)

Steffens (Henrich), Caricaturen des Heiligsten. In 2 Thln. 1r. Theil. gr. 8. 1819. 2 Thlr. 12 Gr. (4 Fl. 30 Xr.)

— — die gute Sache. 8. geh. 1819. 8 Gr. (36 Xr.)

Tagebuch einer Reise eines Galla-Amerikaners, (L. Simond's) durch Großbritannien in den J. 1810 und 11. Deutsch herausgegeben von Lud. Schlosser. 2 Thle., mit 6 Kpfrn. gr. 8. 1817 und 18. 4 Thlr. 12 Gr. (8 Fl. 6 Xr.)

Taschenbuch der Conversation in ausländischen Sprachen, der französischen, englischen, italienischen, mit deutscher Erklärung. 2te Aufl. 12. 1819. 1 Thlr. 8 Gr. (2 Fl. 24 Xr.)

Taschen-Encyclopädie, deutsche, oder Handbibliothek des Wissenswürdigsten in Hinsicht auf Natur und Kunst, Staat und Kirche, Wissenschaft und Sitte. In alphabetischer Ordnung. In 4 Theilen mit 50 Kupfern. 12. (herausgegeben von Prof. F. C. A. Hasse in Dresden). Jeder Theil 2 Thlr (3 Fl. 36 Xr.) Der 1ste bis 3te Theil sind erschienen; der 4te erscheint Michaelis 1819.

Tasso's (Torq.) Leben und Charakteristik, nach Ginguené dargestellt und mit ausführlichen Ausgaben-Verzeichnissen seiner Werke begl. von Dr. F. A. Ebert. 8. 1819. 1 Thlr. 8 Gr. (2 Fl. 24 Xr.)

Teuscher (F.), Saladdin. Rom. Gedicht in 4 Gesängen. Mit 4 Kpfrn. (Preisgedicht aus der Urania 1819.) 12. 1819. 1 Thlr. 12 Gr. (2 Fl. 42 Xr.)

Theater, classisches, der Franzosen. Nr. 1. Zaire von Voltaire. Uebersetzt u. mit Erläuterungen begleitet von Peucer. Mit gegenübergedrucktem Originaltext. 12. 1819. 1 Thlr. 16 Gr. (3 Fl.)

Thümmel (Mor. Aug. von), der heilige Kilian und das Liebes-Paar. Herausgeg. von Fr. Ferd. Hempel. Mit 4 Kpfrn. gr. 8. 1 Thlr 8 Gr. (2 Fl. 24 Xr.)

Urania, Taschenbuch a. d. J. 1819. Neue Folge, 1r. Jahrgang. Mit 6 Kpfrn. 2 Thlr. (3 Fl. 36 Xr.) (Von den frühern Jahrgängen sind noch zu erhalten: Jahrg. 1810. 1 Thlr. 12 Gr. (2 Fl. 42 Xr.) 1815, 17 und 18. jeder 2 Thlr. (3 Fl. 36 Xr.)

Venturini (Dr. Carl), Rußlands und Deutschlands Befreiungskriege von der Franzosenherrschaft unter Napoleon Buonaparte in den Jahren 1812 — 15. 4 Theile. Mit 25 Kupfern und 3 Charten. gr. 8. 1816 — 19. 10 Thlr. 16 Gr. (19 Fl. 12 Xr.)

Werner (Fr. Ludw. Zach.), Cunegunde die Heilige, römisch-deutsche Kaiserin. Ein romantisches Schauspiel in 5 Akten. 8. 1815. 1 Thlr. 4 Gr. (2 Fl. 6 Xr.)

— — der vierundzwanzigste Februar. Eine Tragödie in einem Akt. 2te Ausg. mit einem Titelkupfer. 8. 1819. 1 Thlr. (1 Fl. 48 Xr.)

Wetzel (F. G.), Jeanne d'Arc. Trauerspiel in 5 Aufzügen. Mit 1 Kupfer. 8. 1817. 1 Thlr. (1 Fl. 48 Xr.)

Wieland (Christoph Martin), geschildert von J. G. Gruber. Zwei Thle, mit gestoch. Titelblättern, 3 Kupfern und einem Fac Simile. 8. 1815. 4 Thlr. (7 Fl. 12 Xr.)

Winkell (G. F. D. aus dem), Handbuch für Jäger u. Jagdberechtigte. 3 Bde. Mit Kpfrn. u. Tabellen. Neue umgearbeitete Aufl. gr. 8. 1819.

Witte (Dr. Karl d. ältere), Erziehungsgeschichte s. Sohnes, Dr. Karl Witte d. jüngern. 2 Thle. 8. 1819. 3 Thlr. (5 Fl. 24 Xr.)

Wladimir, Fürst, und dessen Tafelrunde. Altrussische Heldenlieder. 12. 1819. 1 Thlr. (1 Fl. 48 Xr.)

Wolfart (Dr. und Prof. K. Chr.), Jahrbücher für den Lebens-Magnetismus, oder neues Asklépicion. Allgem. Zeitbl. für die gesammte Heilkunde, nach den Grundsätzen des Mesmerismus. 1sten Bds erstes und zweites und 2ten Bds erstes Heft. gr. 8. 1818 — 19. Jedes Heft 1 Thlr. (1 Fl 48 Xr.)

Zeitgenossen. Biographien und Characteristiken. 1r. 2r. 3r. u. 4r. Bd. jeder Bd. in 4 Abth. (I — XVI.) gr. 8. 1816 — 19. Jede Abth. 1 Thlr. (1 Fl. 48 Xr.) auf Druckp.; 1 Thlr. 12 Gr. (2 Fl. 42 Xr.) auf Schreibp.; 2 Thlr. (3 Fl. 36 Xr.) auf Velinpapier.